

NIEDERDEUTSCHE STUDIEN

BEGRÜNDET VON WILLIAM FOERSTE

HERAUSGEGEBEN VON DIETRICH HOFMANN

·BAND 18



GEDENKSCHRIFT FÜR
WILLIAM FOERSTE

Herausgegeben von

DIETRICH HOFMANN

unter Mitarbeit von

WILLY SANDERS



1970

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN

Gedruckt mit Unterstützung
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe
und der Gesellschaft zur Förderung
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 1970 by Böhlau Verlag, Köln
Gesamtherstellung: Boss-Druck, Kleve
Printed in Germany
ISBN 3 412 03770 2

INHALT

Vorwort	VIII
DIETRICH HOFMANN, Das wissenschaftliche Werk William Foerstes	1
FRANZ PETRI, Begegnungen mit William Foerste	8
JAN GOOSSENS, Intern-linguistische Sprachgeographie	17
A. WEIJNEN, Phonischer Raum	28
HANS KUHN, Fremder <i>t</i> -Anlaut im Germanischen	34
H. M. HEINRICHS, Sprachliche Grundsicht und Doppelformen	53
GABRIELE SCHIEB, Zum Nebensatzrepertoire des ersten deutschen Prosaromans. Die Temporalsätze	61
ILPO TAPANI PIIRAINEN, Die deutsch-estnische Lexikographie im 17. Jahrhundert	78
ZDENKO ŠKREB, Konjunktiv und Indikativ im unselbständigen Satz	89
JOST TRIER, Horst und Stock	100
HANS-FRIEDRICH ROSENFELD, <i>Lesä</i> und <i>lese</i> . Ahd. <i>lesa</i> , mhd. <i>lese</i> 'Spur, Furche, Runzel', ahd. <i>lesa</i> , mhd. <i>lese</i> 'eine Art Kleidungs- stoff, Kleidungsstück daraus' und Verwandtes	109
GILBERT DE SMET, Modertale – materna lingua	139
THORSTEN ANDERSSON, Mittelhochdeutsch <i>gelster</i> – hessisch <i>gel- ster</i>	148
ERIK ROTH, Westfäl. <i>loyt</i> n. 'Menge, Schar (Kinder)' und seine Vorfahren	167
BRUNO SCHIER, "Dönse" und Verwandtes im deutsch-slawischen Begegnungsraum	177
EMIL ÖHMANN, Nhd. mundartl. <i>adjüs</i> , (<i>t</i>) <i>schüüs</i> 'auf Wieder- sehen'	198

HEINRICH DITTMAYER, Name und Wort	201
GUNTER MÜLLER, Starke und schwache Flexion bei den einglied- rigen germanischen Männernamen	215
JOACHIM HARTIG, Kölnische und westfälische Personennamen des 11. Jahrhunderts. Ein Vergleich zweier Namenlisten	232
ERNST SCHWARZ, Pader und Pfatter	249
HEINRICH WESCHE, Kultische Flurnamen in Niedersachsen . .	256
MÄRTA ÅSDAHL HOLMBERG, Mittelniederdeutsch <i>behalven, be- halver</i>	271
LAURITS SALTVEIT, Befehlsausdrücke in mittelniederdeutschen Bibelübersetzungen	278
MARGARETE ANDERSSON-SCHMITT, Zwei lateinisch-niederdeut- sche Glossare in der Universitätsbibliothek Uppsala	290
HERMANN TEUCHERT, Das Idioticon Mecklenburgense von Ernst Johann Friedrich Mantzel	295
KARL BISCHOFF, Zu Danneils Altmärkischem Wörterbuch . . .	305
WALTHER MITZKA, Niederdeutsch <i>ganz</i>	319
FELIX WORTMANN, Zur Geschichte der kurzen Vokale in offener Silbe	327
GISBERT KESELING, Erwägungen zu einer überregionalen Syntax der niederdeutschen Mundarten	354
WILLEM PÉE, Verschillen en overeenkomsten tussen Zeeuws en Vlaams	366
K. HEEROMA – H. ENTJES, Haken in den ostniederländischen Mundarten	384
M. C. VAN DEN TOORN, Gibt es im Niederländischen Nominal- komposita nach deutschem Muster?	401
WILLY SANDERS, Der altniederländische 'Leidener Willeram'. Eine präkursorische Skizze	412
LUDWIG WOLFF, Zu den Teufelsszenen des Redentiner Oster- spiels	424
IRMGARD SIMON, Hendrik Niclaes und das Huys der Liefde. Ein Überblick	432

FRIEDRICH OHLY, <i>Cor amantis non angustum</i> . Vom Wohnen im Herzen	454
UWE RUBERG, Bildkoordinationen im 'Erec' Hartmanns von Aue	477
MARIE-LUISE DITTRICH, Die Ideologie des <i>guoten wibes</i> in Ulrichs von Lichtenstein <i>Vrowen Dienst</i>	502
WOLFGANG HARMS, Wörter, Sachen und emblematische 'res' im 'Orbis sensualium pictus' des Comenius	531
Verzeichnis der Schriften von William Foerste zusammengestellt von Marieluise Dusch	543

VORWORT

William Foerste, nach mehr als fünfundzwanzigjähriger Forschungs- und Lehrtätigkeit an der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster am 27. September 1967 im Alter von 55 Jahren schmerzlich früh verstorben, hat vieles von ihm Geplante oder schon Begonnene nicht mehr verwirklichen und vollenden können. Sein wissenschaftliches Werk ist jedoch so reichhaltig und sein Wirken so fruchtbar gewesen, daß von vielen Seiten her der Wunsch laut wurde, den Verstorbenen nachträglich durch Beiträge zu ehren, die dem Lebenden in einer Festschrift darzubieten leider nicht mehr möglich ist. Mehrere Aufsätze in Band 3 (1969) der „Frühmittelalterlichen Studien“, an denen William Foerste mitgewirkt hatte, sind ihm als Donum Memoriale gewidmet worden, dazu weitere Einzelaufsätze und Nachrufe an anderen Stellen. Angesichts des großen Kreises derer, die ihn gekannt und mit ihm in fruchtbarem wissenschaftlichem Kontakt gestanden haben, ergab sich aber der Plan, darüber hinaus einen Band der von ihm gegründeten und herausgegebenen Reihe „Niederdeutsche Studien“ zu einer Gedenkschrift für ihn zu gestalten. Er fand ein erfreulich großes Echo. Obwohl nicht alle, die sich gern beteiligt hätten, dazu in der Lage waren (vor allem wegen Termenschwierigkeiten), ist ein umfang- und inhaltreicher Band zustande gekommen. Dank namhafter Druckkostenzuschüsse von seiten des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe und der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster wurde auch die Finanzierung wesentlich erleichtert.

Außere Umstände haben das Erscheinen des Buches länger als geplant hinausgezögert, aber nun kann es vorgelegt werden. Möge es durch seine Beiträge zu Forschungsgebieten, in denen William Foerste selbst gearbeitet hat oder denen er nahestand, lebendige und fruchtbare Wirkungen haben und damit dem Andenken an den Verstorbenen am besten dienen!

Dietrich Hofmann

Willy Sanders

DAS WISSENSCHAFTLICHE WERK WILLIAM FOERSTES

Von Dietrich Hofmann

(Würdigung anlässlich der Gedenkfeier der Philosophischen Fakultät
und des Germanistischen Instituts
der Westfälischen Wilhelms-Universität am 15. Juni 1968)

William Foerste hat sein wissenschaftliches Werk nicht vollenden dürfen. Unvollendet ist es geblieben, wenn wir es als Ganzes sehen und daran denken, was er noch hätte leisten wollen und können und was wir noch von ihm erhofft hatten. Nicht unvollendet ist es, wenn wir das betrachten, was er schon geleistet hat durch vielfältige und gewichtige Arbeiten, die die Forschung im Großen wie im Kleinen bereichert haben und aus ihr nicht mehr wegzudenken sind.

Von den ersten Arbeiten an war es deutlich, daß hier ein Gelehrter von Rang am Werke war, ein selbständiger Forscher mit dem Blick für die großen Zusammenhänge ebenso wie für die kleinsten relevanten Details, mit der Fähigkeit, auch komplizierte und fragmentarisch erkennbare Tatbestände nüchtern abwägend richtig zu beurteilen. Er arbeitete nicht isoliert, sondern war offen für Anregungen, die seiner eigenen Arbeit förderlich waren. Viel gaben ihm wohl vor allem die Begegnungen mit Agathe Lasch und Conrad Borchling, mit der Marburger dialektgeographischen Schule, insbesondere mit Walther Mitzka, und nicht zuletzt die nahe Verbindung mit Jost Trier durch viele Jahre gemeinsamen Wirkens hindurch. Aber wieviel er diesen und anderen Forschern auch verdanken mag, er ging doch immer seinen eigenen Weg, übernahm nur das, was er in seinem eigenen Werk, oft in neuen Zusammenhängen, fruchtbar machen und weiterentwickeln konnte. Er war ein Philologe im besten Sinne des Wortes. Sprache war ihm nie ein toter Gegenstand. Er sah sie vor allem in ihrer Geschichtlichkeit, aber er suchte auch in der Sprache der Vergangenheit immer die lebendigen, konkreten Beziehungen der Sprache zu den Menschen, die sie sprachen, und zu deren Welt, die in der Sprache ihren Ausdruck fand. Sein Hauptarbeitsfeld war das Niederdeutsche, aber er sah es nie in

enger Beschränkung, sondern sein Blick ging von Anfang an weit darüber hinaus, und er bezog nicht nur das ihm besonders nahestehende Niederländische, sondern auch andere germanische und indogermanische Sprachen in seine Untersuchungen ein, wo immer ihm das wichtig und notwendig erschien.

Schon die beiden ersten größeren Arbeiten, die erste vor dem Kriege, die andere während des Krieges erschienen, sind Werke von bleibendem wissenschaftlichen Wert und zeigen die sichere Hand des jungen Forschers. In der Untersuchung 'Der Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands' aus dem Jahre 1938 legte er nicht nur eine reiche Sammlung aus dem Niederländischen stammender ostfriesisch-niederdeutscher Wörter in sorgfältigen Einzeluntersuchungen vor, sondern behandelte auch die grundlegenden Fragen des Sprachwechsels vom Friesischen zum Niederdeutschen und die der Herkunft der niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands an Hand der geschichtlichen Zeugnisse und der Selbstzeugnisse der Sprache ausführlich und klärend.

In dem großen Beitrag zum Niederdeutschen Jahrbuch von 1941/42 über 'Das Niederdeutsche in der politischen Propaganda des 17. und 18. Jahrhunderts' erschloß er eine bis dahin kaum beachtete und in ihrem Zeugniswert nicht erkannte Gattung für eine zeugnissarme Periode der niederdeutschen Sprachgeschichte. Diese Gattung, die politische Zweckdichtung in niederdeutscher Sprache, läßt anders und stärker als die plattdeutschen Zwischenspiele hochdeutscher Dramen und als die Gelegenheitsdichtung (vor allem Hochzeitsgedichte) dieser Jahrhunderte erkennen, wie 'mächtig und unumschränkt die Herrschaft des Pd. als Sprache des täglichen Lebens' – 'noch zwei Jahrhunderte lang nach der Rezeption der hd. Schriftsprache auf nd. Boden war' (S. 78, 77). Sorgfältige Einzeluntersuchungen mundartlicher Besonderheiten der Texte erbrachten wertvolle Beiträge zur historischen Dialektgeographie und ergaben zusammen mit der Schilderung der geschichtlichen Gegebenheiten und Begebenheiten ein lebendiges Bild vom Gebrauch niederdeutscher Mundarten in den konkreten Situationen politischer Auseinandersetzungen.

Auf eigentlich literarischem, literarhistorischem Gebiet hat William Foerste wenig gearbeitet, doch beweisen – außer einem guten Artikel über 'Altsächsische Literatur' im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte – zwei Untersuchungen, daß er auch auf diesem Gebiet Her-

vorragendes zu leisten vermochte. In einer im Niederdeutschen Jahrbuch von 1948/50 erschienenen Arbeit über 'Otfrids literarisches Verhältnis zum Heliand' zeigte er, daß Otfrid den Heliand nicht nur gekannt haben dürfte, sondern daß er sein eigenes Werk wahrscheinlich bewußt von dem Werk des altsächsischen Dichters abheben wollte und gegen diesen polemisierte. Diese und weitere Beobachtungen (etwa auch zur Frage der Tatian-Vorlage und der Einteilung des Heliand) führten zu einer neuen Beurteilung beider Werke. Eine besondere Überraschung – jedenfalls für Nichteingeweihte – war die Untersuchung 'Von Reinaerts Historie zum Reinke de Vos', die Foerste 1960 in einem Sammelband der von ihm herausgegebenen Reihe 'Niederdeutsche Studien' veröffentlichte. Sie erwies den Verfasser als einen intimen Kenner nicht nur des mittelniederdeutschen Reinke, sondern auch seiner mittelniederländischen Vorstufen, dazu der lateinischen und altfranzösischen Vorgänger. Er konnte zur Lösung der komplizierten Probleme der Beziehungen aller Fassungen zueinander Wesentliches beitragen und insbesondere nachweisen, daß der niederdeutsche Übersetzer und Bearbeiter viel selbständiger verfahren war, als man der nur in wenigen Fragmenten erhaltenen unmittelbaren Vorlage des Reinke bis dahin glaubte entnehmen zu können.

Die sprachlichen Untersuchungen und Darstellungen sind so zahlreich, daß hier nur die wichtigsten genannt werden können. In ihnen verbinden sich vor allem drei Richtungen mit wechselndem Schwerpunkt: Sprachgeschichte, Dialektologie (insbesondere Dialektgeographie) und Wortforschung. Grundlegend für die Erforschung der mundartlichen Gliederung des Altsächsischen sind die 1950 als Buch erschienenen 'Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts'. Sie brachten überhaupt erst den aus eingehenden Textanalysen gewonnenen Nachweis, daß das Altsächsische schon im 9. Jahrhundert deutlich dialektisch gegliedert war und daß sich vor allem ein westfälischer Sprachraum erkennen läßt, der aber seinerseits nochmals in eine westliche und eine östliche Sprachlandschaft aufgliedert war.

Eine bewundernswerte Leistung wurde William Foerstes Beitrag zu Wolfgang Stammers 'Deutsche Philologie im Aufriß', seine 'Geschichte der niederdeutschen Mundarten', die 1954 in erster, 1957 in zweiter Auflage erschien. Diese erste zusammenfassende Darstellung der Entwicklung des Niederdeutschen von der frühaltsächsischen Zeit

bis zu den modernen Mundarten ist mit so sicherer Hand geschrieben und gibt aus der Fülle der Einzelheiten ein so geschlossenes Gesamtbild, daß man kaum noch ermißt, wie schwierig es gewesen sein muß, dieses Bild aus den zahlreichen verstreuten Einzeluntersuchungen zu gewinnen, auf die sich der Verfasser stützen mußte, die er freilich durch eigene umfangreiche Kenntnisse und Forschungen ergänzen konnte. Und dieses Werk entstand innerhalb kurzer Zeit, weil Foerste nach dem durch Erkrankung erzwungenen Verzicht des ursprünglich vorgesehenen Bearbeiters kurzfristig einsprang!

Dialektgeographische Karten zur Lautentwicklung, zu morphologischen Erscheinungen und zum Wortschatz des Niederdeutschen waren Foerste in diesem Werk eine gute Hilfe. In weiteren sprachgeschichtlichen und dialektologischen Arbeiten hat er sich ebenfalls gern auf solche Karten gestützt, die er dem Deutschen Sprachatlas, dem Deutschen Wortatlas, aber auch den Sammlungen zu dem von ihm gegründeten Niederdeutschen Wortatlas entnehmen konnte. So stellte er 1962 in der Festschrift für Ludwig Wolff 'Die Herausbildung des Niederdeutschen' einleuchtend dar. Nicht vergessen sei auch das schöne Heft der vom Westfälischen Heimatbund herausgegebenen Schriften zur Heimatkunde und Heimatpflege aus dem Jahre 1960, das auf dem knappen Raum von 16 Seiten in kluger Auswahl Wesentliches über 'Einheit und Vielfalt der niederdeutschen Mundarten' auch dem interessierten Laien nahezubringen weiß, ohne doch hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit Konzessionen zu machen. Noch konzentrierter, freilich auf das Westfälische beschränkt, geschah das in einem Beitrag über 'Die Mundarten' für die Westfälische Rundschau vom 7./8. Januar 1967, der dann in das Sammelwerk 'Westfalen. Bilder und Berichte aus seiner Geschichte' eingegangen ist.

Speziell mit dem Westfälischen hat sich William Foerste auch sonst mehrfach beschäftigt. 'Den wortgeographischen Aufbau des Westfälischen' stellte er 1958 in einem großen Beitrag zu Band IV des Werkes 'Der Raum Westfalen' in vorbildlicher Weise an Hand zahlreicher Karten ausführlich dar und erarbeitete aus diesen ein differenziertes Bild von alten und neueren Sprachbewegungen und den hinter ihnen zu vermutenden geschichtlichen, vor allem kulturgeschichtlichen, Kräften. Die Eigenheiten zweier westfälischer Einzelmundarten, des Münsterländischen und des Ravensbergischen, hat er in zwei Beiträgen zu seiner Zeitschrift 'Niederdeutsches Wort' so klar herausgearbeitet und

lebendig beschrieben, daß wir gern weitere solche Darstellungen anderer Mundarten von seiner Hand gehabt hätten.

Die Wortforschung hatte in William Foerstes Werk von Anfang an einen festen Platz und lag ihm in seiner letzten Schaffensperiode ganz besonders am Herzen. Die Herkunft und die lautliche und semantische Entwicklung vieler bis dahin unerklärter oder unbefriedigend erklärter Wörter hat er erhellt. Die Reihe der Wortmonographien begann mit der Untersuchung über 'Die niederländischen und westniederdeutschen Bezeichnungen des Klees' in der Festschrift für Jost Trier von 1954. Als weitere größere Aufsätze wären zu nennen: 'Haaiman' (eine in niederländischen Flurnamen der Provinz Seeland bezeugte Geländebezeichnung), sowie 'Micke "Gabelholz"' (beide 1959), ferner: 'Zur Geschichte des Wortes Dorf' (1963), 'Bild. Ein etymologischer Versuch' (1964, in der zweiten Trier-Festschrift), 'Die Herkunft des Wortes Driesch' (1966) und ganz besonders die ausführlichen Untersuchungen zu den Karten 1 und 3 seines Niederdeutschen Wortatlas, die 1961 und 1965 im 'Niederdeutschen Wort' erschienen: 'Niederdeutsche Bezeichnungen des Schrankbetts' und 'Niederdeutsche Bezeichnungen des Kettengliedes'.

Hier und in anderen Fällen ging er von der Wort- und Verbreitungskarte aus, und wenn er es nicht tat, so beschrieb er doch die Verbreitung heute und (soweit feststellbar) in älterer Zeit und untersuchte deren Aussagewert, zog auch Vertreter des gleichen Wortfeldes und die etymologisch verwandten Wörter heran. Was seine Forschungen aber besonders kennzeichnete, war die starke Berücksichtigung der Sachen, die hinter den Wörtern standen und ihre Lebenswelt bildeten. Um der Wörter willen betrieb er Sachforschung auf mancherlei verschiedenen Gebieten, kannte er sich z. B. aus in den Orientierungsmethoden der alten Fischer und Küstenfahrer, ihrem auf natürliche Landmarken bezogenen Peilsystem ('Micke "Gabelholz"' 1959), oder in der uralten Regenerierungsmethode für erschöpfte Äcker durch die sogenannte Drieschlegung zur Zeit der extensiven Landwirtschaft ('Die Herkunft des Wortes Driesch' 1966). Aus der Sachforschung erhielt er oft entscheidende Aufschlüsse über die Entstehungsgeschichte der Wörter. Umgekehrt konnte er aber auch aus der Wortforschung neue Einsichten vor allem über kulturgeschichtliche Einflüsse und Entwicklungen gewinnen, so über den Einfluß der Schiffseinrichtung auf die Hauseinrichtung, nämlich der Kajüte auf die Ausbildung der Schrankbetten

im niederdeutschen Bauernhaus seit dem Mittelalter, oder über die unter römischem Einfluß stehende Entwicklung der Fesselungsmethoden und der entsprechenden Terminologie bei den Germanen (im Einleitungsteil der Arbeit von 1965 über die Bezeichnungen des Kettengliedes, der wegen seiner besonderen Bedeutung in Band 1 der 'Frühmittelalterlichen Studien' 1967 nochmals gesondert abgedruckt worden ist).

Auf dem Gebiet der Wortuntersuchungen mit ihren vielfältigen Aspekten und Möglichkeiten waren die Forschungen William Foerstes in seiner letzten, so jäh abgebrochenen Schaffensperiode wohl besonders in Bewegung, indem er sie ausweitete und vertiefte. Hier hatte er den Bereich des Niederdeutschen am weitesten überschritten und alle verwandten Sprachen mit einbezogen, manchmal auch Vertreter nicht-indogermanischer Sprachkreise. Er tat das nicht nur, um etymologische Verwandtschaft oder Entlehnung eines Wortes festzustellen, sondern vor allem deshalb, weil er auf dem Wege über die Gemeinsamkeit des Bezeichneten, also über die Sache, oft zu neuen Erkenntnissen über die Etymologie und Bedeutungsentwicklung eines Wortes kommen konnte. Er stellte nämlich des öfteren fest, daß bestimmte Dinge oder Vorgänge in verschiedenen Sprachen aus ähnlichen Motiven benannt und diese Benennungen auch auf bestimmte andere Dinge übertragen erscheinen, und machte sich solche Beobachtungen per analogiam zu nutze, wenn die Bedeutungsentwicklung des von ihm untersuchten Wortes und seiner Verwandten isoliert gesehen zu undeutlich und unsicher war. Damit stieß er mehrfach in urtümliche Bezirke der Sprache überhaupt vor, in denen das gleiche Wort mehrere Dinge bezeichnen kann, nicht nur infolge gleicher oder ähnlicher Funktion, also rational noch faßbar (wie im Falle der Bezeichnungen für die Astgabel, das Gabelholz, die Gabelung überhaupt), sondern auch auf dem Wege über lockerere Assoziationen und gelenkt durch emotionale Einstellungen zu gewissen Dingen und Lebewesen (etwa kleinen Tieren), dann also nicht immer genau erklärbar, aber in verschiedenen Sprachen ähnlich und deshalb vergleichbar. Vielleicht hätte er im Laufe weiterer konkreter Einzeluntersuchungen, um die es ihm zunächst ging, in solchen irrationalen und schwer greifbaren, aber offenbar doch nicht völlig amorphen Bereichen der Sprache gleichbleibende und wiederkehrende Strukturen finden und damit wichtige Beiträge zur Erschließung dieser Bereiche leisten können. Das bleibt freilich Vermutung, denn es gab für ihn noch viele andere Aufgaben auf dem Gebiete der Wortfor-

schung. Von einem ganz konkreten Verlust wissen wir: Das von ihm geplante etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache, das zweifellos eine Fülle neuer Erkenntnisse gebracht hätte, werden wir nun nicht bekommen.

Die Würdigung des wissenschaftlichen Werkes William Foerstes wäre unvollständig, wenn sie sich auf seine Schriften beschränkte. Wir denken an das, was er vielen seiner Kollegen hier in Münster und an vielen anderen Orten im In- und Ausland und was er seinen Mitarbeitern und Schülern menschlich und wissenschaftlich bedeutet hat, an die vielen Anregungen, die er, der den Anregungen anderer offen war, selbst wieder anderen gegeben hat. Und wir denken an die wissenschaftlichen Unternehmungen, die er geleitet und zum größeren Teil selbst gegründet hat. Die Arbeiten für den Niederdeutschen Wortatlas begannen 1950 mit der Aussendung eines wohldurchdachten Fragebogens an alle Volksschulen der niederdeutschen Mundartgebiete der Bundesrepublik. 1965 folgte in Zusammenarbeit mit den Fachkollegen in Kiel, Hamburg und Göttingen ein weiterer solcher Fragebogen. Das beide Male in großer Fülle eingegangene wertvolle Material hat William Foerste wenigstens zum Teil für seine wortgeographischen und wortkundlichen Untersuchungen verwerten und die ersten vier Karten der endgültigen Ausgabe im 'Niederdeutschen Wort' veröffentlichen können, darunter die beiden von ihm selbst so vorzüglich interpretierten Karten. Etwa 170 weitere, zum Teil schon vorgezeichnete Karten warten aber auf die letzte Bearbeitung. Die 1960 von ihm gegründete Zeitschrift 'Niederdeutsches Wort' war als Organ des Westfälischen Wörterbuches und des Westfälischen Flurnamenarchivs zunächst vor allem für regionale Aufgaben gedacht, wurde aber dank ihrer Qualität schnell zu einer international bekannten und anerkannten Fachzeitschrift für niederdeutsche Philologie. Auch die seit 1954 von ihm herausgegebene Schriftenreihe 'Niederdeutsche Studien', die er bis zum 16. Band betreuen konnte, erfreut sich großen Ansehens. Als Vorsitzender der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (seit 1946) und deren von ihm initiiertes Abteilung Mundart- und Namenforschung (seit 1955) leitete er die vor ihm begonnene Arbeit am Westfälischen Wörterbuch, gab ihr neue Impulse und brachte sie in das entscheidende Stadium der Vorbereitung für den Druck. Der Abschluß des Verlagsvertrages im Sommer 1967 war wohl eine seiner letzten Amtshandlungen. Neben dem Wörterbuch richtete er das West-

fälische Flurnamenarchiv neu ein, in dem schon ein reiches, freilich noch längst nicht vollständiges Belegmaterial gesammelt worden ist.

William Foerstes Initiative war auch an weniger sichtbaren Stellen nicht weniger wirksam. Sie wäre in absehbarer Zeit in Erscheinung getreten in dem großen Corpus der lateinisch-niederdeutschen Glossarien des 14. und 15. Jahrhunderts, deren 1957 begonnene Exzerpierung sich schon dem Abschluß näherte, so daß der Beginn der Redaktion dieses bedeutsamen Quellenwerkes für das Jahr 1970 in Aussicht genommen war. Sicher hätte William Foerste auch verwirklicht, was vorerst nur geplant war, daß die von ihm für das westfälische Gebiet betreute Neubearbeitung des 'Altdeutschen Namenbuches' von Förstermann für Westfalen über das Jahr 1200 hinaus bis 1300 weitergeführt werden sollte. Von großer Bedeutung war seine Mitwirkung beim Zusammenschluß mehrerer an der Mittelalterforschung interessierter Fächer zu einer in neuer und fruchtbarer Weise zusammenarbeitenden und sich austauschenden Gruppe. Die Vertreter dieser Gruppe, aber auch zahlreiche andere Kollegen, Schüler und Mitarbeiter, alle, die ihm in dem einen oder anderen Bereich seines Wirkens nahestanden, vermisten nicht nur seine Beteiligung an der wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch den persönlichen Einsatz und den klugen Rat dieses Mannes, in dem sich viele Eigenschaften in selten glücklicher Weise verbanden: nüchterner Tatsachensinn und schöpferische Phantasie, feste Haltung in entscheidenden Fragen und geschmeidige Anpassung an die gegebenen Möglichkeiten, entschlossenes Zugreifen und Festhalten da, wo er Aufgaben sah, für die er sich am besten geeignet hielt, und vornehmer Verzicht da, wo andere wirken wollten und konnten, deren Fähigkeiten er kannte und anerkannte.

An den Lücken, die an so vielen Stellen entstanden sind und die kein anderer in gleicher Weise ausfüllen kann, wie er es tat, wird das Unvollendete von William Foerstes Werk wohl am deutlichsten erkennbar. Aber gerade hier wird er andererseits vielleicht auch besonders stark und lebendig weiterwirken. Denn er hat Entwicklungen eingeleitet, die nicht rückgängig zu machen sind und auch nicht rückgängig gemacht werden sollen, sondern die gewiß lebendig weiterwachsen werden. Und so ist es mehr als ein ehrendes Andenken, ist es konkret begründete Dankbarkeit für das von ihm Geleistete, die wir ihm bewahren werden und die viele von uns verpflichtet, weiterzuarbeiten, wo er aufhören mußte.

BEGEGNUNGEN MIT WILLIAM FOERSTE

Von Franz Petri

Das hohe Ansehen, dessen sich William Foerste in der germanistischen Wissenschaft erfreute, hat in den gleichermaßen von tiefem Respekt und aufrichtiger Trauer erfüllten Nachrufen namhafter Fachkollegen aus dem In- und Ausland überzeugenden Ausdruck gefunden. Die Sprachwissenschaft, wie er sie weit über die Grenzen seines engeren niederdeutsch-niederländischen Arbeitsgebietes hinaus vorbildlich vertrat, ist aber unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Eigenbedeutung zugleich auch ein Glied im umfassenderen Gefüge der Kulturwissenschaften. Und das in verschiedenster Hinsicht. So bildet sie unter den an der räumlichen Fixierung ihrer Befunde interessierten Disziplinen zusammen mit der Landesgeschichte einen der Grundpfeiler, auf denen die fachvergleichende geschichtliche Landeskunde ruht – vor allem in der Form, in der sie bei uns im Nordwesten in den letzten beiden Menschenaltern ihre maßgebliche Ausprägung erhalten hat. Deshalb möge es neben dem Germanisten auch dem geschichtlichen Landeskundler verstattet sein, in der dem Andenken William Foerstes gewidmeten Veröffentlichung eines Arbeitskreises, der sich für die Mittelalterforschung ebenfalls zum Grundsatz der Fachvergleichung bekennt, stellvertretend für die übrigen landeskundlichen Nachbarfächer der Germanistik zum Ausdruck zu bringen, was William Foerste auch für sie bedeutet hat.

Es gibt wenige Gelehrte, deren Lebenswerk so sehr den Eindruck innerer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit hinterläßt, wie das bei Foerste der Fall ist. Bereits von jeher war es ihm Bedürfnis, die sprachlichen Erscheinungen in ihren allgemeineren geschichtlichen Zusammenhängen zu sehen. Ich erinnere mich noch lebhaft an den ersten Vortrag, den er uns Anfang Oktober 1937 als gerade erst von Conrad Borchling Promovierter auf einer deutsch-niederländischen Tagung der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft in Aachen – in mancher Hinsicht einer Art Vorläufer des heutigen Münsterer Forschungskreises! – über

das Thema „Einströmen und Verteilung niederländischen Wortgutes in Ostfriesland“ hielt und in dem er einen Extrakt aus seiner damals noch nicht veröffentlichten Dissertation über den „Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands“ gab. Während die übrigen in Aachen anwesenden Sprachwissenschaftler – ein Kloeke, Grootaers u. a. – ihr Augenmerk ziemlich ausschließlich auf einzelne Wortkarten und deren Interpretation richteten, arbeitete zwar auch der junge Foerste damals wie später gewiß nicht weniger intensiv und exakt mit diesem Material, stellte aber seine Befunde – für uns nicht primär sprachwissenschaftlich Gerichtete besonders anregend – sogleich hinein in die je nach der Zeitschicht stark wechselnden kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Allgemeinbeziehungen zwischen den uns aus der Landesgeschichte vertrauten Räumen. Er leistete so für sein ostfriesisches Untersuchungsgebiet etwas von dem, was Aubin und Frings eineinhalb Jahrzehnte zuvor für die Rheinlande unternommen hatten. Nach allen Seiten aufgeschlossen und vorsichtig abwägend, vermied er aber zugleich, aus dem Wechsel der geschichtlichen Erscheinungsformen einen Einzelaspekt wie etwa den territorialstaatlichen auf Kosten der übrigen einseitig herauszuheben. Denn alles Gewaltsame war ihm fremd.

Die methodische Ausgewogenheit und Geschmeidigkeit seiner Arbeitsweise wird wesentlich dazu beigetragen haben, daß ihm schon nach ganz kurzer Mitarbeit am Niederdeutschen Wörterbuch und Lektorentätigkeit an der Universität Helsinki 1940 zunächst die Wahrnehmung des neu geschaffenen Münsterer Lehrstuhls für niederdeutsche und niederländische Philologie (ursprünglich: für niederdeutsche Philologie und Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung des Niederländischen) und 1944 dieser selber übertragen worden ist. Wenn damals manche an dem ehemaligen Schüler von Agathe Lasch glaubten bemängeln zu sollen, daß er sich in politisch so bewegter Zeit ausschließlich seiner Wissenschaft widmete, so hat die Geschichte inzwischen längst ihr Urteil darüber gesprochen, wer hier der besser Beratene war.

Unsere Wege trafen sich erneut, als mich im Frühjahr 1951 das Angebot zur Übernahme der Direktorstelle in eben jenem Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde nach Münster führte, in dem Foerste seit 1946 den Vorsitz der Volkskundlichen Kommission innehatte und sich insbesondere die Leitung der sprachwissenschaftlichen Abteilung angelegen sein ließ. Die freundschaftlich-warme, ja

herzliche Aufnahme, die ich sogleich bei meinem ersten Informationsaufenthalt in Münster bei ihm und seiner Gattin fand – aus einer kurzen offiziellen Fühlungnahme wurde über regen wissenschaftlichen und persönlichen Gesprächen völlig unprogrammäßig fast ein Tagesbesuch, bei dem ich mich ganz als willkommener Gast im Hause Foerste fühlen durfte! – hat damals zu meinem Entschluß, die Wirksamkeit am Bonner landeskundlichen Institut mit derjenigen im Münsterer Provinzialinstitut zu vertauschen, wesentlich beigetragen.

Es entwickelte sich zwischen uns alsbald ein Verhältnis vertrauensvollen wissenschaftlichen Austauschs auch über den Rahmen des Dienstlichen hinaus, das mir die Anfänge in dem etwas komplizierten organisatorischen Gebilde, das das Münsterer Provinzialinstitut darstellt, sehr erleichtert hat. Auch der Genese des gewichtigen Beitrages, den Foerste zu dem 1958 erschienenen, von Hermann Aubin, Herbert Schlenger und mir in Verbindung mit dem Provinzialinstitut herausgegebenen IV. Band des Werkes "Der Raum Westfalen" über "den wortgeographischen Aufbau des Westfälischen" beisteuerte, kam dieser enge Kontakt zugute. Nicht, daß ich Anlaß genommen hätte, ihm in seine Sprachforschung hineinzureden! In ihr war er viel zu unbestritten Meister, um in mir einen solchen Gedanken aufkommen zu lassen. Wohl aber konnte ich auf die Gesamtanlage seines Beitrages und dessen Einbettung in die allgemeine geschichtliche Landeskunde fördernden Einfluß nehmen. Während Foerste nämlich ursprünglich zwei verschiedene, voneinander unabhängige Beiträge für unser Werk vorgesehen hatte, von denen der eine den Arbeitstitel "Wortgeographische Lagerung Westfalens im Niederdeutschen", der andere "Die Einbettung des Westfälischen in das Niederdeutsche und die Einflüsse, die die westfälische Sonderung hervorgerufen haben" trug, vermochte ich ihn davon zu überzeugen, daß angesichts der Sorgfalt und Intensität, mit denen er in jedem seiner über siebenzig wortgeographischen Beispiele auch den Problemen der zeitlichen und räumlichen Provenienz des Wortes und den Wegen seiner Ausbreitung nachgespürt hatte, sich das zweite Thema ganz ungezwungen und unmittelbar als das Endresultat aus den wortgeographischen Einzeluntersuchungen seines ersten Beitrages ergebe und es deshalb zweckmäßigerweise auch mit diesem zu einem einzigen Aufsatz verschmolzen werde, worauf er um so lieber einging, als es ihm zugleich den Abschluß der Arbeit für das Raumwerk erleichterte. So kam es zu der Erweiterung des in den Fahnen

bereits stehenden ersten Aufsatzes um das alle wortgeographischen Einzelbeobachtungen zusammenschauende Schlußkapitel unter gleichzeitiger Einarbeitung der sich aus den vorgelegten Wortkarten für die Sprachgeschichte Westfalens ergebenden allgemeinen Folgerungen. Es war für mich verständlicherweise eine Genugtuung, daß die Fachkritik, ohne die Entstehungsgeschichte des Beitrages zu kennen, seinen straffen und klar in sich gefügten Aufbau besonders hervorhob.

Foerstes Raumwerksbeitrag ist von den Fachgenossen als "meisterhafte Studie" (J. Rathofer) und als "die stolze Krönung seiner westfälischen Mundartforschung" (W. Mitzka) bezeichnet worden. Für uns als Herausgeber des westfälischen Raumwerkes aber war sein Beitrag, wie wir ihm in einem Dankschreiben zum Ausdruck zu bringen uns gedrungen fühlten, ein weit über das Sprachliche hinaus bedeutender grundsätzlicher Erkenntnisfortschritt, der uns "auf unserem Wege zu einer tieferen Erkenntnis des westfälischen Raumes und seiner geschichtlichen Grundlagen ein sehr wesentliches Stück voranführte" (Brief vom 18. Juli 1958). Wegen seines inneren Gespürs für das letzte Erkenntnisziel unserer Publikation hätten wir Foerste damals gern als Mitherausgeber gewonnen. Aus Sorge, sich zu zersplittern, konnte er sich dazu nicht entschließen. Doch gab er uns auch ohne diese Bindung noch wiederholt Proben für seine große Fähigkeit zur Einfühlung in die kulturräumlichen Probleme der westfälischen Vergangenheit – so im Jahre 1961 auf einer viele Mitarbeiter an den früheren Raumwerksbänden vereinigenden Aussprache, die der Herausarbeitung der unterschiedlichen westfälischen Teilräume gewidmet war und deren Ergebnisse in die Schlußzusammenfassung des Gesamtwerkes eingehen sollen.

Weder für den in New York geborenen Niederdeutschen Foerste noch für mich als gebürtigen Braunschweiger und "Wahlfranken" erschöpfte sich unser wissenschaftliches Interesse in der Beschäftigung mit dem Westfälischen. Wenn es der Münsterer Universität und dem Landschaftsverband in den 50er Jahren gleichwohl gelang, Foerste von der Annahme des sehr ehrenvollen Rufes nach Göttingen abzuhalten, so war daran ohne Zweifel auch die von ihm selber so nachdrücklich hervorgehobene Tatsache beteiligt, daß Westfalen nicht nur ein vollgültiger Teil der niederdeutschen Welt ist, sondern gleichzeitig aufgrund seines in der Geschichte sich immer wieder neu bezeugenden Lageschicksals auch für die Beschäftigung mit dem deutschen und euro-

päischen Westen und Nordwesten einen selten günstigen Standort abgibt.

Auch auf diesem Felde trafen sich unsere Interessen und verdanke ich Foerste manche Anregungen. So war er es, der 1958 meinen Blick wieder auf den mir von unserer gemeinsamen Kölner Zeit her gut bekannten Hans Kuhn richtete und mir den Gedanken eingab, mich um die Gewinnung von Kuhns so anregendem Aufsatz über "Vor- und frühgermanische Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden" für die Westfälischen Forschungen zu bemühen, wo er dann 1959 auch erschienen ist. Wir waren uns darüber einig, daß Kuhns Thesen, soviel im einzelnen an ihnen problematisch sein mochte, jedenfalls in die richtige Richtung zielten und den Anstoß geben sollten zu einer grundsätzlichen Überprüfung der uns z. B. bei Hermann Aubin entgegnetretenden Vorstellung vom Nordwesten als einer Germania Germanicissima.

In den gleichen Jahren belebte auch gemeinsames Interesse an methodischen und organisatorischen Fragen der allgemeinen Landes- und Volksforschung unser gegenseitiges Gespräch. Ich hatte 1955 als Nachfolger Heinrich Büttners die Leitung der Arbeitsgemeinschaft der historischen Kommissionen und landeskundlichen Institute übernommen, und es war mir nun darum zu tun, die wissenschaftliche Aktivität dieser sehr losen Dachvereinigung dadurch zu intensivieren, daß ich nach früherem Vorbild eine Anzahl kleinerer Fachausschüsse ins Leben rief, in denen sich in regelmäßigen Abständen ausgewählte Fachkenner zur gemeinsamen Erörterung von Wissenschaftsfragen und organisatorischen Problemen zusammenfanden, die einer überregionalen Durchdenkung und Planung bedurften. Damals war es wiederum Foerste, der mich lebhaft in meiner Absicht bestärkte, auch einen Arbeitskreis für Namenforschung ins Leben zu rufen. Wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, so war er es auch, der die erste Anregung dazu gab, für die konstituierende Sitzung dieses Arbeitskreises im März 1957 in Darmstadt Adolf Bach um das Grundsatzreferat über die Organisation der deutschen Namensforschung zu bitten und dabei besonderen Wert auch auf die Erörterung der Anlage von Flurnamenarchiven zu legen. Foerste war damals an dieser Frage ganz persönlich interessiert, da er zu genau der gleichen Zeit mit dem Aufbau bzw. Wiederaufbau des Westfälischen Flurnamenarchivs befaßt war, das er dem Westfälischen Wörterbuch als zweites großes sprachwissenschaftliches Forschungs-

unternehmen der Volkskundlichen Kommission an die Seite stellte (vgl. darüber seinen Bericht in: Westfälische Forschungen 13, 1960, S. 179 f.). Entsprechend lebhaft war seine Beteiligung an der Diskussion dieser Fragen in Darmstadt. Auch den Plan der Neubearbeitung von Förstemanns Altdeutschem Namenbuch auf breiter landschaftlicher Grundlage hat Adolf Bach in dem gleichen Darmstädter Vortrag bereits mit großem Nachdruck entwickelt und damit den Anstoß gegeben zu einem Unternehmen, dem Foerste dann alsbald auch in Münster eine Stätte bereitet hat.

Unser beiderseitiger Kontakt wurde nur äußerlich unterbrochen durch meine Berufung nach Bonn als Nachfolger von Franz Steinbach im Jahre 1961. Als sich uns dort 1962 die Möglichkeit bot, im Zuge der damaligen Vermehrung der germanistischen Professuren auch die Sprachwissenschaftliche Abteilung des Instituts, der dieses einen bedeutenden Teil seines Rufes verdankte, wieder der Leitung eines eigenen Ordinarius anzuvertrauen, war ich mir mit dem Leiter der Volkskundlichen Abteilung des Instituts, Matthias Zender, und den germanistischen Fachkollegen einig in dem Wunsche, den Versuch zu machen, dafür William Foerste als ersten zu interessieren. Mich bewog dazu nicht nur die Erinnerung an die zehnjährige, ebenso harmonische wie fruchtbare Zusammenarbeit mit Foerste in Münster, sondern auch die Überzeugung, daß für diesen selber, der sein Forschungsinteresse über die niederdeutsch-westfälischen Grundlagen hinaus schon längst auf den gesamten europäischen Nordwesten ausgeweitet hatte und immer stärker auch auf gesamteuropäische Zusammenhänge ausgriff, ein Übergang an das Bonner Institut, in dem das Erbe des Schöpfers der "Mittelniederländischen Grammatik", Johannes Franck, verwaltet wurde und die Tradition von Theodor Frings als lebendige Kraft fortwirkte, nicht als ein Abweichen von der eigenen wissenschaftlichen Linie erscheinen könne. Ich hatte mich darin nicht getäuscht, wie mir die wiederholte briefliche und persönliche Fühlungnahme mit Foerste während des Winters 1962/63 alsbald bestätigte. Foerste hat zeitweise wohl sehr ernsthaft an die Annahme unseres Bonner Rufes gedacht. Meinerseits habe ich dann aber auch volles Verständnis dafür gehabt, daß er sich schließlich doch nicht dazu entschließen konnte, sich von der Universität Münster zu trennen, mit der er menschlich und wissenschaftlich seit mehr als zwei Jahrzehnten so eng verbunden gewesen war. War er doch nicht der einzige, der die starke bindende Kraft

erfahren hat, die von der Westfälischen Wilhelms-Universität auf die ihr Angehörigen in den letzten Jahrzehnten ausgegangen ist.

Unseren persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen hat seine Absage keinerlei Abbruch getan. Ein letztes Zeugnis dafür ist der Vortrag über "Die Grundbedeutung des Wortes 'dorf'", den Foerste am 30. März 1967 – also wenige Monate vor seinem Tode – auf der 25. Arbeitstagung des Bonner Instituts gehalten hat und der wohl allen, die ihn gehört haben, auch wenn sie seinen dem gleichen Thema gewidmeten Aufsatz im *Studium Generale* (16, 1963) bereits kannten, in dauernder Erinnerung bleiben wird als die Aussage eines Forschers, der die europäischen Sprachzusammenhänge in souveräner Weise überblickte und sie an Hand des von ihm gewählten Beispiels wiederum in der ihm so gemäßen Weise intensiver Quellenbefragung und vorsichtig abwägender Interpretation weit über den Bereich des Sprachlichen hinaus für die allgemeine Siedlungs- und Kulturraumforschung fruchtbar zu machen verstand. Wie stark die davon ausgehende anregende Kraft war, bewies die nachfolgende Diskussion, in der Foestes auf rein sprachwissenschaftlichem Wege gewonnenes Ergebnis vom spezifisch grundherrlichen Charakter der frühmittelalterlichen Siedlungen mit dem Grundwort 'dorf' von der Siedlungsforschung her nachdrücklich bestätigt und mit einer Vielzahl von Beispielen aus dem germanisch-romanischen Raum näher belegt werden konnte. "Dorfgeschichte – universal gesehen" – diese Kennzeichnung der agrargeschichtlichen Forschung des Bonner Instituts in der Zeit Steinbachs hätte man mit der leichten Abwandlung: "Geschichte des Wortes 'dorf' – universal gesehen" auch auf William Foestes Vortrag anwenden können und damit einen wichtigen Zug seines Wesens getroffen.

Niemand von uns ahnte damals, daß es unser letztes Zusammentreffen sein würde. Um so mehr lebt er in unserer Erinnerung und in der geschichtlichen Landeskunde fort als der ganz an seine Aufgabe hingebene Sprachforscher, dem sich in der völligen wissenschaftlichen Durchdringung eines scheinbar nur den Philologen angehenden Einzelproblems zugleich der Zugang zu weit über sein eigenes Fachgebiet hinaus bedeutsamen, universalen Einsichten eröffnete. William Foestes wissenschaftliches Lebenswerk war eine Bestätigung für die tiefe Wahrheit des Grimm'schen Satzes, daß nur der sich völlig befreit, der sich völlig ergibt, und er selbst die Verkörperung einer Erkenntnishaltung, der die deutsche Wissenschaft viele ihrer bedeutendsten Erfolge

verdankt. Mögen spätere Zeiten nicht genötigt sein, einmal feststellen zu müssen, daß er der letzten deutschen Gelehrten generation angehört hat, der zu einer solchen Haltung von ihrer Mitwelt noch die Möglichkeit gegeben worden ist!

INTERN-LINGUISTISCHE SPRACHGEOGRAPHIE

Von Jan Goossens

1. Extra- und intern-linguistische Sprachgeographie

Die Interpretationsmethoden, die bisher bei der Untersuchung von Sprachkarten verwendet worden sind, kann man auf zwei Grundtypen zurückführen: die extra-linguistische und die intern-linguistische. Die erste erklärt die Verbreitung von Spracherscheinungen und die geographischen Gegensätze zwischen ihnen mit Hilfe außersprachlicher Faktoren, die zweite sucht die Ursachen für die Verbreitung und Kontraste in den Sprachsystemen selbst. Vor allem in den germanischen Ländern war die Sprachgeographie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts extra-linguistisch orientiert. In den romanischen ging man mehr von intern-linguistischen Betrachtungen aus. Seit den fünfziger Jahren wird diese Methode auch im deutschen und im niederländischen Sprachgebiet zusehends mehr angewendet. Das hängt offenbar mit dem späten Durchbruch struktureller Auffassungen in der Dialektologie zusammen.

2. Die extra-linguistische Methode

2.1. Die Grundlagen

Der Ausgangspunkt der extra-linguistischen Methode ist der Gedanke, daß die sprachgeographische Struktur eines Gebietes größtenteils die Folge seiner Geschichte ist, vor allem seiner politischen und Wirtschaftsgeschichte. Das dreibändige Werk von Theodor Frings: Sprache und Geschichte (Halle/Saale 1956) ist wohl der deutlichste Exponent dieser Auffassung. Die Deutsche Mundartforschung von Adolf Bach (Heidelberg 1950²) kann als ein Handbuch der extra-linguistischen Methode betrachtet werden. Es erübrigt sich hier, die wiederholt beschriebenen Grundsätze der betreffenden Auffassung in Einzelheiten zu erläutern. Zusammenfassend können wir sagen, daß

sie die Geschichte als eine sich in einem bestimmten Raum abspielende Verbindung von Ereignissen betrachtet. Die Geschichte schafft menschliche Verbindungen durch den Verkehr zu Wasser und zu Lande; sie schafft auch Grenzen und ist dadurch die Ursache des Fehlens menschlicher Kontakte beiderseits dieser Scheiden. Auch die Natur selbst kann einen verbindenden und einen trennenden Einfluß ausüben: verbindend durch befahrbare Wasserläufe, trennend durch Wälder, Sümpfe, Gebirge, Heideflächen. Mundarten sind keine statischen Größen, sondern übernehmen dauernd Neuerungen voneinander. Die genannten historischen und geographischen Faktoren fördern die Verbreitung solcher Entlehnungen oder wirken ihnen entgegen. Es gibt aktive, "gebende", und passive, "empfangende" Sprachlandschaften. Aktiv sind in der Regel die Städte und die politisch, wirtschaftlich und kulturell überlegenen Gebiete; passiv sind meistens die ländlichen und dünner besiedelten Bereiche. Gute Straßen fördern den Verkehr und somit den sprachlichen Kontakt; natürliche und vom Menschen geschaffene Verkehrshindernisse wirken der Übernahme von sprachlichen Neuerungen entgegen. Auf diese Weise häufen sich die Gegensätze in den Grenzbereichen zwischen Gegenden mit intensivem Verkehr und relativer sprachlicher Einheit. Ein reger Verkehr vereinheitlicht die Sprache, das Fehlen menschlicher Kontakte fördert die Verschiedenheit.

2.2. Die Beweisführung

Um die Richtigkeit der Interpretation von Kartenbildern durch historische Faktoren zu beweisen, stehen der extra-linguistischen Methode mehrere Mittel zur Verfügung: die Feststellung, daß Dialekt- und Verkehrsgrenze zusammenfallen, die Untersuchung von Mischgebieten, Relikt- und Neuerungsinseln und der Gestaltung der Sprachlandschaften und schließlich die Deutung von historischem Sprachmaterial. In den dialektologischen Handbüchern werden sie ausführlich erörtert. Wir möchten hier nur kurz beim ersten Punkt verweilen, weil diese Beweisführung einem intern-linguistischen Verfahren sehr ähnlich ist.

Aus einer Koinzidenz einer Dialekt- und einer Verkehrsgrenze wird der Schluß gezogen, daß erstere dem Vorkommen der zweiten zufolge entstanden ist. Je länger die Strecke, über die die beiden Scheiden sich decken, um so größer die Wahrscheinlichkeit, daß diese Interpretation

richtig ist. Ist die betreffende Strecke nur kurz, so wird die Wahrscheinlichkeit kleiner. Die Glaubwürdigkeit dieser Art von Interpretation hängt außerdem von dem Standpunkt ab, den man beim Bestimmen der Verkehrsgrenze einnimmt. Ist dieser einheitlich, so ist der Beweis viel schlagender, als wenn man aus verschiedenen Grenzen (z. B. aus politischen Scheiden verschiedener Epochen und von unterschiedlicher historischer Bedeutung, oder aus politischen und natürlichen Grenzen) eine Linie konstruiert, mit der die Isoglosse zusammenfällt. In letzterem Fall wird immer der Verdacht einer Konstruktion *ad hoc* vorliegen.

Ein Beispiel mag diese Betrachtungen erläutern: die Getelinie¹. 1935 entdeckte J.L. Pauwels ein wichtiges Isoglossenbündel auf der Grenze von Brabant und Limburg, zwischen dem Demer und dem Kanton Landen. Dieses Bündel fällt mit der alten Territorialgrenze zwischen dem Herzogtum Brabant und der Grafschaft Loon (bzw. dem Fürstbistum Lüttich) zusammen. Pauwels schließt daraus, daß diese alte politische Grenze dialektscheidend gewirkt hat. Das untersuchte Stück Grenze ist jedoch nur gut zwanzig Kilometer lang. 1960 haben Pauwels und L. Morren das Bündel im Süden bis zur Sprachgrenze, im Norden bis zur niederländisch-belgischen Reichsgrenze verlängert. Im Norden und Süden ist es weniger kompakt. Die Verfasser fragen sich: "Is het vermetel hierin een weerspiegeling te zien van de geschiedenis van de oostelijke grens van het hertogdom Brabant sedert de late middeleeuwen? Precies dat gedeelte van deze politieke grens dat gevormd wordt door de Gete vanaf de samenvloeiing van Grote en Kleine Gete . . . tot waar ze in de Demer uitmondt . . . is vele eeuwen lang vast gebleven, terwijl grensgemeenten ten noorden en zuiden van deze vaste sector herhaaldelijk aanleiding hebben gegeven tot betwisting. Ook de kerkelijke indeling, die niet altijd precies met de politieke samenviel, kan soms voor afwijkende isofonen verantwoordelijk zijn"². Im Norden ist weiter eine deutliche Abweichung zwischen Getelinie und Territorialgrenze festzustellen. "Voor deze afwijking zal wel de geografische gesteldheid verantwoordelijk zijn: deze groep

¹) Vgl. J. L. PAUWELS: De taal in het Hageland. In: Steden en Landschappen VIII: De Demervallei, 31–40 (wieder abgedruckt in: J. L. PAUWELS: Verzamelde opstellen. Assen 1965) und J. L. PAUWELS – L. MORREN: De grens tussen het Brabants en het Limburgs in België. Zeitschrift für Mundartforschung 27 (1960), 88–96.

²) PAUWELS-MORREN 94.

gemeenten is inderdaad van het Limburgse hinterland gescheiden door een brede strook woeste heidegrond, zodat ze economisch wel op het westen afgestemd waren”³.

2.3. Unzulänglichkeiten

Es wäre unrichtig zu behaupten, daß die extra-linguistische Methode jetzt veraltet ist. Sie hat im Gegenteil zu festen Ergebnissen geführt und wird zweifellos auch in Zukunft mehrere sprachgeographische Probleme in befriedigender Weise lösen können. Baut sie doch auf die unangreifbare Feststellung, daß es aktive und rezeptive Sprachlandschaften gibt, deren “gebender” oder “empfangender” Charakter größtenteils von außersprachlichen, soziologischen Faktoren bestimmt wird. Andererseits steht fest, daß man nur unter Heranziehung dieser Methode nicht alle sprachgeographischen Probleme lösen kann. Das liegt erstens daran, daß die Vertreter dieser Richtung die mundartlichen Gegebenheiten meistens “atomistisch” untersuchen. Eine Sprache oder eine Mundart ist jedoch kein Konglomerat von isolierten Elementen, sondern ein System, dessen Struktur untersucht werden muß. Deshalb ist eine atomistische Darstellung von sprachgeographischen Übereinstimmungen und Kontrasten infolge ihrer Unvollständigkeit teilweise unrichtig. Wenn die Fakten nicht aus der Perspektive der Systeme betrachtet werden, besteht auch die Gefahr einer falschen Interpretation. Es muß hier jedoch zugegeben werden, daß der Atomismus kein inhärenter Nachteil der extra-linguistischen Methode ist. Es wird nur festgestellt, daß in extra-linguistischen Studien sehr oft atomistisch verfahren wird.

Zweitens darf man als gesichert annehmen, daß nicht alle Verbreitungen von Sprachformen durch extra-linguistische Faktoren zustande gekommen sind. Es gibt Isoglossen, deren Verlauf auf diese Weise nicht befriedigend erklärt werden kann. In diesen Fällen ist eine andere Interpretation notwendig. Drittens ist festzustellen, daß die extra-linguistische Methode an einer wichtigen Frage vorbeigeht. Sie versucht zwar die Verbreitung von Sprachelementen zu erklären, bietet aber keine Lösung für ihr Entstehen.

Diese Überlegungen liegen dem Durchbruch der strukturellen Sprachgeographie zugrunde. Diese hat versucht, Lösungen zu finden für die Desiderate, die sich bei einer kritischen Betrachtung der extra-linguisti-

³) PAUWELS-MORREN 95.

schen Methode ergaben. Sie hat neue Darstellungsmöglichkeiten der sprachgeographischen Problematik und neue Erklärungsmöglichkeiten für die Verbreitung von Sprachformen gesucht. Schließlich hat sie einen Beitrag zur Lösung der Frage nach den Ursachen der sprachlichen Neuerungen geliefert.

3. Die intern-linguistische Methode

3.1. Die linguistische Bedeutung dieser Methode

Die intern-linguistische Methode erklärt das Kartenbild durch Faktoren innerhalb des Sprachsystems. Ihr Ausgangspunkt ist, daß in einem mangelhaften, schlecht funktionierenden System die Elemente umstrukturiert und ggf. ergänzt werden. Dadurch wird das verlorene innere Gleichgewicht wiederhergestellt und funktioniert das System wieder gut. Die Arbeitshypothese, die diesem Gedanken zugrunde liegt, lautet, daß in der Sprachentwicklung eine Teleologie wirksam ist, d. h. eine Gerichtetheit der Systeme, optimal zu funktionieren. Diese Teleologie wird von verschiedenen Tendenzen bestimmt, die in mehreren Arbeiten formuliert worden sind. Für die historische Phonologie sind hervorzuheben: R. Jakobson: Prinzipien der historischen Phonologie (*Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 4, 1931, 247 bis 267) und A. Martinet: *Economie des changements phonétiques* (Bern 1955); für die Entwicklung des Wortschatzes: S. Ullmann: *The principles of semantics* (Glasgow-Oxford 1957²). Man hat diese Tendenzen noch nicht kausal erklären können – es handelt sich hier im Grunde um eine psychologische Frage –, aber die Annahme ihrer Existenz impliziert das Bestehen einer inneren Kausalität in der Sprachentwicklung. Beispiele aus der Theorie der historischen Phonologie sind die Tendenz zur Symmetrie in Phonemsystemen, das Bestreben, Lücken in Phonemsystemen (*cases vides, holes in the pattern*) zu vermeiden, das Prinzip der maximalen phonetischen Differenzierung zwischen angrenzenden Phonemen usw. Im diachronischen Studium des Wortschatzes gehören zu den betreffenden Tendenzen die Bestrebungen, in gewissem Ausmaß Homonymie, Polysemie und Synonymie zu vermeiden. Phonologische und lexikalische Tendenzen können sich gegenseitig unterstützen. So hat die Kollidierung zweier Phoneme das Entstehen von Homonymenpaaren zur Folge; wenn der Zusammenfall außerdem das Entstehen einer Disharmonie im Phonemsystem mit sich

bringt, kann ein doppeltes Hindernis der Entphonemisierung der Opposition entgegenwirken. Andererseits können phonologische und lexikale Tendenzen sich in bestimmten Fällen gegenseitig im Wege stehen. So ist es denkbar, daß eine Harmonisierung eines Phonemsystems, die durch die Kollidierung zweier Phoneme herbeigeführt werden könnte, nicht zustandekommt, weil gerade dieser Zusammenfall eine große Anzahl von Homonymen herbeiführen würde.

Es ist nicht die Aufgabe der Dialektgeographie, theoretisch zu untersuchen, ob und inwieweit den betreffenden Tendenzen Wirklichkeitswert zugeschrieben werden darf. Wenn aber gezeigt würde, daß eine intern-linguistische Interpretation bestimmter Sprachkarten sinnvoll wäre, so könnte daraus die Berechtigung der Formulierung dieser Bestrebungen abgeleitet werden. Damit wäre dann zwar die Einsicht in das "Warum" der Tendenzen nicht vertieft, aber wohl wäre ihre faktische Existenz bewiesen. Die extra-linguistische Sprachgeographie liefert einen wichtigen Beitrag zur Sprachgeschichte der einzelnen Sprachgebiete. Die Bedeutung der intern-linguistischen Methode liegt dagegen in ihren Beiträgen zur allgemeinen Sprachwissenschaft, von der sie bestimmte Thesen zu unterstützen versucht und u. E. auch teilweise zu unterstützen vermag.

3.2. Die Beweisführung

Die intern-linguistische Beweisführung besteht darin, daß sie aus der Feststellung 1) einer Koinzidenz von Isoglossen und 2) bestimmter Unsicherheitserscheinungen in Grenzstreifen zwischen Dialektgebieten ableitet, daß sich 1) an einer Seite der zusammenfallenden Isoglossen und 2) in den betreffenden Grenzstreifen sprachliche Neuerungen durch innere Kausalität vollzogen haben.

3.2.1. Koinzidenz von Isoglossen

Die extra-linguistische Dialektologie untersucht den Zusammenfall von Isoglossen mit Verkehrsgrenzen. Die interne Methode geht der Frage nach, ob bestimmte Isoglossen mit anderen Isoglossen zusammenfallen. Wenn man zwischen zwei verschiedenen Spracherscheinungen in einer bestimmten Sprachlandschaft einen Zusammenhang vermutet, der darin besteht, daß die eine Erscheinung infolge des Auftretens der anderen entstanden ist, dann vergleicht man Karten, auf denen sie beide abgegrenzt sind, miteinander. Wenn aus dem Vergleich hervor-

geht, daß die Bereiche, in denen beide Erscheinungen auftreten, bei vollkommenem Zusammenfall der Isoglossen sich gegenseitig überdecken, so hält man den postulierten kausalen Zusammenhang für bewiesen. Ebenso wie bei der extra-linguistischen Methode ist die Beweisführung um so zwingender, über je größere Entfernung die Grenzen zusammenfallen.

Diese intern-linguistische Interpretation von Sprachkarten ist fast so alt wie die extra-linguistische. Schon Gilliéron hat sie in der Wortgeographie verwendet. Bekannt ist vor allem der Aufsatz von Gilliéron und Roques über die Bezeichnungen für den Hahn in der Gaskogne⁴. In Südwest-Frankreich mußten lat. *gallus* 'Hahn' und *cattus* 'Katze' durch die Wirkung zweier Lautgesetze zu Homonymen werden. Lat. *-ll-* entwickelte sich auslautend zu *-t*; außerdem wurde anlautendes *c-* zu *g-* lenisiert. "Les descendants de *gallus* devaient, au mépris de la zoologie la plus élémentaire, aboutir, ce qu'on ne pouvait raisonnablement tolérer, à se transformer . . . en chats." Im Gebiet, in dem lautgesetzlich Homonymie (in der Form **gat*) entstehen mußte, fehlt die lautgesetzliche Fortsetzung von *gallus*. Der Hahn heißt hier *bigey* (= *viguier*) 'Dorfrichter', *azā* (= *faisan*) oder *put* (lat. *pullus*). Die Grenze des Bereichs, in dem statt der lautgesetzlichen Fortsetzungen von *gallus* andere Bezeichnungen für den Hahn auftreten, fällt mit der Linie, die das Gebiet begrenzt, wo Homonymie von *gallus* und *cattus* entstehen mußte, zusammen. Das ist für Gilliéron und Roques der Beweis für das Schwinden von *gallus* durch Homonymiefurcht.

Die Beweisführung ist jedoch nicht vollkommen befriedigend, weil das *pullus*-Gebiet, das den südöstlichen Teil des Bereichs einnimmt, in dem *gallus* und *cattus* kollidierten, sich auch jenseits der Grenze mit der Entwicklung *-ll-* > *-t* erstreckt. Gilliéron und Roques nehmen an, daß *pullus*, ursprünglich die Bezeichnung für den jungen Hahn, beiderseits der betreffenden Linie schon vor dem Zusammenfall von *gallus* und *cattus* die Bedeutung 'Hahn' angenommen hatte. Es ist aber auch denkbar, daß *gallus* westlich der Lautgrenze infolge der Homonymiefurcht von *pullus* verdrängt wurde, und daß letzteres sich später auch östlich dieser Linie hat durchsetzen können, obwohl dort das Gleich-

⁴) J. GILLIÉRON und M. ROQUES: Le coq et le chat. In: Etudes de géographie linguistique. Paris 1912. Wieder abgedruckt in: Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft, Band 1, hrsg. von LEO SPITZER. München 1929, 183–190.

gewicht im lexikalen System nicht gestört worden war⁵. Jedenfalls ist die Beweisführung für das Verschwinden von *gallus* durch Homonymiefurcht nicht vollkommen befriedigend, und zwar wegen der Verbreitung der *pullus*-Formen.

In der Lautgeographie ist das Prinzip der Koinzidenz von Isoglossen erst in jüngerer Zeit verwendet worden, offenbar im Zusammenhang mit dem Emporkommen strukturalistischer Auffassungen in der Dialektgeographie. Die Beweisführung von Gilliéron und Roques basiert auf einem Vergleich von nur drei Sprachkarten mit Erscheinungen, die in den betreffenden Sprachsystemen isoliert behandelt werden konnten. In der Lautgeographie ist es dagegen oft notwendig, große Teile von Phonemsystemen geographisch-vergleichend zu untersuchen. Das geht deutlich aus Moultons Beweisführung für die innere Kausalität der "ostschweizerischen Vokalspaltung" hervor⁶. Es handelt sich um eine Entwicklung bei den Kurzvokalen in einer Gruppe von ostschweizerischen Dialekten, in deren velarer Reihe ein vierter Öffnungsgrad entstanden ist. Diese Entwicklung findet sich nur in diesen Mundarten, in denen auch die ungerundete palatale Reihe der Kurzvokale vier Öffnungsgrade hat; hat letztere nur drei, so hat auch die "Vokalspaltung" nicht gewirkt. Außerdem wird die Vokalspaltung nur angetroffen in den Dialekten, die in der velaren Reihe des Langvokalsystems ebenfalls über vier Öffnungsgrade verfügen; enthält letztere nur drei, so findet sich wieder einmal keine Vokalspaltung. Moultons Aufsatz ist also ein Versuch zu zeigen, daß eine Entwicklung in der hinteren Reihe der Kurzvokalsysteme in den betreffenden ostschweizerischen Dialekten einer doppelten Tendenz zur Symmetrie zugeschrieben werden muß. Der Beweis für diese These wird wieder einmal in der Koinzidenz von Isoglossen gesucht.

3.2.2. Reaktionserscheinungen auf der Grenze zwischen Dialektgebieten

In Kontaktstreifen zwischen zwei Dialektgebieten *A* und *B* kommen oft zwei verschiedene Sprachformen *a* und *b* mit gleicher Funktion oder

⁵) Es ist bekannt, daß Neuerungen, die durch eine sprachliche Konfliktsituation entstanden sind, oft eine Neigung zeigen, sich weiter zu verbreiten als für die Wiederherstellung des Gleichgewichts notwendig ist. Vgl. K. JABERG: *Aspects géographiques du langage*. Paris 1936, 93.

⁶) W. G. MOULTON: Lautwandel durch innere Kausalität. Die ostschweizerische Vokalspaltung. *Zeitschrift für Mundartforschung* 28 (1961), 227–251.

umgekehrt eine Sprachform mit zwei verschiedenen Inhalten α und β nebeneinander vor. M. a. W., durch die sprachgeographische Situation können in bestimmten Dialekten Synonymien und Polysemien entstehen. Synonymie und Polysemie sind Erscheinungen, von denen angenommen wird, daß die Sprache unter Umständen gegen sie reagiert. Diese Hypothese kann von der Sprachgeographie bestätigt werden, wenn diese zeigen kann, daß in den betreffenden Streifen tatsächlich ein Bestreben wirksam ist, Synonymien und Polysemien zu beseitigen.

Das scheint tatsächlich der Fall zu sein⁷. Eine der Reaktionserscheinungen gegen Synonymie auf der Grenze zwischen zwei Wortformen mit demselben Inhalt besteht darin, daß der gemeinsame Inhalt in zwei Teilinhalte zerlegt wird, die sich gegenseitig ergänzen. Der erste Teilinhalt wird durch Wort a , der zweite durch Wort b bezeichnet. Ein Beispiel: Die Karte mit den Bezeichnungen für 'kneifen' in Nordhessen von Luise Berthold: "Zwischen einem südlichen *pfetzen*- und einem nördlichen *kneipen*-Gebiet zieht sich ein Misch- und Kampfgebiet von wechselnder Breite hin. In ihm begegnet am Einzelort nicht selten undifferenziertes Nebeneinander von *pfetzen* und *kneipen*. In einer Reihe von Orten aber ist Bedeutungs differenzierung eingetreten . . . : *pfetzen* ist das schmerzhaft Kneifen mit den Fingernägeln, *kneipen* das weniger schmerzhaft mit der vollen Hand (oder auch umgekehrt)"⁸.

Eine Reaktionserscheinung gegen Polysemie auf der geographischen Grenze zwischen zwei verschiedenen Inhalten einer Wortform, die in getrennten Gebieten vorkommen, besteht darin, daß man das Wort vermeidet, dessen Verwendung in Bedeutung α im Verkehr mit Einwohnern des angrenzenden Bereiches B und in Bedeutung β im Verkehr mit Einwohnern des angrenzenden Bezirks A dauernd zu Mißverständnissen führt. An die Stelle treten unmißverständliche Ersatzbezeichnungen. Ein Beispiel ist die Karte mit den Bedeutungen des Wortes *opper* in Belgisch-Limburg. Dieses Wort bedeutet in einem Teil der betreffenden Provinz 'halbe Getreidegarbe', in einem andern 'Buchweizenhocke', in einem dritten 'Haferhocke', in einem vierten 'kleiner

⁷) Wir können die Reaktionserscheinungen in Grenzgebieten hier nicht in Einzelheiten behandeln und verweisen auf Abschnitt II unserer Arbeit: Strukturelle Sprachgeographie. Heidelberg 1969.

⁸) L. BERTHOLD: Die Wortkarte im Dienste der Bedeutungslehre. Zeitschrift für Mundartforschung 14 (1938), 101-106.

Heuhaufen', in einem fünften 'großer Heuhaufen'. Zwischen den einzelnen Bedeutungsgebieten von *opper* erscheinen schmale Streifen, in denen dieses Wort fehlt, offenbar infolge der Polysemiefurcht. In den betreffenden Streifen wird also jeder der genannten fünf Inhalte durch ein anderes Wort als *opper* ausgedrückt⁹.

3.3. Strukturalismus

Die intern-linguistische Methode vergleicht mehrere Sprachkarten desselben Gebiets miteinander. Sie berücksichtigt also naturgemäß die linguistische Struktur der auf Karten gebrachten Dialekte und versucht, das Kartenbild durch die innere Gerichtetheit der Struktur ihrer Vorstufen zu erklären. Als solches ist sie ein strukturalistisches Verfahren. In einigen Fällen ist es möglich, die Strukturelemente, auf die man sich bei der Deutung beruft, verhältnismäßig isoliert zu behandeln. Das war der Fall bei der Erklärung der *Hahn*-Karte durch Gilliéron und Roques und bei der *knEIFEN*-Karte durch Berthold. In anderen Fällen wird eine Erklärung mit Hilfe eines verhältnismäßig großen Teiles der Sprachsysteme aufgebaut. Moulton war gezwungen, den größten Teil der Vokalsysteme der ostschweizerischen Dialekte zu untersuchen, um seine These der Vokalspaltung durch innere Kausalität plausibel machen zu können. Bei der sprachgeographischen Beweisführung der These "Polysemiefurcht" war es notwendig, das vollständige Wortfeld der Getreide-, Stroh- und Heubündel und -haufen in Belgisch-Limburg zu untersuchen, d. h. mehr als zwanzig Wortkarten von eng miteinander verwandten Begriffen zu vergleichen¹⁰. Eine intern-linguistische Beweisführung basiert also auf einem Vergleich von Sprachsystemen.

Das Verhältnis von zwei oder mehr Dialekten zueinander kann in einer Formel ausgedrückt werden, die man *Diasystem*¹¹ nennt. Man kann die intern-linguistische Sprachgeographie als eine Methode cha-

⁹) Dieser Fall von Polysemiefurcht ist, zusammen mit zwei anderen, ausführlich besprochen in J. GOOSSENS: Polysemievrees. Tijdschrift voor Nederlandse taal- en letterkunde 79 (1962), 36–55.

¹⁰) Vgl. Abschnitt V in J. GOOSSENS: Semantische vraagstukken uit de taal van het landbouwbedrijf in Belgisch-Limburg. Antwerpen 1963.

¹¹) Zum Begriff "Diasystem" vgl. U. WEINREICH: Is a structural dialectology possible? Word 10 (1954), 388–400. G. R. COCHRANE: The Australian English vowels as a diasystem. Word 15 (1959), 69–88. E. STANKIEWICZ: On discreteness and continuity in structural dialectology. Word 13 (1957), 44–59. W. G. MOULTON: The short vowel systems of northern Switzerland. Word 16 (1960), 155–182. P. Ivić: Importance des caractéristiques structurales pour la description et la classification des

rakterisieren, die sich mit der historischen Interpretation von Diasystemen befaßt. Das durch das Diasystem angegebene Verhältnis der untersuchten Dialekte wird durch eine Teleologie in der Entwicklung des Bezugssystems erklärt. Letzteres ist eine als Arbeitshypothese aufgestellte Sprachstruktur, von der angenommen wird, daß sie den einzelnen in das Diasystem aufgenommenen Dialekten zugrundeliegt.

In der Praxis wird nicht mit vollständigen Diasystemen gearbeitet. Vielmehr werden korrespondierende Teile aus den einzelnen Systemen zu Teildiasystemen vereint. Beispiele von Teildiasystemen sind eine Vokalreihe, ein Wortfeld, die Pluralformen der Substantive in einer Anzahl von Dialekten.

dialectes. *Orbis* 12 (1963), 117–131. PULGRAM: Structural comparison, diasystems and dialectology. *Linguistics* 4 (1964), 66–82. G. FRANCESCATO: Structural comparison, diasystems and dialectology. *Zeitschrift für romanische Philologie* 81 (1965), 484–491.

PHONISCHER RAUM

Von A. Weijnen

Aus dem Saussureschen Grundsatz, daß die Sprache ein System sei, dessen Elemente sich im Gleichgewicht befänden, solange keine Einflüsse von außen auf sie einwirkten, haben die Phonologen bereits früh zweierlei Folgerungen gezogen: einerseits solle eine Neigung bestehen zur Ausfüllung von Lücken, andererseits – wohl aus Furcht vor Homonymie – eine Neigung zum Verschieben von Phonemen, die von Zusammenfall bedroht seien. Für erstere Erscheinung verwendet man Ausdrücke wie “Sog” oder “chaîne de traction”, für letztere “Schub” oder “chaîne de propulsion”. Letztere Erscheinung, der Schub, erscheint mir a priori noch am ehesten annehmbar.

In “Structurele factoren in de historische grammatica van het Nederlands” 1966, pag. 11–12, habe ich dargelegt, wie ich mir die Realisierung eines solchen Prozesses vorstelle: “Durch Lautwandel drohen einige Homonyme zu entstehen. Aus einer Reaktion heraus will man nun die Opposition um jeden Preis beibehalten. Das Mittel dazu ist: Flucht in eine bis dahin nebenbei anfallende Variante des angenäherten Phonems. Infolgedessen verschiebt sich das Artikulationsgefühl jenes Phonems und bekommt der sekundäre Lautübergang wiederum einen konsequent lautgesetzlichen Charakter.” Auf diese Weise habe ich nachzuweisen versucht, daß “Schub” nicht bloß ein Terminus, ein bildhafter Ausdruck, sondern eine adäquate Bezeichnung für einen tatsächlichen lautlichen Vorgang ist.

Mit dem Begriff “Sog” kann ich mich jedoch weniger schnell abfinden. Daß im lexikalischen Bereich “Sog” vorkommt, darüber herrscht wohl kein Zweifel mehr, seit Gilliéron die Entwicklung von *gallus* und *cattus*¹ klar herausgearbeitet hat. Daß aber “Sog” im lexikalischen (und übrigens auch im morphologischen) Bereich eine Rolle spielen kann, nämlich um der lexikalischen oder morphologischen Not abzuhelpen, besagt nicht, daß es auch phonologischen “Sog” geben müsse.

¹) Vgl. A. WEIJNEN: *Nederlandse Dialectkunde*, tweede druk, § 26.

Denn Wörter haben eine Bedeutung, und Bedeutungen rufen nach einem deutlichen Wort; daß aber Phoneme, welche keinerlei Bedeutung haben, danach rufen sollten, daß die Elf vollständig sein müsse, hört sich eher an wie ein Märchen. Übrigens ließen sich zahllose Fälle anführen, wo leere Stellen jahrhundertlang tatsächlich nicht besetzt wurden. So kennt das Niederländische z. B. wohl die Opposition $p - b$, und eine Opposition $t - d$, aber als velaren Explosivlaut nur ein k , und dieser Zustand besteht schon seit Jahrhunderten.

Gleichwohl will ich nicht leugnen, daß dennoch eine Untersuchung, welche den Nachweis für phonologischen "Sog" zu erbringen versucht, wirklich Eindruck auf mich gemacht hat: der Artikel von W. G. Moulton über die Vokalspaltung in der nordöstlichen Schweiz². Der Verfasser weist darauf hin, daß sich das Gebiet der Spaltung des o in zwei Phoneme völlig, aber auch völlig mit demjenigen deckt, in dem sowohl zwei Phoneme e als zwei Phoneme \bar{o} bestehen. Es hat den Anschein, als sei hier der Nachweis für "Sog" endgültig erbracht. Das läßt übrigens noch nicht notwendig auf den Einfluß eines ideellen Systems schließen, vielmehr sollte man die Sache auch von der positivistischen Seite angehen. Moulton gibt selber zu, in den von ihm untersuchten Dialekten seiendes öfteren Entwicklungen in Richtung eines größer werdenden Öffnungsgrades zu spüren³. Auch ein o könnte, unter günstigen Bedingungen, solchen Entwicklungen unterworfen sein. Daß dann in einem einzigen Gebiet eine Anzahl e , o und \bar{o} allesamt offener geworden sind; daß weiter die Erscheinungen bei e und \bar{o} dazu ihre Sonderverbreitungsgebiete aufweisen, ist an sich nicht verwunderlich, wenn ich auch zugeben muß, daß Moultons Kartenbild seiner These aufs glücklichste entspricht.

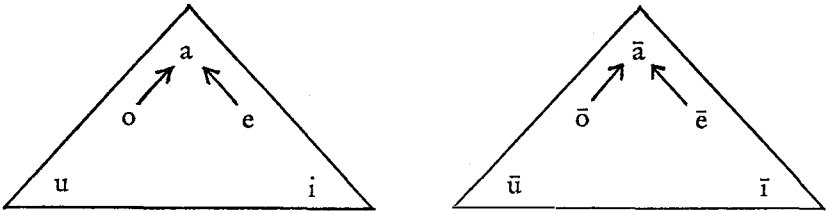
So aufsehenerregend Moultons Entdeckung in meinen Augen ist, dennoch lehne ich eine rein als Mechanismus angenommene Tendenz, daß Vokale sich in leere Stellen hineinsaugen lassen, nach wie vor ab. Daß das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein von "Raum" keine Rolle spielen sollte, ist natürlich eine ganz andere Sache. Nur soll man sich die Möglichkeiten anders vorstellen. Mit Recht hat denn auch van

²) W. G. MOULTON: Lautwandel durch innere Kausalität: die ostschweizerische Vokalspaltung, Zs. f. Mundartforschung 28 (1961) S. 227 ff.

³) In: The short vowel systems of northern Switzerland, Word 16, S. 173-174 sagt er ja, daß "the various lowerings . . . affected no less than five different phonemes", wenn er auch bestreitet, daß von "a general lowering of vowel articulation" die Rede sein sollte.

Loey beim Vergleichen des Gebiets, wo \bar{a} in \bar{u} und au über \bar{u} in \bar{y} übergang, es dahin formuliert, daß der Übergang von \bar{a} in \bar{u} tatsächlich nur dort stattfand, wo \bar{u} (aus au) zu \bar{y} geworden war⁴.

Wenn, wie etwa im Sanskrit, mehrere lautliche Veränderungen einen schönen Parallelismus aufweisen, so ist man leicht versucht, mit strukturalistischen Begriffen wie "Schub" oder "Sog" zu operieren. Im Sanskrit sind idg. o und e mit idg. a zusammengefallen und idg. \bar{o} und \bar{e} mit idg. \bar{a} .



Des weiteren sind idg. ei , oi und ai zusammen zu \bar{e} geworden und idg. eu , ou und au zu \bar{o} . Und schließlich sind idg. $\bar{e}i$, $\bar{o}i$ und $\bar{a}i$ zu ai geworden und idg. $\bar{e}u$, $\bar{o}u$ und $\bar{a}u$ zu au .

Kann hier von phonologischem "Schub" die Rede sein? Das würde nämlich bedeuten, daß infolge des Übergangs von $\bar{e}i$, $\bar{o}i$ und $\bar{a}i$ in ai , altes ai selber zu \bar{e} und altes \bar{e} infolgedessen wiederum zu \bar{a} werden mußte. Und so würde auch der Übergang von $\bar{e}u$, $\bar{o}u$ und $\bar{a}u$ in au den Übergang von urspr. au in \bar{o} und dieser hinwiederum den Übergang von urspr. \bar{o} in \bar{a} zur Folge gehabt haben. Am Ende hätte dieser ganze Verschiebungsprozeß denn doch zum Zusammenfall von idg. \bar{a} , \bar{e} und \bar{o} geführt, ein Prozeß, der die Zahl der Homonyme natürlich stark vermehrt hätte, was sich, strukturell betrachtet, mit "Schub" schwerlich reimt.

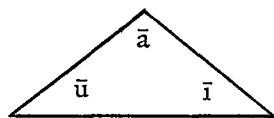
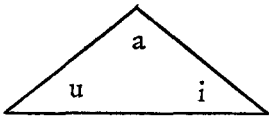
Hat dann etwa "Sog" stattgefunden in diesem Sinne: durch den Zusammenfall von \bar{o} und \bar{e} in \bar{a} wurden Stellen leer; dadurch wurden ai , ei und oi zu \bar{e} und au , eu und ou zu \bar{o} und danach wurden wiederum die auf diese Weise leer gewordenen ai - und au -Stellen von urspr. $\bar{a}i$, $\bar{e}i$ und $\bar{o}i$ bzw. $\bar{a}u$, $\bar{e}u$ und $\bar{o}u$ besetzt?

Ich glaube bestimmt, daß man mit diesem Sog-Prozeß der Wahrheit näher kommt als mit einer Erklärung durch Schub. Freilich erhebt sich sogleich die Frage: warum wurden dann im Dreieck der Kurzvokale die

⁴) A. VAN LOEY: Palatalisatie, HCTD 35, 131-253.

e- und o-Stellen nicht besetzt? Zwingend erscheint ein solcher Sog also nicht. Man sollte m. E. überhaupt nicht mit mathematischen Figuren operieren, vielmehr mit dem Begriff "Raum" in mehr allgemeinem, phonischem Sinn.

Im Grunde glaube ich, daß man sich für das Sanskrit die Entwicklung folgendermaßen vorstellen muß. Durch eine äußere Ursache bekommen die e- und o-Laute völlig offenen Charakter. Vielleicht, daß Grammont und van Ginneken mit ihrer Theorie von einer kakuminalen Artikulationsbasis⁵ recht hatten, vielleicht ist auch an ein Substrat mit nur drei kurzen und drei langen Vokalen⁶ zu denken,

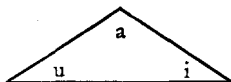


möglicherweise ist noch eine andere Ursache verantwortlich dafür zu machen, aber wie dem auch sei, es muß mit jenem Offenwerden angefangen haben. Und so wurden

e und o → a
 ē und ō → ā
 ei und oi → ai
 ēi und ōi → āi
 eu und ou → au
 ēu und ōu → āu.

⁵) Vgl. J. VAN GINNEKEN: De oorzaken der taalveranderingen² 21, und J. VAN GINNEKEN: Zeker: voor een deel terug naar August Schleicher, in: Donum Natalicium Schrijnen, 1929, 15.

⁶) So zeigen auch das Arabische, das Neupersische und das Lak nach N. TRUBETZKOY: Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme, Travaux du Cercle Linguistique de Prague 1 (1929) 45–46 ein System mit nur zwei Öffnungsgraden:



Was nun die beiden anderen Entwicklungen betrifft

- a) die assimilierende Monophthongierung von *ai* zu \bar{e} und *au* zu \bar{o} ,
 b) die Kürzung von $\bar{a}i$ zu *ai* und $\bar{a}u$ zu *au*,

ist es theoretisch möglich, für ihr Beziehungsverhältnis zueinander sowohl an "Schub" als an "Sog" zu denken. Gegen beide Auffassungen in striktem Sinne habe ich jedoch meine Bedenken bereits geäußert. Auch hier dürften externe Faktoren, und zwar namentlich natürliche Entwicklungen, mitgewirkt haben. Daß Langdiphthonge vereinfacht werden, ist in der Welt der indogermanischen Sprachen⁷ durchaus keine Seltenheit. Es dürfte eine Sache der *efficiency* gewesen sein: weshalb also Schwierigkeiten suchen, wo doch das Einfache naheliegt? Denn es ging wirklich leicht, wenn nur durch den "Schub" von *ai* und *au* Raum entstand. Und dieser Raum entstand tatsächlich. Denn bei *ai* und *au* waren wieder normale assimilierende Monophthongierungstendenzen wirksam. Sie sind als normal zu bezeichnen, weil sie auch anderswo des öfteren wahrnehmbar sind, so z. B. bei der Weiterentwicklung von altgerm. *ai* und *au*. Und diese Tendenzen konnten sich deshalb durchsetzen, weil der Raum der \bar{e} - und \bar{o} -Laute leer geworden war.

Auf diese Weise, glaube ich, dürfte die noch am ehesten vertretbare Erklärung gefunden worden sein für einen in sich zusammenhängenden Komplex von Entwicklungen, bei denen kein einziger mysteriöser Faktor im Spiel ist, vielmehr drei Ursachen nichtstruktureller Art, während die Realisierungsmöglichkeiten der phonische Raum bot, wo wir es also nicht mit einer Ursache, sondern mit einer Bedingung zu tun haben. Ausdrücklich spreche ich hier von einem phonischen und nicht von einem phonologischen Raum. Ist doch im Sprachbewußtsein nichts vorhanden, was Dreiecken oder Vierecken entspräche, vielmehr soll man der phonischen Gegebenheit Rechnung tragen, daß sowohl akustisch als auch artikulatorisch die Laute von Natur so viel wie möglich Abstand voneinander zu halten scheinen. Daß dabei für die Unterscheidung Palatalvokale mehr Möglichkeiten bieten als Velarvokale und geschlossene Vokale mehr Möglichkeiten als offene Vokale, wird offen-

⁷) Vgl. K. BRUGMANN: Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, 1904, § 146 ff., und H. KRAHE: Indogermanische Sprachwissenschaft I, 1958, § 19.

sichtlich durch die Form der Mundhöhle bedingt. Bereits Haudricourt-Juilland haben in einem bestimmten Zusammenhang darauf hingewiesen⁸.

⁸) A.G. HAUDRICOURT-A.G. JUILLAND: Essai pour une histoire structurale du phonétisme français, 1949.

FREMDER *t*-ANLAUT IM GERMANISCHEN

Von Hans Kuhn

Ebenso, wie die germanischen Sprachen viele Wörter und auch Namen enthalten, die mit einem *p*- oder *k*- anlauten, das sich weder auf dem normalen Wege aus dem Indogermanischen herleiten noch mit Entlehnung aus einer uns bekannten Kultur- oder Nachbarsprache erklären läßt (Kuhn, Anlautend *p*- im Germanischen, *ZfMaf.* 28, 1–31; Ags. *cōp* ‘Kappe’ und seinesgleichen, Festgabe für L. L. Hammerich, 1962, 113–124), müssen sie Wörter einer solchen Herkunft auch mit fast jedem anderen Anlaut besitzen. Aber bei den meisten pflegt es so schwer zu sein, durchschlagende Argumente dafür beizubringen, daß ich mich auch jetzt noch kaum getraue, daranzugehn. Im Anfang glaubte ich, mich mit *p*- begnügen zu müssen, bei dem die Lage am günstigsten ist, zumal um auch das Keltische als Geber ausschließen zu können. Es ergaben sich jedoch schon dabei neue Kriterien, so daß ich es wagen durfte, auch eine Gruppe von *k*-Wörtern hinzuzunehmen. Auch hier sind die Voraussetzungen gut, da dieser Anlaut besonders häufig gewesen und außerdem *k*- in dieser Stellung im Germanischen so spät zu *h*- geworden ist, daß sehr viele der Wörter, um die es hier geht, noch Nebenformen mit *h*- bekommen haben, die ihre Herkunft verraten. Denn da zum Beispiel neben **kupnōn* ‘begehren’ auch **hupōn* ‘hoffen’ steht, kann die *k*-Form nicht wohl germanisch sein, und so ist es offenkundig, daß ihr Konsonantenstand der von lat. *cupere* ist (Ags. *cōp* S. 114f.).

Zu *p*- und *k*- gesellt sich als dritte Tenuis *t*-. Es war im indogermanischen Anlaut weit seltener als *k*- (und stand auch hinter *p*- zurück – in Pokornys *Idg. etym. Wb.* umfaßt *k*- 135, *p*- 64 und *t*- nur 50 Seiten). Außerdem muß dies *t*- viel früher zu *h*- geworden sein, so daß das Nebeneinander von *t*- und *h*-, das uns die Arbeit erleichtert, nur selten eindeutig erkennbar wird (vgl. unten). Aber die Zahl der helfenden Kriterien ist inzwischen so angewachsen, daß ich nun versuchen darf, eine größere Gruppe auch solcher Wörter vorzulegen. Ich tu es hier

besonders gern, weil die Wortforschung eins der fruchtbarsten Arbeitsgebiete des allzu früh aus unserem Kreise gerissenen William Foerste war.

Eh ich an die Einzelheiten gehe, zähle ich die hier verwertbaren Kriterien auf, die nach dem jetzigen Stande mehr oder weniger dazu helfen können, Wörtern die echt indogermanisch-germanische Herkunft abzuerkennen. Es sind

- a) das Fehlen klarer und gut bezeugter außergermanischer Verwandter mit dem entsprechenden unverschobenen Lautstand;
- b) das Vorkommen solcher Verwandter mit einem Konsonantenstand, der den unseres Wortes als unverschoben verdächtigt oder verrät, oder auch germanischer Parallelen, die dasselbe tun;
- c) lange Verschuß- oder Reibelaute, die sich schlecht aus den gesicherten germanischen Dehnungen erklären lassen (Ags. *cōp* S. 120–122);
- d) Wechsel in der Quantität sowohl der Konsonanten wie der Vokale, insbesondere der Typ *kapp-* neben *kāp-* (a.a.O. 114 und 121–123);
- e) Vorkommen anlautender Media neben oder statt der Tenuis (Anl. *p-* S. 13);
- f) Vokalwechsel, den Ablaut und germanische Änderungen nicht erklären, wie etwa in *pall-* : *pull-* : *pōl-* : *paul-* (Anl. *p-* 9) und *kapp-* : *kipp-* : *kupp-* (Ags. *cōp* 116);
- g) die Lautfolge Tenuis + Vokal + Tenuis im Anlaut (Typ *kap-*; Ags. *cōp* 118);
- h) ungermanische Suffixe (Anl. *p-* S. 13 und 31);
- i) die Zugehörigkeit zu einer niedrigen oder familiären Sprachschicht (Anl. *p-* 14 f. u. ö., Ags. *cōp* 121 f.);
- k) die Zugehörigkeit zu einzelnen bestimmten Sachgruppen;
- l) die Verbreitung vor allem in Norddeutschland, den Niederlanden und England (Anl. *p-* S. 15 ff.).

Der Wert der einzelnen dieser Kriterien ist sehr verschieden. Strikt beweisend ist keins von ihnen. Bei allen lautlichen Merkmalen müssen wir bedenken, daß sie, seit sie einmal da waren, auch in analogische Neu- und Umbildungen eingehn konnten und daß dies wahrscheinlich in erheblichem Umfang geschehen ist. Meist wirken aber mehrere Indizien zusammen, und dann verlieren die Unsicherheitsfaktoren schnell an Gewicht. Wo, wie nicht ganz selten, 4 oder 5 oder gar 6 Kriterien zusammentreffen, dürfen wir der fremden Abkunft wohl sicher sein.

Eins der stärksten Argumente ist das siebte der Liste (g), Tenuis + Vokal + Tenuis, das mir an der Gruppe von ags. *cōp* klar geworden ist. Es trifft auch einige Dutzend Wörter oder Stämme mit *t*-Anlaut. Mit ihnen fange ich an, lasse aber viele beiseite, die erst sehr spät bezeugt sind oder für die zwischen den klareren Gruppen, die sich ergeben, kein rechter Platz zu finden ist. Ich weiß, daß auch jetzt noch manches fragwürdig ist. Außerdem ist meine Stoffsammlung lückenhaft. Bei vielen Stämmen lasse ich es mit kurzen Hinweisen genügen.

1. *tapp-* 'Zapfen', in ags. *teppa*, ahd. *zapfo* usw., mit Entsprechungen in den romanischen Sprachen (frz. *tape*, *tapon* und *tampon*, usw.), die aus dem Germanischen hergeleitet werden, viel eher aber direkt aus derselben unbekanntem Quelle geflossen sind wie unsere Wörter (vgl. das begrifflich nahestehende *Tonne*, Nr. 33; auch ein drittes Wort im Bunde, *Spund*, ist nicht germanisch). Als Grundbedeutung vermute ich 'etwas womit man stopft, oder das man preßt'; vgl. aind. *samtapati* 'drückt zusammen', dazu richtig verschoben an. *þefia* (ostfries. *daven*) 'stampfen' und *þæfa* 'drängen, pressen'.

2. *tap-* (und *tapp-*?) samt *tupp-* 'zupfen, zerren', in afries. *tapia*, Kiliaen *teppen* und nd. *toppen*, hd. *zupfen*.

3. *tapp-*, *tap-* und *tipp-* 'leicht berühren' (auch 'tasten'), in mnd. und nd. *tappen*, nd. auch *tippen*, dazu norw. *tæpa*.

4. *tap-*, *tapp-* (und *tepp-*?) 'Tuchstreifen, Band', in ags. *tæppa* oder *tæppe*, aber engl. *tape*, ahd. *teppi* 'sagum' und *tepul* 'tapetum', dazu *tepih* und *teppih* (nhd. *Teppich*); wohl verwandt mit gr. *τάπης*, *τάπις* 'Decke, Tapete', die Grundlage unsres *Tapete* usw., die jedoch auch im Griechischen als Fremdwörter gelten und von denen sich die anderen germanischen Wörter kaum herleiten lassen.

5. *tap-*, *tapp-* 'zerstören, verlieren', in an. *tapa*, aschw. auch *tappa*, usw.

6. *tapp-*, *tāp-*, *tōp-*, *taip-* 'Dummkopf', in dän. *tåbe*, schw. *tåp* samt *taip* / *tēp* und auch *tabbe*, dazu an. *tópi* 'Schwachsinn' (oder 'Raserei') samt mhd. *tæpisch* und nhd. *täppisch* (diese beiden in nd. Lautform); dazu lat. *tappo* als komische Figur.

7. *tipp-*, *timp-*, *tupp-* 'Spitze', in den Sippen von hd. *Zipfel*, nd. *Timp(en)* samt hd. *Zopf*.

8. *tatt-* (und *tat-*?), dazu *tit-* oder *tut-* 'Lumpen, Fetzen', in ags. *tættic*, engl. *tatter*, an. *tøtturr* oder *tøturr* samt isl. *titja* oder *tytja*; *tættic* hat auch eins der fremden Suffixe (oben Punkt h).

9. *tatt-*, auch *tait-*, ‘Vater’, in nd. *Tatte* und *Taite*, nordfries. *täte* u. a., aber auch lat. und russ. *tata*, gr. *τάτα* usw.; dies *tat(t)-* ist, in der Bedeutung ‘Vater’, so weit über die indogermanischen Sprachen und noch darüber hinaus verbreitet, daß es bei uns schwerlich eine selbständige Lallwortbildung ist.

10. *tatt-*, *titt-* (und *tit-*), *tut-* und *tutt-* ‘Zitze’, in schw. norw. *tatte*, ags. *titt*, engl. *tit* und *teat*, nd. *Titte*, hd. *Zitze* usw., dazu mhd. (in nd. Lautform) *tute* und *tutte*, *tütel* und *tüttel*, samt *zützel* ‘Sauglappen’, sowie isl. *totta* ‘lutschen’, und weiter auch gr. *τιθός* und it. *tetta*, sp. *teta* ‘Zitze’. Diese Sippe wird verwandt sein mit

11. *tut-* (und *tutt-*), *tüt-*, *töt-* (auch *titt-* und *tīt-*?) ‘Hervorstehendes, Spitze’, in isl. *tota* und *toti* ‘Spitze, gespitzter Mund, Schnauze’ (mit *totta* ‘lutschen’), mengl. *tote* ‘Anhöhe’, isl. *túta* ‘etwas spitz Hervorstehendes’, dän. *tud*, schw. *tut* ‘Ausguß einer Kanne’, ndl. *tuit* ‘Schnauze’, nd. *Tute* ‘Blasrohr’, dt. (nd.) *Tüte*, dann ags. *tōtian* ‘hervorstehen’, ndl. *toot*, nd. *töt* ‘Anhöhe’ sowie isl. *tittur* (oder *tyttur*) ‘Pflock’ (samt **títa* in *títu-prjónn* ‘Stecknadel?’), dazu noch viele weitere Verwandte.

12. *titt-*, *tīt-* ‘blicken’, in dän. *titte*, schw. *titta* und *tita*.

13. *tut-* (oder *töt-*?) ‘Pomp’, in ags. *ge-tot* (oder *ge-töt*).

14. *twitt-* (und *twīt-*?) ‘glänzen’, in mhd. *zwitzern* ‘flimmern’ (und ags. *tȳtan* ‘glänzen?’).

Zu vergleichen sind hier auch *Tat-*, *Tet-*, *Tett-*, *Töt-* und *Tüt-* in germanischen, besonders friesischen, Personennamen und daneben lat. *Tatius*, *Titus* und *Tutilius*, illyr. *Tato*, *Tattus*, *Titus*, *Titto*, *Tutia* und dgl. mehr.

Unter den Stämmen der Grundform *t* + Vokal + *t* sind sicher manche, die lautmalend und auch jung sind, sowie wahrscheinlich andere, die redupliziert sind und dann gleichfalls sekundär sein können. Doch kann in beiden Fällen die Entwicklung aus jüngeren indogermanischen Formen nicht ausgeschlossen werden. Zu den alten Reduplikationsbildungen werden *tait-* ‘froh’ (an. *teitr*, ahd. *zeiz*), *tetr-* ‘Flechte, Ausschlag’ (ags. *teter*, ahd. *zitaroh*) und *titr-* ‘zittern’ gerechnet.

Ich komme nun zu den Stämmen mit *t* + Vokal + *k*.

15. *tak-*, *takk-* (und *tagg-*) ‘Zacke’, in ostfries. *Tak* / *Take*, der Sippe von dt. *Zacke* und daneben dän. *tagge*, schw. *tagg* und engl. *tag*; vielleicht verwandt mit ahd. *zinko* ‘Zinken’.

16. *tek-*, *tekk-*, *tikk-*, *tīk-* ‘Zecke, Holzbock’, in mengl. und

mnd. *teke*, ndl. *teek* und mhd. *zeche*, mhd. *zecke*, engl. *tick* und *tike* und nd. *Tike*.

17. *tīk-* (und *tūk-*?) 'Hündin', in an. *tīk* und hd. mal. *Zauche* / *Zauck*, wenn aus *tūk-*.

18. *takk-* und *tikk-* 'Schaf', in aschwed. *tacka* (schwed. *takka*) und norw. *tikka*.

19. *tōk-* 'Dummkopf', in schwed. *tok*, norw. *tok* und *toke*; dazu der Personenname an. *Tóki*.

20. *tukk-*, *tūk-* (und *tuk-*?) 'mißhandeln', in ags. *tūcian* (oder *tucian*?), mengl. *tuck* und *touk*; dazu mhd. *zoche* 'Knüppel'?

21. *tuk-*, *tukk-* 'ziehen, zerren', in mhd. *zochen* 'zerren', mengl., mndl. und mnd. *tucken*, hd. *zucken* (und *zücken*?).

22. *twakk-* und *twikk-* 'zwacken, zwicken', in mhd. *zwacken* und *zwicken* und ihrer Verwandtschaft; dazu mhd. *zwec* und *zwic* 'Zwecke, Nagel'.

Die unter 20 bis 22 aufgeführten Stämme sind nicht rein zu trennen, zumal wenn noch weitere und vor allem jüngere Bildungen und Bedeutungen hinzugezogen werden, und meine Zuordnungen mögen etwas willkürlich sein. Aber es werden doch mehrere ursprünglich verschiedene Stämme zugrunde liegen, die durch Mischung und Kreuzungen zusammengewachsen sind. Zu ihnen kommt noch das unter Nr. 25 behandelte ags. *twingan*.

Ich komme nun zu dem letzten in die bisher gemusterten Gruppen gehörenden Stamm, der hier erörtert werden soll:

23. *tak-*, *takk-*, *tēk-* 'berühren, fassen, nehmen', in got. *tēkan* 'berühren' und an. *taka*, ags. *tacan* (engl. *take*) 'fassen, nehmen', mit samt vielen Verwandten. Die Präterita dieser Verben sind gleich (got. *taitōk*, an. *tók*, ags. *tōc*), so daß wir damit rechnen dürfen, daß sie ursprünglich identisch waren. Wir haben hier einen der wenigen Stämme offenkundig fremder Abkunft, die früh in den zentralen Wortschatz der altgermanischen Sprachen gelangt zu sein scheinen. Aber das Angelsächsische scheidet hierfür ebenso aus wie die anderen Zweige des Westgermanischen, denn sein *tacan* ist erst kurz vor 1100 bezeugt und gilt mit guten Gründen als eine Entlehnung aus dem Nordischen. Doch hatte sich auch an. *taka* in den älteren Schichten der Dichtung noch nicht ganz durchgesetzt. Im *Dróttkvætt*, dem vornehmsten Versmaß der Skalden, fehlt es bis gegen 980. Von den Eddaliedern des Codex Regius aber haben es nur die unpoetischen *Atlamá* reichlich gebraucht

(11 mal). Auch in den Stücken im Spruchton (Ljóðahátt) und verwandten Formen mit einem volkstümlicheren Stil erscheint es da relativ oft (13 Fälle), während das an Menge weit überlegene Gros der Lieder im strengeren Fornyrðislag nicht mehr Belege enthält als die *Atlamál* allein. Am weitaus dichtesten aber steht *taka* in den Prosastücken des Kodex, die nur einen winzigen Teil des gesamten Inhalts bilden (24 Fälle). Dies Letzte mag der wenigstens später normalen Häufigkeit des Verbs entsprechen. Aber je anspruchsvoller die Zweige der älteren Dichtung, desto weiter stehn sie dahinter zurück.

Dies Verteilungsbild führt auf ein für die untersuchten Wortklassen typisches Merkmal: die Zugehörigkeit zu einer geringgeachteten Sprachschicht oder die Herkunft aus ihr (oben Punkt i; vgl. unten). Da nun auch einige weitere englische Verben mit einem Stamm aus Tenuis + Vokal + Tenuis, die nun seit langem ebenso wie *take* zum täglichen Wortschatz gehören, *cut*, *keep* und *put*, im Angelsächsischen erst sehr spät oder überhaupt noch nicht bezeugt sind, ohne daß sie einer späten Entlehnung verdächtigt werden können, so ist es sehr wohl möglich, daß auch eine Entsprechung der im Folgenden genannten festländischen Verwandten von *tacan* im Angelsächsischen schon lange bestanden hat, eh sie, gestützt von dem nordischen Wort und in seiner ablautenden Form, an die Oberfläche kam.

Es ist auf jeden Fall sicher, daß das Westgermanische den erörterten Wortstamm nicht nur aus dem Nordischen erhalten hat. Denn er hat auch in den niederdeutschen und niederländischen Kernlandschaften vorgermanischen Wortguts klare Spuren hinterlassen. Dies sind zum mindesten mnd. *taken* (oder *tāken*, = got. *tēkan*?) 'nehmen, fassen', Kiliaen *tacken* 'berühren, fassen' und auch 'nehmen', dazu *tetsen* 'berühren', fläm. *takken* 'berühren' samt mnd. *tacken* 'berühren, tasten'. Wir haben in diesen Wörtern sowohl den Bedeutungsflügel von got. *tēkan* wie den von an. *taka* (und ags. *tacan*). In Kiliaens *tacken* kommen beide zusammen. An der Zusammengehörigkeit der Wörter kann deshalb kaum ein Zweifel sein, und die Angelsachsen können leicht ein *tacan* oder ähnlich vom Festland mitgenommen haben. Zu diesen Bildungen kommen noch, mit anderen Stammvokalen, nd. *ticken* und bei Kiliaen *tocken* und *tucken*, alle in der Bedeutung 'berühren'. Dies *ticken* kann jedoch aus *tacken* und *tippen* kontaminiert worden sein.

Die Stammform Tenuis + Vokal + Tenuis zwingt uns, uns auch für *tak-/tēk-* nach außergeermanischen Wurzeln umzusehn. Das Eng-

lische führt uns da schnell auf die Spur. Denn in der Bedeutung des got. *tēkan* gebraucht es nun seit langem *touch*, das von frz. *toucher* gekommen und dessen Grundform in it. *toccare* (und span. *tocár*), die ebenfalls ‘berühren’ heißen, bewahrt zu sein scheint. Mit diesem Verbum können die genannten gleichbedeutenden *tacken* wie auch – mit erhaltenem vorgermanischen *o* – *tocken/tucken* unmittelbar identisch, aber nicht, so wie engl. *touch* und auch nld. *toetsen*, aus ihm entlehnt sein. Da es jedoch dem Lateinischen wie auch fast allen anderen altindogermanischen Sprachen fremd war, dürfen wir an seiner Herkunft aus diesem Sprachstamm zweifeln. Nur Tocharisch B hat noch ein *tek-/tak-* ‘berühren’, doch ist zu bedenken, daß in ihm Tenues und Medien zusammengefallen sind. Auf der anderen Seite haben, nach freundlicher Auskunft Joh.s Benzings, auch die Türk Sprachen seit alters einen nahen Verwandten (alttürk. *täg-* ‘berühren’), und ebenso das Ainu im fernen Ostasien (*tak-* ‘holen’). Mein Gesamteindruck ist, daß wir hier einen sehr alten vorgeschichtlichen Wortstamm haben, der nur an wenigen weit getrennten Stellen in indogermanische Sprachen aufgenommen worden ist.

Es ist aber möglich, daß einzelne Glieder dieser Wortgruppe schon vor oder während der ersten Lautverschiebung ins Germanische gelangt sind. Das Angelsächsische hat ein *þaccian* ‘leicht berühren, streicheln’, und das Altsächsische ein entsprechendes *thakolon*, in denen der Anlaut von *tak-/takk-* schon verschoben zu sein scheint. Das starke Verb germ. **pegjan* ‘annehmen, erhalten’, aber auch ‘bitten’ (an. *þiggia*, ags. *picgan* usw.), kann sogar die zugehörige Stammform *tek-* mit der Verschiebung beider Tenues enthalten. Ganz unwahrscheinlich aber ist es, daß das *g* von ašwed. *tagha*, das neben *taka* auftritt und sich später durchgesetzt hat (schwed. *taga*), auf germanischer Verschiebung beruht. Es ist viel einfacher zu erklären (*k* > *g* im Schwachton) und hängt auch kaum mit der alten Nebenform unseres Stammes zusammen, die das Latein in *tangere* (alt auch *tagere*) ‘berühren’ hat, mit dem Perfekt *te-tigi* (< **te-tagi*) samt *in-teger* ‘unberührt’, *con-tāgium* ‘Berührung’ u. a. m. (dazu das isolierte Partizip gr. *τε-ταγών* ‘fassend’). Aber das Germanische hat auch an dieser Gruppe Anteil. Es ist

24. *tang-*, vor allem in ags. *ge-tang* und *ge-tenge*, samt *gader-tang* und *-teng*, as. *bi-tengi* und ahd. *gi-zengi* ‘an e-s heranreichend, es berührend’, mit den zugehörigen Adverbien ags. *ge-tange* und *sam-tenges* (*-tinges*), ahd. *gizengo*. *Ge-tang/ge-tenge* und *gi-zengi* sind sowohl

etymologisch wie nach ihrer Bedeutung aufs engste mit lat. *con-tiguus* (< *-*taguus*) verwandt. Es gibt in dieser Gruppe auch einige naheliegende Bedeutungsvarianten. So bei an. *tengia*, das 'in Berührung und dann feste Verbindung bringen' heißt. Übertragen hat dies as. *sibbeon bitengi* 'durch Verwandtschaft verbunden' (Hel. 1440) und bei dem Verbum ags. *ge-tengan* den Sinn 'sich an e-n anschließen oder ihm unterwerfen' ergeben. Häufiger ist eine feindliche Berührung gemeint. Eine Kampfszene im ags. *Andreas* (V. 138) scheint ein starkes Verb **ge-tingan* zu enthalten, das den Zusammenstoß der feindlichen Scharen bezeichnen könnte. Ags. *ge-tenge* bedeutet in der Mehrheit der Belege 'auf e-s drückend oder lastend', und ähnliches auch einmal as. *bi-tengi* (Hel. 4624). Vielleicht hat die Sippe von *tang-* 'Zange' auf diese Bedeutungsentwicklung Einfluß gehabt. Aber auch dt. *an-greifen* zeigt, wie nahe sie liegt. Diesem Verb entspricht nun im Französischen *attaquer*, das auf das nicht recht erklärte it. *attaccare* zurückgeht. Es liegt deshalb nah, dieses als **ad-taccare* zu verstehen und in ihm die Stammform *takk-* der hier erörterten Wortfamilie zu vermuten. Dann hat die Romania auch an ihr teil.

Daß so auch lat. *tangere* (samt gr. *τε-ταγών*) einer nicht indogermanischen Abkunft verdächtigt wird, darf bei diesem ablautlosen Verbstamm mit *a* als Vokal nicht verwundern, zumal auch das Nasal infix keineswegs nur indogermanisch ist, ja sich vielmehr, als das einzige Infix in diesem Sprachstamm, soweit es nicht im Anfang ein stammerweiterndes Suffix gewesen oder einem solchen nachgebildet worden ist, gleichfalls fremder Herkunft verdächtig macht. In *tangere* (neben *tagere*) muß es, wegen des *tang-* im Germanischen, zwar sehr alt, kann aber trotzdem analogisch und sekundär sein. Ob und wie etwa das Nebeneinander unsrer *tang-* und *tak-/takk-* mit dem von dt. *dringen* und *Drucke*, *gelingen* und *Glück* und von an. *stinga* und dt. *stechen* und dgl. verwandt ist, muß hier offen gelassen werden.

Ich schließe hiermit die Reihe der Wörter, bei denen die Lautfolge *t + Vokal + Tenuis* der leitende Belastungszeuge war. Aber sie gibt die Sicherheit für eine fremde Herkunft nur dann, wenn außergermanische Verwandte, oder aber heimische in der entsprechenden verschobenen Lautform, sie stützen. Solche aber sind hier, im Vergleich mit den von mir früher gesammelten Stämmen der Form *k + Vokal + p*, relativ selten, so daß wir anscheinend annehmen müssen, daß der Variations- und Nachbildungstrieb vor allem der späteren Perioden hier

stärker beteiligt war als beim *k*-Anlaut und wir daher bei den meisten Stämmen nur die Sicherheit haben, daß sie in den vorgelegten Formen nicht auf dem normalen Wege aus dem Indogermanischen zu uns gekommen sind (vgl. jedoch unten). Ich habe darum auch viele Stämme, bei denen der Eindruck späterer Entstehung stärker ist, gar nicht aufgeführt.

Ich gehe nun zu den anders gebildeten Wortstämmen über.

25. *twang-*, *twing-* 'zwängen, pressen', in ags. *twingan* und *twengan* (engl. *twinge*), ahd. *zwingan*. Sie scheinen sich zu den unter Nr. 22 genannten *twakk-* und *twikk-* so zu verhalten wie *tang-* zu *takk-*, dt. *dringen* zu *Druck* usw. Neben *twingan* steht nun aber, mit verschobenem Anlaut, gleichbedeutend *þwingan* (as. *þwingan*, ahd. *dwingan*, mhd. *twingen*; in nhd. *zwingen* sind die beiden Stämme zusammengefallen). An. *þvinga* scheint aus dem Niederdeutschen entlehnt zu sein, doch hat das Nordische an dem zugehörigen *þwang-* 'Riemen (zum Festschnüren)' ebenso einen alten Anteil wie die westgermanischen Sprachen (an. *þvengr*, mnd. *dwenge*, ahd. *dwang* und auch ags. *þwang* und *þweng*). Wg. *þwingan* macht für *twingan* den vorgermanischen Stand des Anlauts-*t-* nahezu sicher, und dies trifft dann auch die Gruppe von *zwacken* und *zwicken*.

26. *targ-*, *terg-*, 'zergen, reizen, herausfordern', in ags. *tirgan*/*tyrgan*, mnd. und ndl. *tergen*, nhd. *zergen*. Als Stütze für ihre gut indogermanisch-germanische Abkunft kann ernstlich höchstens russ. *dergat* 'zucken, reißen' dienen, dessen *d* und *g* jedoch verschiedenen Ursprungs sein können. Auf der anderen Seite stehen ihnen in an. *þiarka* 'Streit' und 'streiten, plagen' und der Sippe von ags. *þracu* 'Feindseligkeit, Streit' (oder ähnlich) und an. *þrekr* und *þrótr* 'Energie' Stämme gegenüber, welche, wenn jenen die Lautverschiebung fehlt, ihre echt germanischen Vettern sein können und wohl mit aind. *tarjati* 'er droht' und auch gr. *τάβος* 'Schrecken' zusammenhängen. Dazu kommen dann noch Nebenformen mit *d-* statt *t-* in ags. *dracu* 'Plage' mit dem Verbum *dreccan*.

27. *tart-* (und *tert-*?) 'zart, zärtlich', in mnd. *tertel* und *tertelik*, mhd. (in halb nd. Lautform) *zart*, dazu Entlehnungen in den nordischen Sprachen. Die üblichen Erklärungen stellen den Stamm zu idg. *der-* 'zerreißen' oder 'schinden', zu dem wohl eher das *tart-* von ags. *teart* 'scharf, rauh' gehört. Weit näher stehen ihm aind. *taruna-*, gr. *τέρην* und *τεράμων*, sab. *teren-* und lat. *tener* (wenn < *teren-*), alle im

nächsten Bedeutungsumkreis von 'zart'. Das Mittelniederdeutsche hat auch *dertel* und *derten*. Dies können sehr alte Varianten sein (vgl. zu Nr. 26), aber auch halbgermanisierte Formen mit verschobenem Anlaut (*t* > *p* > *d*).

28. *teug-* 'Zeug, Gerät', in ags. *ge-teog*, as. *gi-tiug*, ahd. *gi-ziug* usw., meist zu **teuhan* 'ziehen' gestellt, obwohl es mit Parallelen für die Bildung schlecht steht. Das Wort entspricht, von der Flexionsstamm-bildung abgesehen, Laut für Laut dem gleichbedeutenden gr. *τεῦχος* (idg. **teugh-*), nur daß ihm unsere Lautverschiebung fehlt. Das griechische Wort wird zwar aus *dheugh-* erklärt, aber das *θ*, das es dann einst gehabt haben müßte und das in mehreren Formen des zugehörigen Verbuns *τεύχω* 'bereite, rüste' (samt *τυγγάνω*) bewahrt sein müßte, kommt nirgends zum Vorschein. Es wurde, ähnlich wie unser *Zeug*, speziell von der Waffenrüstung verwandt, und zwar schon bei Homer, und ist deshalb vielleicht als ein Fachwort des Kriegswesens ins Germanische gelangt, aber kaum aus dem Griechischen, jedenfalls nicht direkt.

29. *tebr-*, *tībr-* 'Opfer', in ahd. *zebar* (samt mhd. *ungezibere* 'Ungeziefer') und ags. *tīber/tīfer*, dazu vielleicht got. **tibr-* (Hs. *aibr*) samt dem unsicheren an. *tivorr*. Das Verhältnis von *e* zu *ī* in diesen Wörtern ist aus dem Germanischen nur zu erklären, wenn dem *e* von *zebar* ein *i* vorausging. Dann können sie mit gr. *δεῖπνον* 'Mahlzeit', das sonst isoliert ist, zusammenhängen und gut germanisch sein. Auf der anderen Seite liegt es sehr nah, *zebar* mit umbr. *tefur-/tefr-* 'Brandopfer' (oder ähnlich) zu verbinden (vgl. Kuhn, Westf. Forsch. 12, 43). Dann ist das *t-* der germanischen Wörter unverschoben, und das Nebeneinander von *e* und *ī* muß sich wohl aus den Vokalverhältnissen der Mundarten erklären, aus denen diese übernommen worden sind (vgl. zum nächsten Stamm).

30. *til-* 'Ziel, Ende', in ahd. *zil* 'Ziel' und seiner Verwandtschaft, darunter der altfries. und nord. Präposition *til* 'zu' und an. *aldr-tili* 'Lebensziel, Tod', got. *ga-tilōn*, ags. *tilian* und *ā-*, *ge-tillan*, as. *tilian* (= *tilōn*) 'erzielen', dazu ahd. *zilōn* 'streben', afries. *tilia* und mnd. *telen* 'erzeugen, anbauen', weiter ags. und afries. *til* 'zweckmäßig, gut', mit dem Adv. *tela* 'gut' (und as. *ā-tela* 'unpassend'). Um diesen Kern legen sich noch etwas weiter führende Bildungen und Bedeutungen. Die einzige außergermanische Entsprechung, die ich erwähnt fand, ist aksl. *pro-diliti* 'verlängern', das jedoch zu *dlǔgŭ* 'lang' (gr. *δολιχος*) ge-

hört. Ist das *t-* von *til-* dagegen unverschoben, dann hat die Sippe eine vorzügliche Entsprechung in gr. *τέλος* 'Ziel, Zweck, Ende' und seinem Verwandtenkreis, an dem allein der Fehler haftet, daß die Etymologie es, ohne jeden Zwang, zu *q^uel-* 'drehen' stellt (gr. *πέλω*). Das *i* von *til-* kann auf die Rechnung der Sprache kommen, die uns den Stamm gebracht hat (vgl. zu Nr. 29).

31. *till-* (oder *tel(l)-*) 'heben', in afries. *tilla*, wfries. *tille*, mndl., nndl. und mnd. *tillen*, mit dem verbreiteten Rechtswort *til-bar* 'beweglich' (von fahrender Habe). Das Wort ist ohne auß germanische Verwandte mit dem lautgesetzlichen *d-* im Anlaut, ist wahrscheinlich unverschoben und gehört, wohl mit der Grundform *tellj-* (oder *telj-*), zu gr. *ἀνα-τέλλω* 'erhebe mich' – mit *ἀνα-τολή* ('Sonnen-)Aufgang, Orient' – und lat. *tollere* 'heben' (Perf. *-tuli*), die ihre echt germanischen Verwandten in got. *þulan* 'dulden, ertragen' usw. haben.

32. *tūm-*, *tumal-*, *tūmal-* (oder ähnlich) 'tummeln, taumeln', in ahd. *tūmōn*, mndl., mnd. und mhd. *tūmen*, engl. *tumbeln*, nndl. *tuimelen*, mnd. *tumelen* oder *tūmelen*, mhd. *tūmeln*, daneben ags. *tumbian* und an. *tumba*, alle in dem genannten Bedeutungskreis. Die zuletzt genannten Formen werden, vielleicht mit Recht, als Entlehnungen aus dem Romanischen erklärt. Frz. *tomber* 'fallen', zu dem man sie stellt, kommt, wie ebenso das verwandte afrz. *tumer*, aus diesem selben Kreise, in den außerdem it. *tombolare* und noch manches andre gehört, bis hin zu rum. *tumba* 'Purzelbaum'. Die Herkunft der Sippe ist dunkel, doch vermute ich einen Zusammenhang mit aind. *tumala-* und lat. *tumultus* 'Lärm' (vgl. mhd. *tumel* und *getümel* 'Lärm, Getümmel'). Den Bedeutungskern bilden Tanz- und Akrobatenkünste, und mit ihnen, und das heißt mit dem Gauklerwesen, werden die Wörter sich, von einem unbekanntem Zentrum aus, über die Völker und Sprachen ausgebreitet haben (vgl. Gamillscheg: Etym. Wb. d. frz. Sprache², 852). Germanischer Ursprung, an den auch gedacht worden ist, ist schon daher unwahrscheinlich, weil die Wörter erst nach der zweiten Lautverschiebung ins Hochdeutsche gekommen sind.

33. *tunn-* 'Tonne', in ags. *tunne*, an. und ahd. *tunna* usw., auch in romanischen und keltischen Sprachen (frz. *tonne*, *tonneau*, usw.), bezeugt zuerst, wie es scheint, in den angelsächsischen Corpus-Glossen (um 700). Es wird meist dem Keltischen zuerkannt, scheint da aber ebensowenig altheimisch zu sein wie im Romanischen. Holder erkennt nur *tond*, *tonn*, *ton* (und dgl.) 'Haut, Schwarte, Rinde, Schale' als gut

keltisch an (Altcelt. Sprachschatz II, 1992). Aber er führt auch schon aschwed. *þyn* 'Tonne' an (auch *þynna*), und diese Form beweist, daß das Wort schon vor dem Abschluß der Verschiebung des Anlauts-*t-* zu *þ-* einmal ins Germanische gekommen und daher viel älter ist, als bisher erschließbar war. Auf dies *þyn* (oder *þynna*) wird mindestens das *ü / ö* in adän. *tyнна* (dän. *tønde*), schwed. mdal. *tønna* und norw. *tyнна* zurückgehn. *Tunna* aber muß zu den hier erörterten vorgeschichtlichen Lehnwörtern gehören. So wie neben as. *lutil* 'klein' an. *litill* steht, mit *ī* neben *u*, auch sie aus unbekannter Wurzel, so kann *tunna* mit lat. *tīna* 'Weingefäß' verwandt sein. Auch dies Wort hat später den Weg bis hoch in den Norden gefunden.

34. *trab-* 'Bau, Bude', in ags. *træf*, offensichtlich verwandt mit kelt. *treb-* 'Haus, Wohnung', aber wegen des *a* (Plur. *trafu*) schwerlich daraus entlehnt, sondern dem lat. *trab-s* 'Balken' (mit *taberna* 'Bude', < **traberna*) näher stehend. Doch kann es auch daraus nicht übernommen sein. Vgl. *þrep* unter Nr. 35.

35. *trapp-* 'Stufe', in dt. *Treppe* und *Trappe* und ihren Verwandten. Dazu die Verben *trappen*, *trappeln* und *trippeln*, die wohl als lautnachahmend und erst germanisch gedeutet werden könnten, wenn nicht gr. *τραπέω* 'keltere' und *ἀ-τραπός* (und *ἀ-ταρπός*) 'Fußsteig' wären, dazu russ. *tropati* 'trampeln', die ein schon älteres *trap-* 'treten' sichern. Wir haben zudem auch die Gruppe von *trampen*, *trampeln* samt *strampeln*, weiter mhd. *trumpfen* 'laufen' und schließlich got. *ana-trimpan* 'drängen', die jedoch mit gr. *δραμέω* 'laufe' und seiner Verwandtschaft zusammenhängen können – wie es von ags. *trem* 'Schritt' (mit *wid-tremman* 'zurücktreten') sicher scheint –. In *trappen/trappeln* könnten daher auch *tramp-* 'treten' und *trapp-* 'Stufe' vermengt worden sein. Daß dies zweite *trapp-* vorgermanischer Abkunft ist, dafür spricht wohl auch noch das gleichbedeutende an. *þrep*, mit *þ-* statt *t-*, das jedoch auch 'Unterlage' bedeutet und darum ein germanischer Verwandter von lat. *trab-s* Balken sein kann (und auch so erklärt wird. Vgl. Nr. 34).

36. *trud-* (und *trudd-*, *tredd-*) 'treten', in den unregelmäßigen starken Verben got. *trudan* und an. *troða*, dazu dt. *trotten* und Verwandten. Von dem ersten sind nur Präsens und Part. perf. bezeugt, beide mit *u* im Stamm. An. *troða* hat hier ihnen entsprechende *o-*Formen und im Prät. *trād*, *tráðum*, während das Westgermanische an ihrer Stelle regelmäßige Verben der 5. Ablautreihe hat (ags. *tredan træd*

trædon treden, usw.). Daß auch sie einst das *u* besaßen, zeigen die zugehörigen ags. *trod* 'Spur', ahd. *trotal/trutal/trutta* 'Kelter', mhd. *trotten* und *trotten* 'traben' und *trut* 'Drude, Alp'. Mit der Anknüpfung des Stammes an außergermanisches Wortgut steht es schlecht, wenn er nicht etwa, wie ich vermute, unverschoben geblieben ist und mit lat. *trūdere* 'stoßen, drängen' (mit *trudis* 'Stange zum Fortstoßen von Booten') zusammenhängt – an. *troða* heißt auch 'stopfen' –. Als die regelmäßige germanische Verwandtschaft von *trūdere* gilt die Sippe von dt. *verdrießen* (germ. **þreutan*).

37. *trum-* 'fest', in ags. *trum*, gebraucht insbesondere von befestigten Orten. Aber die zugehörigen Substantiva *ge-trum* und *ge-truma* bezeichnen einen (fest geschlossenen) Kriegerhaufen. Die Lehre der Exetersprüche, die Reiterei solle *getrume* reiten (V. 64), wahrscheinlich 'in geschlossener Formation', lenkt den Gedanken auf lat. *turma* 'Reitergeschwader', aber die germanischen Wörter sind schwerlich von diesem Terminus des römischen Heerwesens ausgegangen und werden älter sein. Das Albanische hat (nach Pokorny a.a.O. 1070 f.) ein *trima* (Plur.), das 'bewaffnete Gefolgsmänner' bedeutet. Und schließlich besitzt das Angelsächsische selbst in *þrymm*, das unter anderm auch 'Schar', insbesondere 'Kriegerschar' heißt und mit lat. *turma* verknüpft wird, eine gut germanische Entsprechung mit dem *þ*, das *t-* als fremd verdächtig. Das Wort ist vielleicht als ein Wanderwort des Kriegswesens zweimal zu uns gekommen (vgl. Nr. 28 *teug-*).

38. *tehh-* 'Zeche', in ags. *teohh*, mnd. *teche*, mhd. *zeche* usw., anscheinend ein Fachwort sehr früher genossenschaftlicher Ordnung, das mit lat. *decet* 'ziemt' verwandt sein kann. Doch bleibt sein *hh* dann schwer verständlich. Da nun nahezu alle unsere Wörter mit einem schwer erklärbaren *hh* im Altnordischen ohne Entsprechung und fremder Herkunft verdächtig sind, vermute ich diese auch für *tehh-* und erwäge Verwandtschaft mit dem fast gleichbedeutenden *tag-* in gr. *τάσσω*.

39. *tahh-* 'Hündin', in nd. *Tache*. Die germanischen Sprachen haben für die Hündin eine Reihe mit *t-* anlautender Bezeichnungen, die nicht als Spielformen einer einzelnen von ihnen oder einiger weniger erklärt werden können (vgl. oben Nr. 17 *tīk-* samt **tūk-*, dazu ags. *tife* und nd. *Tewe*, nd. *Töle*, dän. *tispe* und mhd. *zūpe*). Sie machen auch nicht den Eindruck, daß da nur Variationslust am Werk gewesen

ist. So wie bei *tīk-* (und **tūk-*) das *t-* + Vokal + *k* belastend war, so ist es bei *tabh-* das *hh* (vgl. zu Nr. 38).

40. *trek-*, *trekk-* 'ziehen', in mndl. *treken*, mhd. *trechen* und vor allem nd. *trecken* und seinen Entsprechungen. Sie sind ohne rechte normale Erklärung, aber doch wohl von lat. *trahere* 'ziehen' trotz der Schwierigkeit, die auch im Inlaut besteht, ebenso wenig zu trennen wie das synonyme germ. *dragan*, bei dem es der Anlaut ist, der sich mit dem lateinischen Wort, wie es scheint, nicht in Einklang bringen läßt. Für dies *d-* (statt *p-*) aus idg. *t-* verweise ich hier nur auf die Fälle von *b-* neben *p-*, die ich ZfMaf. 28, 13 als Beispiele angeführt habe. Zur Erklärung des *k* und *kk* in *trek(k)-* dagegen kann ich bis jetzt nur geltend machen, daß solche Unregelmäßigkeiten nicht ganz selten sind, so daß wir sie nicht als Zufallsähnlichkeiten abtun dürfen. So hat, als ein Beispiel, das Angelsächsische für den Krug die vier Stammformen *krukk-* und *krūk-*, *krōg-* und *krubb-*, die wohl niemand etymologisch auseinander reißen wird.

Ich komme nun zu den im Anfang aufgezählten Kriterien für die fremde Herkunft bislang als gut germanisch angesehener Wortstämme zurück. An dem ersten von ihnen (a), dem Fehlen einer überzeugenden Etymologie auf der geltenden Grundlage, ist die Forschung meistens dadurch vorbeigekommen, daß sie sich auf kurze indogermanische Wurzeln von vager Bedeutung zurückzog, die es, wenn je, vielleicht vor 6000 oder 12000 Jahren gegeben hat. An solche einen Anschluß zu finden, mißlingt nur selten. Aber ich halte diesen Weg, je länger je mehr, für falsch, und suche die Verbindung, wenn irgend möglich, zu überlieferten ganzen Wörtern von einer bestimmten und nahestehenden Bedeutung. Bei einem solchen Anspruch müssen die weitaus meisten der hier erörterten Wortstämme, solange wir ihre normale Entwicklung aus dem Indogermanischen als sicher nehmen, als dunkel gelten. Dagegen treten, wie sich gezeigt hat, viele von ihnen in einen guten Zusammenhang, wenn wir mit dem Fehlen der spezifisch germanischen Lautentwicklung rechnen (b).

Lange Verschuß- und Reibelaute, die sich nicht mit germanischen Lautgesetzen erklären lassen (c) und die in Beowulf und Heliand äußerst selten sind (Ags. *cōp* S. 121), sind in dem hier vorgelegten Stoffe ungewöhnlich häufig, entweder neben den Kürzen oder allein.

Dabei ist der Wechsel von kurzem Vokal vor langem Konsonanten und langem Vokal vor kurzem (d) wenigstens 5mal bezeugt (Nr. 3, 6, 12, 16 und 20). Anlautende Media neben der Tenuis (e) kommt 3mal vor (Nr. 26 *dracu* neben *targ-*, 27 *dertel* neben *tart*, 40 *dragan* neben *trecken*). Ich habe aber auf diesen Faktor im allgemeinen zu wenig geachtet.

Vokalwechsel, den die Lautgesetze nicht oder nur schlecht erklären können (f), ist in mindestens 6 Fällen vorhanden (Nr. 2, 6, 9–11 und 29). Es ist jedoch wahrscheinlich, daß er in einigen Fällen (wie in 10 *tatt-*: *titt-*: *tutt-*) auf junger Analogie, spielerischer Abwandlung oder der Vermischung verschiedener Stämme beruht. Bei den vorkommenden *ā* und *ō* (in Nr. 3, 6, 11, 19, 23 und vielleicht 13 und 14) stehen wir vor der Frage, ob sie vorgermanisch oder germanisch sind. So kann dem *tāp-* und *tōp-* in Nr. 6 der Ablaut *ē*: *ō* zugrunde liegen, aber sie können auch beide auf altem *ā* beruhen, das in *tāp-* erhalten blieb, in *tōp-* dagegen noch zu *ō* verschoben ist (vgl. Ags. *cōp* S. 113 zu *cāp* und *cōp*). Mit dieser Frage hängt zusammen, ob das *a* des zugehörigen *tapp-* (wie auch vieler anderer Wörter) einem älteren *a* oder *o* entspricht (vgl. unten).

Über die große Bedeutung der Lautfolge Tenuis + Vokal + Tenuis (g) brauche ich kaum noch weiteres zu sagen, zumal ich schon auf einige Fehlerquellen hingewiesen habe. Ein ungermanisches Suffix (h) scheint nur in Nr. 4 (*tep(p)ih*) und 8 (*tattic*) belegt zu sein, dazu in dem nach Nr. 14 erwähnten *zitaroh*.

Die Zugehörigkeit zu den unteren Sprachschichten als ein Charakteristikum der weitaus meisten alten Lehnwörter unbekanntem Ursprungs (i) hat sich mir bei der Musterung der Wörter mit *p-* als Anlaut sehr bald aufgedrängt. Auch in dem hier vorgelegten Stoffe steht es nur wenig anders, und auch hier gibt die Verwendung der Wörter in der alten Dichtung ein gutes und bequemes Kriterium. Es ist aber deutlich, daß die Dichtung sich da, wo ein klares lautliches Merkmal, wie es der *p-*Anlaut ist, das Bewußtsein der Fremdheit wachhalten konnte, am stärksten zurückgehalten hat. Den Stämmen aus Tenuis + Vokal + Tenuis muß es ähnlich ergangen sein, besonders im Westgermanischen, in dem diese Lautfolge durch sekundäre Vorgänge wenig vermehrt worden ist. Der Beowulf enthält außer *tācen* 'Zeichen' mit *tācan* 'zeigen', denen ein sekundäres idg. **doign-* zugrunde liegen wird (vgl. gr. *δέ-δειγμα* zu *δείκνυμι*), keinen Stamm dieser Form. Ähnlich steht es im

altsächsischen Heliand. Etwas anders ist es dagegen im Norden, in dem die Form durch vielen Zuwachs ihre Sonderstellung eingebüßt hatte. So haben wir dort vor allem *taka*, aus dessen Verwendung in der ältesten Dichtung jedoch noch abzulesen war, daß es sich da noch nicht voll durchgesetzt hatte (oben Nr. 23). Dagegen ist *tapa* (Nr. 5), später ebenfalls ein tägliches Wort, in der Dichtung vor rund 1200 noch nicht bezeugt. Die Eddalieder des Codex Regius enthalten an solchen Bildungen, außer *taka* samt *teitr* 'froh', das als reduplizierend gilt (s. oben nach Nr. 14), nur *typpa* ('zöpfen', einen hohen Kopfputz aufsetzen, in der späten und schwankhaften *Þrymskviða*) und dann je 1 mal *tópi* (Nr. 6), *tqt(t)urr* (8) und *tík* (17), alle in Beschimpfungen und Verwünschungen, die sehr zu vulgärem Ausdruck neigen.

Von den übrigen, äußerlich unverdächtigen Stämmen, die oben besprochen sind, ist in der Edda vor allem *til* 'zu' reichlich und wohl auch uneingeschränkt gebraucht, obschon das alte *at* noch manchmal an seiner Stelle steht. Außer ihm enthalten die Lieder nur noch *troða* mit *treðia* (36) und das ungewisse *tívorrr* (29). Dies ist insgesamt wenig, aber doch wesentlich mehr als beim Anlauts-*p*-, und erinnert uns damit wieder an die große Unsicherheit, der wir besonders bei den Stämmen ohne klare lautliche Merkmale ausgesetzt sind. Aber diese hatten es ja auch leichter, bis in die Dichtung aufzusteigen. An solchen Stämmen hat auch der Beowulf einigen Anteil. Es sind *getenge* (24), *til* 'gut' mit dem Adv. *tela* und *tilian* (30), *traef* (34), *treðan* mit *treðdian* (36) und *teohh* mit *teohbian* (38), mit zusammen 24 Belegen. Auffallend wenig hat der Heliand, nur je einmal *tilian* und *trada* (zu 30 und 36).

Mit dem niedrigen sozialen Rang der untersuchten Wörter hängt es zusammen, daß viele von ihnen, wie *Zapfen*, *Dummkopf*, *Zipfel*, *Lumpen*, *Zitze*, *Zacke*, *Holzbock*, *Hündin*, *Tonne* und *zupfen*, *zwacken*, schon ihrer Bedeutung wegen kaum in die Poesie gehören, am wenigsten in die ernste und höhere. Andere, so *Spitze*, *Vater*, *Opfer*, *Ziel* und *Ordnung*, *berühren*, *zerstören*, *blicken*, *glänzen*, *unterdrücken*, *herausfordern*, *heben*, *treten* und *ziehen*, tun dies wohl, aber für die meisten dieser Begriffe standen genügend andere Wörter zur Verfügung, die die Dichtung vorzog.

Dies führt auf das nächste Kriterium, den Schwerpunkt auf bestimmten sachlichen Gruppen (k). Ich erwähne da vor allem die eigenartige Häufigkeit von Stämmen, die etwas Spitzes bezeichnen (Nr. 7, 10/11,

13 und vielleicht auch 1), sowie von solchen aus dem Gebiet des Schlagens, Stoßens, Drängens, Tretens, Plagens und Unterdrückens (20, 22, 25, 26, 36 und wohl auch 1). Auch der *p*-Anlaut steuert manches hierzu bei (zur ersten Gruppe s. Anl. *p*- S. 3 ff. Nr. 8, 14 und wohl auch 10, zur zweiten Nr. 6, 7, 20, 27 und 28). Es werden wohl Kraftausdrücke gewesen sein, mit denen die zweiten ins Germanische kamen.

Ein großer Teil der übrigen Wörter oder Stämme ist wahrscheinlich mit neuen Geräten oder Geräteformen, Kenntnissen, Bräuchen und dgl. übernommen worden, von denen vieles ganz unbedeutend gewesen sein mag. Anderem aber kann, ähnlich wie unter den *p*-Wörtern *Pfennig* und *Pflug*, erhebliche Bedeutung zugekommen sein, so *tehh-* (38) als genossenschaftlichem Terminus, *teug-* (28) und *trum-* (37) als solchen des Kriegswesens und *tüm-* usw. (32) als Bezeichnungen für das Treiben von Gauklern und Akrobaten. Ist dies richtig, dann muß damit gerechnet werden, daß diese Wörter weither gekommen sein können. Aber bei den meisten andern ist dies sehr unwahrscheinlich (vgl. hierzu Anl. *p*- S. 14).

Das letzte Kriterium (I) betrifft den Nordwestblock mitsamt England als das Kerngebiet der Entlehnungen. Dies tritt hier nicht ganz so scharf heraus wie beim *p*-Anlaut, aber doch deutlich genug. Nur 6 der 40 aufgenommenen Stämme sind in diesem Raume nicht bezeugt (Nr. 5, 6, 12, 17–19). Dies kommt zum Teil wohl auf das Konto der völlig unzureichenden Kenntnis des niederdeutsch-friesischen Wortschatzes in der Frühzeit. Das alte Übergewicht des Nordens über den Süden Deutschlands verrät sich auch dadurch, daß 8 der Stämme im Hochdeutschen nur oder doch auch mit dem unverschobenen niederdeutschen Anlaut *t-* mitsamt den entsprechenden inneren Konsonanten vorhanden sind (Nr. 2 *tippen*, 3 *tappen*, 4 ahd. *teppi* und *tepul*, 6 *täppisch*, 10 mhd. *tute* usw., 11 *Tüte*, 32 *taumeln* und *tummeln*, 33 *Tonne*; auch 35 *Treppe* usw. gehört wohl dazu, doch ist *t* vor *r* im Hochdeutschen unverschoben geblieben).

Es soll nun noch kurz die Frage nach dem möglichen nichtindogermanischen Anteil an den fremden Vokabeln erörtert werden, die mich viel beschäftigt hat. Ein sicheres Kriterium gibt es kaum für ihn, wohl aber einige Verdachtsmomente. Das erste ist da *a* als Stammvokal, soweit es sich als schon vorgermanisch erweisen läßt. So ist es hier wahrscheinlich in *tapp-* 'Tuch' (Nr. 4) neben gr. *τάπης*, *tapp-* 'Dummkopf' (6) neben lat. *tappo*, *tatt-* 'Vater' (9) neben lat. *tata* usw., *tang-* 'berühren'

(24) neben lat. *tangere*, *trapp-* 'Stufe' und 'trappen' (35) neben gr. *τραπέω* und *drag-* 'ziehen' (40) neben lat. *trahere*, dazu wohl auch *tapp-* 'Zapfen' (1) neben frz. *tape* usw. Ein zweites Indizium ist alter Quantitätswechsel bei Vokalen wie auch den ihnen folgenden Verschuß- und Reibelauten, besonders von dem Typ *kapp-*: *kāp-* (oben Punkt d). In Nr. 6 (*tapp-*, *tāp-* und *tōp-* neben lat. *tappo*) trifft dies Kriterium mit dem ersten zusammen. Es muß hier aber mit sehr viel analogischer Neubildung und Mischung gerechnet werden. Dies gilt auch von einem dritten Verdachtsgrund, dem Wechsel von *i* und *u* (*ī* und *ū*) sowie von *a*, *i* und *u* (in Nr. 2, 7, 10 und 11 und vielleicht 17). Auch der Wechsel von *a* und *i* gehört dazu, soweit er nicht vom Ablaut *e*: *o* erklärt werden kann. Das Fehlen von Verwandten in anderen indogermanischen Sprachen oder ein erst späteres Auftauchen in ihnen, wie in Nr. 23, ist als Kriterium nur im Bunde mit andern verwertbar, wie vor allem dem Vorkommen in Sprachen fremder Familien.

Es gibt Wortpaare wie dt. *Kumpf* neben *Humpen*, ags. *twingan* neben as. *thwingan* (Nr. 25), das eine Glied mit unverschobenem, das andre mit verschobenem Anlaut, in Wortbildung und Bedeutung einander aber noch so nahestehend, daß die Zusammengehörigkeit offenkundig ist. Sie sind, soweit meine Kenntnis reicht, bei altem *k-* weit häufiger als bei *t-* und auch *p-*. Dies wird sich teilweise daraus erklären, daß anlautend *t-* schon zu *p̄-* geworden war, und ähnlich, wenn auch wohl etwas später, *p-* zu *f-*, als das Germanische sich über den Hauptteil des Nordwestblocks zu legen anfang, so daß solche Formdubletten hier nur noch selten entstanden, während die Verschiebung des *k-* im Anlaut in die Hauptperiode der Germanisierung dieser Gebiete fiel. Dies bedeutet eine zeitliche Staffelung dieser Verschiebungen – erst *t-* > *p̄-*, dann *p-* > *f-* und schließlich *k-* > *h-*, die in der zweiten Lautverschiebung insofern eine Parallele hat, als da der Übergang von *t-* zu *ts-* am weitesten reicht und der von *k-* zu *kch-* am kürzesten, *p-* zu *pf-* aber in der Mitte steht. Es wird so auch verständlich, daß vorgeschichtliche Ortsnamen mit *P̄-* (> *D-*) im Anlaut, im Unterschied zu *F-* und vor allen Dingen *H-*, in unserm Nordwesten nur äußerst selten sind. Umso wichtiger sind für die Fragen des Hergangs der Germanisierung die vier alten Namen im Schelderaum, in denen *T-* noch zu *P̄-* geworden ist (Kuhn, Westf. Forsch. 12, 32). Auf deutschem Boden kenne ich nur einen einzigen Ortsnamen, in dem mir diese Verschiebung so gut wie sicher scheint. Es ist *Ditterke* (sw. Hannover),

alt *Thittereke*, mit dem fremden *-k*-Suffix und einem nahen Verwandten in dem römischen Personennamen *Tetricus*. Ditterke liegt in einer Zone, die ebenfalls relativ früh germanisch geworden sein kann.

SPRACHLICHE GRUNDSCHICHT UND DOPPELFORMEN

Von H. M. Heinrichs

1. Bei meinen Untersuchungen zu Sprachschichten im Mittelalter¹ bin ich immer wieder auf Doppelformen gestoßen. Als Doppelform bezeichne ich das sprachliche Fakt, daß in ein und derselben Quelle von ein und derselben sprachlichen Einheit – sei es Silbe, Wort, Wortgruppe oder Satz – zwei oder mehr Formen auftauchen, die sich in lautlicher, flexivischer, wortbildungsmäßiger, lexikalischer oder syntaktischer Hinsicht unterscheiden. Einige Beispiele aus meinem Heimatdialekt, dem Südniederfränkischen, mögen dies verdeutlichen:

1.1 Lautliches:² *ene schōne keäl, ene schöne keäl; en schön vrou, en schuen vrou, en schön vrou; e schuen kenk, e schön kenk* (Kind). *jōnk wäch, jōnk ewäch, jōnk wäck* geh weg. *wine* und *winie* wann. *ärder, ädder, eär* eher. *beäter, bätter, beär* besser. *bräijer, brädder* breiter. *kwoar, kwōdder* böser, Komparativ von *kwoat*. *kōr, kälder* kälter. *ōr, älder* älter. *över, üever* über. *dōr, dör* dürr. *vār, vader, vater* neben *pap, papa*, wobei *vār* leicht verächtlich sein kann. *muer* (nur in *muerknin* Mutterkaninchen und *muerhonk* Mutterhund neben *tief*), *moder, moter* neben *mam, mama*. *dōt hab ech jehüert, jehuert, jehört* und *jehört* das habe ich gehört.

1.2 Flexivisches: *ech säj, vör säje* / *ech sänn, vör sent* ich sehe, wir sehen. *mine vader, min moder* / *mi vader, mi moder*. *ech hān* / *ech hār*

¹) Zur Chronologie der "Rheinischen Gutturalisierung", Rh. Vjbl. 20 (1955), 273–252; Wye grois dan dyn andait eff andacht is. Überlegungen zur Frage der sprachlichen Grundsicht im Mittelalter, ZMf. 28 (1961), 97–153; Sprachschichten im Mittelalter. Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 3 (1962). Lautverschiebung und Sprachschichten im Mittelalter, ZMf. Beihefte. Neue Folge Nr. 3 u. 4, 363–372; Zur sprachlichen Grundsicht im Mittelalter. Vortrag auf dem Internationalen Linguistenkongreß Bukarest 1967 (im Druck).

²) Ich wende besondere Lautzeichen nur dort an, wo es zum Verständnis notwendig ist, d. h. bei offenem (ɔ) und geschlossenem (o)/o/. Die Länge der Vokale wird in jedem Fall durch einen darübersetzten Querstrich angezeigt.

ich hatte, ebenso *ech dien / ech dier* ich tat. *net ter mote weärt / net ter meuje weärt* nicht der Mühe wert.

1.3 Wortbildung: *bäj, bäits, bäijär, bäitsjār* beide. *allebäj / allebäits / allebets* alle beide. *manslü* (Sing. *manskeäl*) / *vralije* (sing. *vramesch*) Männer / Frauen (wörtl. Mannsleute / Frauensleute). *mätsches / meätsches / meärkes* Mädchen. *dət es ör mang* das ist euer Korb / *dət es öch mang* das ist Euer (Ihr) Korb.

ech hab jäne päning, käne päning mier ich habe keinen Pfennig mehr.

1.4 Lexikalisches: *tsonger jät te sägge / öne jät te sägge* ohne etwas zu sagen. *tot morschele kapot schläge / tot stöcke kapot schläge* in Stücke kaputt schlagen. *bagge / küschkes* Ferkel. *kwekvörsch / kekert* Frosch. *pische / sēke* urinieren. *pupe / kake / drite / schite* kacken.

1.5 Syntaktisches: *do böš mama sine jöng* neben ungewöhnlichem, aber nicht als falsch empfundenem *mama öre jöng* Mamas Junge. *dət enkön ech nēt* (jetzt veraltet) / *dət köñ ech net* das kann ich nicht. *wetste, winne dötste / dötse köms? / wetste, winne döt do / dötte köms?* Weißt du, wann du kommt?

ech hai öm noch löpe loate köne ich hätte ihn noch laufen lassen können.

ech hai öm noch löte löpe köne

ech hai öm noch köne löpe loate

ech hai öm noch köne löte löpe.

2. Dies ist ein buntes Bild. Wie die Formen im einzelnen zu verstehen sind, ist nicht immer leicht zu sagen. Offensichtlich spielt bei manchen der hochdeutsche Einfluß eine Rolle, z. B. *jehört* und *schön*, oder auch der Gegensatz umgelautet \neq unumgelautet. Wir befinden uns in der Nähe der niederländischen Grenze. Bei anderen Doppelformen haben sich offensichtlich ältere Formen neben lautgerecht entwickelten jüngeren gehalten, z. B. in erstarrten Wendungen, z. B. *net ter motte weärt* gegen *net ter meuje weärt*; *vralije* < *-liden*, der entrundeten Form³ von *-lūden*, das in *manslü* vorliegt; *lü* < *lūden* ist die normale Form für Leute.

Wie dem im einzelnen sei, wollen wir an dieser Stelle nicht untersuchen. Auffällig ist jedenfalls, daß in der Mundart viele Doppelformen vorkommen und gebraucht werden, bzw. vor 40 bis 50 Jahren

³) Entrundung auch bei *vrait* = Freude.

noch gebraucht wurden. Eine starre Normierung, als Tendenz in jeder Schreib- oder Schriftsprache wirksam, hat sich nicht durchgesetzt. Mir scheint, daß die sprachliche Grundsicht zu einem Teil dadurch charakterisiert werden kann, daß es in ihr mehr als in den anderen Sprachschichten Doppelformen im oben gekennzeichneten Sinne gibt.

3. Ich glaube feststellen zu können, daß je höher man in die Zeit hinaufgeht, um so mehr Doppelformen sich feststellen lassen. Die Handschrift GB 8^o 69 des Historischen Archivs der Stadt Köln aus dem Ende des 14. Jhs. hat viele solcher Formen. Bei diesen Doppelformen handelt es sich z. T. um alte Dubletten der Wortbildung wie z. B. *as. hebbian* und *ahd. habēn*, das auch skandinavisch und, allerdings nicht unbestritten, englisch ist, z. T. sind es auch Dubletten, die auf dem Vernerschen Gesetz beruhen. Ich gebe einige Beispiele:

3.1 Lautliches: *vorte ef vorhte* Hs. 16 v 22 f.; ... *die gedechtnisse / von der gedetnisse* ... 78 v 14 f. *gewracht: gemacht* Tr. Mö. 1307, *gewort: vort*, ebda. 1391.

Die gewöhnliche Form der Konjunktion 'und' ist im Mfrk. *inde, int*; daneben kommt auch *unde, unt*, gelegentlich *onde* vor, was die Grundform des heutigen kölnischen *un* sein muß. Wierstrait hat neben gewöhnlichem *ind* 959 und 2155 *end*, 3047 und 3048 *vnd*. Die Hs. GB 8^o 69 hat fast immer *vnde*, nur 53 r 1 f. *in*, ebenso 59 r 2. Beide Formen finden sich zusammen 118 r 6 ff. ... *vn de vnschuldigen doit hude in de zu allen getziden* ... Der Orientbericht (14. Jh.) hat gewöhnlich *ind*, aber 14,1 *zo Betlehem ond zo der kribben*. Die Pilgerschrift gebraucht gewöhnlich *vnd, vnde*, aber 91,2 ... *voer die scefmyde en cost. Vnde doen wir* ... Auch in den bergischen Urkunden trifft man neben *ind* auch häufig auf *vnd* s. Lacomblet, Archiv IV, 159 (a. 1371), 161 (a. 1383), 162 (a. 1403) u. ö.

3.2 Wortbildung

3.2.0 Gotfrid Hagen hat in seiner Kölner Stadtchronik aus der 2. Hälfte des 13. Jhs. die Reime *gait: sait* öfters (vgl. Ernst Dornfeld: Untersuchungen zu Gotfrid Hagens Reimchronik der Stadt Cöln. Breslau 1912, 127), wo die bodenständige Form bekanntlich *geit* ist. Ebenso finden wir dreimal den Reim *doet: goet*, wo *deit* die kölnische Form ist. Möglicherweise hat also *doet* neben *deit* bestanden, obwohl man hier die Möglichkeit, Hagen habe aus Reimnot zu Formen benachbarter

Dialekte gegriffen, nicht ausschließen kann; nördlich und südlich vom Kölner Raum sagt man ja *dūt*.

3.2.1 Im Mittelfränkischen herrscht für die 3. p. sg. pr. von *haben* die Form *hait*. Gelegentlich taucht *bevet*, *heeft*, *heft* und *beet* auf. Hs. 36 v 5 f. *wanneer her anxt / heft ef haet . . .* So stehen in dieser Handschrift häufig *haven-* und *hebben-*Formen nebeneinander: 30 v 7 ff. *als wir sye neit enheb-/ben noch en sien doen wir sie overvloedelichen hebben/Vnde die gel/nen die vm xpo alle dinck gelaßen haent / vnde willentlichen armoede vßerkoren heeft der wirt . . .* 86 v 22 f. . . . *want wannere der mensehe eyn eynich sonde gedain heift so hait* (sc. he) *eynen dyuel / in eme*. Aus dem Tr. Mö. gebe ich folgende Belege: 777 *du haifs*, 796 *hais*, aber 795 *ussdreefs: heefs*. 1711 *hait: dait*, aber 1467 *gift* (dat): *bift* (habet), 3553 *heeft: leeft*, 3731 *heeft: geeft*, so auch 6099 u. ö. 12862 *sleeft: heeft* (ripuarischer Reim!) und schließlich 11 200 *angebeet* (angebetet): *zo geven beet*.

Der Orientbericht hat 57, 5 . . . *die hieft* (habet) *all syne dage davan genoich*, 57, 27 *Vort hait he dat koninckrych ind die stat van Nyneve*. 63, 6 . . . *dat he heit* . . . Aus der Pilgerschrift zitiere ich: *haet* 107, 25; *vnde heeft* 108, 1. Die frühen Klosterpredigten haben folgende Formen: *havis: hais, hees* für die 2. p.; *hait* (4), *beet* (7), *heit* (1). Auch in dem Goederenregister van Oudenbiezen (Belg.-Limburg) aus der Zeit von 1280 bis 1344 (hgb. 1965 von J. Buntinx und M. Gysseling) findet man Formen von *haven*, *han* neben solchen von *hebben*; z. B. *des han wir guode karte*, aber . . . *de wir van home hebben*. Von derselben Hand: *dit hait hee te IX ioren* (so öfters) und *dit hefter te VI ioren*.

Eine ähnliche Mischung beider Formen haben auch die Weistümer des 15. Jhs., Hoffmanns Gesprächsbüchlein, Wierstrait, Lilie wie auch jülich-kölnische Urkunden. Die heutige kölnische Form *hät* kann nicht auf *hait*, sondern muß auf *beet* < *heeft* < *bevet* zurückgehn.

3.2.2 Heinric van Veldeken gebraucht nach den alten Servatiusfragmenten von ca. 1200 *er*, *her* und *he*, wobei *he* die betonte, *er* und *her* die enklitischen Formen sind. Ähnlich verhält sich das Goederenregister, wo die Formen *he*, *hee*, *hi* (1x) *her*, *er* und *-re* lauten: *due gauder*, da galt (bezahlte) *er*, *dit hefter*, *due ginger*; *he wint van ons ten halven scouwe*; *Dit heb hi te XII ioren*; *Dit haet her te XII ioren*; *salre = sal er*, *dore = do er*, *denre = den er*. Auch das Alt- und Neufriesische

kennen bekanntlich diese Unterscheidung, ja haben sie auch beim Feminium und Neutrum. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, weil Marija Žagar soeben eine Doktorarbeit hierüber der Philosophischen Fakultät der Universität Novi Sad vorgelegt hat. Nur ein paar Beispiele sollen die Verbreitung andeuten. Die Klosterpredigten gebrauchen gewöhnlich *he*, haben aber 40, 23 . . . *inde brengder in eine gewoinheit*. "Hoffmanns Gesprächsbüchlein" benutzt *her, hir* neben *he, hi* z. B. 29 *mar her holt*, 1062 *dat her dich helpe*, 1098 *hoe hir si dief*. Die Fragmente des "Ritterpreises" des Dichters der Schlacht bei Göllheim haben in Rb *ir* (2), *hi* (2), sonst *he*, in B *her* (11), *he* (8)⁴. Schon im ahd. "Tatian" findet man neben herrschendem *her* (ca. 650) ca. 50 *er* und 6 *he*; z. B. 84,2 *he*, 84,7 *er*, 84,8 *er*, 85,3 *her*.

3.2.3 Ähnlich liegen wohl auch die Verhältnisse bei *wir / wi*, wo im Goederenregister die Formen *we, wi, wer, wir* lauten. Auch die Doppelformen *der / die, wer / wie* und *wie, wo, hoe* (hochdeutsch: wie) müßten in diesem Zusammenhang untersucht werden.

3.2.4 Auf das Vernersche Gesetz gehen ebenfalls einige Doppelformen zurück. Innerhalb der Flexion konnte vor der Akzentfestlegung im Germanischen grammatischer Wechsel eintreten, der dann nachher entweder erhalten blieb wie z. B. teilweise in der Verbflexion oder, weil die Sprache Unregelmäßigkeiten im Paradigma nicht besonders liebt, ausgeglichen wurde (*schneiden – schnitt, frieren – fror [vriezen – vrór]*). Auch in der Nominalflexion konnte sich sowohl die Form mit ursprünglich harter wie die mit ursprünglich weicher Spirans halten, so daß bei ein und demselben Wort Doppelformen auftreten können. Wir finden in Tr.Mö. *geneden* im Reim auf *beden* bzw. *reden*. Der Teuthonista Gerds van der Schueren (1470) hat *genieden, geneden*. Häufiger ist im Mnd., Mnd. und Mhd. die Form *genenden*. Auch Tr.Mö. hat *mit genenden*, mit Eile, oder *genende*, kühn, alle durch den Reim gesichert. Also, man gehe aus von **ganāþ* → **ganāþ* → *gened-* und **ganāþ*' → *ganand-* → *genend-*.

Teuth. hat *swijtmoedich, swynde*, vehemens, impetuosus und *swijtmoedicheit, swyndicheit*, vehementia, impetuositas. Also auch hier:

⁴) EMIL SCHMIDT: Die Frage nach der Zusammengehörigkeit der poetischen Fragmente von dem Minnehof, der Böhmenschlacht, der Göllheimer Schlacht und dem Ritterpreis. Diss. Marburg 1908, 53, und ADOLF BACH: Die Werke des Verfassers der Schlacht bei Göllheim (Meister Zilies von Seine?). Bonn 1930, 110 f.

swīnþ- > swīþ- > swīd- > swijt- und *swind'- > swind. In seinem Aufsatz: Alte und neue Fragen der deutschen Namenforschung (GRM 48, 1967, 16f.) fragt Ernst Schwarz: "Wie erklärt es sich, daß in Süddeutschland in ahd. und mhd. Zeit PN mit swīd – 'stark' auftauchen..., die auch in Bayern verbreitet waren." Vgl. Schweitenkirchen (Kr. Pfaffenhofen), 972 Swidmoutochirihhun, zum Frauennamen Swidmuot (?). "Auffallenderweise" (so Schwarz) begegnet swīd- nur im ersten Teil von PN, nicht im 2., wo immer -swind- sich findet, z. B. Hruodsuuinda, Uuolfsuwind. Auch hier kann man die obige Erklärung anwenden, man muß dann nur annehmen, daß dieser "Ingwäonismus" so weit im Süden in der Grundschicht mindestens verbreitet war und daß diese Namen sehr alt sind. Beidem steht m. E. nichts im Wege.

Im Obdt. und damit im Hochdt. haben wir *Tugend*, im Ndl. *deugd*. In rheinischen Denkmälern des Mittelalters haben wir ein Nebeneinander beider Formen. Ich gebe einige Beispiele: Die schon erwähnte Kölner Hs. hat auf derselben Seite (46 r 13 u. 18), *in doechenden* und *in doechden* oder auf einer anderen Seite (50 r) *doget* (7) zu *dogenden* (16), *doeget* (20); ebenso übrigens auch *ioecht* (z. B. 119 v 16), *in der ioichden* (93 r 23). Die Limburgischen Sermoenen haben *dogentlic* neben *dogetlic*, der ältere Physiologus hat *mit allēn dugeden*. Ein ähnliches Nebeneinander haben wir auch in der Heiligen Regel (13. Jh.) *von den thugeden* (2, 4), *an geistlichen tugeden* (5, 24), aber: *drier hande tugent* (5, 19), *an dugenden* (31, 11) u. ö., in Morant und Galie (ca. 1200, Hs. 15. Jh.) 3435 C *gude: duchde*, A *guden: dugeden*, 4475 C *dugit: iogit*, 4731 C *durch vre edele iogit: vndugit*, aber: 1069 C *doegentsam*, 4733 A *mit dogenden* (C *mit duchden*); auch sonst im Karlmeinet beide Formen, im Teuth. 78 b *doighde* u. *doegende*, *doegentlyck*, in den Kölner Klosterpredigten (13. Jh.) S. 22 *in dūgeden*, S. 32, 6 *aller undugt*, 41, 22 *diese dūcht*, aber: S. 28 *dugentliche werck*. Auch die Hss. der Gedichte des Dichters der Schlacht bei Göllheim, die Kreuzensteiner Bruchstücke, Jolande van Vianden haben sowohl n- wie n-lose Formen.

Der Gegensatz ndl. -besse und dt. Beere gehört ebenfalls hierher.

4. Mir scheint, daß schon das aufgeführte Material beweist, daß man in der sprachlichen Grundschicht früherer Zeiten mit mehr Doppelformen rechnen muß als in der gegenwärtigen Grundschicht, obwohl auch jetzt in ihr noch viele Doppelformen zu finden sind. Das bedeutet, daß die Normierung um so weniger durchgeführt ist, in je höhere Zeiten

und je tiefere Schichten man sich begibt. Mit Hilfe der Doppelformen kann man nach meiner Ansicht einen tieferen Einblick in die Sprachgeschichte gewinnen. Man darf annehmen, daß solche Doppelformen auch in Gebieten vorhanden waren, in denen wir nur die eine oder andere Form nachweisen können. Das gilt etwa für *habēn / hebbian*, *sagēn / seggian* usw., aber auch für die Pronominalformen mit und ohne /r/ (*hē / er*) wie auch für die Formen mit und ohne /n/, die sich nach dem Vernerschen Gesetz richten (*swinþ- / swīd-*). Das bedeutet, daß man in solchen Fällen immer weniger von "Ingwäonismen" sprechen kann. Die erst verhältnismäßig spät belegten alem. Fälle von *n*-Ausfall vor Spirans können in der Grundschrift schon sehr früh vorhanden gewesen sein. Für die historische Sprachgeographie ergibt sich die für manchen vielleicht schmerzliche Konsequenz, daß man feste Sprachgrenzen kaum einzeichnen kann, eben weil der heutige scharfe Gegensatz etwa zwischen *n*-loser und *n*-haltiger Form in früherer Zeit nicht vorhanden war, sondern sich erst dadurch herausbildete, daß das eine Gebiet sich für diese, das andere sich für jene Form entschieden hat. Denn jede Sprache hat wohl im Grunde die Tendenz, Doppelformen auszuräumen, und sei es nur aus sprachökonomischen Gründen.

Abkürzungen

- Gotfrid Hagen = Gotfrid Hagen: Dit is dat boich van der stede Colne. Hgb. v. H. CARDAUNS u. H. SCHRÖDER = Die Chroniken der niederrheinischen Städte, Cöln. I. Band. Leipzig 1875.
- Hoffmanns Gesprächsbüchlein = Gesprächsbüchlein, Romanisch und Flämisch. Hgb. von HOFFMANN VON FALLERSLEBEN, Hannover 1854.
- Klosterpredigten = Kölner Klosterpredigten des 13. Jahrhunderts. Hgb. von PH. STRAUCH, Niederdeutsches Jahrbuch 37 (1911), 21 ff.
- Morant und Galie = Morant und Galie nach der Cölner Handschrift, hgb. von ERICH KALISCH, Bonn u. Leipzig 1921.
- Tr.Mö. = Die Pilgerfahrt des träumenden Mönches. Nach der Kölner Handschrift, hgb. von ADRIAAN MEIJBOOM, Bonn u. Leipzig 1926.
- Orientbericht = Ein niederrheinischer Bericht über den Orient. Hgb. von RÖHRICHT und MEISNER, ZdPh. 19 (1887), 1 ff.
- Pilgerschrift = Niederrheinische Pilgerschrift des XV. Jahrhunderts. In: Vier rheinische Palaestina-Pilgerschriften des XIV., XV. und XVI. Jahrhunderts. Aus den Quellen mitgeteilt und bearbeitet von LUDWIG CONRADY, Wiesbaden 1882, 49 ff.
- Hl. Regel = Die heilige Regel für ein vollkommenes Leben, eine Cisterzienserarbeit

des XII. Jahrhunderts, aus der Handschrift Additional 9048 des British Museums hgb. von ROBERT PRIEBSCHE, DTM XVI, Berlin 1909.

Teuth. = Gerd van der Schueren's Teuthonista of Duytschlender, in eene nieuwe bewerking vanwege de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde uitg. d. J. VERDAM, Leiden 1896.

Wierstrait = Christian Wierstrait's Historij des belegs van Nuys. 1. Teil. Hgb. von KARL MEISEN, Bonn u. Leipzig 1926.

ZUM NEBENSATZREPERTOIRE DES ERSTEN DEUTSCHEN PROSAROMANS

Die Temporalsätze

Von Gabriele Schieb

I.

Die Diachronie der Strukturmodelle des Nebensatzes vom Althochdeutschen bis zu den Normen der deutschen Gegenwartssprache übersehen wir bisher nur bruchstückhaft. Es fehlen uns genügend synchrone Schnitte durch das Schrifttum verschiedener Genres für jedes Jahrhundert und für jede Sprachlandschaft, die uns eine Geschichte aller vorhandenen Möglichkeiten in Raum und Zeit erlaubten. Die bereits vorliegenden Arbeiten zu einzelnen Nebensatztypen im früh-, hoch- oder spätmittelalterlichen Deutschen sind im allgemeinen so verschieden angelegt, daß man die Fragen, die man an sie stellt, vergleichend nie vollständig beantwortet bekommen kann. Auch werden die Einzelprobleme selten einmal in den Gesamtzusammenhang aller in einem Text bezeugten Nebensatzrepräsentationen gestellt. Aber das ist wohl nötig, um Strukturwandlungen, die wir plötzlich bei diesem oder jenem Nebensatztyp feststellen, in ihren Voraussetzungen zu begreifen. Ich beabsichtige deshalb als Modellfall einen synchronen Schnitt durch ein repräsentatives Stück (140 Druckseiten) eines bedeutenden Prosadenkmals des hochmittelalterlichen Deutsch, der alle Nebensätze berücksichtigt und sie nach ihren Strukturmerkmalen wie ihrer syntaktischen und semantischen Funktion klassifiziert und dadurch auch Häufigkeitsvergleiche erlaubt. Gedacht ist diese Arbeit als Auftakt zu weiteren synchronen Schnitten durch Prosadenkmäler anderer Sprachlandschaften und anderer Jahrhunderte und als kleiner "metachroner" Beitrag zu einem wichtigen syntaktischen Kapitel der Geschichte der deutschen Sprache. Die Wahl fiel vorerst auf den sprachlich auch sonst

hochinteressanten und umstrittenen ersten Teil des Prosa-Lancelot, den Reinhold Kluge 1948 nach der Heidelberger Pergamenthandschrift Pal.Germ.147 als Band XLII der Deutschen Texte des Mittelalters ediert hat. Die Handschrift ist um 1430 im südlichen Westmitteldeutschen ("vom Rhein- ins Südfränkische hinübergreifende Mundart") geschrieben. Sie weist auf eine etwa 200 Jahre ältere Vorlage zurück, über deren Provenienz sich die Forschung jedoch noch nicht einig ist. Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem um 1225 abgeschlossenen französischen Roman. Auf die Nebensatzgestaltung scheint aber, wie Stichproben ergaben, die französische Vorlage keinen einengenden Einfluß ausgeübt zu haben.

Der Erzählstil des deutschen Prosa-Lancelot ist geprägt von ausladenden Perioden. Uns begegnen mehrfach zusammengesetzte Sätze mit gelegentlich bis zu sieben Nebensätzen verschiedenen Grades. Man spürt, daß der Herausgeber, der den Text mit moderner Interpunktion versehen hat, oft Mühe hatte, Satzgrenzen zu erkennen und Entscheidungen über Untergliederungen innerhalb einer Periode zu treffen.

Aus der geplanten Darstellung des Gesamtcorpus der Nebensätze im Prosa-Lancelot seien hier, als Gedächtnisruß für William Foerste, dem beschränkten Raum entsprechend, die Temporalsätze herausgegriffen. Sie stellen zwar nur einen kleinen Prozentsatz innerhalb des Gesamts an Nebensätzen, etwa 12% gegenüber den an der Spitze stehenden Feststellungs- und Auskunftssätzen (etwa 30%) wie Relativsätzen (etwa 25%), die zusammen also etwa die Hälfte aller Nebensatzrepräsentationen ausmachen. Immerhin stehen aber die Temporalsätze mit ihren 423 Belegen an der Spitze aller sogenannten "Adverbialsätze".

Je häufiger eine Nebensatzgruppe ist, desto einheitlicher formieren sich in der Regel mit der Zeit die sie repräsentierenden Strukturmodelle. Je seltener eine Nebensatzgruppe ist, desto uneinheitlicher bleiben gewöhnlich die Mittel ihrer Gestaltung. Auch die Temporalsätze gehören zu einer der kleineren, in ihren sprachlichen Mitteln sehr beweglichen Gruppe von Nebensätzen.

II.

In Satzgefügen mit Temporalätzen werden, was ihre semantische Funktion betrifft, vom Sprecher Beziehungen zwischen zwei

Sachverhalten hergestellt, die an sich nicht zusammengehören. Diese Beziehungen betreffen die zeitliche Bestimmtheit. Der Nebensatz kann zu seinem Trägersatz in eine Beziehung der Gleichzeitigkeit, der Vorzeitigkeit oder der Nachzeitigkeit gesetzt werden. Oft wird noch geschieden, ob ein Zeitpunkt oder ein Zeitraum gemeint ist, oder sogar darüber hinaus, ob der Zeitpunkt ein Anfangs- oder Endpunkt ist, ob bei der Zeitdauer ihre Begrenzung nach vorn oder hinten besonders in den Blickkreis treten soll. Sind schon innerhalb der Zeitrelation selbst die verschiedensten semantischen Teilverknüpfungen möglich, so gibt es auch Verknüpfungen über die Zeitrelation hinaus mit anderen, nahe verwandten Relationen, wie z. B. denen von Folge und Voraussetzung (Bedingung). Die temporalen Bedingungssätze beziehen wir deshalb hier mit ein. In ihnen kann zusätzlich zwischen Einmaligkeit und Wiederholbarkeit der zeitlichen Voraussetzung unterschieden werden.

Die vielschichtige Semantik der Temporalsätze wird wirksam in einer Vielzahl von Strukturmodellen, die unterschiedlichen Gebrauchsbedingungen unterworfen sind. In ihnen gewinnen Relevanz verschiedenen Grades die gewählten Initialelemente, die Stellung des Verbum finitum, das Tempus der Verben in den beiden Satzrepräsentationen (dem Nebensatz und seinem Trägersatz), die Stellung der Satzrepräsentationen zueinander (Nebensatz als Nachsatz, Zwischensatz oder Vordersatz), auch Bezugswörter ("Stützen") im Trägersatz des Nebensatzes.

Wir legen dem folgenden Überblick über die Temporalsätze in den ersten beiden Kapiteln (140 Seiten) des deutschen Prosa-Lancelot ihre jeweilige semantische Funktion zugrunde. Als Leitformen zu leichterer Orientierung benutzen wir die gegenwartssprachlichen Äquivalente der mittelhochdeutschen Initialelemente, der Temporalkonjunktionen, die ja im allgemeinen semantisch sehr viel eindeutiger sind als die meist noch erstaunlich polysemen mittelhochdeutschen.

I. *'als'* (Gleichzeitigkeit von NS¹- und HS²-Geschehen, Zeitpunkt).
-- Insgesamt 200 Fälle.

Initialelemente: *da* 188mal, *als* 6mal, *als so* 1mal, *so* 1mal, Zeitbestimmung + *das* 3mal, *mit dem das* 1mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) stimmen im Tempus überein, Norm ist das Präteritum.

1) NS = Nebensatz 2) HS = Hauptsatz bzw. Trägersatz des Nebensatzes

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

A. Nebensatz als Vordersatz (insgesamt 146 Fälle)

1. NS *da* + [...] + VF³ [+...] // HS *da* + VF... (129 Fälle)
2. NS *als* + [...] + VF // HS *da* + VF... (1 Fall)
3. NS *da* + [...] + VF [+...] // HS mit Zweitstellung des VF (16 Fälle)

B. Nebensatz als Zwischensatz (insgesamt 23 Fälle)

1. *und* // NS *da* + [...] + VF [+...] // HS *da* + VF... (9 Fälle)
2. *und* // NS *als* + [...] + VF // HS *so* + VF... (1 Fall)
3. *wann* // NS *da* + [...] + VF [+...] // HS *da* + VF... (1 Fall)
4. Zeitbestimmung // NS *da* + [...] + VF [+...] // HS *da* + VF... (5 Fälle)
5. *wann* + Zeitbestimmung // NS *das* + [...] + VF [+...] // HS *da* + VF... (1 Fall)
6. Zeitbestimmung // NS *da* + [...] + VF [+...] // HS mit Zweitstellung des VF (1 Fall)
7. Zeitbestimmung // NS *da* + [...] + VF [+...] // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
8. Zeitbestimmung // NS *als* + [...] + VF [+...] // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
9. Zeitbestimmung // NS *das* + [...] + VF // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
10. *mit dem* // NS *das* + [...] + VF (perfektiv) // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
11. HS 1. Teil (mit Zeitbestimmung) // NS *als* + [...] + VF // HS 2. Teil (1 Fall)

C. Nebensatz als Nachsatz (insgesamt 31 Fälle)

1. HS // NS *da* + [...] + VF [+...] (23 Fälle)
2. HS // NS *als* + [...] + VF [+...] (1 Fall)
3. HS mit Zeitbestimmung // NS *da* + [...] + VF [+...] (3 Fälle)

³⁾ VF = Verbum finitum

4. HS mit Zeitbestimmung // NS *als* + [...] + VF (1 Fall)
5. HS mit Zeitbestimmung // NS *als so* + [...] + VF (1 Fall)
6. HS mit Zeitbestimmung // NS *so* + [...] + VF (1 Fall)
7. HS mit Zeitbestimmung // NS *das* + [...] + VF (1 Fall)

II. 'solange' (Gleichzeitigkeit von NS- und HS-Geschehen, Zeitdauer mit Begrenzung nach hinten). – Insgesamt 38 Fälle.

Initialelemente: *all die wile das* 1mal, *al(l)(e)diewil das* 5mal, *alldiewil und* 1mal, *die wil das* 1mal, *d(ie)wil das* 4mal, *dwyll das* 1mal, *alldiewil* 1mal, *d(ie)wil* 5mal, *als lang als* 15mal, *wie lang* 1mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) stimmen im Tempus überein. Sie zeigen Präsens (20mal), Präteritum (17mal) oder Perfekt (1mal).

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmarkmale:

A. Nebensatz als Nachsatz (insgesamt 34 Fälle)

1. HS // NS *als lang als* + [...] + VF [+...] (15 Fälle)
2. HS // NS *wie lang* + [...] + VF (1 Fall)
3. HS // NS *all die wile das* (bzw. *al(l)(e)diewil das*) + [...] + VF [+...] (7 Fälle)
4. HS // NS *die wil das* (bzw. *d(ie)wil das*) + [...] + VF [+...] (5 Fälle)
5. HS // NS *alldiewil und* + [...] + VF (1 Fall)
6. HS // NS *alldiewil* + [...] + VF (1 Fall)
7. HS // NS *diewil* + [...] + VF (4 Fälle)

B. Nebensatz als Vordersatz (insgesamt 4 Fälle)

1. NS *aldiewil das* + [...] + VF // HS *da* + VF... (1 Fall)
2. NS *aldiewil das* + [...] + VF // HS *so* + VF... (1 Fall)
3. NS *dwyll das* + [...] + VF // HS *so* + VF... (1 Fall)
4. NS *dwil* + [...] + VF // HS mit Zweitstellung des VF (1 Fall)

III. 'während' (Gleichzeitigkeit von NS- und HS-Geschehen, Zeitdauer). – 1 Fall.

Initialelement: *mit dem das*.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz stimmen im Tempus überein.

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

Nebensatz als Zwischensatz (oder Vordersatz?)

mit dem // NS *das* + [...] + VF [+...] // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)

IV. *'als, nachdem'* (Zeitunterschied zwischen NS- und HS-Geschehen, Vorzeitigkeit des NS-Geschehens, Zeitpunkt). – Insgesamt 48 Fälle.

Initialelemente: *da* 47mal, *als* 1mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) stimmen im Tempus nicht überein. Der Nebensatz zeigt Plusquamperfekt oder Vergleichbares (d. h. *ge-Präterita* oder das Präteritum des perfektiven *komen*), der Hauptsatz Präteritum.

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

A. Nebensatz als Vordersatz (insgesamt 46 Fälle)

1. NS *da* + [...] + VF [+...] // HS *da* + VF... (35 Fälle)

2. NS *als* + [...] + VF // HS *da* + VF... (1 Fall)

3. NS *da* + [...] + VF [+...] // HS mit Zweitstellung des VF (10 Fälle)

B. Nebensatz als Zwischensatz (insgesamt 2 Fälle)

und // NS *da* + [...] + VF [+...] // HS *da* + VF... (2 Fälle)

V. *'sobald (als)'* (Zeitunterschied zwischen NS- und HS-Geschehen, geringste bis geringe Vorzeitigkeit des NS-Geschehens, unmittelbare Folge des HS-Geschehens, Zeitpunkt). – Insgesamt 16 Fälle.

Initialelemente: *als schier als* 12mal, *also schier als* 1mal, *als frü als* 1mal, *zuhant als* 1mal, *zuhant da* 1mal.

Tempus: Je nach Betonung der unmittelbaren Folge und geringster oder nur geringer Vorzeitigkeit des NS zeigen Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) gleiches – Präteritum – oder unterschiedliches Tempus, gewöhnlich der NS Plusquamperfekt oder Vergleichbares, der HS Präteritum.

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

A. Nebensatz als Zwischensatz (oder Vordersatz?) (insgesamt 14 Fälle)

1. *als schier* // NS *als* + [...] + VF // HS *da* + VF... (3 Fälle)
2. *als schier* // NS *als* + [...] + VF [+...] // HS *so* + VF... (3 Fälle)
3. *als schier* // NS *als* + [...] + VF [+...] // HS mit Zweitstellung des VF (bzw. *das*-Satz) (4 Fälle)
4. *also schier* // NS *als* + [...] + VF [+...] // HS mit Zweitstellung des VF (1 Fall)
5. *zuhant* // NS *da* + [...] + VF [+...] // HS mit Zweitstellung des VF (1 Fall)
6. *als schier* // NS *als* + [...] + VF // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
7. *zuhant* // NS *als* + [...] + VF // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)

B. Nebensatz als Nachsatz (insgesamt 2 Fälle)

1. HS // NS *als schier als* + [...] + VF [+...] (1 Fall)
2. HS // NS *als frü als* + [...] + VF (1 Fall)

VI. 'bis' (Zeitunterschied zwischen NS- und HS-Geschehen, Nachzeitigkeit des NS-Geschehens, Bezeichnung der zeitlichen Grenze, an die heran sich das HS-Geschehen erstreckt). – Insgesamt 45 Fälle.

Initialelemente: (*so lang*) *biß* 33mal, *biß das* 5mal, (*so lang*) *das* 4mal, *wann* 2mal, *wann das* 1mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) stimmen im Tempus überein. Sie zeigen Präteritum Indikativ oder Konjunktiv (30mal) bzw. Präsens Indikativ oder Konjunktiv (15mal).

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

Nebensatz immer Nachsatz (insgesamt 45 Fälle)

1. HS // NS *biß* + [...] + VF [+...] (27 Fälle)
2. HS // NS *wann* + [...] + VF [+...] (2 Fälle)
3. HS // NS *biß das* + [...] + VF [+...] (5 Fälle)
4. HS // NS *wann das* + [...] + VF (1 Fall)
5. HS mit Zeitbestimmung *so lang* in Spitzenstellung // NS *biß* + [...] + VF (1 Fall)
6. HS mit Zeitbestimmung *so lang* in Spitzenstellung // NS *das* + [...] + VF [+...] (1 Fall)

7. HS mit Zeitbestimmung *so lang* in Endstellung // NS *biß* + [...] + VF [+...] (5 Fälle)
8. HS mit Zeitbestimmung *so lang* in Endstellung // NS *das* + [...] + VF [+...] (2 Fälle)
9. HS // NS *so lang das* + [...] + VF [+...] (1 Fall)

VII. ‘*ehe, bevor*’ (Zeitunterschied zwischen NS- und HS-Geschehen, Nachzeitigkeit des NS-Geschehens, Bezeichnung der zeitlichen Grenze, vor der das HS-Geschehen statthat). – Insgesamt 47 Fälle.

Initialelemente: *ee* 26mal, *ee dann* 21mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) können gleiches Tempus (beim NS als Nachsatz 29mal, beim NS als Vordersatz 6mal) oder auch verschiedenes Tempus (beim NS als Nachsatz 6mal, beim NS als Vordersatz 5mal) zeigen.

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

A. Nebensatz als Nachsatz (insgesamt 35 Fälle)

1. HS // NS *ee dann* + [...] + VF [+...] (19 Fälle)
2. HS // NS *ee* + [...] + VF [+...] (15 Fälle)
3. HS mit Zeitbestimmung *ee* // NS *ee* + [...] + VF (1 Fall)

B. Nebensatz als Vordersatz (insgesamt 9 Fälle)

1. NS *ee* + [...] + VF [+...] // HS *ee* + VF... (2 Fälle)
2. NS *ee* + [...] + VF // HS *da* + VF... (1 Fall)
3. NS *ee dann* + [...] + VF // HS *da* + VF... (1 Fall)
4. NS *ee* + [...] + VF [+...] // HS mit Zweitstellung des VF und *ee* im Satzinnern (1 Fall)
5. NS *ee dann* + [...] + VF // HS mit Zweitstellung des VF und *ee* im Satzinnern (1 Fall)
6. NS *ee* + [...] + VF // HS mit Zweitstellung des VF (1 Fall)
7. NS *ee* + [...] + VF [+...] // HS mit Erststellung des VF (2 Fälle)

C. Nebensatz als Zwischensatz (insgesamt 3 Fälle)

1. *und* // NS *ee* + [...] + VF // HS *da* + VF... (2 Fälle)
2. *und* // NS *ee* + [...] + VF // HS mit Zweitstellung des VF und *ee* im Satzinnern (1 Fall)

VIII. ‘*seit(dem)*’ (Zeitunterschied zwischen NS- und HS-Ge-

schehen, Vorzeitigkeit des NS-Geschehens, Bezeichnung der zeitlichen Grenze, an der das HS-Geschehen beginnt). – Insgesamt 15 Fälle.

Initialelemente: *sit(t)her(re) das* 12mal, *sitherre* 1mal, *sitt der zitt das* 1mal, *sitt* 1mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) können gleiches Tempus (beim NS als Nach- oder Zwischensatz 9mal) oder auch verschiedenes Tempus (beim NS als Nach- oder Zwischensatz 5mal, beim NS als Vordersatz 1mal) zeigen.

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

A. Nebensatz als Nachsatz (insgesamt 9 Fälle)

1. HS // NS *sither(r)e das* + [...] + VF [+...] (6 Fälle)
2. HS // NS *sitt* + [...] + VF (1 Fall)
3. HS mit Zeitbestimmung *sither* im Satzinnern // NS *sitherre* + [...] + VF (1 Fall)
4. HS mit Zeitbestimmung *sitt der zitt* in Endstellung // NS *das* + [...] + VF (1 Fall)

B. Nebensatz als Zwischensatz (insgesamt 5 Fälle)

1. HS 1. Satzglied // NS *sit(t)her(re) das* + [...] + VF [+...] // HS *so* + VF... (3 Fälle)
2. HS 1. Teil // NS *sitherre das* + [...] + VF // HS 2. Teil (2 Fälle)

C. Nebensatz als Vordersatz (1 Fall)

NS *sittther das* + [...] + VF // HS *so* + VF... (1 Fall)

IX. '(dann) wenn' (temporal-konditional, der NS nennt eine Voraussetzung für das Eintreten des HS-Geschehens zu einem bestimmten Zeitpunkt, einmalig vorausgesetzter Fall). – Insgesamt 32 Fälle.

Initialelemente: *als* 14mal, *wann* 12mal, *wann das* 2mal, Zeitangabe + *so* 3mal, Zeitangabe + *das* 1mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) zeigen gewöhnlich gleiches Tempus (Präsens 22mal, Präteritum Indikativ oder Konjunktiv 5mal), seltener verschiedenes Tempus (NS Perfekt und HS Präsens 4mal, NS Plusquamperfekt und HS Präteritum 1mal).

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

A. Nebensatz als Vordersatz (insgesamt 13 Fälle)

1. NS *als* + [...] + VF [+...] // HS *so* + VF... (9 Fälle)
2. NS *wann* + [...] + VF // HS *so* + VF... (3 Fälle)
3. NS *als* + [...] + VF [+...] // HS *ee* + VF... (1 Fall)

B. Nebensatz als Nachsatz (insgesamt 11 Fälle)

1. HS // NS *wann* + [...] + VF [+...] (5 Fälle)
2. HS // NS *als* + [...] + VF (3 Fälle)
3. HS mit Zeitangabe // NS *so* + [...] + VF (2 Fälle)
4. HS // NS *wann das* + [...] + VF (1 Fall)

C. Nebensatz als Zwischensatz (insgesamt 8 Fälle)

1. HS // NS *wann* + [...] + VF // NS (*das*-Satz) (1 Fall)
2. *und* // NS *wann* + [...] + VF [+...] // HS *so* + VF... (3 Fälle)
3. *und* // NS *als* + [...] + VF // HS *so* + VF... (1 Fall)
4. *und* // NS *wann das* + [...] + VF [+...] // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
5. *des tages* // NS *so* + [...] + VF // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
6. *des tages* // NS *das* + [...] + VF [+...] // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)

X. '*wann immer, jedesmal (dann) wenn, sooft, sofern*' (temporal-konditional, der NS nennt eine Voraussetzung für das Eintreten des HS-Geschehens zu beliebigen Zeitpunkten, Wiederholung möglich). – Insgesamt 27 Fälle.

Initialelemente: *wann* 11mal, *wenne* 1 mal, *als* 9mal, *so* 3mal, *wan(n) das* 1mal, Zeit- oder Häufigkeitsangabe + *das* 2mal.

Tempus: Nebensatz und Hauptsatz (bzw. Trägersatz des Nebensatzes) stimmen im Tempus überein. Sie zeigen Präteritum (15mal) oder Präsens (12mal).

Sonstige Struktur- und Gebrauchsmerkmale:

A. Nebensatz als Nachsatz (insgesamt 14 Fälle)

1. HS // NS *wann* + [...] + VF [+...] (7 Fälle)

2. HS // NS *wenne* + [...] + VF (1 Fall)
3. HS // NS *als* + [...] + VF [+...] (3 Fälle)
4. HS // NS *so* + [...] + VF [+...] (2 Fälle)
5. HS // NS *wan das* + [...] + VF (1 Fall)

B. Nebensatz als Vordersatz (insgesamt 7 Fälle)

1. NS *als* + [...] + VF [+...] // HS *so* + VF... (4 Fälle)
2. NS *wann* + [...] + VF [+...] // HS *so* + VF... (2 Fälle)
3. NS *so* + [...] + VF // HS *so* + VF... (1 Fall)

C. Nebensatz als Zwischensatz (insgesamt 6 Fälle)

1. HS // NS *wann* + [...] + VF [+...] // NS (*das*-Satz) (2 Fälle)
2. HS // *als* + [...] + VF // NS (*das*-Satz) (1 Fall)
3. *wann* // NS *als* + [...] + VF // HS *so* + VF... (1 Fall)
4. *und* + Zeitangabe // NS *das* + [...] + VF // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)
5. *wann* + Häufigkeitsangabe (*als vil*) // NS *das* + [...] + VF [+...] // HS mit Erststellung des VF (1 Fall)

III.

Der vorstehende Überblick macht deutlich, daß den Temporalsätzen durchgängig ein Initialelement, eine Temporalconjunktion zugehört. Daher auch die relative Einheitlichkeit des weiteren "Stellenplanes". Dem Verbum finitum kommt Spätstellung, d. h. Nichtzweitstellung zu, die praktisch schon oft mit absoluter Endstellung zusammenfällt, zumal bei eingliedrigem Prädikat. Im übrigen gelten für die weitere Strukturierung des Nebensatzes und die Satzgliedfolge gewisse Ausgangsnormen. Varianten ergeben sich als Folge des wechselnden Umfangs und des wechselnden Gewichts der einzelnen Satzglieder, z. B. Substantiv oder Pronomen, Einzelwort, Wortgruppe oder Satzrepräsentation. Es handelt sich also nie um eine absolute, sondern nur um eine relative Freiheit, die sich in Regeln, in Gebrauchsbedingungen fassen läßt, was hier im einzelnen nicht ausgeführt werden kann.

Die Initialelemente der Temporalsätze des Prosa-Lancelot gehören durchweg zu den Kleinwörtchen, die noch gleichzeitig zu verschiedenen Leistungen im Satz herangezogen werden können, d. h. daß sie noch

nicht auf eine Wortart festgelegt sind. Je nach Gebrauchsbedingungen sind Adverb oder Konjunktion *da*, *so*, *als* und temporal-konditionales *wann*; Adverb, Präposition oder Konjunktion *ee*, *sitherre*, *sitt*, Präposition oder Konjunktion *biß*, *wann* 'bis'; Pronomen (bzw. Artikel) oder Konjunktion *das*. Ansätze, die Wortart eindeutiger zu kennzeichnen, sind im Gebrauch von folgendem *das* zu sehen, so *biß das*, *wann das* 'bis', *wann das* '(dann) wenn', *sit(t)her(re) das*, *(all) d(ie) wil(e) das*, beliebige Zeitbestimmung + *das*, Häufigkeitsangabe + *das*, *mit dem das*. Dieses *das* steht aber nicht durchgängig. Selten ist in dieser Funktion *und*, so *alldiewil und*, nach altem Komparativ auch *dann*, so *ee dann*, beide offensichtlich im Rückzug. Gruppenbildend wirkt auch relatives *als* nach Zeitbestimmung, so *als lang als*, *als(o) schier als*, *als frû als*, *zuhant als*.

Zu den einzelnen Initialelementen. – *da* (aus dem temporalen Relativadverb *dô*) herrscht nach alter Art vor für 'als' (bei Gleichzeitigkeit, Zeitpunkt in der Vergangenheit) wie für 'als, nachdem' (bei Zeitunterschied, Zeitpunkt in der Vergangenheit), klar voneinander abgehoben durch im ersten Fall gleiches (Präteritum), im zweiten Fall verschiedenes Tempus des Verbs (Plusquamperfekt und Präteritum) in Neben- und Hauptsatz. Das lokale Relativadverb *da* 'wo' steht kontextlich so getrennt, daß die Polysemie des Wortkörpers nicht stört. Daneben treten vereinzelte *als* (30%), noch mehr *als so* und *so*, von Hause alle nichttemporalen Ursprungs, vollkommen in den Hintergrund. Sie entfalten sich in anderen Bereichen. Das mag erstaunen, da nach reichem althochdeutschem Gebrauch von temporalem *so* etwa bei dem Rheinfranken Otfrid⁴, den die Folgezeit nicht fortsetzt, dafür seit etwa 1000 mögliches *als(e)* gerade im Westmitteldeutschen Vorstöße zu machen scheint, vgl. Hartmanns Rede vom Glauben⁵ 3 *alse* neben 24 *do*, also 12,50%, Straßburger Alexander 16 *alse* neben 110 *do*, also 14,50%, Veldekes Eneide allerdings auch nur 12 *alse* neben 382 *do*, also 3,10%, was dem Verhältnis im Prosa-Lancelot etwa entspricht. Die langsame Verdrän-

⁴) DIETER WUNDER: Der Nebensatz bei Otfrid. Untersuchungen zur Syntax des deutschen Nebensatzes, 1965, S. 53 ff. (temporale Folgesätze).

⁵) PAUL KÖHLER: Der zusammengesetzte Satz in den Gedichten Heinrichs von Melk und in des armen Hartmanns Rede vom Glauben. I. Die Temporalsätze. Diss. Berlin 1895.

gung von *da* (*do*) durch *als(e)* übersehen wir leider noch allzu schlecht⁶. Wir beachten, daß *alse*, *als so*, *so* im Prosa-Lancelot am ehesten noch dann gebraucht werden, wenn sie auf eine Zeitbestimmung des Trägersatzes zurückbezogen sind, z. B. *der trug des abendes als die hoch tafelrund gesessen was, das erst geriecht fur* I, 115, 11. Das gilt durchstehend für die in dieser Funktion vereinzelte Allerweltskonjunktion *das*, *an demselben tag das* I, 113, 34, *zu derselben stunt das* I, 55, 21, *dwil das* I, 16, 30, *mit dem das* I, 102, 11, vgl. noch neuniederländisch *dat* 'als' nur nach Zeitangaben.

(*all*) *die wile* (*das*, *und*) hat als 'solange' seinen Platz noch ausschließlich im Temporalfeld, vgl. neuniederländisch *terwijl*. Von insgesamt 19 Fällen zeigen 12, also über die Hälfte, *das*, einer das alte *und*⁷ als Merkmal der sprachlichen Unterordnung. Erst in 6 Fällen funktioniert (*all*)*d(ie)wil* allein als Konjunktion. In älterer Sprache sind als Zeichen der sprachlichen Unterordnung gewöhnlicher *do* und *so*⁸. Behaghel denkt bei *daz* an Bildung nach Mustern. Veldeke kennt schon (*al*) *di wile* (*dat*) im Zuge des auch sonst im Nordwesten und Westmitteldeutschen weitverbreiteten "rheinischen" *daz*⁹. Von den insgesamt 21 Fällen zeigen 15 dieses *dat*, also auch über die Hälfte, wie im Prosa-Lancelot. Der Straßburger Alexander dagegen wechselt noch lose zwischen (*al*) *di wile di* 3mal, *alle di wile do* 1mal, *di wile daz* 1mal und häufigstem, allein die Unterordnung tragendem *di wile* 4mal. Ähnliches gilt für Hartmanns Rede vom Glauben¹⁰. Wieder steht der Prosa-Lancelot näher beim nordwestlichen Veldeke als beim Straßburger Alexander. Knapp halb so oft wie (*all*) *die wile* (*das*, *und*) erscheint für

⁶) Weitere Angaben über das Verhältnis von *do* und *alse* bei einzelnen Autoren bei OTTO BEHAGHEL: Deutsche Syntax 3, 1928, § 879a S. 108 f.; EWALD FREY: Die Temporalconjunctionen der deutschen Sprache in der Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen besprochen im Anschluß an Peter Suchenwirt und Hugo von Montfort, Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie, Germ. Abt. Nr. 4, 1893; MAX HULDI: Die Kausal-, Temporal- und Konditionalconjunktionen bei Christian Kuchmeister, Hans Fründ und Niclas von Wyle, 1957; RUTH OTTE: Die einleitenden Konjunktionen der Adverbialnebensätze in Sebastian Brants Narrenschiff, Diss. Freiburg i. Br. 1961; CARL FRANKE: Luthers Satzlehre, 1922², S. 358 ff.

⁷) HANS NAUMANN: Kurze historische Syntax der deutschen Sprache, 1915, S. 36 ff. 40. *all die wil und* noch 1335 bei dem Schweizer Christian Kuchmeister, vgl. M. HULDI S. 14.

⁸) OTTO BEHAGHEL: Deutsche Syntax 3, 1928, § 992 S. 276, § 1025 S. 339 f.

⁹) Vgl. z. B. GABRIELE SCHIEB: *bis*, Beitr. 81 (Halle 1959), S. 12.

¹⁰) Vgl. PAUL KÖHLER a.a.O.

‘solange’ *als lang als*, einmal auch *wie lang*, mit Funktionsgemeinschaften von Wortkörpern, wie sie schon der althochdeutsche Tatianübersetzer, das Ludwigslied, Notker um 1000 in der Form *so lango (so)* und *uuio lango* kennen, vgl. Iwein *swie lange*, von denen *solange* Normcharakter im neueren Deutsch gewonnen hat.

Ähnliche Funktionsgemeinschaften gelten für ‘sobald (als)’ mit *als(o) schier als* an der Spitze, woneben vereinzelt *als frû als*, auch *zuhant als*, *zuhant do*. Das Adverb bleibt landschaftlich beweglich und austauschbar von ahd. *so sliumo (so)* über mhd. *alse (, so) schiere (alse, so)*, *alse (, also, so) balde (alse, so)*, *also drate als* oder *so erst (so)* hin zu nhd. festem *sobald*, neundl. festem *zodraa*.

mit dem das steht polysem einmal für ‘als’ (Gleichzeitigkeit, Zeitpunkt) und einmal für ‘während’ (Gleichzeitigkeit, Zeitdauer). Der Unterschied hängt an der Aktionsart des Verbs. *mit dem* ist Erbe eines ahd. bezeugten *mit thiu*¹¹. Das Mhd. Wb. 2, 1, 196 belegt vereinzelt *mit dem so*, *mit dem und* mit der bekannten Unfestigkeit der die Unterordnung tragenden Partikel. Der Prosa-Lancelot bevorzugt also das “rheinische” *daz. mit dem das* gehört zu einem Bautyp, der im Neuhochdeutschen in anderen Bereichen noch durch *indem* und *nachdem* vertreten ist.

biß bzw. *biß das*, monosem, sind die wichtigsten Vertreter für ‘bis’. *unz*¹² ist, wie zu erwarten, nicht mehr bekannt. *biz (daz)* gilt auch schon in Hartmanns Rede vom Glauben¹³. Daneben tritt das sprachlandschaftlich im Westmitteldeutschen durchaus beheimatete *wann (das)*, vgl. die rheinfränkisch-hessisch-thüringischen Belege Beitr. 81 (Halle 1959) S. 66 f., ganz in den Hintergrund. Durch den lautlichen Zusammenfall mit temporal-konditionalem *wann (das)*, s. o. S. 69 f., vgl. demgegenüber Veldekes *went*¹², scheint seine Position gegenüber dem eindeutigen *biß* abgeschwächt. Die Allerweltskonjunktion *daz* kann für ‘bis’ nur eintreten bei voraufgehendem *so lang*, das dem Hauptsatz in Spitzen- oder Endstellung zugehört oder auch in der Verbindung *so lang das* den Nebensatz einleitet. Hier hat der Herausgeber durch seine Interpunktion syntaktische Entscheidungen getroffen.

Für ‘ehe, bevor’ halten sich die eindeutigen *ee*, *ee dann*, die das Feld allein beherrschen, etwa die Waage wie in Hartmanns Rede vom Glau-

¹¹) OTTO BEHAGHEL: Deutsche Syntax 3, 1928, § 959 S. 210.

¹²) Vgl. GABRIELE SCHIEB: *bis*. Ein kühner Versuch, Beitr. 81 (Halle 1959), S. 1–77.

¹³) Vgl. PAUL KÖHLER a.a.O.

ben (2 und 3 Belege). Das "rheinische" *daz*¹⁴ spielt in diesem Falle keine Rolle, wohl weil *dann* nach dem noch als Komparativ empfundenen *ee* zu fest saß. *ee dann* wird im Nachsatz vorgezogen, *ee* im Vorder- und Zwischensatz.

sit(t)her(re) das 'seit(dem)', woneben nur vereinzelt *sitherre*, *sitt*, *sitt der zitt das*, möchte man lieber an altes *sider* anschließen¹⁵ als an eine Komposition *sit here* zu denken. Folgendes, die Unterordnung tragendes *das* scheint hier fast unveräußerlich.

Wo immer *so* und *als* im Temporalfeld erscheinen, sind sie sekundär in dieses übergewechselt. Bei der Verwendung als temporal-konditionale Konjunktion '(dann) wenn' oder '(jedesmal) wenn' ist die Angabe der Voraussetzung, die auch schon übertragen ist, als primär gegenüber der Angabe der Zeit anzusehen. Im Prosa-Lancelot überwiegt *als*, *so* tritt zurück. Letzteres ist gebunden an Rückbezug auf eine Zeitangabe im übergeordneten Satz wie vereinzelt *das* in diesem Bereich, dem Zeit- oder Häufigkeitsangabe vorausgehen muß. Neben *als*, als Nebensatz-initialerlement funktional allzusehr belastet¹⁶, steht etwa gleich häufig *wan(n) (das)*, wobei folgendes *das* hier selten bleibt. Im Vordersatz ist *als*, im Nachsatz *wann* geläufiger. Vereinzelt *wenne*, mit *-e-*, dialektische Wechselform, der die Zukunft gehören sollte, fällt daneben nicht ins Gewicht. Begleitende *so* vom Typ (*so*) *wan (so)*, wie sie noch für Veldeke charakteristisch sind, sind im Westmitteldeutschen zu dieser Zeit schon nicht mehr üblich.

IV.

Eine Betrachtung der Stellung der vorstehenden Typen von Temporal-sätzen im Rahmen der Satzgefüge ergibt das folgende. Nur als Nachsätze begegnen die Temporal-sätze der Gruppe VI 'bis'. Die Nachsätze überwiegen in den Gruppen II 'solange', VII 'ehe, bevor', VIII 'seit(dem)', X 'wann immer, jedesmal wenn', die Vordersätze in den Gruppen I 'als', IV 'als, nachdem', V 'sobald (als)'. Nach- und Vordersätze halten sich etwa die Waage in der Gruppe IX '(dann) wenn'. In diesen Verhältnissen klingen vermutlich Entstehungsbedingungen nach.

¹⁴) Vgl. OTTO BEHAGHEL: Deutsche Syntax 3, 1928, § 925 S. 167.

¹⁵) Deutsches Wörterbuch 10, 1, 370 ff.

¹⁶) Auf die Rolle von *so* und *also* im reinen Konditionalsatz wie vor allem im Modalsatz kann hier nur hingewiesen werden.

Beim Temporalsatz als Vordersatz (bzw. Zwischensatz, der einem Vordersatz gleichwertig ist, s. u.), interessiert die Nachsatzgestaltung, zu deren Entwicklung Blanka Horacek¹⁷ Wichtiges festgestellt hat. Am häufigsten ist die Einleitung des Nachsatzes mit einer wieder-aufnehmenden, zusammenfassenden Partikel. Sie gilt in 228 Fällen, wovon 191mal *da*, 34mal *so* und 3mal *ee* in dieser Rolle erscheinen. Die korrelierenden Wortpaare sind, der Häufigkeit nach geordnet, *da . . . da . . .* 181mal, *als . . . so . . .* 16mal, *wann . . . so . . .* 8mal, *sit(t)her(re) das . . . so . . .* 4mal, *als schier als . . . so . . .* 3mal, *als schier als . . . da . . .* 3mal, *ee . . . da . . .* 3mal, *ee . . . ee . . .* 2mal, *als . . . da . . .* 2mal, *(al)d(ie)wil das . . . so . . .* 2mal, ferner je 1mal *aldiewil das . . . da . . .*, *ee dann . . . da . . .*, *so . . . so . . .*, *als . . . ee . . .* Nach dieser den Nachsatz einleitenden Partikel steht das Verbum finitum an zweiter Stelle. Zweitstellung des Verbum finitum im Nachsatz gilt im allgemeinen auch, wenn auf eine solche Partikel im Hauptsatz verzichtet wird. Das ist 38mal der Fall. Wir richten unser besonderes Augenmerk auf die restlichen 13 Belege, in denen das Verbum finitum den Nachsatz eröffnet. Dieser Nachsatztyp, in älterer Sprache nach B. Horacek noch eine Seltenheit, wird im Neuhochdeutschen dann zur vorherrschenden Norm. Im Prosa-Lancelot ist er, wie wir feststellen können, in der Regel an bestimmte Gebrauchsbedingungen gebunden. Vor dem Initial-element des Nebensatzes steht noch ein beiordnendes Element (*und* oder *wann* 'denn') oder eine Zeitangabe oder sonstige Bestimmung, *an demselben tag da . . .* (I. B. 7), *des selben tags als . . .* (I. B. 8), *zu derselben stunt das . . .* (I. B. 9), *mit dem das . . .* (III.), *als schier als . . .* (V. A. 6), *zuhant als . . .* (V. A. 7), *und wann das . . .* (IX. C. 4), *des tages so . . .* (IX. C. 5), *des tages das . . .* (IX. C. 6), *und afftermales das . . .* (X. C. 4), *wann als vil das . . .* (X. C. 5). Wir haben diese Temporalsätze deshalb, was zunächst erstaunen mag, als ursprüngliche Zwischensätze angesetzt, wobei das beiordnende Element bzw. die Zeitangabe als erstes Satzglied des Hauptsatzes zu betrachten wäre, dem sich das Verbum finitum, das den Nachsatz einleitet, als zweites Satzglied anschließt. So könnte die Erststellung des Verbum finitum im Nachsatz überhaupt entstanden sein. Je mehr die ersten Satzglieder von der Nebensatzeinleitenden Konjunktion attrahiert und zum Bestandteil

¹⁷) BLANKA HORACEK: Zur Verbindung von Vorder- und Nachsatz im Deutschen, Beitr. 79 Sonderband (Halle 1957), S. 415–439.

eines mehrgliedrigen, aber einheitlich funktionierenden Initialelements wurden, desto leichter konnte sich der neue Gebrauchstyp eines Nachsatzes mit Erststellung des *Verbum finitum* verselbständigen. Erreicht ist dieser gewiß jüngere Stand im Prosa-Lancelot erst bei den beiden *ee* I, 8, 17 und 128, 33 (VII. B. 7).

Innerhalb der temporal-konditionalen Nebensätze der Gruppen IX und X beachten wir den älteren, mit der Zeit schwindenden Typ eines Zwischensatzes zwischen übergeordnetem Satz und untergeordnetem *daz*-Satz¹⁸, so in den drei Fällen I, 77, 24. 73, 20. 118, 11. Heute ziehen wir vor, den Nebensatz in den Anfang des *daß*-Satzes einzuschieben. Wir fügen ihn also nicht an einem natürlichen Einschnitt des Gesamtsatzes ein, sondern an einer Stelle, die an sich keine Unterbrechung duldet. Das entspricht der auch sonst zu beobachtenden Tendenz zu strafferer Struktur des Gesamtsatzes im Neuhochdeutschen.

Der Einschub eines Nebensatzes als Zwischensatz in den Ablauf eines Hauptsatzes ist im Prosa-Lancelot gebunden an die Verwendung einer Zeitbestimmung, der der Nebensatz unmittelbar folgt, so I, 115, 11. 95, 2. 123, 21. Am Temporalsatz allein kann natürlich das Problem des Zwischensatzes nicht befriedigend studiert werden, da es sich um eine alle Nebensatzgruppen betreffende Stellungsmöglichkeit handelt.

¹⁸) Vgl. OTTO KRACKE: Die Entwicklung der Mittelstellung des deutschen Nebensatzes, Diss. Gießen, Darmstadt 1911, S. 246 f.

DIE DEUTSCH-ESTNISCHE LEXIKOGRAPHIE IM 17. JAHRHUNDERT

Von Ilpo Tapani Piirainen

Die folgende Betrachtung behandelt ein Gebiet, das bisher nur am Rande der Germanistik liegt. Untersuchungen über deutsch-estnische Sprachkontakte stammen vorwiegend aus Kreisen der Fenno-Ugristen in Estland und sind nur selten außerhalb der Landesgrenzen bzw. in einer der bekannten Sprachen zugänglich. In diesem Artikel möchte ich die älteste deutsch-estnische Lexikographie erörtern und die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die frühen, oft zweisprachigen Texte aus dem estnisch-baltischen Raum für die Erforschung des Mittelniederdeutschen interessant und für die Wortgeographie relevant werden können. Als besonderer Anlaß zu dieser Darstellung gelten jedoch die handschriftlichen Aufzeichnungen aus den Jahren 1665–1669, die ich in einem Exemplar des deutsch-estnischen Wörterbuches von Heinrich Göseken gefunden habe und am Ende des Artikels in einer Edition wiedergebe.

Die ersten schriftlich fixierten Denkmäler der estnischen Sprache lassen sich – abgesehen von etlichen früheren Einzelbelegen, vorwiegend Namen in lateinischen und deutschen Urkunden – in Texten des 16. Jahrhunderts finden: ein Vaterunser, Eidesformeln, Fragmente eines niederdeutsch-estnischen Katechismus sowie eine 1953 in der Universitätsbibliothek Uppsala entdeckte Handschrift aus dem Ende des 16. Jahrhunderts bezeugen die Volkssprache in dem von Deutschen besiedelten Land¹.

Die deutsche Besiedlung Estlands, die ihren Anfang in der Mission und den Handelsbeziehungen des späten 12. Jahrhunderts hatte und

¹) A. SAARESTE – A. R. CEDERBERG: Valik eesti kirjakeele vanemaid mälestisi 1524–1739 (Eine Auswahl von älteren Denkmälern der estnischen Schriftsprache 1524–1739), Tartu (Dorpat) 1925–1931.

HARALDS BIEZAIS – ANDRUS SAARESTE: Tuntematon vironkielinen 1500-luvun teksti (Ein unbekannter estnischer Text des 16. Jahrhunderts), Virittäjä (Helsinki) 58 (1954) S. 47–61.

um 1200 durch die Eroberung des Gebietes vollzogen wurde, führte im späten Mittelalter zur Errichtung der Territorialverwaltung aufgrund der Bistümer und des Deutschen Ordens². Die ältesten deutschen Kolonisatoren kamen aus Westfalen und Niedersachsen und brachten ihre Heimatmundart ins Baltikum mit; der deutsche Einfluß bestimmte auf Gebieten des materiellen und geistigen Lebens und prägte sich u. a. in der Entstehung und Vorherrschaft eines baltischen Mischdialektes des Mittelniederdeutschen, in dem neben dem Westfälischen Elemente aus anderen Mundarten enthalten waren³. Niederdeutsch blieb bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in schriftlichem Gebrauch, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die gemeinsame Umgangssprache der Baltendeutschen⁴. Allerdings spiegelt sich die zentrale Rolle des Niederdeutschen kaum in den nur wenigen niederdeutschen Manuskripten und Druckprodukten in Estland; um so mehr tritt sie jedoch in den zahlreichen Lehnwörtern des Estnischen hervor, die größtenteils aus mittelniederdeutschen Dialekten stammen und auf die Übernahme aus der Umgangssprache hinweisen. Somit finden sich in estnischen Texten des angehenden 17. Jahrhunderts über 100 niederdeutsche Lehnwörter, die auch im heutigen Estnischen üblich sind; darüber hinaus treten eine Anzahl von derartigen Übernahmen auf, die in der modernen Sprache nicht vorkommen⁵.

Es ist offensichtlich der Reformation zuzuschreiben, daß im 17. Jahrhundert insgesamt vier Lehrbücher der estnischen Sprache erschienen, obwohl die schriftliche Tradition sehr jung war und die Estnisch sprechende Bevölkerung auch gegen Ende des 17. Jahrhunderts nur 325 000 bis 350 000 Einwohner zählte⁶. Die Verfasser dieser Grammatiken, denen deutsch-estnische Vokabulare angeschlossen sind, waren evangelische Geistliche, die sich trotz ihrer Muttersprache für die Erlernung und Anwendung der Volkssprache im Verkehr mit der estnischen Be-

²) REINHARD WITTRAM: *Baltische Geschichte*, München 1954, S. 28–36.

³) PAUL ARISTE: *Saksa laensõnad Heinrich Stahli eesti keeles* (Die deutschen Lehnwörter in der estnischen Sprache Heinrich Stahls), S. 113–114. In: *Emakeele Seltsi Aastaraamat* (Jahrbuch der Gesellschaft für Muttersprache) 9 (Tallinn [Reval] 1963) S. 85–119.

⁴) ARISTE *ibid.* S. 85–86.

⁵) PAUL ARISTE: *Georgi Mülleri saksa laensõnad* (Georg Müllers deutsche Lehnwörter). (*Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis B*, 46/1), Tartu 1940.

⁶) WITTRAM *ibid.* S. 98.

völkerung einsetzen⁷. Da diese Bücher über den Kreis der Estnologen hinaus kaum bekannt und nur schwer zugänglich sind, werden sie hier kurz charakterisiert, um das begrenzte Gebiet der deutsch-estnischen Lexikographie als Teil der germanistischen Forschung hervorzuheben⁸.

Heinrich Stahl (gestorben 1657) ist in Reval geboren (Geburtsjahr unbekannt). Er studierte in Rostock, Greifswald und Wittenberg, war Pastor in verschiedenen estnischen Gemeinden, bis er 1638 Dompropst in Reval und 1641 Superintendent von Ingermanland, Karelrien und Allentacken in Narwa wurde. Die literarische Tätigkeit beschränkt sich nicht auf das Abfassen einer estnischen Grammatik, der 'Anführung zu der Ehstnischen Sprach', sondern besteht aus verschiedenen Werken religiösen Ursprungs⁹. Der Hauptteil der 'Anführung' umfaßt eine normativ-grammatische Darstellung des Estnischen nach dem Muster der lateinischen und deutschen Grammatiken des 17. Jahrhunderts; die Grammatik Stahls hat insofern keinen Wert als Sprachbeschreibung, als die exzeptionellen, von dem Schema des Lateinischen abweichenden Phänomene außer acht bleiben¹⁰. Stahl konzentriert sich auf die Morphologie und folgt damit dem Usus in der Darstellung anderer Sprachen.

Die Wortliste, die dem Werk angehängt ist, umfaßt etwa 2000 Lexeme. Die Intention des Verfassers, durch seine 'Anführung' den Gebrauch der estnischen Sprache in den deutschsprachigen Kreisen des Baltikums anzuspornen, wurde durch das geschaffene lexikalische Hilfsmittel gewiß erfüllt. Da Stahl durch seinen Vater enge Beziehun-

⁷) Vgl. RGG (KURT GALLING, Hrsg.: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Tübingen ³1957-) 1, Sp. 850–852.

⁸) HEINRICH STAHL: *Anführung zu der Ehstnischen Sprach*, Reval 1637.

JOHANN GUTSLAFF: *Observationes Grammaticae circa linguam Esthonicam*, Dorpat 1648.

HEINRICH GÖSEKEN: *Manuctio ad Linguam Oesthonicam*, Reval 1660.

JOHANN HORNING: *Grammatica Esthonica*, Riga 1693.

Die Bücher befinden sich im Literarischen Museum zu Dorpat (Eest NSV Teaduste Akadeemia Fr. R. Kreutzwaldi nimeline Kirjandusmuuseum). In diesem Zusammenhang möchte ich Frau Laine Peep, der Direktorin der wissenschaftlichen Universitätsbibliothek zu Dorpat (Tartu Riikliku Ülikooli Teaduslik Raamatukogu) danken, die durch ihre Hilfsbereitschaft in der Ermittlung der estnischen Wörterbücher zur Fertigstellung dieses Artikels beigetragen hat.

⁹) ADB (Allgemeine Deutsche Biographie) 35, S. 401.

¹⁰) AINO VALMET: *Pluurali partitiiv XVII sajandi lõpu eesti kirjakeeles (Partitiver Plur. in der estnischen Schriftsprache des ausgehenden 17. Jahrhunderts)*, Emakeele Seltsi Aastaraamat 9 (1963) S. 63–84.

gen zu der Großen Gilde hatte, war ihm die Bedeutung eines Wörterbuches über die Kirche hinaus auch für die Geschäftsleute von Anfang an bewußt¹¹; darauf hin deutet das Faktum, daß Stahls Vokabular nicht nur aus der theologischen Terminologie besteht¹². Stahls Arbeit fand offensichtlich einen breiten Benutzerkreis, da das Buch nach der Aussage Heinrich Gösekens schnell vergriffen war und die Notwendigkeit eines weiteren Wörterbuches zeigte¹³.

Die deutsche Sprache Stahls reflektiert ein Hochdeutsch mit starkem niederdeutschen Einschlag; sein Estnisch läßt sogar eine genauere Dialektbestimmung als sein Deutsch zu. Sein estnisches Material geht auf Handschriften aus dem westlichen Wierland (Virumaa) zurück, wo er als Pfarrer tätig war, und enthält auch einige Ausdrücke, die er selbst der Volkssprache entnommen hat¹⁴. Nicht nur der kulturelle und wirtschaftliche Vorrang Nord-Estlands wird dazu geführt haben, daß die dortigen Mundarten entschieden zur Bildung einer gemeinsamen Hochsprache beigetragen haben; auch die von Stahls Sprachform ausgehende Wirkung auf die Zeitgenossen ist erheblich und im 17. Jahrhundert vielfach belegt¹⁵.

Johann Gutsleff bzw. Gutszlaff, unter welchem Verfassernamen die 'Observationes Grammaticae circa linguam Esthonicam' 1648 in Dorpat erschienen sind, ist im gleichen Jahr wie Stahl, 1657, gestorben. Er stammt aus einer niedersächsischen Predigerfamilie, die nach Livland gekommen und dort ansässig geworden ist¹⁶. Gutszlaff war 1642–1656

¹¹) ADB 35, S. 401.

¹²) Der oben zitierte Artikel von PAUL ARISTE über die deutschen Lehnwörter bei Stahl behandelt ausführlich etwa 320 Lexeme aus der Gesamtproduktion Stahls. Ohne im einzelnen darauf einzugehen, sei auf die Ergiebigkeit dieser Untersuchung für die Erforschung der niederdeutschen und hochdeutschen Wortgeographie hingewiesen. Es werden darin nicht nur einzelne Wörter, sondern auch ganze Sätze im Estnischen und im Deutschen aus der Sprache Stahls auf die mittelniederdeutsche bzw. frühneuhochdeutsche Vorlage hin geprüft.

¹³) GÖSEKEN *ibid.* Bl. 8 links: "Es zeugens nicht alleine die Frembdn und Außländer / so dieser Örtter gelangen und dieser Sprache zu lernen begierig seyn / in dem sie die vorigen Anführungs=Bücher des Sehl. Hn. *Superintendenten M Henrici Stalij* gantz weggekauft / auch noch anitzo nach einer solchē Anleitung sehnen / und wünschen / das eine solche von neuen heraus gegeben würde: Sondern auch die Einheimischen selber / . . ."

¹⁴) A. VIRES: *Eesti vanem leksikograafia ja etnograafia* (Die ältere Lexikographie Estlands und die Ethnographie), *Emakeele Seltsi Aastaraamat* 4 (1958) S. 184–193.

¹⁵) ANDRUS SAARESTE: *Christoph Blume keelest* (Über die Sprache Christoph Blumes), S. 277–289. In: *Virittäjä*, 60 (1956) S. 275–291.

¹⁶) ADB 10, S. 222.

Pfarrer in Urvaste, als seine 'Observationes' erschienen. Auf den Pfarrort Gutsblatts ist es zurückzuführen, daß seine Grammatik eine Darstellung der südestnischen Mundarten ist und sich damit von der Stahl'schen abhebt. Das Vokabular ist nicht einmal so umfangreich wie bei Stahl; es enthält jedoch neues lexikalisches Material, das bei Stahl aufgrund seiner Gebundenheit an die nordestnischen Handschriften nicht vorkommt. Gutsblatts Wortschatz des Estnischen weist auch solche Lexeme auf, die in südlichen bzw. südwestlichen Mundarten als Lehnwörter aus dem Russischen vorkommen¹⁷.

Das Wörterverzeichnis Gutsblatts ist allerdings für die deutsche Lexikographie nicht so interessant wie das Werk Stahls, da die Unterschiede zwischen Stahl und Gutsblatt vorwiegend im Estnischen liegen. Das gleiche gilt für die von den nördlichen Mundarten geprägte 'Grammatica Esthonica' des Pfarrers Johann Hornung (1660–1715), der sich auch um die Übersetzung der Bibel bemühte¹⁸. Hornung führt in seinem 1693 in Riga erschienenen Buch kein Wörterverzeichnis in der Art von Stahl und Gutsblatt an, sondern nennt die Lexeme und deren Bedeutungen im Zusammenhang mit den Flexionstypen.

Das erste und einzige Werk im Estland des 17. Jahrhunderts, das als Wörterbuch bezeichnet werden kann, kommt in der 'Manuctio ad Linguam Oesthonicam' von Heinrich Göseken vor. Da dieses aufgrund des umfangreichen Wortschatzes und der Methode für die deutsch-estnische Lexikographie von grundlegender Relevanz ist, wird es hier ausführlicher als die anderen Wörterverzeichnisse behandelt.

Über die rein lexikographische Bedeutung hinaus besitzt die 'Manuctio' Gösekens einen Wert für die deutsch-estnische Wissenschaftsgeschichte. Bei der Suche nach einem in Deutschland zugänglichen Exemplar dieses seltenen Buches¹⁹ fand ich in der Niedersächsischen

¹⁷) VIRES *ibid.* S. 185.

¹⁸) JOHANNES VOLDEMAR VESKI: *Keelelisi töid* (Sprachliche Arbeiten), Tallinn 1958, S. 131.

¹⁹) Das Exemplar in der SUB Göttingen ist offensichtlich das einzige oder eines der ganz wenigen in den deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken. Die Deutsche Staatsbibliothek in Berlin/Ost, die Informationen auch über die meisten anderen Bibliotheken im deutschsprachigen Gebiet besitzt, hat kein Exemplar ausfindig machen können. Weitere Anfragen bei dem Bayerischen Zentralkatalog in München, dem Nordrhein-westfälischen Zentralkatalog in Köln sowie dem Zentralkatalog Sachsen-Anhalt in Halle/Saale haben ergeben, daß das Buch nicht zu finden sei; ebenso negativ waren die Antworten von den etwa 30 einzelnen Bibliotheken, die ich gefragt habe. Ein Exemplar befindet sich jedoch in der ÖNB in Wien.

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen ein guterhaltenes, vollständiges Exemplar mit handschriftlichen Aufzeichnungen auf Latein und Deutsch, die von Gösekens Zeitgenossen stammen und erkennen lassen, daß dieses Exemplar dem Verfasser, Heinrich Göseken selbst, gehörte²⁰. Da diese fünf Seiten des handschriftlichen Textes nicht nur um der Kuriosität willen interessant sind, sondern Nachrichten über Göseken und sein Buch enthalten, wird der Manuskriptfund am Ende dieses Artikels in einer Edition wiedergegeben.

Heinrich Göseken (1612–1681) hat seine ‘Manuductio ad Linguam Oesthonicam’ in der nordwestestnischen Gemeinde Goldenbeck (Kullamaa) verfaßt, wo er von 1641 bis zu seinem Tode Pfarrer war. Da er bereits zuvor mehrere Jahre in dieser Gegend als Lehrer tätig war, ist es durchaus verständlich, daß seine estnische Sprache von dem zur Hochsprache werdenden Nordestnischen charakterisiert ist. Darüber hinaus hat er etliche Wörter aus der Mundart Goldenbecks, die heute als “der reinste Dialekt” des Estnischen gilt, in sein Vokabular aufgenommen²¹. Obwohl Göseken – wie er auch selbst im Impressum seines Buches mitteilt – aus Niedersachsen kommt, ist seine Muttersprache weitgehend verhochdeutsch; auf den Untergang des Niederdeutschen als Schriftsprache Estlands zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde am Anfang des Artikels hingewiesen.

Die ersten vier, unnummerierten Blätter des Buches sind – dem damaligen Usus entsprechend – mit Widmungen gefüllt. Von Blatt 5 an erklärt der Verfasser seine Intention und Forschungsprinzipien, die zu der Fertigstellung der Grammatik und des Wörterbuches geführt haben. Göseken geht davon aus, daß die Erlernung des Estnischen nicht nur bei den ausländischen Besuchern des Landes, sondern “in den dreyen Haupt-Ständen” (Bl. 6 links) zu aktivieren sei; er bringt auch Beispiele dafür, wie notwendig die estnische Sprache für die einzelnen Berufsgruppen sei.

Zwar hat man vor diesem einen so liederlichen Gebrauch gehabt / das man *Pastores vociret, ordiniret und confirmiret*, die wenig (auch wol gar

²⁰) SUB Göttingen, Signum: Ling. IX 4969. 18 unnum. Bl. + 496 S. + 8 unnum. Bl. Nach dem Exlibris auf dem Einbanddeckel hat das Exemplar der Bibliothek des Barons Joachim Heinrich von Bülow gehört; wie es in den Besitz der SUB Göttingen gelangt ist, kann nicht ermittelt werden.

²¹) VIRES *ibid.* S. 185. Es wäre jedoch zu gewagt zu behaupten, die Mundart sei allein aufgrund von Gösekens Werk so maßgebend für die Schriftsprache geworden, daß sie heute als ‘reine Hochsprache’ empfunden wird.

nichts) von dieser Sprache verstanden / sondern ihre Predigten aus denen *Concepten* / so sie von andern geliehen / und abgeschrieben / denen Einfältigen Bauers-Leuten fürgelesen / und haben oft selber nicht verstanden / was sie gelesen / und dañenhero solche dinge ihnen fürgehalten / die sich auff solche Gemeine gantz und gar nicht gereimt haben / uñ solchs haben sie getrieben biß in ihre Grube / . . . (Bl. 7 rechts)

Der Grammatikteil umfaßt die Seiten 1–84, das Wörterbuch die Seiten 85–496; somit ist Gösekens Werk das erste, dessen Wörterbuch im Umfang weitaus größer ist als die grammatische Darstellung. Nicht nur aufgrund dieser Relation ist Göseken eher als Lexikograph anzusehen; über dieses Interesse spricht er selbst in seinem Vorwort:

Diesem zu folge habe Ich nicht alleine des Sehl. Hn. M. *Stablij* Anführung mit Papier durchschossen / und einen guten Vorrath an *Vocabulen* hinzu gethan / . . . (Bl. 15 rechts)

Das Wichtigste ist jedoch die Zusammenstellung des Wörterbuches, das er so nennt:

II. Farrago Vocabulorum. Germanicò-Oesthonicorum, juxta seriem Alphabeti conscriptorum. Das ist / Ein Öhstnisches WortBuch / In welchem Die vornembsten Teutschen Wörter auff Öhstnisch verdolmetschet / und nach dem A. b. c. zusammen gesetzt seyn. (S. 85)

Wo Stahl Lehnwörter aus dem Deutschen als estnische Äquivalenzen anführt, ist Göseken sich durchaus bewußt, daß das Estnische vieles durch Übernahme aus dem Deutschen enthält. Er gibt auf S. 87–96 eine Liste der deutschen Lehnwörter, die neben theologischen Termini wie *Engel/Ingel* (S. 88; Stahl S. 52 *Engel* = *Engel*; mnd., mhd. *engel*) auch Wörter des nicht-kirchlichen Bereichs aufweist, z. B. *Kuche/Koocke* (S. 91; Stahl S. 82 *Kohcke* = *Kuche*; mnd. *koke*). Das Auswahlprinzip Gösekens war offensichtlich, daß das deutsche und das estnische Lexem im Graphematischen bzw. Phonetischen relativ ähnlich sein mußten, um das ‘Fremdsprachliche’ anzeigen und in diese Wortliste kommen zu können. Manchmal werden Lexeme sowohl in der Fremdwortliste als auch in dem eigentlichen Wörterbuch angeführt, z. B. *Hobel/höwel* (S. 89 und 240; Stahl S. 73 *höfel* = *Hobel*; mnd. *hovel*).

Die Erklärungen Gösekens zu einem deutschen Wort sind sehr knapp, meist mit einer estnischen Entsprechung, angegeben. Darüber hinaus führt Göseken oftmals die lateinische Bedeutung des Wortes an; die lateinischen Lexeme werden durch [], () oder nur durch eine andere Druckart von dem übrigen Text getrennt und stehen zwischen dem

deutschen und estnischen Wort. Die Angabe der lateinischen Bedeutungen erfolgt ohne jede Regelmäßigkeit; es ist jedoch festzustellen, daß die lateinischen Lexeme gegen Ende des Wörterbuches häufiger werden. Der Wortschatz von Stahl ist bei Göseken im großen und ganzen vertreten; darauf weist der Verfasser auch in seinem Vorwort hin. Gelegentlich treten Abweichungen von Stahl auf: z. B. steht bei Stahl (S. 131) estn. *Hunt* = *Wolff* (auch das heutige estnische *hunt* hat diese Bedeutung). Bei Göseken kommt *Wolff* (S. 474) mit den estnischen Äquivalenten *hunt/sütt* vor, wo Göseken neben dem deutschen Lehnwort auch ein einheimisches (neuestnisch *susi* 'Wolf') anführt; unter dt. *Hund* (S. 245) steht die Bedeutung *Kojr* (neuestnisch *koer* 'Hund').

Die Leistung Gösekens läßt sein Wörterbuch durchaus mit anderen damaligen deutsch-fremdsprachlichen Lexika vergleichen, die auf einer viel älteren Schriftradition als das Estnische beruhen. Obwohl Estland 1561–1710 zu Schweden gehörte und weitgehende Änderungen in Verwaltungs-, Gerichts-, Kirchenordnungs- und Bildungsangelegenheiten erfuhr, blieb der deutsche Einfluß im sprachlichen Bereich bestehen²². Die weitreichende Bedeutung von Gösekens Wörterbuch für die estnische 'Volksprache' wird auch von seinen Zeitgenossen erkannt; dafür sind aufschlußreich die handschriftlichen Aufzeichnungen des Generalsuperintendenten Georg Preuß, des Superintendenten Gabriel Elvering sowie des Generalsuperintendenten Johannes Gezelius, die im folgenden erstmalig publiziert werden²³. Mit der Edition der beiden lateinischen und des einen deutschen Briefes möchte ich die Erörterung über die deutsch-estnische Lexikographie schließen und anregen, das bisher nicht vollständig ausgeschöpfte Wortmaterial in den Denkmälern der

²²) WITTRAM *ibid.* S. 47–48 und 89–99.

²³) Die Handschriften befinden sich auf den leeren Blättern vor und nach dem gedruckten Text. Es wird daraus ersichtlich, daß das Exemplar dem Verfasser Göseken selbst gehörte. Aufgrund der einheitlichen Handschriften aller Briefe sind die Aufzeichnungen als Abschriften ursprünglicher Briefe ausgewiesen – auch der zweite, in deutschem und damit recht unterschiedlichem Schrifttyp abgefaßte Brief ist durch die beiden Eigennamen in deutscher Schrift im ersten Brief (Linday, Schytten) sowie durch die verstreuten lateinischen Bestandteile als von derselben Hand stammend gekennzeichnet. Das kleine Format des Wörterbuches ließ es nicht zu, wie sonst üblich, die Briefe in Originalgestalt einzuheften. Auffallend ist eine fast gleichlautende Satzformung ("industriam Tuam omnes aequè laudabant, palmam popularibus multis . . ." und "indigenis palmam non tàm dubiam fecerit . . .") in den beiden lateinischen Briefen; die Wendung ist jedoch eine Reminiszenz an Ciceros Brutus, 173 ("cum palmam iam primus acceperit").

estnischen Sprache in den Forschungsbereich der Germanistik einzu-
beziehen. (Wiedergabe der Originalhandschrift s. Tafel nach S. 80).

Dominus D. Georgius Preuss.
Plurimum Reverende, Doctissime et Amplissime
Domine Praeposite, Fautor et in Christo Frater
singulariter Colende.

Sextus supra decimum jam volvitur annus, ex quo à Te in hoc Tuo Pastorate benevolè sum exceptus, accomodatis etiam itineri Revaliam versus equis. Nunc iterum Te absente pari fruor per noctem hospitii commodo; nolebam enim amicum antiquum praeterire sine orationum actione pro non saltem enarrato affectu, sed alio etiam declarati soepissimè favoris indicio, praesertim per missum sub Poloni irruptione saginatum bovem. Erant praeterea Literae mihi concredita Te et Nobilissimum Tuum affinem spectantes omnino tradendae. Significare denique volui (silentio jam praeteritis, qua de statu publico disserere licuisset.) Illustrissimum Dominum Gubernatorem Eccles[iae] Dominum Baronem Benedictum Horn, aliquando Holmiae super mensa et prandio Illustrissimi Comitis mei Domini Nicolai Brahe, in praesentia plurimorum Regni Senatorum, Domini sui Fratris Christior Horn, Domini Comitis Totte, Domini Lampiducis Laurentii *Linday* et Coeterum, Honorificentissimam Tui fecisse mentionem, et operas tuas, quas Oesthonicae impenderes linguae, magnis evexisse laudibus, ideoque calcar Thuis addidisse conatibus (industriam Tuam omnes aequè laudabant, palmam popularibus multis, quos tanta non defugerit cura, à Te praecipui faciles admittebant,) quò incitatus indesinenter pergas. Accidit et hoc, Illustrissimum Dominum Benedictum *Schyttén* Regni Senatorem & Cancellariae Consiliarium à me petiisse, sibi Lexicon Esthonicum compararem, quocirca etiam idiomatis scrutinio uti posset (est enim dictus Dominus L. Baro in omnibus ferè lingvis versatissimus, et originum Harmoniarumque Lingvarum indagator acutissimus simul ac studiosissimus,) injeci Tui et Lepici Tui mentionem, quamobrem in mandatis mihi dedit, si Te in patria convenirem, Salute Tibi dicta, copiam ejusdem sibi à Te Auctore impetrarem. Non fuit mihi ad manus Exemplar, aliàs statim praefato Domino Baroni obtulissem. Ubi sententia steterit, Illustrissimo Illi Domino Exemplar aliquod communicandi, poteris ad hanc meam relationem provocare. Haec absenti

relinquere debui, plura coràm DEO volente Tecum de aliis acturus.
Vale, et solito affectu complecti perge Te Colentem

Dabam in Pa-
storatu Golden-
bergensis 5

Georgium Preussium, Superintenden-
tem Livoniae Generalem, D.

Februar. Anno 1665.

WolEhrwürdiger, GroßAchtbahrer und Hochgelahrter Herr *Praeposite* großwehrter in Christo Bruder und Vertrauter Freund. Er hat mir einer von den Herren *Assessoren* im *Dorpatischen* Hofgericht für Warheit berichtet, daß der Herr *Praepositus* die *Superintendentur* auf Öhsel angenommen, darüber ich mich hertzlich erfreuet habe, aber Hernach erfahren, daß Er selbige außgeschlagen, und daß Herr M. Oldenkop selbig *accipiret*, der Herr *Praepositus* sey Versichert, daß ich nach meiner Wenigkeit geringem Urtheil seines großen Fleißes und Empsigkeit halber die Gemeine Gottes in Est- Und Liefland Vermittels seiner Arbeit zu erbauen Ihn einer hohen *promotion* Wehrt halte; des fals alzeit und allenthalben (*sine adulatione didici et dicere & scribere*) seine Person *recommendirt* habe und noch *recommendiren* werde. Wann ich nun Ihnen alß einem Wolverdienten Manne, eine Wolverdiente Vergeltung gehabter Mühe und Arbeit zu wege bringen möchte, darumb war es mir recht zu wieder, daß der Herr *Praepositus* die *Superintendentur* nicht angenommen; Und so ferne es noch sein Begehren, wil ich dem Herrn eine *Recommendation* an Seine Hochgräfliche Excellenz den Herrn ReichsCantzler oder sonsten an den Herrn ErtzBischof hertzlich gerne mittheilen, hofentlich mit einem Wollaußschlagenden *Success*. Schriebe gerne Weitläuftiger, muß aber zum *Consistorio* eilen, deßwegen ich ein Ende meines Schreibens zu machen gezwungen Werde. *Vale, salutatis Tuis quos quasque feliciter agere aetatem jubeo.*

Dorpati 26 Maij Anno 68

D. Johannes Gezelius, Superindens Generalis Livoniae.

Admodum Reverende, Amplissime atque Clarissime Domine Praeposite, Domine Fautor, Amice atque in Christo Frater Plurimum Honorande.

Praeclara Reverendae & Amplissimae Dignitatis Tuae merita, quibus

in Ecclesia Esthonica salutem inclaruit, jamdudum me et quemvis pium, ad pia pro Reverenda Dignitatis Tuae salute, vota et amicitiam allegerunt. Ego sanè soepius tàm felicem ingenii capacitatem, quàm prosperum successum in excolenda Lingva Esthonica demiratus sum, praesertim cum Tua Reverenda Dignitas ab exteris oris ad nos veniens, indigenis palmam non tàm dubiam fecerit, quàm praecipuerit. Ut hic labor vergit in Ecclesiae Esthonicae salutem et multorum commodum et levamen; ita minimè dubitamus, quin DEUS Optimus Maximus largâ benignitate Tuae Reverendae Dignitati ejusdemque posteris eundem compenset. Summae Divinae Benignitatis Specimen, quò Nobilissimae Familiae Tuae prospexit, licuit mihi videre in adoptato Genero, Sponsalibus Tuae Dignitati devincto, viro sanè Docto & magna in politiori Literatura molienti, de quo praeclaro Genero Amplissimae Tuae Dignitati abunde gratulor. Innotuit mihi Vir Doctus, eaque studiorum suorum indicia exhibuit, quibus facilè omnia mea occuparet studia, in humanioribus, in Philosophicis, in peculiari ad Sanctam Theologiam apparatu breves equidem, at felicissimâ Methodô atque singulari facilitate elaboratos â se Tractatus exhibuit, quos maximam partem perlegi, cumque autore, ut mihi constaret de integritate judicii ejusdem, exactius contuli, deprehendi virum doctum sibi undique simillimum. Profitetur adhuc se alios tractatus majoris momenti elaboraturum, quibus ego felicem apprecor successum, imò felicem statum et officium, in quo praeclari ingenii partus ad Ecclesiae commodum tutius et foecundius parere possit. Ego sanè, si quid virium et facultatis in promovendis ejus studiis mihi contingeret, non destituerem virum doctum. Tuae Reverendae Dignitatis erit Clarissimum Dominum Boecterum fovere, ac prout suis meritis Amplitudo Tua plurimum valebit, vigilanter instare apud bonos et cordatos Patronos, ut quamprimum fixa conditio et dignum Dignissimo Genero officium conferatur, cui benevolae curae DEUS felicem aspiret successum. Ego haut definam bonum virum optimis Viris et Patronis commendare. DEUS perennet Amplissimae Dignitatis Tuae felicitatem ac sanitatem corporisque animique.

Dabam Revaliae d. 8
Augusti M DCLXIX

Amplissimae
Dignitatis Tuae
Observantissimus
M. Gabriel Elvering,
Superintendens Revaliensis.

KONJUNKTIV UND INDIKATIV IM UNSELBSTÄNDIGEN¹ SATZ

Von Zdenko Škreb

Der Titel des Aufsatzes ist zu weit gefaßt: es soll hauptsächlich über Konjunktivsyntax im Behauptungs- bzw. Fragesatz² gehandelt werden. Wenn dies schon dem deutschen Erforscher seiner Muttersprache nicht leicht fällt, wenn in immerzu neuen Ansätzen zur theoretischen Formulierung der schwierigen und anscheinend wenig durchsichtigen Sachverhalte geschritten wird, der ausländische Germanist, der im Sprachunterricht an der Fakultät seine Studenten in die letzten und subtilsten Feinheiten der deutschen Hochsprache einführen möchte, steht vollends den Kopf schüttelnd wie weiland das Prüfungskollegium des Kandidaten Jobses und ratlos vor der Tatsache, daß der von ihm gesichtete und vermerkte Tatbestand des praktischen Gebrauches Hochgebildeter einerseits und die theoretischen Anweisungen der besten und renommiertesten Grammatiken andererseits gar nicht zusammenzustimmen scheinen. Welchen Rat soll er in Zweifelsfällen seinen Hörern erteilen? Ich möchte die von mir gesammelten Aporien öffentlich ausbreiten – mit dem Vermerk, daß sie bewußt größtenteils nicht de Dichtersprache, sondern der Fachprosa humanistisch gebildeter Forscher entnommen sind, aus einem später zu erwähnenden Grunde. Meinen Ausgangspunkt soll nicht der Versuch bilden, mehr oder weniger gefühlsmäßig auf Grund sowohl erlesener wie auditiv gesammelter

¹) Vgl. O. BEHAGHEL: Deutsche Syntax, II, S. 219: "Der Konjunktiv, der nicht durch die besonderen Verhältnisse des Nebensatzes herbeigeführt wird, ist dem Auftreten im Hauptsatz gleichartig, man tut daher besser, etwa von selbständigen und unselbständigem Konjunktiv zu sprechen." Zustimmend dazu WILHELM SCHMIDT: Grundfragen der deutschen Grammatik, Berlin 1965, S. 228. Vgl. auch INGERID DAL: Kurze deutsche Syntax, Tübingen 1952, S. 114: "In der modernen Sprache besteht ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem Gebrauch des Konjunktivs in Hauptsätzen und in Nebensätzen . . . Dies Verhältnis macht sich aber erst in nhd. Zeit geltend."

²) Vgl. BEHAGHEL, a.a.O. III, S. 577, 582/3.

Erfahrung den "Kerngehalt"³ des Konjunktivs zu bestimmen; meine Frage soll lauten: was ist in der deutschen Hochsprache möglich? Denn wenn wir bei den Versuchen, die "Nuancen" der Konjunktivsyntax im Behauptungssatz in ein System zu bringen, beispielsweise lesen müssen, daß man die als nicht normal bezeichneten Ausdrucksweisen "auch etwa hört oder liest"⁴, wenn Walter Flämig⁵ für die Modusyntax im Feststellungssatz behauptet: "Differenzierungs- und Systematisierungsbestrebungen wirken entgegengesetzt", so kann man sich, aller schuldigen Hochachtung vor den erwähnten Forschern unbeschadet, eines leisen Zweifels nicht erwehren, ob die postulierten Systeme nicht doch stärker im Geist des Forschers als im lebendigen Sprachgebrauch ihre Geltung haben, ob sich etwa durch die Ritzen des theoretisch erarbeiteten Systems nicht schon, vielleicht blaß und unscharf, die Konturen eines neuen Systems abzeichnen. Ich möchte dagegen, rein empirisch vorgehend, an einer verhältnismäßig geringen Anzahl aus dem gesammelten Material gewählter charakteristischer Textbeispiele nur die Grenzen des Möglichen abstecken und daraus zu irgendeinem Schluß zu gelangen versuchen. "Die Verteilung von Indikativ und Konjunktiv (d. h. im Behauptungssatz) hing ursprünglich von der Bedeutung des Hauptsatzverbs ab"⁶ – aber "in nhd. Zeit tritt in der Literatursprache eine Tendenz zutage, Konjunktiv als Kennzeichen indirekter Anführung überhaupt zu verwenden, er steht deshalb auch nach solchen Hauptsatzverben, die früher indikativischen Nebensatz verlangten"⁷. So kann Schmidt vom "obliquen" Konjunktiv sagen, er bezeichne in Gliedsätzen "grundsätzlich ihre grammatische Abhängigkeit, ohne Rücksicht darauf, ob der Inhalt der Aussage richtig oder unrichtig sei"⁸. Die Hauptsatzverben des obliquen Konjunktivs bilden bei Schmidt eine Kette, die von *ahnen* und *fühlen* bis zu *beweisen* und *wissen* reicht.

So können wir also in der Fachprosa unseres Jahrhunderts lesen:

³) Vgl. HERBERT SEIDLER: Allgemeine Stilistik, Göttingen 1963, S. 139 ff.

⁴) Vgl. HANS GLINZ: Die innere Form des Deutschen, Bern 1952, S. 106.

⁵) Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart, Berlin 1962, S. 79.

⁶) Vgl. DAL a.a.O. S. 149. BEHAGHEL trennt a.a.O. die Hauptsatzverben in objektive, subjektive und indifferente (III, 583), muß aber den Gebrauch des Konjunktivs nach objektiven (S. 587/8) sowie den des Indikativs nach subjektiven (S. 590), wenn auch als vereinzelte Erscheinungen, einräumen.

⁷) Ebda.

⁸) a.a.O. S. 231.

“Trotzdem ist es richtig, daß der titanische Goethe-Faust amoralisch sei und sich jenseits von Gut und Böse fühle” (Heinz Otto Burger)⁹.

“Er erkennt, daß er bisher wie blind gewesen sei” (Oskar Walzel)¹⁰.

“... die Erkenntnis, daß die Wissenschaft ... noch weniger imstande sei ...” (Ernst Beutler)¹¹.

“erkennen die Fremden, wer vor ihnen stehe” (Bielschowsky-Linden, Goethe)¹².

“die historische Tatsache, daß die Sozialdemokratie sich als unbesiegtbar erwiesen habe ...” (Franz Mehring)¹³.

“Hier kann der ... Nachweis geführt werden, ... daß dies Märchendrama ... aus literarischen Reminiszenzen zusammengeklaut ... sei” (Franz Mehring)¹⁴.

Aber in solchen Sätzen stehe der Indikativ, “wenn der Sprecher einen eigenen Gedankengehalt wiedergibt, der gegenwärtig besteht”, lehrt Schmidt¹⁵. Das ist nicht richtig. So lesen wir bei Stefan George¹⁶:

“ich bemerke daß die pappeln die ernstesten unter den bäumen seien ...”

“behaupte ich, daß sie Urteile ... seien” (Geysler)¹⁷.

Oder beim Romanisten Walter Bröcker¹⁸:

“Wenn ich etwas einen Menschen nennen will, so sage ich von ihm, daß es ein Mensch sei.”

Wenn wir uns mit diesem Konjunktivgebrauch befreundet haben, wird es uns doppelt befremden, daß wir nach Hauptsatzverben, die den Gehalt des Gliedsatzes als unrichtig hinstellen, nun wieder den Indikativ vorfinden, so beim Indogermanisten Wolfgang Krause¹⁹:

“... und doch möchte ich es für unwahrscheinlich halten, daß der Isländer ... dieses Wort ... einfach aus der Luft gegriffen hat.”

⁹) DVj. 20 (1942), S. 48.

¹⁰) Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters, Berlin-Neubabelsberg 1923–25, S. 19.

¹¹) Essays um Goethe, Frankfurt 1940, S. XI.

¹²) München 1928, I, S. 418/9.

¹³) Zur deutschen Geschichte, Berlin 1931, S. 234/5.

¹⁴) Zur Literaturgeschichte. Von Hebbel bis Gorki, Berlin 1929, S. 282.

¹⁵) a.a.O. 231. Vgl. BEHAGHEL, a.a.O. III, 601/2: “Nach der 1. Pers. des regierenden Verbs steht der Ind. ... Die Fälle, daß hier, in Fortsetzung des älteren Typus, der Konjunktiv steht, sind äußerst selten.”

¹⁶) Tage und Taten, Berlin 1933, S. 8.

¹⁷) Auf dem Kampffelde der Logik, Freiburg 1926, S. 210.

¹⁸) ZfomPhil. 63 (1943), S. 373.

¹⁹) ZfvglSpr. 52 (1924), S. 225.

Oder bei Carl Karstien²⁰:

“Es ist ganz unwahrscheinlich, daß ostgerm. Völkerschaften irgendeinen . . . Anteil an der Zusammensetzung des . . . Bayernstammes gehabt haben . . .”

Bei Oskar Walzel²¹:

“Fraglich bleibt nur, ob es unbedingt Aufgabe des Erzählers ist, alles auf Darstellung anzulegen . . .”

Lange Zeit galt der Konjunktiv als “Möglichkeitsform” im Gegensatz zur Wirklichkeitsform des Indikativs. Aber bei Wolfgang Kayser²² heißt es:

“ . . . der Möglichkeit, daß das Gedicht . . . geschrieben worden ist.”

Welcher Modus wird dann im Gliedsatz erscheinen, wenn der Hauptsatz dessen Gedankengehalt ablehnt? Man vergleiche die beiden Textstellen aus dem gleichen Werk Hennig Brinkmanns²³:

“Ich behaupte durchaus nicht, daß Priscians Schrift . . . die Grundlage der mittelalterlichen Beschreibungstheorie geworden sei.”

“Es wäre natürlich töricht zu behaupten, daß Persönliches nicht in mittelalterliche Poesie eingegangen ist . . .”

Allgemein wird gelehrt, daß das Präteritum des Hauptsatzverbiums den Konjunktiv im Gliedsatz fordere²⁴; und doch lesen wir bei Emil Ermatinger²⁵:

“Ihr Gefühl sagte ihnen, daß das Leben dann doch nicht ein Glas klares Wasser ist, und daß die Kunst nichts mehr zu schaffen hat, wo das Dasein zur Selbstverständlichkeit geworden ist.”

Bei Bielschowsky-Linden gibt es Schwanken nach *wußte*:

“Er wußte, wie schwer ihnen die Selbstzucht fällt . . .”²⁶

Sonst erscheint nach *wußte* der Konjunktiv:

²⁰) Hist. deutsche Grammatik I, Heidelberg 1939, S. 17.

²¹) Das Wortkunstwerk, Leipzig 1926, S. 226.

²²) Das sprachliche Kunstwerk, Bern 1951, S. 45.

²³) Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung, Halle 1928, S. 63 und 91.

²⁴) Vgl. WILMANN: Deutsche Grammatik III, 1, Berlin ²1906, S. 243: “Das Präsens begünstigt den Indikativ, das Präteritum den Optativ”; BEHAGHEL, a.a.O. III, S. 577: “. . . nimmt in jüngeren Zeiten immer mehr zu”; HERMANN PAUL: Deutsche Grammatik, IV, Halle 1920, S. 295: “Im Nhd. hat sich nach dem Prät. der Konj. in dem alten Umfange erhalten”; DAL, a.a.O. S. 150; WALTER JUNG: Grammatik der deutschen Sprache, Leipzig 1967, S. 241/2.

²⁵) Die deutsche Lyrik II, Leipzig-Berlin 1921, S. 155.

²⁶) Goethe II, S. 25.

“Er wußte, mit welcher Stärke das Mutterherz sich nach ihm sehne, . . .”²⁷

Wie ist aber das Verbum des Gliedsatzes gestaltet nach *wußte nicht*? Nun, hier bietet die Dichtung eine reiche Palette von Möglichkeiten:

“ . . . er wußte aber nicht, ob sie zum ersten Male den Schlaf fand oder stets geschlafen habe” (Gottfried Keller)²⁸.

“sie wußte nicht, was diese . . . Bewegung zu bedeuten hatte” (Jakob Wassermann)²⁹.

“ . . . es wußte nicht, was es sei” (Thomas Mann)³⁰.

“Wir wußten nicht, daß Sie schon da wären” (Gerhart Hauptmann)³¹.

Eine andere Fügung, die nach der herrschenden Lehre gebieterisch den Konjunktiv im Gliedsatz verlangt, ist der konjunktionslose Gliedsatz³². Doch lesen wir beim großen Sprachforscher Hermann Hirt³³:

“Man kam in den siebziger Jahren zu dem Grundsatz, die Lautgesetze sind ausnahmslos . . .”

Beim Theologen Dausch³⁴:

“Dort äußerte das Volk . . . die Meinung, so etwas ist noch nicht vorgekommen in Israel.”

Bei Emil Ermatinger³⁵:

“Man hat das Gefühl, auch hinter der einfachsten Zeile steht ein Erlebnis.”

Man würde meinen, wenn nun in einer solchen Fügung das Verbum des Hauptsatzes in der 1. Person steht, müßte im Gliedsatz a fortiori der Indikativ vertreten sein, aber gerade das Gegenteil ist der Fall, so bei Ermatinger³⁶:

²⁷) Ebda, S. 27, vgl. auch S. 28, 29.

²⁸) Das Sinngedicht, Berlin 1891, S. 23.

²⁹) Das Gänsemännchen, Berlin 1915, S. 116.

³⁰) Der Zauberberg, Berlin 1927, S. 361.

³¹) Kollege Crampton, Das gesammelte Werk, Berlin 1943; I, 2, S. 170.

³²) Vgl. z. B. WILMANN, a.a.O. S. 244: “Wenn die Konjunktion fehlt, ist der Optativ unentbehrlich . . .”; WILHELM LANG, der als Pädagoge der Schule die Aufgabe stellt, “die Scheu vor dem Konjunktiv zu bekämpfen”, erhebt die Forderung: “In Fragesätzen ohne ‘daß’ sollte in der Regel der Konjunktiv verlangt werden . . .” (Der Deutschunterricht 13 (1961), H. 3, S. 50).

³³) Handbuch des Urgermanischen I, Heidelberg 1931, S. 28.

³⁴) Die drei älteren Evangelien, Bonn 1932, S. 195.

³⁵) Die deutsche Lyrik II, S. 155.

³⁶) Philosophie der Literaturwissenschaft, Berlin 1930, S. VI.

“Hat es da einen Sinn, eine ‘Philosophie der Literaturwissenschaft’ . . . herauszugeben?

Wir meinen, es habe einen Sinn.”

In diesem Beispiel könnte es sich aber auch um ein anderes handeln, um das Bedürfnis nach stilistischer Variation zwischen den Modalformen der gleichen Zeitstufe eines Verbums: *hat* - *habe*. Der unselbständige Konjunktiv erscheint häufig als Mittel für stilistische Variation. Im folgenden Beispiel gebraucht der Historiker Kaindl virtuos die Variation zwischen indirekter und “berichteter”³⁷ Rede:

“Die . . . Legende des Slawenapostels Method erzählt, daß Rastislav . . . dem griechischen Kaiser . . . mitgeteilt hat, daß bisher unter seinen Untertanen . . . Glaubensboten gewirkt hatten; die Slawen seien ungebildete (schlichte) Leute und daher bitte er um einen Mann, der sie die Wahrheit lehren sollte.”³⁸

Wie bei Ermatingers Gegensatz *hat* - *habe* finden wir häufig die Variation zwischen den Modalformen der gleichen Zeitstufe eines Verbums, oder aber auch verschiedener Verben³⁹:

“Immermann schreibt mir daß er eine kräftige Recension der Tragödien schreiben werde, worin er manches Verletzende aussprechen wird” (Heine)⁴⁰.

“Wer weiß, ob der so hart ist, und ob er nicht vielmehr ein unglücklicher alter Mann sei” (Adalbert Stifter)⁴¹.

“Er denkt an Gesetze, die den Grundsätzen der Geistesarbeit der Menschen so verwandt sind, daß ähnliche Gesetze auch im Schaffen des Künstlers anzutreffen seien” (Oskar Walzel)⁴².

“Ich erfuhr im Gespräche, daß Fräulein Else eine Waise, daß ihr Vater ein Mann gewesen sei, der nach den Sonderkriegen . . . sich hervorgetan habe; auch wo sie selbst mit unseren Wirten sich kennen und liebhaben gelernt hatte” (Theodor Storm)⁴³.

“. . . zur Auffassung . . ., daß die Kausalkette nur auf der einen . . .

³⁷) Vgl. JOHANNES ERBEN: Abriß der deutschen Grammatik, Berlin 1966, S. 62/3.

³⁸) Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs . . . bis 1526, Wien 1929, S. 40.

³⁹) Ältere Beispiele für die zweite Variation merkt PAUL an, a.a.O. S. 292 ff.

⁴⁰) Briefe . . . an seinen Freund Moses Moser, Leipzig 1862, S. 14, Brief vom 18. VI. 1823.

⁴¹) Der Hagestolz, in: Erzählungen I, Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin o. J., S. 761.

⁴²) Die Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1929, S. 14.

⁴³) Ein Bekenntnis, in: Werke VII, Leipzig, Bibl. Inst., S. 20.

Seite . . . durchsichtig sei, während die parallele psychische Reihe mancherlei Lücken aufweist?“ (Erich Schmidt)⁴⁴.

“Meyer zeigte, daß Rank zwar auch richtig beobachten könne, im allgemeinen aber weit über das Ziel hinausschießt“ (Oskar Walzel)⁴⁵.

Da der Konj. II im Gliedsatz für den “unkennbaren” Konj. I einspringt, ist die Variation zwischen Konj. I und II mit der Sprache selbst gegeben, und dem Reim zuliebe darf Rilke dichten:

“Ich bitte dich, befehl ihm, daß er ginge.
Mir graut vor ihm, er redet solche Dinge.”⁴⁶

Bei Ernst Glaeser finden wir⁴⁷:

“Der Leutnant sagte, er sei zwar kein Sozialist, aber Marx hätte gute Ideen. Er habe draußen ‘Das Kapital’ gelesen . . .”

Zwei besonders lehrreiche Kapitel aus der Konjunktivsyntax unserer Zeit bilden die mit den Konjunktionen *ohne daß* und *als ob* eingeleiteten Sätze. Ich habe keinen Deutschen getroffen, der in mündlicher Rede nach *ohne daß* den Konjunktiv gesetzt hätte, und auch in der Schrift scheint *ohne daß* mit dem Indikativ die Regel zu sein, aber in Rudolf Hagelstanges “Spielball der Götter” lesen wir⁴⁸:

“ . . . mit dem ich doch so oft . . . aneinandergeriet, ohne daß auch nur einen Tag lang Feindschaft zwischen uns geherrscht hätte.”

Gleiches finden wir bei Alfred Polgar⁴⁹:

“Man kann sein Ich nicht verhundertfachen, ohne daß man nicht auch das hundertfach verstärkte Ich-Gefühl bekäme.”

Beim Theologen Rohr⁵⁰:

“Ihr kündet er den Sieg . . . ohne daß . . . der . . . Weltfriede gekommen wäre.”

Über die mit *als ob* beginnenden Sätze urteilt Wilmanns⁵¹, der in ihnen eine bloß vorgestellte Handlung erblickt, es entspreche “der Indikativ, der . . . auch hier zuweilen vorkommt, dem gemeinen Sprachgebrauch nicht . . .” Überraschenderweise finden wir in einem

⁴⁴) Lessing II, Berlin ³1909, S. 505.

⁴⁵) Gehalt und Gestalt, a.a.O. S. 105.

⁴⁶) Die weiße Fürstin, in: Gesammelte Werke I, Leipzig 1930, S. 385.

⁴⁷) Frieden, Berlin 1930, S. 25.

⁴⁸) Hamburg 1959, S. 286.

⁴⁹) Ansichten, Berlin 1933, S. 240/1.

⁵⁰) Der Hebräerbrief . . . Bonn ⁴1932.

⁵¹) a.a.O. S. 273/4.

Text Storms, in der Erzählung "Schweigen", alle drei Möglichkeiten der Als-ob-Rektion vertreten⁵²:

"... ist es mir, als ob der dunkle Vorhang aufweht ..."

"Dann wieder war ihm doch, als ob er sprechen höre ..."

"... da ging sie aus dem Zimmer, als ob sie... etwas... zu beschaffen habe ..."

"... es war, als ob sie recht tief in ihnen lesen wollte."

"... der Ton seiner Stimme war nicht gewesen, als ob er sie zu einer Lustreise hätte auffordern wollen."

Dieser Zustand hat sich bis heute gehalten, doch scheint heute, anders als es Wilmanns meinte, im "gemeinen Sprachgebrauch" der Indikativ nach *als ob* die Herrschaft angetreten zu haben. So lesen wir bei Anna Seghers⁵³:

"Sieht auch nicht danach aus, als ob es rasch besser wird."

Aber Erwin Strittmatter⁵⁴ schreibt noch:

"Sie nehmen es so wichtig, als ob der Bestand der Welt davon abhängig wäre."

Und Frau Hamm-Brücher⁵⁵ schreibt:

"Ein Unterricht dieser Art tut aber noch so, als ob die Schüler der Volksschule von allen anderen Informationsmöglichkeiten ausgeschlossen seien."

Ein Schriftsteller, W. E. Süskind, hat in seiner bekannten deutschen "Sprachlehre für Erwachsene" unter dem Titel "Vom A-B-C zum Sprachkunstwerk" (Stuttgart-Berlin, 1940) ein Kapitel dem Paar "Indikativ und Konjunktiv" gewidmet (S. 46 ff.): "Wir tun nach all diesen Beobachtungen und Erfahrungen sicher gut daran", sagt er, "wenn wir den Konjunktiv überhaupt aus dem Verschlussfach der Regel herausnehmen und dem Gefühl anvertrauen. Mit anderen Worten, wenn wir ihn nicht so sehr als ein grammatisches denn als ein stilistisches Ausdrucksmittel ansehen."⁵⁶ Dieser Ausspruch wurde Süskind von der zünftigen Sprachforschung übel vermerkt⁵⁷, da sie unverdrossen immer noch weiter daran geht, "Systeme" der Konjunktiv-

⁵²) a.a.O. VI, S. 36, 48, 52, 44, 54.

⁵³) Die Toten bleiben jung, Berlin 1956, S. 238.

⁵⁴) Ochsenkutscher, Berlin 1958, S. 312.

⁵⁵) Die Zeit, 30. VII. 1963, S. 11.

⁵⁶) a.a.O. S. 53.

⁵⁷) Vgl. SCHMIDT, a.a.O. S. 227 ff.

syntax zu entwerfen, obwohl Flämig selbst offen gestehen mußte⁵⁸: "Der praktische Modusgebrauch in Wort und Schrift steht häufig im Widerspruch zu den Forderungen der Grammatik . . ." Der von der Literatur herkommende Stilforscher ist viel weniger zuversichtlich: "Vorweg sei daran erinnert", sagt Wilhelm Schneider⁵⁹, "daß die heutige Verwendung des Konjunktivs, verglichen mit der in früheren Jahrhunderten, stark zurückgegangen ist, zumal in der Umgangssprache, eine Sprachverarmung, deren Ende nicht abzusehen ist. In vielen Fällen hat also der Konjunktiv geradezu Seltenheitswert." Außerdem schließt ja Flämig sein Konjunktivbuch mit dem Appell an die künftige Forschung, es "sollte der Modus als Stilmittel . . . eine eingehende Würdigung finden. Wie bei wenigen anderen grammatischen Kategorien ist die Darstellung des Modusystems geeignet, zwanglos von der Grammatik zur Stilistik überzuleiten . . ."⁶⁰ Obwohl aber Flämig in seinem höchst lehrreichen Aufsatz "Zur Funktion des Verbs II Modus und Modalität"⁶¹ feststellen muß: "Der Konjunktiv scheint so unterschiedliche Möglichkeiten des Gebrauchs zu eröffnen, daß sich die Beschreibung in die Wiedergabe einer Vielzahl von Einzelfunktionen aufzulösen droht"⁶², glaubt er doch, der Vielfalt der Erscheinungen durch Aufzeigung einiger wesentlicher Grundfunktionen des Konjunktivs Herr werden zu können. Ich möchte, auf Grund des aufgezeigten Materials an Textbeispielen, eher die Vermutung aussprechen, daß, zumindest im Behauptungssatz, den alten bewahrten Formen des Konjunktivs, vor allem hier des Konj. I, eine andere sprachliche Funktion zugeteilt werden muß, als es die bisherigen Formulierungen und Definitionen wollen. Warum greift Hagelstange nach einem Konjunktiv nach *ohne daß*? Man darf wohl guten Gewissens feststellen: um die auch sonst leicht, ja fast unmerklich "verfremdete" Sprache seines Helden weiter zu verfremden. Das ist auch Polgars Verhältnis zur Sprache. Andererseits dürfte es kein Zufall sein, daß gerade der temperamentvolle Hermann Hirt über Sprachforschung im konjunktionlosen indikativischen Gliedsatz handelt. Was bedeutet, daß sich der Konjunktiv zum Mittel der stilistischen Variation hergeben

⁵⁸) Zur Differenzierung der Modusaussage. Über die Aussagenwerte des Konjunktivs im deutschen Satz. *Wirrendes Wort* 9 (1959), H. 4, S. 193.

⁵⁹) *Stilistische deutsche Grammatik*, Freiburg 1959, S. 247.

⁶⁰) a.a.O. S. 175.

⁶¹) *Deutsch als Fremdsprache* 2 (1965), H. 1, S. 1 ff.

⁶²) *Ebda*, S. 2.

kann, was bedeutet, daß der gleiche Schriftsteller in der gleichen sprachlichen Fügung einmal den Konjunktiv, und das andere Mal den Indikativ gebrauchen darf? Doch wohl, daß der Konjunktiv hier Träger anderer Werte ist als es die gehaltbezogenen sind, daß er der Satzmelodie und dem Satzrhythmus dient sowohl wie dem Temperament des Autors. In all dem aber wird er dann tatsächlich zum Träger "stilistischer" Werte im Sinne Ballys⁶³, wirkt er affekt- und gefühlsbezogen. Die größte Verfremdung gegenüber der naturwüchsigen stark affektgetönten Umgangssprache bildet die völlig intellektualisierte Fachsprache der Wissenschaft, "celle qui innove le moins possible" und sich damit zufriedenstellt, "de choisir dans la langue existante ce qu'elle renferme de plus intellectuel."⁶⁴ In diesem Zusammenhang verdient besondere Beachtung die Studie von Frau Gertrud Vřetiřková aus Olomouc "Zum Konjunktiv im mathematischen Fachtext vom Gesichtspunkt des fachbezogenen Deutschunterrichts"⁶⁵. An einer Einführung in höhere Mathematik konnte die Autorin feststellen, daß nach Verben des Sagens das Verhältnis von Konjunktiv zu Indikativ 2:1 war. Das wäre in der Umgangssprache ganz undenkbar. Mit Recht betont die Autorin, daß es nicht möglich sei, jeweils zu begründen, warum der eine oder der andere Modus gewählt wurde. Gewiß nicht, da es dem Autor freisteht, nicht nach grammatischen, sondern nach stilistischen Gründen zu wählen. In dem Sinne aber ist der Konjunktiv im Behauptungssatz ein ideales logisierendes, affektfreies und affektötendes Mittel der Sprache geworden. Allerdings kann der Konjunktiv auch Träger von Verfremdungseffekten sein, die nicht unmittelbar der Logisierung dienen. Seinem heutigen Wesen nach kommt ihm aber in der Regel keine affektgetönte Unmittelbarkeit zu. Die in der Konjunktivliteratur gebrauchte Bezeichnung "mittelbar" möchte ich nicht auf den Gehalt der Aussage bezogen sehen, sondern auf ihre affektische Tönung. Indem die Formen des Konjunktivs von Bindungen an bestimmte sprachliche Fügungen befreit wurden, beispielsweise an die Konjunktion *als ob*, hat sich die Sprache ein wunderbares Mittel geschaffen, feinste affektische Nuancen zum Ausdruck zu bringen, vor allem aber durch einfache Formenwahl eine fein getönte Skala zu schaffen, von naturwüchsiger affektischer Umgangssprache bis hinauf

⁶³) Vgl. *Traité de stylistique française*, Heidelberg ³1959.

⁶⁴) *Ebda*, S. 118/9.

⁶⁵) *Deutsch als Fremdsprache* 2 (1965), H. 4, S. 31 ff.

zur intellektualisierten und logisierten Sprache der Wissenschaft. Wenn dem so ist, dann mußte der Konjunktiv immer mehr aus der Umgangssprache schwinden – peinlich wirkt darum die Begründung der Duden-Grammatik⁶⁶: “Der heutige deutsche Mensch betrachtet viele Geschehnisse nicht mehr als bloß Gedachtes, Vorgestelltes, sondern bereits als vorgestellte Wirklichkeit, deren Aktualität ihm so nahe ist, daß er sich mit ihr wie mit einer ‘Tatsache’ befaßt.”

Wenn dem aber so ist, dann kann sich jeder bedeutende Sprachmeister sein persönliches Konjunktivsystem ausbilden, das keineswegs repräsentativ für die Sprache im allgemeinen zu sein braucht. Gerade am Konjunktivgebrauch werden wir ihm seine Sprachgebärden ablauschen können, die nicht die unsrigen zu sein brauchen. In der Schule wird man aber, anders als es Wilhelm Lang will, den Schülern viel Freiheit lassen müssen, um sie eben nach Flämigs treffendem Wort, “zwanglos von der Grammatik zur Stilistik überzuleiten”. Das eine Drittel der Indikative im erwähnten Lehrbuch für Mathematik zeigt ja, daß auch die Fachsprache gerne lebendig und ungezwungen wirken möchte – woran sie nicht gehindert werden dürfte⁶⁷.

⁶⁶) Mannheim 1959, S. 536.

⁶⁷) Die sehr interessanten, den Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede betreffenden und von Siegfried Jäger mitgeteilten Forschungsergebnisse (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 1, Januar 1958, S. 25–30) haben mich in meiner Überzeugung nicht zu erschüttern vermocht – ich glaube gar, sie sprechen zu meinen Gunsten (Korrekturnote).

HORST UND STOCK

Von Jost Trier

Horst hat mehrere Bedeutungen, d. h. mehrere Anwendungsstellen. Sie liegen z. T. so weit auseinander, daß man versucht ist, nicht von mehreren Bedeutungen des einen Wortes *Horst* sondern von mehreren, nur gleich klingenden Wörtern *Horst* zu sprechen. Es läßt sich aber zeigen, daß – zum mindesten genetisch – ein einziges Wort *Horst* zugrundeliegt.

Die Form mit o ist mitteldeutsch (und niederdeutsch) und hat sich in der Gemeinsprache durchgesetzt. Oberdeutsche Mundarten bevorzugen *Hurst*, Plur. *Hürste* und *Hürster*. Das Wort lebt auch im Niederländischen und Englischen. Entferntere Verwandte finden sich weithin im sonstigen Germanischen, ja im Indogermanischen.

Horst ist ein 'Waldbestand, in welchem die im Boden verbliebenen, weiterlebenden Stümpfe der abgetriebenen Bäume neue Loden entwickeln, die abgeholzte Stelle im Walde, wo junge Schößlinge aus den Wurzelstöcken aufwachsen'. Mhd. *vorhurst* ist 'Vorholz', d. h. 'niederwaldartig gehaltener Rand eines Hochwaldes'. Es kann geschehen, daß der Hochwald gerodet wird, das Vorholz aber erhalten bleibt. Dann gewinnt *Horst* oder *Hurst* die Bedeutung 'kleines restliches Waldstück, das auf dem Acker oder zwischen Äckern und Wiesen stehengeblieben ist'. Das Bedeutungsmoment des Resthaften kann so stark werden, daß die Bäume unwichtig werden. So heißt in der Fachsprache der Geologen *Horst* 'ein bei Einbrüchen stehengebliebenes Randgebirge'. Das ist neuzeitlicher wissenschaftlicher Wortgebrauch, nicht umgangssprachlich.

Daß der Niederwald in *Horst* alt ist, zeigen die außerdeutschen Bedeutungen, e. *hurst* 'kleiner Ausschlagwald', 'coppice', fries. *hörst*, *horst*, *höst*, mndl. *horst* 'Gelände mit Krüppelholz'. Der Niederwald wird bestätigt durch e. *hurstbeech* 'Hainbuche'. Entfernte Verwandte ohne das s sind mhd. *hart* 'lucus', 'Wald', westf. *haard*, erhalten in Berg- und Waldnamen, ndl. *haar* ohne den Dental in Ortsnamen, in denen es 'Gelände mit Ausschlagholz' meint. Ohne das t, aber mit dem

s stehn in der Nähe ndl. *hors*, thür. *horsel* in *Horseleiche*. Das ist eine Eiche, die in Stammloden emporgewachsen ist. Vergl. den *Hörselberg* bei Eisenach.

Es gibt mehrere Waldwörter, die von Haus aus nicht auf das baumbestandene Gelände sondern auf das Einzelgewächs zielen und erst von hier aus den flächigen Wald erobern. Solch ein Wort ist auch *Horst*, insofern es neben der Bedeutung 'Ausschlagwald' auch die Bedeutung 'einzelner Wurzelstock mit Ausschlag' hat und diese älter als jene ist. So ist mnd. *horst* u. a. 'der einzelne Ausschlagbusch in einem Knick oder einer Wallhecke'. Von hier aus kann *horst* auf vieles Pflanzliche übergreifen, das in mehrsträngigen Trieben einer gemeinsamen Wurzel entspringt. So findet sich *Horst* mundartlich (westfälisch) als 'Büschel von Gras, Getreide oder Rohr' oder z. B. 'überdüngte Weidestelle, wo Büschel von Gras geil aufwachsen', meist vom Vieh gemieden, was sonst in Westfalen auch *Bült* heißt. *Horst* kann sich gar bis ins Kartoffelkraut verlieren. Niemand zweifelt, daß das sehr jung ist. *Horst* ist dorthin auf demselben Weg geraten wie *Stau*de in *Kartoffelstau*de. *Stau*de ist von Haus aus ein Wort des vielfältigen Wurzelausschlags. In mhd. *stūde* ist das noch gut zu erkennen.

Im Baltischen und Slavischen haben viele entfernte Verwandte unsres Wortes Bedeutungen, die unverkennbar den Ausschlag nach Hieb zeigen. Einige haben wie *Horst* ein s in der Bildung, andre sind ohne s geformt. Wenige Beispiele müssen genügen: slov. *keř* 'Strauch', tschech. *kers* 'Zwergbaum', lett. *cers* 'Strauch', 'knorrige Baumwurzel', lett. *cecers* 'Baumstumpf', 'Krauskopf', lit. *kirnos* 'sumpfige, mit Bäumen bestandene Stelle'. Mit Recht sagt deshalb das Vergleichende Wörterbuch der indogermanischen Sprachen von Walde-Pokorny I 412: "der Bedeutungskern der Sippe scheint 'Baumstumpf samt Wurzeln und neu hervortreibenden strauchigen Zweigen zu sein'."

Wie aber entstehn Baumstümpfe? Gewiß gelegentlich durch Unglücksfälle, Windbruch und dergleichen. Aber der Etymologe geht wie immer besser vom technischen als vom natürlichen Geschehen aus, vom Hieb des Menschen besser als vom Windbruch. Denn der Hieb ist wiederkehrend, die Hoffnung auf den nutzbaren Wiederwuchs gemeinsam, das Gespräch zwischen den Arbeitenden notwendig. Es ist daher zu erwarten, daß *Horst* und Verwandte in einen etymologischen Zusammenhang gehören, in dem sich Wörter für 'schneiden', 'hauen', 'brechen', 'rupfen' finden.

carpere gehört in die Laubwirtschaft, stammt aus dem Laubrupfen. Gleichfalls Bildung mit p zeigen mittellirisch *cirrim* (rr < rp) 'schlage ab', 'verstümmele' und d. *Herbst* (idg. < **qerpistos*) 'Zeit des Schneidens, Pflückens', 'Erntezeit', gr. *karpós* 'Frucht', 'was zu pflücken, zu schneiden ist', lit. *kerpù*, *kirpti* 'mit der Schere schneiden'. Das zugrundeliegende idg. **qerp-* ist eine Basis im Zustand I, bestehend aus der Wurzel **qer-* und dem Suffix *-ep-*. Ihr Zustand II zeigt sich etwa in gr. *krópión* 'Sichel'. Die Wurzel **qer-* liegt in folgenden bedeutungsmäßig aufschlußreichen Wörtern vor: gr. *keirō* (< **kerjō*) 'schere', 'schneide ab', 'haue ab', 'weide ab', 'fresse ab', 'verprasse', 'verheere', 'verwüste', ai. *kertí* 'Messer', *kernāti* 'verletzt', lat. *cortex* 'Rinde' (was uns an d. *Rinde* und an die Lohegewinnung in der Sippe **der-* erinnert) und in der germanischen Gruppe von d. *raffen*, deren Angehörige ursprünglich alle mit hr- (idg. qr-) anlauten, wie ae. *brespan* 'rupfen'. Im Laufe des Althochdeutschen geht das h des anlautenden hr- verloren, wie in d. *Reis*, ahd. *brís*. In der ganzen Germania ist **brīsa-* verbreitet. Das ist idg. **qreis-*, Zustand II der mit s weitergebildeten Basis **qrei-*, die schwundstufig in lat. *crinis* 'Haar' < **qrisnis* (vergl. *Lode* als 'Kopfhaar') und in lat. *crista* 'Helmbusch' fortlebt. Das st von *Horst* ist mit demjenigen in *Ernst*, *Dienst*, *Gunst* zu vergleichen. Im Falle *Horst* ist es wohl selbst aus s und t zusammengewachsen. Die Wurzel steht in Schwundstufe. Ob einmal hinter der Wurzel ein basisbildendes t gestanden hat, das dann in dem s aufgegangen wäre, brauchen wir nicht zu entscheiden. Es würde nichts an der erschließbaren Grundbedeutung des indogermanischen Wortes ändern. Wir setzen als ältesten Inhalt von *Horst* an: 'ein nach Hieb verbliebener bewurzelter Stumpf, dem die neuen Schößlinge, die Loden, soeben entsprossen oder schon vor einiger Zeit entsprossen sind', auch 'ein Stumpf, dessen Wiederausschlagen man nach betrieblicher Erfahrung erwarten kann'.

Der Weg einerseits ins Flächige (Wald), andererseits ins Nichtbaumhafte (Grasbüschel, Kartoffelstaude) ist leicht zu verstehen.

Wir haben sehr viel mit älteren Bezeugungen arbeiten müssen. Denn als Appellativ des Wald- und Baumwesens ist das Wort in neuerer Zeit stark zurückgegangen. Umgangssprachlich und mundartlich ist es fast ausgestorben. Ähnlich schlecht steht es mit ihm im Niederländischen.

Aber als nomen proprium, als Eigenname, ist es gut und auf sehr breiter deutscher und niederländischer Fläche erhalten, z. B. in vielen Gelände- oder Flurnamen. Von diesen leiten sich dann Siedlungsnamen

(Ortsnamen im engeren Sinne) her wie *Horstmar*, *Sendenhorst*, *Delmenhorst*. Alte Hofesnamen, die von einem *Horst* genannten Waldstück abstammen, können zu Personennamen, das aber heißt in Zeiten und Räumen mit entwickelten Familiennamen zu Familiennamen werden. In Nordwestdeutschland und z. B. in Westfalen sind solche Familiennamen sehr verbreitet. Im Einwohnerbuch von Münster 1968 finde ich 6mal *Horstmöller*, 12mal *Horstkötter* und 75mal *Horstmann*. Einfaches *Horst* als Familienname, den ich 15mal im Einwohnerbuch antröffe, ist wahrscheinlich nichts andres als Kürzung aus mehrsilbigen Namen der angeführten Art.

Es gibt auch den Vornamen *Horst*. Er kommt erst ganz spät vor, erst gegen 1800, und erst in unserm Jahrhundert hat seine Ausbreitung alle deutschen Volkskreise ergriffen. Das muß seine ganz besonderen Ursachen haben. In der Tat, es ist ein hochliterarischer Vorname, ein Vorname ursprünglich der Bildungsschichten. Er stammt aus Klopstocks Drama *Hermanns Schlacht* von 1769. Wenigstens ist kein Mann mit dem Vornamen *Horst* vor Klopstocks Drama nachgewiesen. Damals setzt die große Welle literarisch beeinflusster Vornamengebung ein. Bei Klopstock ist er selbstverständlich noch kein Vorname. Das System Vorname: Familienname kennen Klopstocks Germanen nicht. Zum Vornamen wird der Name *Horst* erst, wenn er in das neuzeitliche Namensystem mit seiner Scheidung von Vor- und Nachnamen aufgenommen wird. Woher hat ihn Klopstock? Ich glaube, diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Er nahm ihn einfach aus dem nordwestdeutschen bäuerlichen Namenschatz, in dem er zu Klopstocks Zeit schon als mehr oder weniger fester Familienname lebte. Daß der Name nun aus Klopstock in den deutschen Vornamenschatz aufgenommen worden ist, setzt die literarische Übermacht des Dichters voraus und ist auch ohne die große modische Welle literarisch gelenkter Vornamengebung in den Bildungsschichten nicht wohl denkbar. So haben wir hier den in Deutschland sehr seltenen Fall, daß ein Familienname zum Vornamen geworden ist. Das Umgekehrte kommt sehr oft vor. Alle Männer also, die heute den Vornamen *Horst* tragen, hängen namen-geschichtlich mit dem *Horst* in Klopstocks *Hermanns Schlacht* zusammen, stammen mit ihrem Namen von Klopstocks *Horst* ab, die weitaus meisten nicht unmittelbar sondern mittelbar.

Da in den kurzen zweihundert Jahren zwischen 1769 und 1969 kein Mann mit dem Vornamen *Horst* Gelegenheit hatte, sich als Heiliger

auszuzeichnen, so haben die Männer mit dem Vornamen *Horst* keinen heiligen Namenspatron und keinen Namenstag, wenigstens keinen echten. Ein wohlmeinender geistlicher Herr wünschte diesem Mangel abzuhelfen und erbaute zwischen Horst und einem byzantinischen Heiligen namens Horestes (Tag ist der 3. Juli) eine in Wirklichkeit nicht mögliche Brücke. Ein harmloser, ein gradezu liebenswürdiger Fall von frommem Schwindel.

Nun hängt aber noch eine Frage an *Horst*, die nicht so leicht zu klären ist. Für die große Mehrheit der deutschen Sprachgenossen hat *Horst* die Bedeutung 'Vogelnest', besonders 'Nest großer Vögel wie Reiher und Adler', 'Raubvogelnest'. Und für dieses Wort *Horst* im Sinne von 'Raubvogelnest' gilt keineswegs das, was wir über die Gebrauchsschwäche von *Horst* im heutigen Deutsch gesagt haben. *Horst* als 'Nest' ist überall verbreitet und lebt so kräftig, daß daraus die Bezeichnung für Flughafen und Unterkunft der Luftwaffe gewonnen werden konnte, *Fliegerhorst*. Ob diese Übertragung unmittelbar vor sich gegangen ist oder ob älteres (gleichfalls vom Vogelnest stammendes) *Horst* als 'Raubritternest' mitgewirkt hat, ist nicht entscheidend wichtig.

Man liest oft, das Jägerwort *Horst* 'Nest eines großen Vogels' sei ostmitteldeutschen Ursprungs und sei von hier aus, also vergleichsweise spät, in die neuere Gemeinsprache gekommen. So lehrt es Moriz Heyne im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm. Damit ist aber nichts gewonnen. Die Frage nach der Entstehung der neuen Bedeutung und nach ihrem Zusammenhang mit der alten Baum- und Waldbedeutung ist damit doch nur geographisch verschoben. Übrigens stimmt es auch gar nicht, daß die Bedeutung 'Vogelnest' im Westen jung sei. Schon vor beinahe 80 Jahren hat der Niederländer W. F. Andriessen nachgewiesen, daß *Horst* als 'Vogelnest' im Niederländischen sehr früh bestanden hat, also altes Gut des Westens ist. Wie ist es also mit dem Zusammenhang der beiden Bedeutungen?

In dem Buche Holz, Etymologien aus dem Niederwald. 1952, Seite 74 hat der Verfasser versucht, mit dieser Frage auf folgende Weise fertig zu werden: Diese Bedeutung 'Nest' wird auf die Reisigansammlung in der Baumkrone, vielleicht auf das Bild des Geflechts zurückgehn.

Schon als das Buch eben erschienen war, kam dem Verfasser dieser Satz äußerst dürftig und wie ein Notbehelf vor. Er schämte sich der Platitude, ohne doch etwas besseres zu wissen. Das Bewußtsein, sich

mit einem Notbehelf begnügt und den Notbehelf nicht als solchen charakterisiert zu haben, beunruhigte ihn.

Ein Jahrzehnt später wanderte er in seiner weiteren oberhessischen Heimat an einem Bach entlang. Es ist einer jener glücklichen Bäche, die noch nicht begradigt, kahl und baumlos in Betonbetten das Gelände durchqueren, sich vielmehr sowohl ihrer Windungen wie auch eines kräftigen baumigen Uferbewuchses erfreuen. Mit dem Uferbewuchs der Bäche und Flüsse – meist sind es Erlen, und Erlen waren es auch im beschriebenen Falle – hat es ja eine ganz bestimmte Bewandnis. Die Bäume halten mit ihren Wurzeln das Ufer fest und vermögen selbst dem Hochwasser einen gewissen Widerstand zu leisten. Eben deswegen sind sie erwünscht. Ihr Dasein und ihre Erhaltung ist anthropogen bestimmt. Aber der Mensch läßt sie nicht groß werden, weil sie dann die Wiesen der Aue zu sehr beschatten würden. Man pflegt sie also, aber man pflegt sie im Ausschlag, indem man sie alle paar Jahre kappt. Sie sprießen dann in jungen Loden wieder aus. Es sind also Bäume, die oben durch den Menschen stark gedämpft werden, unten aber das Wurzelwerk großer Bäume entwickeln und so das Ufer gegen das strömende Wasser schützen können. Wenn nun die Loden einiges Alter erreicht haben, dann sehen sie in ihrer Gesamtheit aus wie eine Gruppe trichterförmig auseinandergehender schlanker Bäume, die auf einem gemeinsamen Wurzelstock stehn. Notker III. von St. Gallen meint, eben dies seien die Hörner des Flußgottes, die Herkules im Kampf mit dem Flußgott gekappt habe (Piper I 300, 19). Ich weiß nicht, woher Notker diese Deutung des antiken Mythos hat, aber wie große Hörner, gespreizt auseinandergehende Hörner, sehen die Lodenbüsche der das Bachufer begleitenden Wurzelstöcke tatsächlich aus.

Als der Wanderer an jenem Bach entlangging, sah er auf der Grundlage eines dieser Horste (üblicher ist das Wort *bucht*, niederdeutsch, oder *huft*, oberdeutsch), auf der Basis des von den Loden gebildeten Trichters, von den untersten Teilen der Loden gehalten, ein großes Nest mit fünf (oder sieben) Eiern. Er hielt es für ein Entennest. Der brütende Vogel hatte sich durch den Wanderer gestört gefühlt und war verschwunden. Um das Brutgeschäft nicht zu unterbrechen, entfernte sich der Wanderer alsbald. Das Bild des Nestes im schützenden und haltenden Winkel der Loden blieb ihm lange in Erinnerung und steht ihm noch heute vor Augen. Aber – und deshalb wird die Geschichte hier erzählt – er merkte nicht, was er sah. Erst viele Monate später

und bei einem gar nicht zugehörigen Anlaß ging ihm schlagartig auf, was er da eigentlich gesehen hatte, nämlich den bedeutungsgeschichtlichen Drehpunkt, in welchem ein Wort für gruppenhaften Wiederschlag aus gemeinsamem Wurzelstock zum Wort für Vogelnest hat werden können. Als er noch am Ufer jenes Baches stand, kam ihm der Einfall nicht. Sehen allein tuts nicht. Es muß im Augenblick des Sehens auch das Problem gegenwärtig sein. Und das war es offenbar nicht, obwohl den Wanderer das Bewußtsein, sich über eine Frage oberflächlich und ganz ungenügend geäußert zu haben, lange geplagt hatte und im Grunde noch immer plagte. Lange danach erst sprang der Funke über – verzögerte Zündung.

Nun ist alles klar. Die Bedeutung 'Vogelnest' wird in *Horst* dadurch erreicht, daß das Wort vom bevorzugten Ort des Nestes auf das Nest selbst hinübergleitet, sich dorthin langsam ausdehnt, ein Vorgang, der in der inhaltlichen Geschichte der Wörter häufig ist und den man herkömmlicher Weise Metonymie nennt. Metonymie ist gekennzeichnet durch engen Kontakt (z. B. wie hier durch räumlichen Kontakt) zwischen der älteren und der jüngeren Gebrauchsposition des Wortes – a vicinitate. Anders ist es bei der Metapher. Bei ihr liegen die beiden Positionen weit auseinander, und die jüngere wird durch einen Sprung erreicht, wie das Wort *Lode* das menschliche 'Kopfhaar' erreicht – a similitudine, wobei oft die Vergleichbarkeit der Partnerschaften, die Homologie der Sitze eine Rolle spielt. Metonymisches langsames Weiterwandern ist es, wenn *Romp* (= hd. *Rumpf*), Bezeichnung des 'Wagenkastens' den 'ganzen Wagen', die ganze 'Kippkarre' erobert (*Schüdderump*). Ein metaphorischer Sprung aber ist es, wenn das Gefäßwort *Rumpf* auf den Mittelteil des menschlichen Körpers angewandt wird, der menschliche Rumpf gleichsam als Faß begriffen wird.

Nachdem, wenn auch merkwürdig verspätet, der zündende Funke übergesprungen und der Zusammenhang zwischen Ausschlagbusch und Vogelnest als ein metonymischer erkannt war, drängte sich gleich eine Folgerung auf. Solche ahnungsweis sich aufdrängenden Folgerungen haben für den Etymologen immer etwas Ermutigendes, weil sie hoffen lassen, daß der bisherige Weg nicht falsch war.

Die Wildente, *Anas boschas*, von der unsre zahmen Enten abstammen, heißt auch *Stockente*. Warum *Stockente*? Um welche der vielen Anwendungsmöglichkeiten des Wortes *Stock* oder vielleicht besser gefragt: um welches Wort *Stock* handelt es sich? Es handelt sich um das-

jenige Wort *Stock*, das den 'nach Hieb verbliebenen und wieder ausgeschlagenen oder zum Wiederausschlag befähigten, niedrigen oder halbhohen Stumpf eines Baumes' bedeutet und das auch auf nicht baumähnliche Pflanzen übergreifen kann. Es ist jenes Wort *Stock*, das u. a. vorliegt in *Wurzelstock* und *Stocklode* (eine Lode, die dem Stock entsprossen ist im Gegensatz zur Samenlode, deren Entstehung generativ ist), in *Stockwald* (Wald im Ausschlagbetrieb), in *Stockausschlag*, in *Stockholz*, aber auch in *Rebstock* (die Reben kommen nach Schnitt wieder) und *Rosenstock*, noch weiter entfernt vom Baum in *Fuchsienstock* und *Geranienstock* (die Topfpflanze ist für den Winter zurückgeschnitten worden und im Frühjahr wieder ausgeschlagen). Germanisches, nämlich altfr. *stok* ist auch in das werdende Französische aufgenommen worden, *étoquée* 'Busch von Trieben, die ein Baum hervorbringt, der über der Wurzel gekappt ist', in der Mundart von Namur ist *stokée* das 'Insgesamt der Ausschläge, die aus derselben Wurzel kommen'.

Der Kaffeeröster Friedrich Stock deutet seinen Familiennamen völlig richtig, wenn er auf seinen Tropfenpapierchen einen Wurzelstock mit Wiederausschlag abbildet, und es könnte von da aus wohl eine Erklärung des Namens Klopstock gefunden werden, eine richtigere als diejenige, an die Goethe an der bekannten Stelle von Dichtung und Wahrheit offenbar denkt.

Wie stark Regeneration und Regenerationsfähigkeit den Inhalt dieses Wortes *Stock* mitbestimmen, zeigt sich, wenn es aus dem Pflanzlichen ins Tierische übertragen wird (Metapher). Dies geschieht im Worte *Eierstock* (ovarium). Der Eierstock ist aufgefaßt gleichsam als der produzierende Wurzelstock, dem die Eier entwachsen, als ihre Produktionsbasis. Eine noch weiter abliegende Metapher ist es, wenn im Englischen die Viehherde *stock* genannt wird. Der jährliche Anfall von Jungtieren ist gleichsam die Lodenproduktion dieses Stockes. Von der Viehherde und ihrem jährlichen Anfall an Jungtieren geht es schließlich zum Kapital und seinen Zinsen, zum Aktienbesitz und seinen Dividenden.

Das Verhältnis zwischen dem Menschen und seinen Kindern, seinen Nachkommen überhaupt wird oft unter pflanzlichem Bild gesehen. Im Niederländischen, Englischen, Französischen (hier aus dem Fränkischen), Italienischen (hier aus dem Langobardischen unter Miteinwirkung des Französischen) kann unser Wort die Bedeutung 'Herkunft', 'Abstammung', 'Familie', 'Geschlecht' annehmen, ndl. *stok* 'genus',

‘progenies’, e. to come from a good *stock* ‘aus guter Familie stammen’, altfrz. de hault *estocq* ‘de haute naissance’, frz. *estoc* ‘lignage’, ‘extraction d’une famille’ (heute veraltet), homme *d’estoque* ‘Mann von (guter bekannter) Herkunft’ (heute veraltet), ital. *stocco* ‘Geschlecht’. Man muß das vergleichen mit d. *Schlag* im Sinn von ‘Viehrasse’ und ‘Menschenart’. Dieses *Schlag* stammt aus der Ausschlagswirtschaft.

Wenn wir zur Stockente zurückwollen, müssen wir solche entfernteren Möglichkeiten beiseite stellen und beim Ältesten und Einfachsten wieder anknüpfen. Die Stockente heißt so, weil sie ihr Nest auf dem Grund des von den Schößlingen des Stocks gebildeten schützenden nach unten sich verengenden trichterförmigen oder schüsselförmigen Gehäuses anlegt. Die Niststelle kann dabei tief, bodennahe (Wurzelstock), sie kann aber auch erhöht, auf dem Kopf einer Kopfweide, einer im Kopfholz gehaltenen Eiche, Erle, Hainbuche liegen. In der Tat wählt die Stockente oft solche Stellen, meist erhöht auf Kopfholz, seltener bodennahe auf dem Wurzelstock. In Naumanns großem Vogelwerk (X 36) und in der älteren, von dort aus zu erreichenden ornithologischen Literatur wird man darüber belehrt: “auf alten Stämmen in den Erlenbrüchern”, “auf den breiten Köpfen von Weidenbäumen”, “in Baumschüsseln” (eine sehr anschauliche Ausdrucksweise), “auf den Kopfweiden der Garteneinfassungen”, “im Stammausschlag”, “in der ausgefaltten Vertiefung des Kopfes”. Das sind deutliche Angaben. Gut beobachtende, mit dem Weidwerk vertraute Maler haben es manchmal dargestellt.

LESA UND LESE

Ahd. *lesa*, mhd. *lese* 'Spur, Furche, Runzel',
ahd. *lesa*, mhd. *lese*
'eine Art Kleidungsstoff, Kleidungsstück daraus'
und Verwandtes

Von Hans-Friedrich Rosenfeld

Von der 15. von A. Götze "völlig neu bearbeiteten" Auflage des Etymologischen Wörterbuchs von Fr. Kluge (Berlin 1951, S. 270^a) bis zur neuesten Bearbeitung W. Mitzkas (20. Aufl. 1967, S. 260^b) findet sich unter *Gleis*: "Damit (nämlich mit der germ. Wurzel **lais-*) ablautend . . . **lis-* in ahd. *lesa*, mhd. *lese* f. 'Spur, Furche, Runzel'". Diese Formulierung ist in jedem Falle falsch, denn es gibt weder im Ahd. noch im Mhd. ein Wort *lesa* bzw. *lese*, das 'Spur, Furche' bedeutet.

Ahd. *lesa* 'ruga', also 'Falte, Runzel', begegnet nur in Glossen. Graff, Ahd. Sprachschatz 2, 260 bietet nur Mon. 2 = clm. 1753 (12. Jh.) und Sal. 4 = Prag, Böhm. Museum (13. Jh.) und erweckt so den Eindruck eines jungen Wortes. Es ist aber nicht nur auch sonst bezeugt, sondern erscheint auch schon im 10. Jh. und ist so gewiß ein altes Wort und zwar mit schwacher Flexion: Bereits in den Glossen zu Boethius' *Consolatio Philosophiae* des aus Salzburg stammenden Cod. Vindob. 271 findet sich (Gl. 2, 70, 13) *rugam 'lesun'*. Sonst begegnet es 3, 343, 56 *ruga 'run-cila lesa'* in clm 17151 (12. Jh.), clm 17194 (12. Jh.) u. Mon. 2; 4, 93, 11 in den *Glossae Salomonis rugis 'lesun runzun. zuchun'* in einem Druck der *Glossae Salomonis* o. O. u. J. aus dem 15. Jh., der uns seltsamer Weise ahd. Formen verhältnismäßig früher Zeit bietet; 4, 158, 36 (ebenfalls in den Gl. Sal.) *rugis 'runzun .t. † lesen .t. † zuchun .t.'* im Ms. Brit. Add. 18 379 (13. Jh.); dies ist die einzige Bezeugung des Wortes in mhd. Lautform; BMZ und Lexer sowie Pretzel in seinen Nachträgen zum mhd. Taschenwörterbuch verzeichnen es nicht, Diefenbach nicht in mhd. Lautstand, sondern 503^a nur in ahd. nach dem genannten Druck (bei Dief. Nr. 141).

lesa steht also stets für *ruga* und befindet sich unmittelbar zusammen mit den Synonymen *runza*, *runzila*, die zu einem germ. Stamm **hrenk-* *hrenky-* ‘kräuseln, krümmen’ gehören, neben dem gleichbedeutendes **wrenk-* steht (vgl. ae. *wrinclian* ‘runzeln, zackig machen’, ne. *wrinkle* ‘Runzel’); sie haben neben sich die entsprechenden mnl. *runtse*, *runtsele* und die alte Form ohne *t*-Suffix in an. *brukke*, nisl. *brukke*, schwed. *rynka*, dän. *rynke*, ne. *ruck*, me. *runkel*; mit *-sk-* statt *-ks-* an. *brynski* und mit idg. *s-* Vorschlag schwed. *skrynka*, norw. *skrukeke* (schon an. *skrukka* ‘Trollweib, eigtl. runzliges Weib’), schwed. *skrynkla*. *lesa* steht weiter unmittelbar neben *zucha* (sonst seltener auch *zocha*), zweifellos zu *ziohan*, also ‘das Ziehen’, wie wir heute noch vom Zusammenziehen der Stirne sprechen. Das Wort ist wie *lesa* auf die Glossen beschränkt, begegnet hier aber beträchtlich häufiger; es erscheint an 11 Stellen, z. T. jeweils in mehreren Handschriften¹. Mhd. ist es ausgestorben und wird auch in den Glossaren nicht mehr weitergeschleppt. Im Ahd. erscheint noch *rumphusla* 2, 726, 79 (10. Jh.) und das Verbalabstrakt *rumfunga* 2, 17, 48 (9. Jh.) zumst. Verbum *rimphan*, dessen Grundbedeutung ebenfalls ‘krümmen’, dann ‘einschrumpfen’ ist (Stamm germ. **hremf-*, idg. **kremb-*); dazu in der in Augsburg 1512 gedruckten Gemma gemmarum *rumph* oder *valt*, das schwäbisch, schweizerisch und tirolisch in gleicher Bedeutung fortlebt (s. Fischer 5, 480, Schweiz. Id. 6, 947, Schatz 2, 496), in verschiedenen nd. Glossaren *rympe* = mnd. *rimpe*, *rimpel* ‘Runzel, Falte’, das nd. als *rimpel* z. B. im Ostfriesischen und im Schleswig-Holsteinschen fortlebt (s. Doornkaat Koolmann 3, 41^a, Mensing 4, 106), ae. *brympel*, ne. *rimple*, mnl. *rimpe*, *rumpe*, *rompel*, *rumpel*, ndl. *rimpel* ‘Runzel, Falte (im Gesicht)’. Hierzu treten von den z. T. entstellten Bedeutungsentsprechungen der späteren Glossare bei Diefenbach, Glossarium 503^a und Novum Glossarium 321^b mhd. *krochel* (in einem ndrhein. Glossar, sonst nur *krocheleht* bei Eberh. Cersne und *krochelich*; vgl. aber ndr. *kröche* ‘unrechte Falte’, *kröcheln* ‘etwas zerknittern’, Rhein. Wb. 4, 1545), mnd. *kroke*, *krake*, *krokel*, mnl. *croke*, *creuke*, *crokkel*, ndl. *kreuk*, *kreukel*, die meist neben ‘Runzel, Falte, Knitter’ auch ‘Riß, Bruch’ bedeuten und zu germ. **kruk-*, idg. **grug-* ‘biegen, krümmen’ gehören. Mit Nasaleinschub stehen neben ihnen rhein. *krunkel*, *krönkel* ‘Knitterfalte, Gesichts-, Stirnrunzel’

¹) Gl. 1, 496, 13; 503, 28; 770, 18; 770, 31; 2, 124, 43; 474, 26; 660, 21; 3, 323, 18; 327, 41; 620, 13; 4, 93, 11.

(Rhein. Wb. 4, 1605; daneben *krunkelig* 'geknittert, runzelig'), mit *-sl-* Suffix auch *krünksel*, *krünschel* (ebd. 1606, daneben *krünschelig* 'runzlig', während mnl. nnl. *kronkel* nur 'Windung, Verschlingung' bedeutet). Das daneben stehende *ruchel*, das literarisch nicht belegt ist, geht wohl auf den entsprechenden Stamm mit idg. *k-*Anlaut, also **kerug-* zurück, den ich aber sonst nicht belegen kann². Schließlich tritt dazu noch aus einem ndrhein. Glossar das mnd. *ploie*, mnl. *ploye*, *plooy*, nnl. *plooi* aus frz. *pli*, das seinerseits auf lat. *plicare* zurückgeht, das zu **plek-* 'flechten' gehört, das eine Erweiterung von **pel-* 'falten' ist³.

Diese zahlreichen Worte (wobei bewußt eine Beschränkung auf die im Ahd. und Mhd. belegten und ihre unmittelbaren Verwandten erfolgt ist) gehen also fast ausnahmslos auf die Grundbedeutung 'krümmen' zurück, daneben auf '(zusammen)ziehen' und auf 'flechten, falten'.

Fragen wir nun, ob der Entwicklungsgang von 'Geleise, Spur' zu 'Furche' zu 'Runzel' so selbstverständlich ist, wie er uns heute erscheint. Wir befragen zunächst wieder die ahd. und mhd. Überlieferung und gehen die Worte an Hand der lateinischen Entsprechungen durch. Dabei sind wir uns dessen bewußt, daß die Übersetzer und Glossatoren weithin an feste Traditionen, d. h. an den in Texten festgelegten Sinn und den Usus der freieren Glossare gebunden waren. Wir sehen aber doch soviel Wandel und öfter auch Eigenwilligkeit am Werke, daß etwaige Bedeutungstendenzen sehr wohl hätten zum Ausdruck kommen können.

Lat. *orbita* wird in den ahd. Glossen fast stets durch *waganleisa* (an 23 Stellen mit z. T. mehrfachen Hss.; vgl. Gröger, Die Kompositionsfuge im Ahd., S. 463^a), *-leisina* (1x), *-leist* (1x) wiedergegeben, einmal

²) Doch vgl. norw. dial. *hork* 'runzeliges Weib', *hurkel* 'Unebenheit, Knorren' zu idg. *(s)ker-* 'drehen, biegen', vgl. WALDE-POKORNY 2, 353; 374; POKORNY 936.

³) Das häufige afries. *wirsene*, *wersene*, das RICHTHOFEN: Afries. Wb. 1152^a ausschließlich mit 'Runzel' wiedergibt, bezieht sich nach den Belegen eher auf Verwundung (z. T. Durchschneidung der Gelenke) und Narben; es gehört zusammen mit ostfries. *wirse*, *wirs*: ein aus Heu zusammengekehrter wall- oder walzenartiger Streifen (DOORNKAAT KOOLMANN 3, 560^a), was sonst als 'Schwade, Zeile oder Zette' bezeichnet wird; es gehört wohl, mit *s(s)* aus *tt*, zu lat. *versus* 'Linie, Strich, Reihe, später auch Furche; Gedichtzeile', idg. **uert-* 'drehen, wenden' das vielfach, aber keineswegs überwiegend das Wenden der Erde durch den Pflug bedeuten kann (WALDE-HOFMANN: Lat. et. Wb. 2, 763 ff.). Hier könnte also ein Furche-Wort vorliegen, aber es ist für 'Runzel' nicht gesichert. – Die bei DIEFENBACH Gl. 503^a verzeichneten Formen *rutzel*, *rotzel* sind offenbar Entstellungen durch Fehlen des Nasalstrichs. Nur *ritzel* könnte vielleicht als Diminutiv zu *ritzi* 'Ritze' gehören, das Gl. 2, 429, 47 als Verdeutschung von *sulcus* erscheint.

durch *stîga* 'Weg, Pfad' (2, 11, 43) und einmal, offenbar durch Mißverständnis, durch *felga* (2, 618, 29). *Vestigium* erscheint überwiegend als *spor*, *fuozspor*⁴, je einmal als *fuozstaphen* (3, 263, 5), *ferti* (2, 35, 51), *fuori* (2, 278, 35); an zwei Stellen wird es im Anschluß an Vergil (ed. Ribbeck IV 13) und an Arator (ed. Arntzen 718) als *bilidi* (2, 689, 41 bzw. 2, 31, 42), und zweimal (entsprechend Ecclesiasticus 21, 7 *qui odit correptionem, vestigium est peccatoris*) als *offannussida*, *offanussi*, *offenunge* (1, 573, 39) und demzufolge in Gregors Cura pastoralis als *offanussa*, *-i* (2, 192, 37) übertragen und zweimal im Prologus III zu den Psalmen als *giwizida* (1, 513, 49 u. 513, 58); das Wort gibt sonst *conscientia*, *intellectus*, *secretum*, *testimonium*, *industria*, *experimentum* wieder, eine bunte Reihe, die nicht weiter verfolgt werden kann, die aber deutlich zeigt, daß sich hier kein Weg in Richtung auf 'Furche, Runzel' eröffnet. In den spätmittelalterlichen Glossaren (Dief., Gl. 616^b, N. Gl. 380^b) tritt zu den bereits erwähnten *spor*, *fuozspor* noch *gespur*, *fuozstaph* (-en, -el), *votstap*, *fuozpfat*, *votpat*, *fuozwege*, *fuozdrappe*, *ein wite ferr zeichen* (wobei *vestigium* offenbar als das von weitem warnende Gefahren- oder Verbotzeichen, der Schaub, verstanden ist)⁵.

In den spätmittelalterlichen Glossaren (Dief., Gl. 399^b, N. Gl. 273^a) kommt zu *wagen-leise*, *-leist* hinzu *-geleise*, *-spor*, *-trade*, *-trede*, *umbe-louf*, *karrenleise*; dabei ist charakteristisch, daß wie im Ahd. das Wort *leise* stets mit Bestimmungswort erscheint. Die literarischen Belege, in denen das Simplex *leise* die allgemeine Bedeutung 'Spur' hat, sind sehr gering an Zahl; sie beschränken sich praktisch auf Hadamars von Laber Jagd (2x), während es sonst mit Wolframs Parz. 281, 12 stets in der Wendung *niuwe leise* von frisch gefallenem Schnee bzw. Schneefall und davon abgeleitet vom Lanzensplittern gebraucht wird; *geleise* als 'betretener Weg' beschränkt sich auf Elis. 383 und ein elsässisches Weistum des 14. Jhs. (Dt. Wb. 4, 1, 2, 2981).

Die uns so geläufige Gleichsetzung von 'Runzel' und 'Furche' ist der älteren deutschen Sprache so gut wie fremd. Lat. *sulcus* kann zwar im klassischen und späteren Latein dichterisch auf die Runzel bezogen werden, doch bleibt dies recht selten (s. Forcellini 4, 585^a); Du Cange kennt eine solche Bedeutung nicht. *Sulcus* wird fast ausnahms-

⁴) *spor* Gl. 3, 7, 29; 3, 19, 28; 4, 165, 4; *fuozspor* 3, 118, 63; 3, 211, 72; 3, 407, 48.

⁵) Ganz speziell ist *eyn nachgang gottes* sowie *einlichkait trinitatis*. Diese gehören zu Stichworten wie das folgende Lemma *vestigium universi* 'ein noch spore godes'.

los mit *furh* übersetzt (an 16 Stellen⁶) sonst nur je einmal durch *graven* (2, 704, 60), *ritzi* (2, 429, 47), *duns* 'Lauf, Zug' (2, 693, 70) und das sonst nicht belegte und bei Graff fehlende *sega* (2, 626, 44), das gewiß identisch ist mit dem *sege* im Linzer Antichrist, das Leitzmann, Lexikalische Probleme in der frühhd. geistlichen Dichtung (Abh. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1941, Phil.-hist. Kl. Nr. 18) S. 30 als *ἄπαξ λεγόμενον* bezeichnet, das aber schwerlich mit Lexer und E. Schröder zu mhd. *sîgen* 'sich senken, neigen' gehört, sondern eher als 'Einschnitt' mit gramm. Wechsel zur idg. Wurzel **sĕk-* 'schneiden', zu der auch ahd. *suoha* 'Egge, Furche' gehört (zu letzterem s. Pokorny, Idg. et. Wb. S. 895).

Aber weder hat dies geläufige Wort für "Furche" *sulcus* in einer romanischen Sprache irgendwo die Bedeutung 'Runzel' entwickelt, noch hat einer der zahlreichen andern Stämme, der im Romanischen sei es von Anfang an die Bedeutung 'Furche' hatte wie z. B. gall. *rica* (zu afrz. *roie*, nfrz. *raie* 'Furche') oder erst diese hervorbrachte wie z. B. *collis* 'Hügel' (zu valvest. *kola* '(hochaufgeworfene) Furche') zu der Bedeutung 'Runzel' geführt. Umgekehrt hat weder lat. *ruga* 'Runzel' (zu it. prov. *ruga*, span. portug. *arruga* 'dss.') noch einer der andern diese Bedeutung bereits besitzenden Stämme wie fränk. **brunkja*, ahd. *runza* (zu afrz. *froncir*, nfrz. *froncer*, prov. *fronsir* 'runzeln', nfrz. *fronce* 'Falte', aber nicht für die Gesichtsfalte!) oder sie erst schaffenden wie ahd. *rîdan* 'drehen' (zu frz. *rider* 'runzeln, kräuseln', *ride* 'Runzel [das geläufige Wort dafür], Krause') die Bedeutung 'Furche' entwickelt. Soweit ich sehe, hat (vom Deutschen und Niederländischen abgesehen) keine der germanischen oder romanischen Schriftsprachen heute ein geläufiges Wort für 'Furche', das zugleich ein geläufiges Wort für 'Runzel' wäre. Selbst im Deutschen können wir die Worte ja nicht beliebig vertauschen, sondern *Runzel* ist mit wenigen Ausnahmen bildlicher Anwendung auf die Falten der Haut beschränkt.

Nun hat sich im Deutschen allerdings die Verbindung beider Begriffe vereinzelt schon früh vollzogen. In Rb, dem zweiten Reichenauer Glossar des 9. Jhs, wird Hiob 16, 9 *Rugae meae (testimonium dicunt contra me)* übersetzt durch *furahi mino* (Gl. 1, 510, 19); aber hier handelt es sich nicht um die üblichen Falten der Haut, sondern um die Zerreißung des Gesichtes und der sonstigen Haut durch Beulen und Blasen infolge des Aussatzes, und da man diese Krankheit im Mittelalter sehr

⁶) Gl. 1, 561; 2, 290; 554; 618 (2x); 620; 651; 768; 3, 118; 212; 351; 407; 647; 652; 695; 4, 192.

genau kannte, ist es gut denkbar, daß der Übersetzer dieser Tatsache Rechnung getragen hat. Jedenfalls bleibt diese Gleichsetzung völlig isoliert; alle andern Übersetzungszeugen für diese Hiobstelle sind bei der üblichen Auffassung von *rugae* geblieben, s. Gl. 1, 496, 13; 1, 503, 28 ff.; 1, 510, 19. Für das Mhd. verzeichnet Lexer 3, 592: *in ir antlitze manic furch gie dâ rehte enmitten durch* für Albrecht von Halberstadt 30^a. Aber hier ist er wie so oft dem Glossar Bartschs in seiner Ausgabe zum Opfer gefallen. Bartsch hat diese Stelle in seine mhd. "Rückübertragung" nicht aufgenommen. Bei Wickram (ed. Bolte, Bd. 7, Tübingen 1905, S. 137) heißt es von Juno, die sich in ein altes Weib verwandelt zu Semele begibt:

Inn irm angesicht was manch furch
An allen enden durch und durch
Durch ir hend, stirnen und wangen.
Sie kam an eyem stecken gegangen.

Bestimmend für diese Wendung ist ein Ausdruck Ovids gewesen, den wir in anderm Zusammenhang (s. u. S. 115) besprechen müssen. Da Wickram, der sich zwar im Latein nicht sehr sicher fühlte, doch wiederholt (vielleicht unter Beratung seiner humanistischen Freunde) unmittelbar auf Ovid zurückgriff, hat diese Stelle für das Mhd. keine Gewähr und muß also auf das 16. Jh. bezogen werden. Von einer Furche in der Backe spricht Ps.-Neidhart CXXVII Str. 9: *Gesel, swer Kanzen hiute ersnel, Sich, der sol im strîchen Durch den bak Eine furch: Swer daz siht, Der gih: wie wol ein slac.*

Aber hier ist deutlich eine Strieme oder Wunde bzw. Narbe gemeint. Unter den zahlreichen Belegen für *furch*, die unsere mhd. Wörterbücher bringen, findet sich kein einziger, der sich auf Runzeln, Hautfalten bezöge.

Aber auch mit dem Humanismus scheint dieser Sprachgebrauch noch nicht für das Deutsche gewonnen zu sein: weder Diefenbach-Wülcker noch Götzes Frühhd. Glossar bringen diese Bedeutung noch hat Luther das Wort so in seiner Bibelsprache und offenbar auch nicht in seinem sonstigen Schrifttum (s. Dietz, Wb. zu Luthers dt. Schr., 1870, S. 743^b). Unsere Wörterbücher aber zeigen, ohne es auszusprechen, sondern indem sie es vielmehr durch Einreihung der beiden obigen Zitate verschleiern, durch ihre Belege, daß dieser Gebrauch erst mit der vorklassi-

schen Periode aufgekommen ist: das Dt. Wb. 4, 1, 1 bringt Belege erst von Wieland an, ebenso Heyne 1, 1066, Sanders 1, 519 erst von Schiller an; Adellung, soweit ich sehe, der erste, der diesen Wortgebrauch bucht, nennt allein Wieland (2, 359). Dem Substantiv in diesem Sinne ist aber das Verbum *furchen* vorangegangen, das Adellung ebenfalls bereits so kennt (ohne Beleg, ebd.), und hier scheint ein ganz individueller Einsatz vorzuliegen. Ovid sagt Metamorphosen 3, 276 von der Göttin Juno, als sie sich in ein altes Weib verwandelt, um Semele durch das Verlangen nach Jupiters wahrer Gestalt zu verderben: *Sulcavitque cutem rugis*: "sie zerfurchte ihre Haut mit Runzeln"⁷. Das *sulcavit* bezeichnet hier also eigentlich den Vorgang der Verwandlung^{7a}. Aber J. F. W. Zachariae, der ein guter Kenner Ovids war, läßt sich durch diese Stelle anregen, das Bild zum Ausdruck des Affekts zu machen; und so sagt er in seinem Renommiste 1744: *Und Raufbold furchte schon mit Runzeln seine Stirn* (4, 211). Bei dem großen Erfolg dieses Werkes konnte es nicht ausbleiben, daß dies Bild Schule machte. Es kann dann bald das erläuternde "mit Runzeln" = *rugis* fehlen, und so sagt schon J. J. Dusch in seinem Schoßhund (1756): (*sie*) *furchet ihre schöne Stirn*, oder Christian Felix Weiße, Trauerspiele (1759–68): *wie hat der Gram sein Angesicht gefurcht* (3, 194). Dann hat sich besonders das Part. Praet. eingebürgert. Erst viel später folgen die Zusammensetzungen *durchfurchen*, *zerfurchen*, *einfurchen*, *entfurchen*⁸. Erst im Anschluß an den verbalen Gebrauch entwickelt dann auch das Substantiv *Furche* die Bedeutung "Runzel"^{8a}. Dies Resultat hat von den germanischen und romanischen Schriftsprachen sonst nur das Niederländische erreicht: van Dale in seinem Groot Woordenboek der Nederl. Taal⁶ 1924 verzeichnet sowohl für *voor* (2014^b) "1. ploegsnede, 2. (fig.) rimpel in het

7) FORCELLINI 5, 584^b kennt für *sulcare* aus der klassischen Zeit in dieser Bedeutung keinen andern Beleg. Aus dem späten Latein bietet er einen medizinischen Beleg aus Caelius Aurelianus *cutis veluti ruginosa vel sulcata* (1. Acut. 11, 86). Aus dem MA findet sich im Material des Mittellateinischen Wörterbuchs in München nur ein Beleg aus Ps.-Augustinus S. 3, 3 *totum corpus sulcatur in rugas*. Aber auch Aldhelm in seinen *De Laudibus Virginis* (Opera ed. GILES, Oxford 1843, S. 198, 13) gebraucht *rugis sulcata* (Gl. 2, 17, 47). Aber alle diese drei Belege kommen für die Entstehung des nhd. Sprachgebrauchs nicht in Frage.

^{7a}) Vgl. Nachwort.

⁸) Vgl. Dt. Wb. 2, 1613; 3, 182; 3, 524; 15, 685; SANDERS 1, 519.

^{8a}) Zuerst bei GLEIM 1, 266, s. Dt. Wb. 7, 1780.

voorhoofd” als auch für *vore* (2026^a) “1. gleuf, insnijding (van den ploeg), 2. groef, rimpel”: *een gezicht vol voren en rimpels*⁹.

Nun entbehrt die eingangs gebotene Wortgleichung im Kluge-Götze und Kluge-Mitzka natürlich nicht jedes Ausgangspunktes. Sie geht vielmehr zurück auf Alf Torp, Wortschatz der germanischen Sprachinheit ⁴1909, S. 369, der zu *laisô* f. ‘Geleis, Furche’ erklärt: “Hierzu ablautend germ. *līsô* (?): ahd. *lesa* ‘Runzel’, mndl. *lese* f. ‘Spur, Furche, Furche im Gesicht, Runzel’, mnd. *lesche, leske* ‘Runzel’, afries. *lesoka, leseke* ‘dss.’”. Von da ist dieser Ansatz weiter gewandert zu Walde-Pokorny 2,404: “schwundstufig mndl. *lese* f. ‘Spur, Furche im Gesicht, Runzel’, ahd. *lesa* ‘Runzel’”, zu Walde-Hofmann, Lat. et. Wb. ³1, 812, wo ausdrücklich wieder die Wurzel *līs-* angesetzt wird, und zu Pokorny 671, der “schwundstufig” sagt, aber hinter mndl. *lese* *līs-* in Klammern setzt, was natürlich unmöglich ist, zu B. Beckmann, Dt. Wb. 4,1,4 (1949), 8286, ebenso zu Trübners Dt. Wb. 3, S. 80 und neuerdings zu H. Stimm, Fränkische Lehnprägungen im französischen Wortschatz, in: Verba et Vocabula, Festschr. f. E. Gamillscheg zum 80. Geburtstag, München 1968, S. 593 ff., S. 604 f.

Nun gibt es tatsächlich im Mndl. ein Wort *lese*, das einerseits mit der Bedeutung ‘Wagengeleise’, andererseits mit der von ‘Runzel’ gebucht wird und das Verwijs-Verdam, Mndl. Wb. 4, 1899, S. 341 unter *leise* (*lese*) verzeichnen. Aber sie betonen selbst, daß das Wort in der ersten Bedeutung im Mndl. nur einmal und zwar in den Harlemer Glossen vorkommt als *waghelese* ‘*orbita*’, sonst aber, auch in den älteren Berner Glossen und im Teuthonista, fehlt. Nur Kilian (1574) und Plantijn (1573) bieten es, ersterer als *leese* ‘*sulcus et orbita*’, letzterer als *lees of wagenleese* ‘*une ornière, orbita*’. Da das Wort im Mndl. vollständig ausgestorben ist und Kilian auch niederrheinische, insbesondere Geldernsche Wörter in sein Etymologicum aufnimmt, wird er sein *leese* am ehesten dem Geldernschen verdanken, wo das Wort noch heute als *lese* ‘Karrengeleise’ erscheint (daneben als *leis*, *leis* noch in Mörs, Essen, Düsseldorf). Da Kilian viele Jahre in der Druckerei von Plantijn in Rotterdam als Korrektor tätig war, kann dieser seine Informationen in

⁹) Entsprechend bietet C. A. SICHERER u. A. C. AKVELD: Nederl.-Hoogd. Woordenboek, Rotterdam o. J. (1870–82) S. 1241^c *vore*, *voor* ‘längliche Vertiefung in der Haut, wie sie bei alten Leuten sich auf der Stirn etc. zeigen’: *een gezicht vol voren en rimpels* ‘voll Furchen und Runzeln’, während er im Dt.-ndl. Teil für dt. *Runzel*, *runzeln* nur Wendungen mit *rimpel* bietet.

bezug auf dies Wort leicht von ihm erhalten haben. Zum mindesten für das Mndl. ist also jedenfalls ein Simplex *lese* nicht belegt, wie ja auch in der reichen ahd. Bezeugung stets das Kompositum erscheint.

Es ist selbstverständlich, daß es sich dabei um germ. **laisô*, dt. (Ge)*leise* handelt, und Verwijs-Verdam setzen das Stichwort daher mit der historischen Schreibung *leise* (*lese*) an; tatsächlich ist germ. *ai*, wo es nicht vor Umlautfaktor stand, ja schon in vormndl. Zeit überwiegend zu *ē* geworden. Für "eins mit diesem Wort" erklärt Verwijs-Verdam das Substantiv *lese* (*lesen*), das im Mndl. in der Bedeutung 'rimpel', also 'Runzel', vorkommt. Er gibt aber keine Belege, sondern verweist auf Taal en Letterbode 4, 190, wo J. Verdam das Wort in Hein van Akens Rose 151: *Soe hadde int voorboot menege lese, Ende opgescurst was here die nese* und in Jak. van Maerlants Spieghel historiael 1,45,18: *Sijn vorhovet toget een lesen* nachweist. Die Bedeutung 'Runzel' ist in beiden Fällen ganz eindeutig, von Spur oder Furche (im eigentlichen Sinne) kann nicht die Rede sein. Wohl aber sieht Verdam das Wort als identisch mit dem Kilianschen Wort und damit mit *wagenlese* an. Er bemüht sich daher a.a.O. S. 189 f. sehr, ein adjektivisches *gelesen*, auf das wir nachher zurückkommen, als ein Adjektiv zu erklären, das durch Vorsetzung eines *ge-* vor das Subst. *lesen* entstanden sei wie *gelijk* zu *lijk*, *gebaer* 'mit Haar versehen' zu *haar* usw. Er denkt also, ohne es auszusprechen, an Bahuvrihi-Komposita. Ich brauche auf diese Bildungsweise hier nicht näher einzugehen, da das Wort *gelesen* sicher anders zu deuten ist. Aber auf dieser Darlegung fußend, erklärt der Wörterbuch-Artikel: "Ook in het Nederlandsch worden de rimpels in het gelaat voren genoemd."

Die gleiche Haltung nimmt ein zweiter Artikel des Mnl. Wb. in Bd. 4, S. 388 unter *lese* f. ein, wo dies Wort ausdrücklich als identisch mit dem S. 341 besprochenen *leise* erklärt wird. Sachlich neu ist hier nur, daß für Plantijn auch *kerreneleese* 'orbita' gegeben wird (das dem noch heute lebendigen rhein. *karrenleise* entspricht, Rhein. Wb. 4, 203) und daß von der Form *lesen* bei Maerlant gesagt wird, sie gehe möglicherweise auf Substantivierung des Infinitivs *lesen* zurück. Zugleich wird für die Bedeutung 'rimpel' auf altfries. *lesoka*, *leseka*, *leska* 'Runzeln an Stirn, Händen und Füßen' hingewiesen, dem sich das bereits von Torp genannte mnd. *leske*, *lesche* 'dass.' anfügen läßt.

Aber indem Verwijs-Verdam *lese* 'Runzel' mit dem afries. *lesoka* usw. verbinden, erweisen sie selbst, ohne es zu bemerken, daß ihr Ansatz

falsch ist und daß dies *lese* nicht identisch mit (*wagen*)*lese* sein kann. Denn vor dem dunklen Mittelvokal hätte das germ. *ai* von *lesoka* zu *â* werden müssen. Mnl. *lese* 'Runzel' gehört also in jedem Fall zu ahd. *lesa* in gleicher Bedeutung. Dies aber kann man nicht mit J. Grimm, Kl. Schriften 8, S. 231 und M. Heyne, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen, Leipzig 1903, S. 276 A. 101 als *lêsa* ansetzen¹⁰, um es mit dem in der Lex Salica vorkommenden *laisus*, das vermutlich einen Kleiderbausch meint, zu verbinden. Zunächst ist es unzutreffend, wenn Heyne *lesa* mit 'plica, ruga, fascia' wiedergibt; weder unter *plica*¹¹ noch unter *fascia*¹² findet sich jemals *lesa*, sondern nur unter *ruga*. Dann aber wäre die Kontraktion des *ai* zu *ê* vor *s* im Hd. und besonders im Öbd., wohin verschiedene Hss. gehören, nicht zu erklären; auch gälte dann ebenso das zu *lesoka* Gesagte, und man müßte die beiden gewiß zusammengehörigen Worte auseinanderreißen. Vielmehr ist zweifellos *lêsa* anzusetzen¹³.

Ist dies *lesa* nun aber aus Schwundstufe **lîs-* zu **lais-* entstanden, wie es Götze mit Torp und die lange Reihe der diesem folgenden Forscher annahm? Die Senkung des idg.-germ. *i* vor velarem Vokal hat sich, so

¹⁰) Daß sowohl bei *lesa* 'ruga' wie bei *lesa* 'supparum' verschiedene Hss. *lêsa* schreiben, beweist nichts, da diese den Circumflex als Vokalzeichen benutzen und ihn daher auch auf sichere Kürzen setzen, z. B. *stôc, âchari, bêchin, fâluer*.

¹¹) *plica* erscheint in den ahd. Glossen nur einmal und wird da mit *valt* wiedergegeben, 3, 625, 12; *plicar* wird 4x als *faltan*, -on übersetzt: 1, 651, 30; 2, 433, 18; 2, 505, 64; 4, 155, 44; sonst erscheinen dafür und zwar für das Pass. *bitan werdān, pilobhan werdān* und *zuo(pi)tan werdān* (s. folg. S.), niemals eine Bildung vom Stamm *les-*. Dies erklärt sich aus dem Zusammenhang Ez. 41, 24; es ist von Türen die Rede, die sich gegeneinander drehen (so A. Arndt); Luther übersetzt: *die man auf- und zutat*; der andere Beleg bezieht sich auf Prudentius ed. DRESSSEL, S. 536.

¹²) *Fascia* 'Binde, Fußbinde, Kopfbinde, Gürtel' findet in den Glossen nirgends eine Wiedergabe, die in die Richtung 'Runzel, Falte' wiese. Vielmehr wird dies wiedergegeben durch *wintel(en)* Gl. 3, 325; 414; *winding* 2, 768; 3, 686; 722; 4, 201; durch *binda* 3, 325; 357; 361; *brustbinda* 3, 175; 191; durch *bendil* 3, 190; durch *lîsda* 3, 236; 273; durch *nestil(a)* 4, 61; durch *gebuntelin* 4, 126; 142; *wintlabha* 1, 619; *furifaasgi* 1, 622.

¹³) Da die Haupthss. der Lex Salica *lesum* (acc. sg.) und *leso* (abl.) haben (nom. also viell. *lesum*), so könnten die hsl. Formen *laesum* E 12, 15, *laeisum* E 13, *laisum* E 14, *lisum* E 14, 15 auf Mißverständnis beruhen (s. Eckhardt, Lex Salica 100 T. 81 § 1 u. 2) und *lêsum* vorliegen. Eckhardt übersetzt mit Recht 'Schoß'. Unser *Schoß* geht auf 'Kleider-, Rockschoß' zurück, lat. *sinus* auf 'Krümmung, Rundung, Schwellung', dann 'Bausch, Falte, Schoß' (Walde-Hofmann 2, 546 u. Georges); germ. *falda* 'Falte' erscheint im Span. als *falda* 'Rockzipfel, Schoß'. So könnte also auch *lêsum* zu *lesa* 'Falte', *lesan* 'falten' gehören. Aber es würde zu weit führen, die schwierige Frage dieses alten Rechtswortes hier näher zu erörtern. – Doch s. jetzt das Nachwort.

wenig sie im Prinzip zu leugnen ist, doch bei so wenigen Worten durchgesetzt und bis in die Zeit der schriftlichen Überlieferung erhalten, daß jeder solcher Ansatz besonders guter Begründung bedarf. Solch eine liegt hier aber nicht vor.

Neben *lesa* 'ruga', also 'Runzel, Falte' steht schon bei Notker^{13a} auch das schwache Verbum *leson* 'falten, zusammenfalten' für *contrahere in rugam*: *Et contracta ueste in rugam. siccauit oculos meos. undantes fletibus. Unde mit kelésotemo tûoche îro uuâte. uuîsta sî mîniu uuûof-fenten ôugen*. Dies ist aber nicht der Ausgangspunkt unseres Wortes, sondern es ist wie die meisten *ôn*-Verben ein Denominativum. Denn wir haben im Mhd. wie im Mnl. beim starken Verbum *lesan* auch die Bedeutung 'falten, zusammenfalten'. Davon ist *lesa* 'Falte, Runzel' gebildet wie *geba* 'Gabe' zu *geban*. Diese Bedeutung ist für *lesan* allerdings im Ahd. nicht belegt. Freilich bietet sich auch wenig Gelegenheit. *rugare* erscheint in den Glossen nur einmal und da an einer nicht ganz sicheren Stelle 3,599,15, wo *rugantur* durch *zuhchont* wiedergegeben wird (vgl. o. S. 109f. *zucha*). *Plicare* wird 4mal mit *faltan*, -on glossiert: 1,651,30; 2,433,18; 2,505,64; 4,155,44, im Passiv aber als 'geschlossen werden' aufgefaßt und daher mit *bitan werdān* 4,155,44, *pilohhan werdān* 1,651,27 und *zuo(pi)tan werdān* 2,451,59 übersetzt. Dagegen erscheint das st. V. *lesen*, *gelesen* in dieser Bedeutung im Mhd. wiederholt und zwar zunächst in Bezug auf Kleidungsstücke 'fälteln', so Herbort, Troj. 616: *Sie tet an ein hemde kleine, Daz was wol gezieret, Gelesen und geriddieret, Gebleichet und geblichen*. In 618 werden wie in 619 zwei Verben verwandten Inhalts zusammengestellt, denn *ridieren* ist afrz. *ridier* 'kräuseln, fälteln', das auch Neidhart 22,15 verwendet. Wo es bei Neidhart im Text Haupt-Wießners 25,5 heißt: (*daz rœckel*) *daz was gelegen in maneger kleinen valde*, liest C: *daz was gelesen mit manegem kleinen valde*. In demselben Liede 24,13 hat C nach der 5. Strophe eine Zusatzstrophe, deren letzte Zeile lautet: *wol gelesen wât beslozzen hât mîn schrîn* (H.-W. S. 201). In der Ps.-Neidhart-Strophe XLIX 13 (H.-W. S. LXX) sagt der Liebhaber V. 21: *do ich bî*

^{13a}) Boethius, De consolatione philosophiae I 6, ed. P. Piper, Die Schriften Notkers 1, S. 16, 31. – Das Verb wird meist als *ke-*, *gelesôn* angesetzt, so von N. LINDAHL, Vollst. Glossar zu Notkers Boethius, Buch 1, Upsala 1916, S. 50^b; E. H. SEHRT, Notker-Wortschatz, Halle 1955, S. 330; ders., Notker-Glossar, Tübingen 1962, S. 118^b; F. RAVEN, Die schwachen Verba des Ahd., Bd. 2, 1967, S. 20^b, ohne daß das Präfix erweisbar wäre.

ir was Und ir habt daz hemde unz siz gelas; wie V. 26 f. zeigt, zieht sie Schnüre durch die Ösen und legt lange Falten fest, indem sie diese Ösen auf der Schnur zusammenzieht (Wießner, Vollständ. Wb. zu Neidharts Liedern). 26 f. zeigt das Ergebnis: *si begunde twingen die runzen lanc*. Es wird von den Hemdfalten also hier das Wort gebraucht, das sonst den Falten der Haut vorbehalten ist¹⁴. Lexer, der diesen Beleg nicht bringt, kennt ebenso wenig wie BMZ oder Pretzel in seinen Nachträgen zum Taschenwb. die Bedeutung 'Kleiderfalte'.

Da der geschilderte Vorgang in der Strophe ganz eindeutig ist, ist daher gänzlich abwegig der Versuch S. Singers, Neidhart-Studien, Tübingen 1920, S. 18, das *unz siz gelas* zu deuten als *an sich gelas* 'anzog', woraus er weitgehende Schlüsse für die Interpretation des Gedichtes zieht, die damit hinfällig werden.

Die Verwendung von *runze* für die Falten eines Kleidungsstückes wie der entsprechende Gebrauch im Schwäbischen zeigen, wie nahe der Übergang zwischen Kleiderfalte und Hautfalte, Runzel ist. So wird denn *lesen* auch eindeutig dafür verwandt und zwar ebenfalls bei Herbort von Fritzlar, dem wir ein Zeugnis für das Fälteln des Hemdes verdanken, Troj. 421: *dô ramph sich sîn swarte, sîn stirne sich zusamene las*. Hier im Hessischen und überhaupt im Rheinfränkischen ist auch der Gebrauch von *lesen* in Hinsicht auf Kleiderfalten besonders lebendig geblieben. L. Berthold verzeichnet im Hessen-Nassauischen Volkswb. 2, 129 den Beleg: *Der Rock . . . war . . . rundum in fingerbreite Falten gelegt oder "gelesen"*; *Falten lesen* und *einlesen* ist dem Vf. selbst aus Frankfurt a. M. aus der Zeit vor 1920 gut bekannt, aus der Pfalz wird es ihm von einer Hörerin bestätigt, während sonstige Wörterbuchbelege aus heutigen Mundarten nicht gefunden werden konnten (über *einlesen* in anderm Sinne s. u. S. 132).

In diesen Zusammenhang gehören nun auch die beiden von J. Verdam a.a.O. S. 189 f. beigebrachten und Mnl. Wb. 4, 388 wiederholten Belege Rose 1147: *Vrihede was ghecleet Met enen kedele, die haer wel staet, Dien si al nuwe hadd anegedaan . . . Gelesen termate wale*, wo die Bedeutung 'gefältelt' ist wie in den mhd. Belegen. Der Herausgeber

¹⁴) Seltsamerweise bringt WIESSNER, obwohl er in der Besprechung von *lesen* den Vers richtig deutet, den Beleg *runze* S. 222 unter 'Runzel' ohne irgend eine Erläuterung. Doch verzeichnet FISCHER: Schwäb. Wb. 5, 487 *Runzel* ausdrücklich für 'Falte in der Haut, im Kleid, Papier usw.'. Dagegen beschränkt es SCHMELLER-FR. 2, 127 und SCHATZ: Wb. d. Tiroler Mdaa. 2, 497 ausdrücklich auf 'Runzel, Hautfalte'.

E. Verwijs hatte die Bedeutung richtig erkannt, aber das Verb als von *lese* abgeleitet angesehen und darum *geleset* vorgeschlagen, während Verdam a.a.O. in dem Part. Praet. *gelesen* ein Bahuvrihi-Kompositum sah (s. o. S. 117). Obwohl Verwijs-Verdam dann in dem Artikel *lesen* 4, 389 ff. weitere Belege beibringen können, halten sie doch an ihrer Auffassung des Subst. *lese* fest und ziehen daher die Möglichkeit einer Beeinflussung des Verbs durch dieses in Betracht. Aber auch für 'gerunzelt' hatte Verdam bereits einen Beleg gebracht, Rose 11785: *Nu bem ic out in al mijn wesen, Cranc, verrunst ende sere gelesen*, wo die starke Form durch den Reim und die Bedeutung durch das synonyme *verrunst* gesichert ist. Dazu konnte dann im Wb. S. 391 noch ein überzeugender Beleg hinzugefügt werden aus Lancelot III 18285: *Sijn voorhoof was hem gelesen*, wobei die geläufigste Verbindung, die von Runzel und Stirn, vollzogen ist.

Die Übereinstimmung in dieser speziellen Bedeutung von *lesen* zwischen dem Mnl. und dem Mhd. in so weit getrennten Landschaften wie dem Bairisch-Österreichischen und dem Hessischen beweist wohl noch nicht, daß es sich um eine alte, nur infolge der Ungunst der Überlieferung nur spät und begrenzt bezeugte germ. oder westgerm. Bedeutung handelt. Es könnte sich wohl eine selbständige Entwicklung vollzogen haben, die von der oben genannten Wendung *Falten lesen, einlesen* ausgegangen ist. Dies bedeutet ja zunächst mit der Grundbedeutung des Wortes 'die Falten (an einem Bund) sammeln, einsammeln'. Daneben aber erscheint auch *den Bund einlesen*, wobei *einlesen* die Bedeutung 'fälteln' durch Ellipse und syntaktische Verschiebung gewonnen hat. Doch glaube ich, daß der Ansatz zu dieser Bedeutung viel weiter zurückliegt und mit der Webebedeutung des Wortes zusammenhängt.

Beeinflussung durch eine Fremdsprache scheint nicht vorzuliegen, wenn auch lat. *legere, colligere* eine verwandte Entwicklung durchgemacht hat, die zwar in den Wörterbüchern nicht ausdrücklich genannt wird. Aber *velum explicare* 'das Segel aufziehen', es 'entfalten' hat zum Gegensatz *velum colligere*, auch *legere* 'das Segel einziehen', 'es streichen'. Dies ist aber, wenn auch nie so genannt, ebenso wie das Reffen des Segels besonders in älterer Zeit, wo man moderne Rollvorrichtungen noch nicht hatte, ein In-Falten-legen, um es dann ganz oder beim Reffen bloß den betreffenden Abschnitt zusammenfassen zu können; die Bergeung eines Gaffelsegels wird noch heute so beschrieben: "Segel auf-tuchen, indem man . . . von oben anfangend einige Buchten aus dem

Segeltuch bildet, die parallel zum Baum laufen, und in die das oberhalb befindliche Segeltuch durch kräftiges Auf- und Niederschütteln hineingeschüttelt wird. Die letzte solche Bucht am Großbaum, in der sich also alles Segeltuch gleichmäßig verteilt befindet, . . .¹⁵. Wenn von hier aus und im Gegensatz zu *explicare legere, colligere* die Bedeutung 'falten' erhielt, so ist das nicht verwunderlich. Ähnliche Verwendung findet *colligere*, wenn es von Kleidungsstücken gebraucht wird, die man schürzt, zusammenrafft, besonders in der verbreiteten Wendung *colligere togam*. Unserm Ausgangspunkt nähert sich Seneca, *De beneficiis* VI 7, 1: *Vultus tuus colligit rugas et trahit frontem* oder Caelus Aurelianus, *Acutarum sive celerum passionum liber* 3, 37: *vultus collectus atque conductus*, womit offenbar die gerunzelte Stirn gemeint ist. Von Senecas Wendung zu *colligere frontem* 'die Stirn runzeln' ist es nur ein Schritt. Aber diesen Ausdruck, den Frommann zur Erläuterung von Herbort, *Troj.* 421 bietet, habe ich so nicht finden können, weder bei Forcellini und im *Thesaurus linguae latinae* noch bei Du Cange und in den andern mlat. Wörterbüchern.

Neben ahd. *lesa* f. 'ruga' steht nun aber *lesa* f. 'suppara, lisinna, gausapa' Graff 2, 250. Läßt sich für das erstere die Deklination aus den flektierten Formen *lesun* für 'rugam' und 'rugis' eindeutig als schwach bestimmen, so weist auch das *lesun, lesin, lesen* 'lisinnae' deutlich auf die schwache Flexion hin. Es steht also nichts im Wege, in den beiden *lesa* dasselbe Wort zu sehen, sofern die Bedeutung dazu stimmt. Wir überblicken erst das Material. Graff bietet das Wort aus L, dem Codex Lindobrogianus der Kieler Univ.-Bibl. Nr. 47 aus dem 11. Jh., Tr, dem Trierer Codex 31 von Heinrici Summarium aus dem 13. Jh. und Hs, dem clm. 2612 aus dem 12. Jh. Bei Steinmeyer findet sich Gl. 3, 151, 8 *Suppara* 'witede (wîtêde A) † lêsâ (lesa A) AB, witide (witidi E) † lesa CE, witti † lesa † afdirhemidi G', wobei A und E dem 12. Jh., G dem 13. Jh. angehören, während B und C die von Graff benutzten Hss. aus München und Trier (s. o.) sind. Gl. 3, 191, 15 *Suppara* 'witi vel lesa vel afdirherme D' (12. Jh.); 3, 289, 60 *Suppara* 'lêsâ c, lesa a b', wobei a dem 12. Jh., b dem 13./14. Jh. angehört und c der von Graff benutzte Kieler Codex ist (s. o.); Gl. 3, 292, 53 *suppara* 'lesa' (12./13. Jh.); 3, 257, 53 *supparum* 'camisia † lesa A B' (beide 12. Jh., s. o.); Gl. 4, 237, 32 *Subpara*

¹⁵) Vgl. Seemannschaft, Handbuch für Segler. Hrsg. vom Dt. Hochseesportverband "Hansa" e. V. Bielefeld und Berlin 1958, S. 106.

‘*lesa a b*’ (beide 12. Jh.). Dazu treten die Glossierungen mit *lisinna*, -ae: Gl. 3, 189, 14 *lisinne* ‘*lesun D*’ (12. Jh.); 3, 148, 45 *lisinne* ‘*lésun BP, lesun CEG, lésin A*’ (P 12. Jh., die anders. o.); 3, 303, 14 *lisinna* ‘*lesen*’ (13. Jh.); 3, 377, 68 *lisinne* ‘*lesen*’, darauf folgt *gausape* ‘*idem*’ (13. Jh.)¹⁶; 3, 618, 12 *lisinnas* ‘*lisinun*’ (10. Jh.). Die Überlieferung geht also vom 10. bis zum 13./14. Jh. Diefenbach bringt *lesa* nur in ahd. Form aus mehreren auch von Steinmeyer benutzten Quellen, dazu aber aus einem handschriftl. mitteldt. Vocabularius ex quo von 1440 *supara* ‘*lesa*’ (566^b), unter 333^b nur bei Steinmeyer Enthaltenes.

Nach Benecke-Müller-Zarncke 1, 967^a ist mhd. *lese* (das es nur in den Glossen gibt) “ein wollenes Zeug”; nach Schade 550^a und Lexer 1, 967 ist ahd. *lesa*, mhd. *lese* “eine Art Kleidungsstoff, Kleidungsstück daraus”, nach de Vries, An. et. Wb. ²1967 “eine Art Kleiderstoff”; nach Heyne, Dt. Wb. 6, 1061 ist ahd. *lisina* und mittellat. *lisinna* “gewirkter Stoff”. Was lernen wir nun wirklich aus dem vorgenannten Material, da uns für diese Worte anderes nicht zur Verfügung steht? Auf wahrscheinlich verwandte Worte anderer germanischer Sprachen können wir erst eingehen, wenn wir uns über die Bedeutung unserer Worte Klarheit geschaffen haben.

Zunächst ist aus der von Graff gebotenen Reihe der Entsprechungen sicher *gausape* auszuschneiden. Zunächst kurz über dies Wort selbst. *Gausape*, -is (in den Glossen häufig *causape*) steht als Neutrum neben *gausapum* n. und dem selteneren *gausapa* f. Von 17 Glossenstellen, in denen es vorkommt, hat nur eine 3, 622, 55 die Form *causapa*, sonst endet es stets auf -e. Es ist daher falsch, wenn Heyne Dt. Wb. 6, 1061 und Mohr, ZfdA. 75, S. 237 als Bedeutung unseres Wortes den Plural *gausapae* ansetzen. *Gausape*, das über das Griechische wahrscheinlich aus einer idg. Balkansprache in das Lateinische gekommen ist (Walde-Hofmann 1, 585), ist zunächst “nur auf einer Seite zottiger Kleiderstoff Fries”. In unsern Glossen wird es an 11 Stellen (zwei davon entstellt) mit *ambahtlachen* (u. ä.) wiedergegeben; dies ist ein im Ahd. geläufiges Wort für Tischtuch, s. jetzt Karg-Gasterstädt - Frings, Ahd. Wb. 1, 321, das daneben auch ‘Serviette’ und ‘Handtuch’ bedeuten kann. Dem entspricht, daß *gausape* an drei Stellen mit *tisclachan* übertragen wird (2, 373, 49; 3, 241, 21; 3, 664, 20), an der letzten Stelle in Alternative mit *mappa*, das die Serviette bezeichnet. In den von Pyritz, ZfdA. 68

¹⁶⁾ In dem Abschnitt *De tinctis pannis*.

(1931), S. 215 herausgegebenen ahd. Horazglossen aus dem 10. oder frühen 11. Jh. wird *causapes* durch *tuuahala* 'Handtuch' wiedergegeben. So finden sich die im Ahd. Wb. gebotenen drei Bedeutungen von *ambabtlabhan* bei *gausape* wieder. Hierzu tritt nur noch 3, 357, 55 die ganz unpassende Übersetzung *chasechar*; es steht am Schluß einer Gruppe, die sich auf Landwirtschaftliches, zuletzt auf Käsebereitung bezieht: *chasechar* ist 'Käsekorb, -schüssel'. G. gehörte aber, wie schon Steinmeyer Anm. 8 richtig gesehen hat, zu der folgenden Gruppe und zwar zu dem diese beginnenden Synonym *manuterium* 'hantwel', also 'Handtuch'. Auf einer ganz entsprechenden Verwechslung beruht die Angabe, *lesa* sei *gausape*, nur daß diese endgültig erst von den germanistischen Forschern, besonders Graff und Heyne, vollzogen ist. Zunächst einmal ist ja *gausape* nirgends im Wortlaut *lesa* gleichgestellt, sondern das *idem* von 3, 377, 68 läßt verschiedene Deutungen zu. Entscheidend aber ist, daß darauf folgt *mensale* 'disclachen', dem wiederum ein *mantile* 'idem' folgt. Nun wird *mantile*, das zunächst 'Handtuch' bedeutet, vielfach auch mit *tisclabhan* glossiert, und die drei Worte *gausape*, *mensale*, *mantile* werden vielfach einander gleichgesetzt (vgl. z. B. Diefenbach, Gl. 348^a), insbesondere aber wird in verwandten Gruppenglossaren *causape mensale* mit 'ambetlachin, äbetlach' glossiert (Gl. 3, 298, 21; 3, 315, 50). Es ist also kein Zweifel: statt des 'idem' in unserer Stelle ist nicht *lesa* einzusetzen, sondern *mensale*. Alle Schlüsse aus der Bedeutung von *gausape* sind also für *lesa*, *lisina* hinfällig.

Wir wenden uns nun der Gleichsetzung mit *suppara*, -um zu. *Supparum*, -us 'leinenes Oberkleid, Bluse' (seit Plautus) ist nach Herkunft und Bedeutung von *sip(h)arum* 'Topp-, Bramsegel' zu trennen, wird aber schon im Spätlatein mit diesem vermischt (Walde-Hofmann 32, 633)¹⁷. Das gilt auch für die Glossierung im Deutschen, wo z. B. *dopseil*, *topzeyl* (Dief., Gl. 566^b) die nautische Bedeutung zeigen. Wir haben es nur mit der ersteren zu tun. Die Glossenbelege deuten durchaus auf eine verwandte Bedeutung hin. Das dem *supparum* einmal gleichgesetzte *camisia* ist von den Glossatoren offenbar nicht als das unmittelbar auf dem Leib getragene Kleidungsstück mit *lesa* identifiziert

¹⁷) Im späten Mittelalter und späterhin wird die Auffassung von *supparum* offenbar ganz unsicher, z. T. auch spezialisiert. Bei Dasypodius (1537) erscheint dafür *schurz vel umbegurt*, in spätmal. Glossaren *wid* ['Binde'] *t osterhemde*, *fasterhemede*, *sturz* ['Schleier, Trauerschleier, Trauerkleid'], *mouwe* und andere Worte für Ärmel, während *kedel* ['Kittel'], *fürhemdi*, *rokelin* und bei Kirsch (1715) *überhemd*, *müeder vel brüstgen* der oben vorgetragenen Auffassung entsprechen.

worden, vielmehr hat *after-* in *afterhemede* die zeitliche Bedeutung: es ist das Kleidungsstück, das nach dem Hemd angezogen wird. Das Ahd. Wb. 1, 47 überträgt es daher gewiß richtig mit "leinener Überwurf, über dem Untergewand, dem eigentlichen Hemd". Dagegen scheint mir die Einschränkung: "von Frauen getragen" insofern irreführend, als es zwar auch in der Gruppe *De ornamentis foeminarum* vorkommt, aber, wie die Gruppe *De ornamentis et vestibus* zeigt, offenbar auch Männern zukam. Denn *suppara*, *-um* wird sonst glossiert mit *iuppel* (3, 621, 42) und *kurzibolt* (s. Graff 3, 113), zwei verwandten Kleidungsstücken, die als kurzer leinener Überwurf mit Ärmeln von Männern und Frauen getragen werden (vgl. Heyne, Kleidung a.a.O. S. 294 f.).

Schwierigkeit bereitet *witi*, *witti*, *witidi*, *witede*. Die Formen mit doppeltem *tt* finden sich in je einer Hs. des 12. und des 13. Jh.s, die mit einfachem *t* in 3 Hss. des 12. und einer des 13. Jh.s. Wir werden die Schreibung mit *tt* als sekundär (bzw. bei Länge des Vokals als nicht vereinfachte Geminata, wofür aber kein Anhaltspunkt besteht) anzusehen haben. Es kann Einfluß von *witta* 'Binde' vorliegen. Auf ein Synonymum dieses Wortes würden wir geführt werden, wenn Graffs Angabe 1, 760 und 776 richtig wäre, daß in Tr, dem Trierer Codex von Heinrici Summarium, *suppara* 'winde vel lesa' stünde. Diese Behauptung ist von Diefenbach, Gl. 566^b übernommen worden und auch sonst weitergetragen worden. Sie ist aber falsch. Entsprechend den Parallelschriften steht dort *witide*. So kommt eine Gleichsetzung mit *witta* 'Binda' (wohl aus lat. *vitta* 'dss.') weder bedeutungsmäßig noch etymologisch in Frage. Ist die Überlieferung richtig, so kann ein Nebeneinander von *witi* und *witida*, *witidi* nur als konkurrierende Abstraktbildung zu *wit* 'weit' verstanden werden. Sie müßte dann hier ins Konkrete gewandt sein. *Witi* 'Weite' ist nun verschiedentlich mit *venter*, *alvus* glossiert (Graff 1, 772) und ist daher, zumindest in begrenztem Umfang, auf den Leib übertragen worden. Dasselbe müßte man dann für *witida* annehmen; es hätte sich hier also etwas Ähnliches vollzogen wie wenn das Schallwort *bod* zur Bezeichnung des Dicken im Frz. *boudine* 'Wanst', westfrz. *bedaille*, *bedie*, *bedas* 'Wanst' oder *concauus* 'hohl' über *concauare* span. *cárcavo* 'Bauchhöhle' ergibt. Dies ursprüngliche Abstraktum *witi*, *witida*, *-i* ist dann offenbar ebenso behandelt worden wie sonstige Körperteilnamen, die unmittelbar oder in der Diminutivform zu Bezeichnungen von Kleidungsstücken geworden sind wie in der Grundform *muoder*, *müeder* 'Mieder', im Diminutivum *Leibchen*, *Ärmel*

usw. Es ergibt sich dann die Bedeutung 'den Leib umschließendes Kleidungsstück'; dies kann durchaus eine Bezeichnung sein, die wie *kurzibolt* die Kürze des Kleidungsstückes kennzeichnet, so wie *Wams*, das fremder Herkunft ist, volksetymologisch mit *Wamme*, *Wampe* 'Bauch', ja auch mit *Wanst* 'Schmerbauch' verbunden wird, vgl. Dt. Wb. 13, 1442 ff., 1456 ff., 1471, 1912 ff. Als Parallele für die Konkretisierung des Wortes *witida* sei darauf hingewiesen, daß im Südniederländischen das daraus entstandene *wijte*, älter *wijde* für die mit Bügeln über dem Wagen angebrachte Wagenplane gebraucht wird (sonst *huif*; s. van Dale (⁶2083^b).

Für *lesa* dürfte also feststehen, daß seine Bedeutung ist oder jedenfalls unter bestimmten Umständen ist 'kurzes leinenes Kleidungsstück, wahrscheinlich mit Ärmeln und von einer gewissen Weite'. Wie steht es nun mit den Glossierungen mit *lisinna*¹⁸? Wir wenden uns zunächst dem lateinischen Lemma zu, das verschiedentlich als latinisiertes *lisina* bezeichnet ist, was man zunächst auch annehmen möchte. Denn in dieser Form begegnet das Wort in keinem Wörterbuch des klassischen oder des mittelalterlichen Lateins. Auch in dem Material des Mittellateinischen Wörterbuchs (dem ich hier für die liebenswürdige Gestattung der Einsichtnahme in seine Bestände herzlichst danke) finden sich nur zwei Belege. In zwei Urkunden für den Magdeburger Erzbischof bestätigen die Päpste Johannes XIII. und Benedikt VII. den Bestand der an der Domkirche amtierenden Priester, wobei es 968 heißt: *Ceterum more Romane ecclesie ecclesiam tuam XII presbiteros, VI diacones, XXIV subdiaconos cardinales, qui sandalis et lisinis utantur, habere volumus*, in der von 981: *Illud enim concedimus ut . . . archiepiscopus . . . cardinales presbyteros, diaconos, subdiaconos, qui more romano missas celebraturi ad altare s. Mauritii martiris dalmaticas, lisinas et sandalia ferant, ordinare habeat potestatem* (Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg, hrsg. v. Israel u. Möllenberg, Bd. 1, 1937, S. 91 Nr. 63^a u. S. 138 Nr. 93). Es handelt sich hier um eine Privilegierung. Die Sandalen gelten im kirchlichen Gebrauch als ein Vorrecht der Bischöfe und sind ihnen als *sandalia pontificalia* vorbehalten. Sonstige Geistliche dürfen sie nur mit päpstlicher Genehmigung tragen. *Sandalia* wird daher geradezu mit *bischofsschuoh*e glossiert (Diefenbach, Gl. 510^b). Was aber sind die mit ihnen verbundenen *lisinae*?

¹⁸) Sie stehen in den Abschnitten von Heinrici Summarium *De palliis virorum* und *De vestimentis*.

Da *lisin(n)a* nicht nur hier, wo der Plural des Subjekts den Plural des Objekts bestimmt haben kann, sondern auch in den Glossen mit seinem Glossem stets im Plural gegeben wird mit einer Ausnahme (3,303,14), wo *lesen* ebenfalls im Plural erscheint, wird man am ehesten an ein paarweise auftretendes Kleidungsstück denken, insbesondere an die Prachtsocken, die gleichfalls im liturgischen Gebrauch vor allem Vorrecht des Bischofs sind. Tatsächlich weist nun J. Braun, Die liturgische Gewandung, 7. Aufl. 1964, S. 398, bes. Anm. 20 darauf hin, daß Papst Johannes XV. der Kirche S. Pietro in Pavia neben Sandalen auch *pedules t udones i. e. licinas* gestattet habe. *pedules* ist 'Fußbekleidung, Strümpfe', *udones*, ursprünglich 'Filzschuhe', wird ahd. mit *socka* glossiert, das zunächst freilich auch von Schuhen gebraucht wird. Doch sind hier zweifellos die erwähnten Prachtsocken gemeint. Braun beschränkt eine solche Privilegierung mit *licinae* ausdrücklich auf Papst Johannes XV. und Leo IX. sowie auf die genannte Kirche in Pavia. Es sind nun aber auch Papst Johannes XIII. und Benedikt XII. und der Magdeburger Dom zu nennen.

Es ist bei dem Einsatz dieser Privilegierungen mit der 2. Hälfte des 10. Jh.s nicht ohne Interesse, daß das einzige Zeugnis für das deutsche Wort *lisina* und das älteste Zeugnis für *lisinna* innerhalb der Glossen einer Hs. des 10. Jh.s angehört. Hier besteht gewiß ein Zusammenhang. Welches ist nun der Ursprung des Lemmas unserer Glossen, für das wir *lisina* als älteste überlieferte Form neben *lisinna*, das ebenfalls dem 10. Jahrhundert angehört, und *licinus* von ca. 986 oder, falls diese Urkunde mit Kehr unecht ist, von 1050¹⁹ haben. In einem päpstlichen Privileg werden wir normalerweise ein echt lateinisches oder allenfalls ein der italienischen Volkssprache entnommenes Wort vermuten. Das *hoc est* weist hier wohl auch weniger auf den folgenden Ausdruck als ungewöhnlich oder volkssprachlich hin, sondern darauf, daß *udones* damals im allgemeinen nicht mehr gebräuchlich war. Tatsächlich gibt es nun nach Walde-Hofmann³¹, 797 ein lateinisches *licinus* bzw. *licinus*, das in den Glossae Servii Grammaticae durch griech. *οὐδωνάρην, ἐμπίλιν* wiedergegeben wird und also 'Filzsocken, eine Art Strümpfe' bezeichnet. Wahrscheinlich handelt es sich um Verkürzung

¹⁹⁾ Von den drei Urkunden von 986, 1050 und 1121 ist nach P. KEHR: Italia Pontificia VI, 1, Lombardia S. 93 Nr. 2 und 198, Nr. 16 nur die Leos IX. von 1050 wirklich gesichert, während die beiden andern möglicherweise nach dieser hergestellt sind. – Der Ablativ *licinis* erlaubt natürlich auch den Ansatz *licina* als nom. sg.

von *licinus udo* (Corpus Gloss. Lat. ed. Götz und Lindsay II 519, 49); daneben steht *licinae* 'μτινοι' 'Binden, Gewebe' (ebd. III 454, 51), wofür Ergänzung durch *tunicae* vermutet wird; ob nicht *fasciae* 'Binden' daneben in Frage kommt, so daß der unten zu besprechende schillernde Gebrauch sich erklärt? Du Cange 5, 100° gibt nach Martini Lexicon *licina* als '*tenue filum textum*' wieder. Hierzu kommt weiter *licinum* (sc. *vestimentum*?) bei Isidor, Etymologiae XIX 22, 27, wo es heißt: *licinum vocatur quod textura eius ligata sit in totum*. Es handelt sich um ein Adj. *licinus* oder *licinus*, das je nach dem zu ergänzenden Substantiv sein Geschlecht ändert und von *licium* 'Faden, Band, Gewebe' abgeleitet ist. So kann wohl kein Zweifel sein, daß *licinus* in den Urkunden Papst Johanns XV. und Leos IX. mit diesem Wort identisch ist, das offenbar auch im Fem. als *licina* vorkam, das in unserm lat. Lemma *lisin(n)a* erhalten ist. Nach seinem ursprünglichen Bezugswort wandelte es seinen Inhalt und konnte daher sowohl mit *lesa* verbunden werden, dessen Inhalt es dann ebenfalls beeinflusste, als auch mit *lisina*. Da innerhalb der Gruppen, in denen es vorkommt (*De palliis virorum*, *De vestimentis*), keine genaue Sachanordnung vorliegt, ist aus der Nachbarschaft wenig zu entnehmen. Wichtig ist immerhin, besonders im Hinblick auf die verwandten Worte im Anord., daß es 3, 377, 68 in der Gruppe *De tinctis pannis* steht und man also an ein farbiges Gewebe dachte. Für das deutsche *lisina* ist es nicht unbedeutend, daß es nach *pedules* 'fuoztuoch(a), soche' steht.

Nun ist aber der Ersatz eines *c* durch ein *s* in einem lateinischen Worte im 10. Jh. keineswegs etwas Selbstverständliches; es ist daher wahrscheinlich, daß hier ein anderes Wort eingewirkt hat. Da es ein lateinisches Wort ähnlicher Lautung und Bedeutung nicht gibt, auch ein griechisches oder ein romanisches nicht zur Verfügung steht, möchte ich in dem ahd. *lisinun* nicht eine Entlehnung aus dem lateinischen Worte sehen, sondern eine echte deutsche Bildung, die bereits vorher bestand, aber ihres lautlichen Anklangs wegen in die Nachbarschaft von *licin(n)a* geriet und dies beeinflusste. Das setzt natürlich voraus, daß die Urkunde von 968 nicht das erste Auftreten dieses Wortes in Deutschland darstellt und durch Verhandlungen von Magdeburg aus, indem sich der Erzbischof um die Privilegierung seiner Domgeistlichen bewarb, die deutsch beeinflusste Form auch in die päpstliche Kanzlei für den Verkehr mit Deutschland eingedrungen war. Das deutsche Wort *lisina* wäre dann mit sachlichem *-ina*-Suffix neben *lesa* und *lesan* gebildet wie

etwa as. *thekina* 'Decke' neben *thecka*, *thecken* oder ahd. *leisina* 'Geleise' neben *leisa* 'dss.'. Es liegt also kein Anlaß vor, das *nn* des lateinischen Lemmas auch für das ahd. Wort in Anspruch zu nehmen, wo dann *lisinna* neben *lesa* stände wie *teiginna* 'massa' neben *teig* 'dss.'. Der Wechsel von *nn* und *n* liegt vielmehr, wie wir sahen, auf lateinischer Seite. Das bestätigt auch das altfries. *lesene* f. (Richthofen, Altfr. Wb. 893^a). Es bezeichnet 'eine Münze, an Wert gleich einem Schilling'; aber bereits Richthofen hat darauf hingewiesen, daß es vermutlich zunächst einen textilen Wert darstellte, der dann als Wertmaßstab diente. Es ist daher öfter als 'Wollstoff, Wollkleid' interpretiert worden (z. B. von de Vries, An. et. Wb. 2353^a; Holthausen, Et. Wb. d. Altwestnord. 179^a). Aber über das Material ist mit der Verwendung nichts gesagt. Die ähnlich gebrauchten afries. *breilmerk* und *wēdmerk*, beide 'Wert einer Mark in Gewandstoff', sind mit den Wörtern *breil* und *wēd* 'Gewand' verbunden, die stofflich nicht bestimmt sind; an. dient *vadmál* 'grober Wollenstoff' als Wertmaßstab, vgl. Cleasby-Vigfusson 673^b u. 13^a, aber im Tschechischen steht *platiti* 'zahlen' neben *plátno* 'Leinwand'.

Für lat. *lisinna* und ahd. *leisina* sowie *lesa* in dieser Bedeutung wird Leinen als Material insofern nahe gelegt, als *licina* wahrscheinlich mit *licinium* 'Leinwand' in naher Verwandtschaft steht und wir auch für *lesa* die Bedeutung 'leinener Überwurf' fanden, was die Mitübernahme der Bedeutung 'leinene Prachtsocken' erleichtert haben wird. Tatsächlich sind die erhaltenen Prachtsocken aus frühem liturgischem Gebrauch zumeist aus Leinen, mit reicher Bestickung u. dgl.

Erkennen wir also ein echt lateinisches *lisin(n)a* an, so liegt auch kein Anlaß vor, in dem *lisinatus*, das uns aus der Zeit um 1096 in einem Inventar der Augsburger Domkirche überliefert ist (P. Ruf, Mal. Bibl.-Kataloge Deutschlands 3, 1939, p. 18, 37), wo aufgezählt werden *Cyrotectae lisinatae cum auro*, die mittelalterliche Latinisierung eines deutschen Wortes zu sehen; es ist dies lat. Wort zumeist als eine Entstellung aus **lisimatae* angesehen und daher zu mhd. *lisemen* gestellt worden, so von Schmeller-Fr. 1, 1513, Heyne, Dt. Wb., 6, 1601 und W. Mohr, ZfdA. 75 (1938) S. 237. Aber das ist doch wohl eine *petitio principii*. Aber auch inhaltlich braucht es nicht damit identisch zu sein, ja das *cum auro* weist eher auf 'sticken' als auf 'stricken'. Wenn nun *lisinae* die reich bestickten Prachtsocken im liturgischen Gebrauch waren, so kann davon leicht ein Verbum *lisinare* 'solche Prachtsocken

herstellen', dann, weil die Hauptleistung in der Stickerei lag, 'sticken, besticken' abgeleitet sein.

Das seit mhd. Zeit gut belegte und im Oberdeutschen, besonders im Schweizerischen noch heute sehr lebendige²⁰ *lisemen, lismen, gelis(e)men* gehört ebenfalls zum Stamm *les-*. Da es aber ein verbales *m*-Suffix nicht gibt, muß es ein von einem Nomen abgeleitetes Verbum zum Vorbild gehabt haben; dies war zweifellos ahd. *fadimon* neben *fadumon*, das im mhd. *vademen, vedemen*, nhd. mdal. zumeist *fäd(e)men* lautet und neben ahd. *fadum, fadem*, mhd. *vadem* steht; dies hatte, wie die Glossierung durch *filo, neo* zeigt (Graff 3, 452), zunächst eine viel weitere Bedeutung: es konnte sowohl 'spinnen' wie 'in Fäden ziehen' heißen, wie auch in mhd. Zeit *filare* noch mit *spinnen, fademen, fadem machen* wiedergegeben wird, d. h. allgemein 'fädeln, mit dem Faden arbeiten' bedeuten und konnte seine Endung daher sehr wohl auf den Stamm *les-* übertragen, von dem wir nachher ähnliche Bedeutung festzustellen haben. *lismen*, dessen Partizip *gelismet* besonders gern von dem ungenähten Rock Christi gebraucht wird und daher in Glossen sehr häufig *inconsutilis* verdeutscht, ist auch früh übertragen gebraucht worden. Im Schweizerischen ist *lismet* m. 'eine Zusammenkunft der Frauen zum Behuf des Strickens, wobei viel geredet und nachher getanzt wird'; *Brevierlisper* ist die spöttische Bezeichnung eines Geistlichen; von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, gebraucht Johann von Würzburg in seinem Wilhelm von Österreich das Wort *geliseme*, eigentlich 'Gestricke', dann ganz ohne pejorativen Beiklang für 'Unterredung, Beratung' V. 7866: *Agrant der künec reit Von jenem künge zu disem. Besunder het er ain gelisem Mit ieglichem künge hoch, wie si den künig von Marroch Mit strite do entworhten*, und V. 10786: *die künge grozz gelisem Vnder ain ander beten, Waz todes si tæten Wildhelme von Österrich*. Daß es sich dabei tatsächlich um das Wort aus dem Bereich der textilen Fertigkeit handelt, ergibt sich daraus, daß Johann v. W. auch sonst gern Worte dieser Sphäre in bildlichem Sinn verwertet; so gebraucht er das oben erwähnte *einlesen* 11 840: *Sus begund er in lesen Gedanc maniger lay* 'sich zurechtzulegen'; ferner *spinnen, weben, warf* 'Aufzug', und *zetel* 'Einschlag' (!), wobei das "Webe"-Material Steine und Büsche sind (12611 ff.); vom Zerreißen des *kursites* heißt

²⁰) Vgl. bes. HUNZIGER: Aargauer Wb.; TOBLER: Appenzeller Mda.; STALDERI; Schweiz. Id. 3, 1424; CH. SCHMIDT: Hist. Wb. d. elsäss. Mda. 225^a; CHR. SCHMIDT; Schwäb. Wb. 359; FISCHER: Schwäb. Wb. 3, 295 f.; 4, 1258; 6, 2, 2005.

es 8174: *Sins kursites wefels Lützel bi ainander blaip*. Auch die wiederholte Verwendung von *zetten* (4714, 8203) darf hier genannt werden.

Neben den genannten Worten im westgerm.-dt. Bereich stehen nun auch die an. *lesni* n., *lesni(n)gr* m. 'Kopfband von buntem Gewebe' und an. *lesa* 'bunte Gewebe herstellen', viell. auch 'sticken' (ähnlich neuisl., auch 'sticken, stricken', dazu nisl. *less* 'gewirkte Ware'). Da sie in älterer Zeit vor allem in den jüngeren Eddaliedern südgerman. Stoffes vorkommen und daher der Entlehnung aus dem Süden verdächtig sind (vgl. W. Mohr, ZfdA. 75, S. 237 u. de Vries, Altnord. et. Wb. 2S. 353^a), muß man daher fragen, wie sie sich zu den obigen Bildungen verhalten. Weder an. *lesni* n. noch *lesnigr* kann eine Fortsetzung von ahd. (und as.?) *lesa* oder *lisina* sein. Es müssen also an. Bildungen zum Verbum **lesan* oder Entsprechungen nicht erhaltener wg. Bildungen sein. Aber *lesan* oder Bildungen davon weisen nirgends im Wg. eine dem An. genau entsprechende Bedeutung auf. Auch die Bildung der Worte ist nicht wg. *Lesni* n. ist offenbar von dem Part. **lesan-* abgeleitet wie etwa *ágæti* 'Ruhm, Rühmenswertes' von *ágætr* 'ausgezeichnet, berühmt' mit dem kollektiven Sinn, den diese Bildungen oft haben, also vielleicht mit Präfix-Verlust aus **ga-lesan-ja*. *lesnig-* (so allein überliefert) aber ist in seiner Bildung identisch mit dem Subst. *lesningr* 'Vorlesen, Lesung'; auch bei aschwed. *läsning* 'Lesung' begegnet die Form *läsnigh* mit dissimilatorischem *n*-Schwund. Es ist also mit dem im An. so beliebten Suffix *-ning* gebildet, dessen erstes *n* dem starken Part. entstammt, und wird daher ebenfalls unmittelbar vom Part. **lesan* gebildet sein wie etwa *kosningr* 'Wahl, Ausgewählter' neben *kjósa* 'wählen', *ráðning* 'Erklärung, Strafe' neben *ráða* 'raten, auch strafen'. Das ist aber eine Bildungsweise, wie sie dem Wg. durchaus fremd ist. Das Wort kann also nicht ins Wg., bes. Nd. transponiert werden, sondern ist auf nord. Gebiet gebildet²¹.

Und zwar hängt die Bildung solcher Worte im N wie im S mit der alten textilen Bedeutung von *lesan* zusammen. Dem eigentlichen Vorgang des Webens geht der des Anzettels oder Scherens voraus. Hierfür waren verschiedene Namen üblich; am verbreitetsten und beliebtesten

²¹) Inhaltlich ließen sich diese beiden Wörter auch mit *lesa* 'Falte' verbinden; denn dem mhd. *valte* 'Falte' entspricht im An. *falda* f. 'Kopftuch', ähnlich *faldr* m. neben 'Falte' auch 'weibl. Kopfputz', und der Begriff 'bunt' oder 'mit Figuren geschmückt' verbindet sich öfter mit Webeworten ohne besonderen Zusatz, wie lat. *trama* 'Gewebe' zu rum. dial. *strama* 'farbiges Leinen' wird und nfrz. *liserée* aus lat. *licium* 'Aufzug' heißt 'mit Figuren geschmückter Stoff'.

war in älterer Zeit im Germanischen das Wort **werpan*. Aber auch *lesan* war dafür alt, später auch *einlesen*. Da der Begriff im literarischen Bereich natürlich recht selten vorkam (in der Vulgata 2 bzw. 3mal) und die Sachglossare kaum so ins Einzelne gehen, ist bei der Beliebtheit von **werpan* die Überlieferungslage natürlich ungünstig. Im Deutschen haben wir mit *lesestock* (Graff 2, 250 und 6, 630), der dem später meist *Leserute*, engl. *lease-rod*, genannten Stab entspricht, der das *Gelese* sichert²², in der Wiener Hs. 804 einen Beweis wenigstens für den Anfang des 12. Jh.s; Hartmann setzt diese Tätigkeit als allgemein bekannt voraus, indem er kurz sagt: *dise lāsen, dise wunden* Iw. 228 (von Frauen). Im Englischen wird der Begriff durch das Wort *leese* für eine bestimmte Menge Garn (wahrscheinlich, der Bildung zufolge, soviel, als man für einen Gang beim *lesan* braucht) vom Oxford Engl. Dictionary 6, 158 für spätestens 1391 gesichert, und man kann erwarten, daß das neue Mittelenglische Wörterbuch weitere und wohl auch ältere Belege bringen wird. Engl. *lease* für das *Gelese* ist später gut bezeugt und, da sowohl der substantivische wie der verbale Gebrauch auch in der Mundart fest verankert ist (s. Wright, Engl. Dialect Dict. 3, 356^b), wohl bereits als westgermanisch anzusehen.

Um den Aufzug auf den Webstuhl zu bringen, mochte es nun der altgermanische, besonders im Norden sehr lange fortlebende senkrechte Gewichtswebstuhl oder der spätere horizontale Webstuhl mit Garnbaum und Zeugbaum sein, mußte man die Aufzugsfäden in ihrer ganzen Länge in bestimmter Ordnung ausspannen; man sammelte (*lesan*) dabei eine bestimmte Zahl von Aufzugsfäden (in der Bauernweberei meist 20) in der Hand oder in einem *Lesebrett* (auch *Einlesebrett*) und ließ diese von ihren (20) Spulen ablaufen, indem man ursprünglich die ganze Länge des künftigen Gewebes abschnitt und dabei zugleich eine Teilung der Fäden in gerade und ungerade vornahm und diese Teilung zwischen zwei Pflöcken zum Kreuz festlegte. Dies Kreuz hieß das *Gelese* (engl. *the lease*) und wurde mit Hilfe der *Leserute* (s. o.) auf den Webstuhl übertragen, wo es die Voraussetzung für das Fach, die Öffnung des Aufzugs, durch die der Schütze mit dem Einschlagsfaden geht, ist. Man nannte darum auch das Fach *Gelese*, später auch *Eingesele*, und die beiden Schichten des Aufzugs, die sich durch den Zug der Litzen gegeneinander bewegen, *Ober-* und *Untergelese*, später auch

²²) Das Wort *Lesestock* ist in neuerer Zeit in entsprechendem Sinn noch in der Siebmacherei üblich, s. Dt. Wb. 6, 789.

Ober- und *Untereingese*. Um nun nicht die vielen Wege beim Anzetteln machen zu müssen (die Länge müßte bei normaler Gewebebreite 50 bis 100mal abgeschritten werden), hat man schon seit der Bronzezeit Scherböcke oder Scherrahmen erfunden, bei denen stattdessen der Faden mit der Hand zwischen bestimmten Pflöcken hin- und hergeführt wurde. Dabei wurde der Faden (das Fadenbündel) an jedem Pflöck gebrochen, gewissermaßen gefaltet. Dadurch wurde *lesan* prädestiniert, jede Tätigkeit zu bezeichnen, die den Faden knickt, ihn faltet.

Da nun beim Weben von ornamentalen oder figürlichen Mustern die Bildung dieser nicht immer dem Einschlag überlassen blieb, sondern auch die Kette durch Fäden wechselnder Farbe oder verschiedenen Materials (in der vorgeschichtlichen Weberei wurden öfter Woll- und Leinenfäden im Wechsel verwandt) mitwirken konnte, fiel in solchen Fällen dem Anzetteln, also dem *lesan*, besondere Bedeutung zu. Zugleich mußte auch bei der Einschirrung der Fäden in die Litzen ein sorgfältiges "Aus-lesen" erfolgen, was sich dann bei der "Aus-lese" der Trittfolge (beim Gewichtwebstuhl des Ziehens der Litzenstäbe) und der Schußfäden wiederholte, so daß man sowohl im Deutschen den Ausdruck "Muster einlesen" wie im Schwedischen *läsa in mönster* anwandte; im älteren Schwedischen konnte daher das Part. *läsen* geradezu heißen 'mit Webmustern versehen' (Svenska Ak. Ordb. L 1732; Belege seit 1547); ein Köpergewebe mit Mustern hatte daher den Namen *läsväv* 'Lesegewebe'.

Nun hat Mohr a.a.O. die an. Verwendung von *lesa* im textilen Sinn in Parallele gesetzt mit dem entsprechenden Gebrauch von *bók* 'gemusterte Decke' (Hm.7, Ghv.4, Sg.49), *gullbóka* 'mit Gold sticken' Gdr.II 14 und *skript* in *húnskript* 'Segel mit Bildstickerei' (um 1045) und *skript* 'Bildstickerei' (Gdr.II), sonst 'Malerei, Stickerei, Schnitzerei'. Er hat daraus die Folgerung abgeleitet, daß diese Wörter "in eine Schicht gehören, in der die Vorstellungen vom ornamentalen oder figürlichen Zeichnen und Stickern noch nicht von der des Schreibens getrennt sind". Aber hier ist doch Vorsicht am Platz. Könnte hier eine rein nordische Entwicklung vorliegen, so wäre der Schluß überzeugend. Aber *lesa* hat im An. nichts mit dem Schreiben und dem Geschriebenen zu tun. Die Bedeutung '(eine Schrift, ein Buch) lesen' fehlt dem Norden zunächst durchaus; sie dringt erst am Ende des MA.s vom Deutschen aus ein; Pokorny sagt "durch nhd. Einfluß" (S. 680). Aber das Alter der Belege für die textile Verwendung spricht durchaus dagegen, daß

dieser Gebrauch im An. mit dem 'Schrift lesen' in Verbindung gebracht wurde. Er müßte also mechanisch aus dem Nd. übernommen sein, wo wir aber für *lesan* die Bedeutung 'sticken' nicht haben; allerdings käme im Text des Falkenliedes der Völss. durchaus auch 'Muster, Figuren einweben' in Frage, wie z. B. W. Baetke, Wb. z. an. Prosalit. 1, 1965, S. 376 das Wort wiedergibt. Gegen solche mechanische Übernahme aus dem Nd. spricht aber wohl auch das Vorkommen in den Frostaþl. sowie die verhältnismäßig früh belegten Substantiva nicht nd. Bildungsart. Einer lebendigen Verbindung der Worte vom Stamm **les-* mit dem 'Schrift lesen' im An. widerstreitet auch die Tatsache, daß das nord. *ráða* '(Runen, Schrift) lesen' (vgl. engl. *to read*) niemals textile Geltung gewonnen hat, obwohl es doch auch die Bedeutung 'machen, zustandebringen, herstellen' hat, die die Anwendung auf Fertigkeiten wie Bildweberei, Stickerei und Strickerei erleichtert hätte. Daß für die dt. Worte mit **les-* nicht die Bedeutung 'Schrift lesen' den Ausgang gebildet haben kann, zeigt neben der Doppelbedeutung von *lesa* 'Falte' und 'Gewand' vor allem die Bildung *lismen* 'Stricken'. Wenn nicht *lesa* 'Falte' von 'Falte des Fadens' aus sich der Bedeutung 'Masche' genähert hätte, hätte nicht *vadimôn* neben *vadum* die Bildung *lesimôn* > *lismen* bewirken können. Von *lesan* 'Schrift lesen' aus wäre eine solche Ableitung ganz undenkbar, da jede derartige Analogie fehlt.

Ebensowenig findet sich für die obige Bedeutung von *skript* im Nd. oder im sonstigen Wg. eine Entsprechung. Im As. fehlt *skrift* überhaupt, im Mnd. macht es den Eindruck junger Entlehnung aus dem Hd. In den nd. Mundarten begegnet nichts Verwandtes. Damit gewinnt Nekkels Vermutung Gewicht, daß an. *skrift* unmittelbare Entlehnung aus lat. *scripta* ist (Komm. Glossar z. Edda S. 155^b). Dies aber stand unter dem Einfluß von lat. *scribere*, das zunächst 'mit dem Griffel eingraben, einzeichnen, dann zeichnen, bezeichnen, bemalen' bedeutet und zwar nicht in einer frühen Schicht, sondern z. B. bei Catull und in der Thebais, wie auch griech. *γράφειν* zunächst 'ritzen', dann 'zeichnen, malen', *γραφική* zunächst 'das Zeichnen, Malen, Malerei, Stickerei, Gemälde' wiedergibt. *De-scribere* ist das geläufige lat. Wort für 'zeichnen', und für 'sticken' verwendet das Lat. nur *acu pingere* oder bloß *pingere*, also 'malen'²³, wie griech. *ποιμίλειν* eigtl. 'bunt machen' sowohl

²³) Auch ohne das erläuternde *acu* wird *picta*, *picturata* (*vestis*) u. ä. richtig im Ahd. wiedergegeben mit *gebrordemo* (st. *gebrordademo*) Gl. 2, 706, 52 Verg. Aen. 4, 137), *giprortotiu* Gl. 2, 652, 21 (ebd. 3, 483). – Andererseits haben die romanischen

‘sticken’ wie ‘malen’ bezeichnet, *ποικιλία, ποικιλμα* neben ‘Malerei, Stickerei’ wie *skript* auch ‘Schnitz- oder Bildwerk’. Es wird also nur nach dem Ergebnis, nicht nach der Technik gefragt, wie umgekehrt unser *sticken* nur die Grundlage der Technik, nämlich ‘Stiche machen’ kennzeichnet und *sticken* daher im Nd. vielfach noch beinahe für jede mit Einstechen verbundene Tätigkeit verwendet werden kann, wie z. B. *Törf sticken* ‘Torf stechen’. Es fiel niemandem ein, hier eine Gleichsetzung beider Tätigkeiten zu erschließen.

Von lat. *scribere* hat an. *skrífa* seine Bedeutung entlehnt. Mit Recht gibt Cleasby-Vigfusson als erste Bedeutung an ‘ritzen, malen, sticken’ und fährt fort: “This is the earliest sense, for painting and engraving are older than writing and the word was adopted by the Teutons before writing had begun.” So bedeutet auch dän. *skrive* ‘zeichnen, malen, sætte figurer på’ (auch textil!), s. Kalkar, Ordbog til det ældre danske Sprog 3, 816^a; Ordb. o. d. Danske Sprog 19, 895. Auch das allerdings nicht ganz sichere ae. *skrifan* ‘malen’ zeigt den lat. Einfluß, da es ja *skrifan* ‘schreiben’ im Ae. nie gegeben hat. Ähnlich ist aschwed. *skript* in erster Linie ‘Ausführung einer Arbeit in Zeichnung, Malerei oder Skulptur’, ganz entsprechend *skriwa* (Söderwall 2, 393^a u. 395^a).

So bleibt allein *gullbóka, bók*, wo scheinbar die Textilbezeichnung sich an das Lesen und Schreiben anschließt. Hier haben wir as. Entsprechungen in den Glossen *gibokod* ‘opere plumario’ (Exod. 26, 1; 31, 36 u. ö.), also ‘in Brokatweberei’, *ibokade* ‘plumaria velamina’ ‘brokatgewirkte Gewänder’²⁴. Aber diese Bezeichnung war gewiß nicht volkstümlich, wie sie keine Nachfolge gefunden hat. “Buch” war in der älteren Sprache in erster Linie das lateinische Buch: noch Berthold von Regensburg setzt dem *in tiusche* das *in buochischen* ‘auf lateinisch’ gegenüber (1, 44, 5), ebenso die Übersetzung der Benediktinerregel in einer Sarner Hs. des 13. Jh.s: *in buochschun vnd in tuschun* (Wacker-

Hochsprachen mit Ausnahme des Franz. kein einfaches Wort für “stricken”, sondern dies muß umschrieben werden wie z. B. ital. *fare la calza*, span. *trabajar con mallas, á punto de aguja* (*medias* etc.), *hacer labor de punto*, port. *fazer meia, trabalhar a ponto de malba* od. *de meia*. – Umgekehrt hat das Franz. für daß Stricken sich zweier Entlehnungen bedient: *broder* (das im Normann. auch ‘malen’, im Argot auch ‘schreiben’ bedeutet) aus germ. **bruzdan*, dem Ursprung des o. genannten ahd. *bror-tôn*, und *recamer* über span. port. *recamar* aus arab. *rakama*. Es ist also nicht so leicht, solche Spezialtätigkeiten zu bezeichnen.

²⁴) Vgl. Gl. 4, 374 Anm.; GALLÉE, Vorstudien z. e. as. Wb. S. 32 u. 411; E. WADSTEIN, Kl. as. Denkm. S. 74, 36 u. 174^b; RAVEN, D. schw. Verben d. Ahd. 2, S. 88^a.

nagel, Altdt. Pred. S. 303 A. 2), und in einer Hs. des 13. Jh.s aus dem Kloster Weißenau heißt es: *die sunde die in tuschen heizent houbtatig, die heizent in bovhsen mortalia*, und ganz entsprechend im An. *han heitr á bók* (d. h. auf lat.) *Jaskonius*. Man verstand im älteren Dt. wie im An. unter "Buch" in erster Linie die Hl. Schrift, bes. das Evangelienbuch, sowie Messe- und Andachtsbuch. Diese aber waren vorzugsweise illuminiert, und für *gibokod* der as. Glossen war gewiß die reiche Verwendung von Gold dabei wie in der Brokatweberei entscheidend. Also nicht die Schrift, sondern die Illumination war für die Wahl dieses Ausdrucks bestimmend. Es war auch hier eine Bezeichnung nach dem Ergebnis, dem optischen Eindruck des Resultates. Daher ist auch hier Neckel dem Richtigen bereits nahe gekommen, indem er zu *bók* 'buntes Tuch, Tuch mit eingewebten Figuren' die Erklärung hinzufügte "urspr. wohl illuminiertes Pergament". Vielleicht ist dabei der Ausgangspunkt gewesen das Kompositum *gullbóka* oder das diesem Verbum zugrunde liegende nicht belegte **gullbók*: wie bei der von den as. Glossen bezeichneten Brokatwirkerei war das Gold der ornamentalen oder figürlichen Miniaturen für die Wahl des Ausdrucks maßgebend. Daraus konnte sich dann das Substantiv wieder lösen. Mit dem starken Einfluß der südlichen, besonders der fränkischen Buchmalerei auf die gesamte nordische Kunst seit der Mitte des 9. Jh.s (vgl. z. B. T. Capelle, *Mare Balticum* 1969, S. 10 f.) kam also auch die Einbeziehung des Ausgangspunktes, des Buches, in die Terminologie des Kunsthandwerks.

Kann also auch hier von einem Schriftlesen in Verbindung mit textiler Fertigung nicht die Rede sein, so hat sich doch in einer jungen Schicht ein dem Schriftlesen verwandtes *Lesen*, d. h. *Vorlesen* mit dem Vorgang der Herrichtung des Aufzugs für das Weben verbunden, namentlich bei dem Kegelstuhl, der für komplizierte Gewebe bestimmt ist, sehr viele Schäfte (Litzenträger) besitzt und daher eine sehr diffizile Einschirrung der Fäden erfordert. Diese Tätigkeit wird von zwei Arbeitern durchgeführt, von denen der eine nach der Patrone, dem durch Punkte bezeichneten Bild der Kettenordnung, vorliest, welche Fäden oder Fadengruppen der andere aufnehmen oder liegen lassen muß (z. B. 2 genommen, 3 gelassen usw.). Diesen ganzen Vorgang nennt nun auch das Englische *to read* (frz. *lire*) und den Arbeiter, der die Einschirrung vornimmt, selber also nicht Patrone liest, *the reader*

(frz. *liseur*)²⁵. Aber diese Fortentwicklung hat sicher nichts mit dem Ausdruck in an. Zeit zu tun.

Nun haben aber Webeausdrücke die Neigung, sich von der Bezeichnung von Teilvorgängen oder Teilergebnissen zu solcher des Gesamtvorganges oder des Endergebnisses zu entwickeln, ja, es konnte dann auch noch die zum Kleidungsstück verarbeitete Form des Webeergebnisses mit eingeschlossen werden. So ist *warp* 'Aufzug' im Niederdeutschen zur Bezeichnung eines bestimmten aus Baumwolle und Leinen gemischten Stoffes geworden, *Kette* zum Ballen Stoff in der ursprünglichen Kettenlänge, *Zettel* elsässisch zu 'Stück aufgerolltes Tuch'; lat. *licium* 'die Schlingen, durch welche die Kettfäden gingen', dann das ganze 'Geschirr' wird später zu 'Band, Gewebe', aber auch zu 'Gurt um den Unterleib', im Normann. zu 'schmale Binde'; nach v. Wartburg, Frz. et. Wb. 5,312^b heißt es auch 'Aufzug am Gewebe', daraus ist abgeleitet nfrz. *liserée* f. 'mit Figuren geschmückter Stoff'; *stamen* 'Aufzug' wird einerseits zu 'Webstuhl', andererseits dichterische Bezeichnung für das fertige Gewebe, in fast allen romanischen Sprachen wird es zu 'wollenes Garn' (Meyer-Lübke 8220), im Span. *estambre* aber gleichzeitig zu 'Kammgarnstoff' (Slaby-Grossmann 1,302^b); lat. *trama* 'die Kette des Gewebes, durch die das Schiffchen geworfen wird' (so Walde-Hofmann 32, 699) wird schon in der lat. Vulgärsprache zu 'Eintrag, Einschlag' und hat in fast allen romanischen Sprachen den Ausdruck für 'Einschlag' ergeben, führt aber in rum. Mda. zu *stramă* 'farbiges Leinen' (Meyer-Lübke 8847); auch im späteren Lat. kann *trama* 'Gewebe, Kleid' oder 'die Inful oder Binde der Priester' bedeuten. *Tela* 'Leinwand' wird im Romanischen weithin zu 'Gewebe überhaupt', dazu im Portug. *tear* 'Webstuhl', orm. *trata* 'Kopftuch', frz. *toilette* 'Schutzdecke für den Toilettetisch', der dann davon seinen Namen erhält (Meyer-Lübke Nr. 8620); *ordiri* 'zetteln', das in gleicher Bedeutung in den meisten romanischen Sprachen weiterlebt, bedeutet im Piemontesischen 'weben' (ebd. Nr. 6093).

Es scheint mir daher nicht zweifelhaft, daß die beiden ahd. Worte *lesa* im Prinzip dasselbe sind. Beide sind sie von *lesan* als Webeausdruck abgeleitet, indem in dem einen Falle die "faltende" Tätigkeit des Zetteln, die beim Verbum in der Bedeutung 'falten, fälteln, runzeln'

²⁵ Hierzu und zu den Darlegungen über *lesen* 'zetteln' usw. vgl. bes. K. KAR-MARSCH: Handbuch der mechanischen Technologie, 2. A. Hannover 1851, S. 825 f., 923, 998 f., 1001, 1013, 1018.

weiterlebt, im Vordergrund stand, was ebenso bei *lismen* 'stricken' gilt, in dem andern die Weiterbildung der Bezeichnung des textilen Teilvorgangs in derselben Weise erfolgte, wie wir sie oben aus verschiedenen Sprachen beobachtet haben²⁶.

²⁶) Nachwort: Das Wort *lesa* 'Falte' udgl. lebt im Skandinavischen bis zur Gegenwart fort, ein Ableger dieses Wortes ebenfalls im Deutschen. Wie lat. *sulcare* in Bezug auf (Gesichts-)Falten das Deutsche beeinflusst hat, so auch *arare*. Da die Darlegung dieser Dinge aus Raumgründen wieder zurückgezogen werden mußte, sei jetzt auf die daraus erwachsenen Aufsätze des Verfassers verwiesen: "Franz. *rue* 'Straße' und salfränkisch *laisus* 'Schoß'"; "*Löser* 'Blättermagen' und die Benennung der Mägen der Wiederkäuer" sowie "Kleine Beiträge zur deutschen Wortkunde", die demnächst erscheinen.

MODERTALE – MATERNA LINGUA*

Von Gilbert De Smet

Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts taucht im Sprachgebrauch Westeuropas ein neuer Ausdruck für die angeborene Volkssprache und die Landessprache auf, der allmählich die seit der Römerzeit geläufige lateinische Bezeichnung *patrius sermo* und die übrigen lateinischen und volkssprachlichen Ausdrücke wie *locutio vulgaris*, *lantsprake*, *gemene sprake* u. a. ersetzt¹. Als älteste Belege aus dem deutschen Sprachraum gelten die oberdeutschen Syntagmen *mueterliches deutsch* (bei Megenberg 1349–1351) und *mütterliche zunge* (bei Oheim, 15. Jh.) sowie die niederdeutschen Vokabeln *modersprake* bei Dietrich Engelhus (1424) und das "holländisch angehauchte" *modertale*², auf das A. Lübben in seinem Herforder Vortrag auf der Tagung des Niederdeutschen Sprachvereins im Jahre 1881 die Aufmerksamkeit lenkte³. Dieser Beleg, der einzige, den A. Lübben damals aus dem 15. Jahrhundert anführen konnte, stammt aus der mittelniederdeutschen Übersetzung des Bonum Universale de Apibus von Thomas von Cantimpré (in der Straßburger Handschrift UB L 176) und fand Aufnahme in Schiller-Lübbens Wörterbuch (III, S. 107): *ende* (Christus) *sede to er mit sachter stemme in erre modertale*. Lübben wäre es "lieb gewesen, wenn er das lateinische Original hätte einsehen können", denn "mutmaßlich sei (aber) *modertale* nur wörtliche Übersetzung von *lingua materna* oder *maternalis*". Er hat übersehen, daß viele spätmittelniederdeutsche Prosatexte, zumal

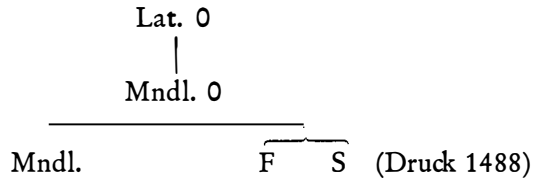
* Für ihre Hilfe sei hier Frau Dr. G. Niemeyer (Düsseldorf) und den Herren St. Axters (Leuven), P. M. M. Geurts (Utrecht UB), W. M. Grauwen (Wemmel), C. W. de Kruyter (Den Haag KB) herzlich gedankt.

¹) O. BEHAGHEL: *Lingua materna*, in: Behrens-Festschrift (Jena-Leipzig 1929); L. WEISGERBER: Ist *Muttersprache* eine germanische oder eine romanische Wortprägung? Beitr. 62 (1938), S. 428–437; ders.: Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken (Lüneburg 1948), vor allem S. 53–60; LEO SPITZER: Muttersprache und Muttererziehung, in: *Essays in Historical Semantics* (1948); K. HEISIG: Muttersprache, ZfMf. 22 (1954), S. 144–174.

²) L. WEISGERBER, Beitr. 62 (1938), S. 428–429.

³) Niederdeutsches Korrespondenzblatt 6 (1881), S. 64–67.

solche geistlichen Inhalts, auf niederländische Vorlagen zurückgehen, die in die Heimatmundart des Übersetzers umgeschrieben wurden. Ohne Zweifel ist das auch hier der Fall. In der leider immer noch nicht vollständig herausgegebenen mittelniederländischen Übertragung des lateinischen Bienenbuches heißt es an der entsprechenden Stelle: *ende seide tot hoer mit sachter stemme in hoerre moeder tale*. Es handelt sich um die sogenannte erste mittelniederländische Übersetzung, die in nicht weniger als 5 Handschriften bewahrt ist. Deren älteste, nach der W. A. van der Vet auf S. 114 diese Stelle zitiert⁴, ist die Haager Handschrift KB 75 E 41 (fol. 205 d), die aus dem Jahre 1458 stammt. C. G. N. de Vooy meint, diese Übersetzung sei um die Mitte des 15. Jahrhunderts in oder in der Nähe von Utrecht entstanden⁵. In der Straßburger Handschrift aus dem bekannten Windesheimer Kloster Frenswegen, wo zwischen 1447–1491 der Niederländer Hubertus Oudecop aus dem Utrechtschen Prior war, fehlt eine Jahreszahl. "Nach den Schriftzügen zu urteilen gehört sie dem 15. Jh. an, nach dem Alter der mittelniederländischen Handschriften zu schließen der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts"⁶. Nach van der Vet ist die verlorengegangene niederländische Urfassung, auf die sowohl F (Straßburg) wie der (um 1450 entstandene) Grundtext der mndl. Überlieferung zurückgehen, älter als 1450⁷, während das von N. O. Heinertz erarbeitete Stemma



⁴) W. A. VAN DER VET: Het Biënboec van Thomas van Cantimpré en zijn Exempelen. Proefschrift Leiden (1902). Wie uns Herr C. W. Kruyter (Kon. Bibliotheek, Den Haag) mitteilt, fehlt eine Übersetzung dieser Stelle in der früheren Nimwegener Handschrift 135 F 11 (VAN DER VET: Hs. K), fol. 229v: *ende sprac tot hoir: me diligas*. In der anderen Handschrift dieser zweiten mittelniederländischen Übertragung (Utrecht UB No 1017) begnügt sich der Übersetzer mit: *die zueteliken in oere talen tot oir sprac* (fol. 96vo Sp. 2).

⁵) C. G. N. DE VOOYS: Middelnederlandse Legenden en Exempelen. Herzienne en vermeerderde uitgave (Groningen-Den Haag 1926), S. 26.

⁶) N. O. HEINERTZ: Die mittelniederdeutsche Version des Bienenbuches von Thomas von Chantimpré. Das erste Buch (Lund 1906).

⁷) W. A. VAN DER VET a. a. O., S. 343.

die gleiche Schlußfolgerung erlaubt⁸. Van Mierlo führt aber für seine Ansicht, “die Übertragung sei schon früh zustande gekommen”, keine triftigen Gründe an⁹, und auch Stammeler (Aufriß II, 1579) hat seine Meinung, der Liber Apium sei “im 14. Jahrhundert ins Westniederdeutsche (Straßburg 176) übertragen” worden, ebensowenig begründet. Wir kommen vorläufig nicht über die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts hinaus. Aus Lübbens Zitat geht auch nicht deutlich hervor, ob der Frenswegener Bearbeiter schon das Kompositum *modertale* gekannt hat, dem in der niederländischen Handschrift noch ein Syntagma *hoerre/moeder/tale* zu entsprechen scheint. Daß diese Wendung durch den Wortlaut des lateinischen Grundtextes bestimmt wäre, wie Lübben meinte, trifft jedoch nicht zu. Wie Pater St. Axters O. P. (Löwen) mir mitteilt, enthält dieser den Ausdruck *lingua patria* (Colvenerius’ Ausgabe – Duaci 1597 und 1605: II, 57 § 25 S. 464 bzw. S. 558: *De Puella vehementer tentata, cui Christus apparens, liberans*). Daraus läßt sich schließen, daß die neue Bezeichnung *materna lingua* dem aus dem niederländischen Sprachraum zwischen Brüssel und Halle stammenden Thomas von Bellingem († um 1270)¹⁰ noch ungeläufig war. Sie fehlt auch in seiner Vita der Heiligen Lutgart, in der die Muttersprache eine nicht unbedeutende Rolle spielt, sowie in der mittelniederländischen Bearbeitung dieses Heiligenlebens in der Kopenhagener Handschrift¹¹.

Der erste Beleg für *materna lingua* aus dem niederländischen Sprachraum stammt nach K. Heisig aus dem Jahre 1293, als der Ausdruck in Utrecht auftritt¹². In Sipmas ältester friesischer Urkunde aus dem Jahre 1329 wird ausgeführt, sie sei hauptsächlich in friesischer Sprache abgefaßt, *in Materna lingua, causa facillioris intellectus confusionis*

⁸) N. O. HEINERTZ a.a.O., S. XIII ff.

⁹) J. VAN MIERLO: De Letterkunde van de Middeleeuwen. Tweede Deel. 2e druk. (Antwerpen-s’Hertogenbosch 1949), S. 91: “die misschien reeds vroeg tot stand kwamen, hoewel het oudst bewaarde handschrift niet boven het midden der 15e eeuw opklimt”.

¹⁰) C. G. N. DE VOOYS a.a.O., S. 23–27; J. VAN MIERLO a.a.O., S. 91.

¹¹) F. VAN VEERDEGHEM: Leven van Sinte Lutgart, Tweede en Derde Deel. Naar een Kopenhaagsch Handschrift uitgegeven (Leiden 1899).

¹²) K. HEISIG a.a.O., S. 146 (Utrecht 1293); L. WEISGERBER: Die Entdeckung, S. 55.

*vitandae*¹³. Der lateinische Ausdruck ist allerdings älter, wenn auch die Belege bis 1290 nicht zahlreich sind.

L. Weisgerber, L. Spitzer und K. Heisig erwähnen:

1. *materna lingua* (im Gegensatz zu *latine-prudenter*) im Bericht des Magisters Hesso über das Konzil von Reims (1119), der bald nach 1119 entstand (MGH. SS. 12, 425, 1).

2. *maternaliter* (im Gegensatz zu *litteraliter sapienter*) in einer Urkunde, die von der Einweihung der Klosterkirche Santa Maria delle Carceri bei Este¹⁴ durch den Patriarchen von Aquileia Godefredus und den Bischof von Padua Gerardus im Jahre 1189 spricht (Muratorius, Delle Antichità Estense ed Italiane 1717, ¹I, 356, nach Du Cange).

3. *lingua materna*, neben *lingua nostra*, *locutio vulgaris*, dreimal in der Historia de Antiquitate regum Norwagiensum (21, 3; 24, 11; 48, 17) des Norwegers Theodricus (G. Storm, Monumenta Historica Norvegiae, 1880).

4. *materna lingua*, neben *vulgariter*, *nationale idioma*, *vulgare nostrum*, *lingua patria*, zweimal im Anfang der Paraphrase der Gesetze von Schonen des dänischen Erzbischofs Andreas Sunesen (um 1210)¹⁵.

5. *materna lingua* war nach K. Heisig (ZfMf. 22, 1954, S. 151–153) dem englischen Philosophen Roger Bacon (1267–1271) durchaus geläufig; auffällig ist dessen Vorliebe für diesen Ausdruck.

Den Forschern, die sich um den Ursprung und die geographische Herkunft der neuen Bezeichnung bemüht haben, ist ein wichtiger früher Beleg entgangen, auf den schon vor mehr als hundert Jahren J. F. Willems, der Vater der flämischen Bewegung, hingewiesen hat. Als dieser fleißige Philologe in seinem Buch Elnonensia (Gent 1837, ²1845)¹⁶ Hoffmanns von Fallersleben epochemachenden Fund in der Öffentlichen Bibliothek zu Valenciennes, die "monuments de la langue romane

¹³) H. T. J. MIEDEMA, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde te Leuven en de Commissie voor Naamkunde te Amsterdam 44 (1968), S. 43 (P. SIPMA: Oudfriesche Oorkonden, 's-Gravenhage 1927, Nr. 1).

¹⁴) Augustinerkloster im Bistum Padua, in der Nähe von Este.

¹⁵) Vor allem L. WEISGERBER, Beitr. 62 (1938), S. 430–432 und M. KRISTENSEN: Bidrag til Dansk Ordhistorie. I. Modersmål, Danske Studier 1926, S. 66–71.

¹⁶) J. F. WILLEMS: Elnonensia. Monuments de la langue romane et de la langue tudesque du IXe siècle, contenus dans un manuscrit de l'abbaye de St Amand, conservé à la Bibliothèque Publique de Valenciennes, découverts par Hoffmann de Fallersleben, et publiés avec une traduction et des remarques. Seconde édition, revue et corrigée (Gent 1845), S. 20.

et de la langue tudesque du IXe siècle” (Ludwigslied und Eulaliasequenz), veröffentlichte, lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Leser auf eine Stelle aus der Vita Norberti, die seines Erachtens von besonderer Bedeutung für die sprachliche Situation im Raum von Valenciennes war, wo das Ludwigslied im berühmten Kloster Elna jahrhundertlang bewahrt blieb und nach der Ansicht der älteren Forschung auch niedergeschrieben wurde¹⁷. Im 170. Band der Patrologia Latina, die den Textus receptus der Norbertusvita enthält, heißt es von dem niederrheinischen Heiligen, der am Tage vor Palmsonntag des Jahres 1118 mit seinen Gefährten in Valenciennes eingetroffen war: “In crastinum ergo fecit sermonem ad populum vix adhuc aliquid sciens vel intelligens de lingua, Romana videlicet, quia nunquam eam didicerat; sed non diffidebat quin, si materna lingua verbum dei adoriretur, Spiritus sanctus, qui quondam centum viginti linguarum erudierat diversitatem, linguae Teutonicae barbariem, vel Latinae eloquentiae difficultatem, auditoribus habilem ad intelligendum faceret” (AASS, Junii, Vol I. p. 1827; PL 170, Sp. 1273 C). Es handelt sich um die bekannte und in zahlreichen Handschriften verbreitete Vita B, welche die älteste Biographie des Stifters des Prämonstratenserordens enthält und wahrscheinlich um oder kurz vor 1155 entstanden ist¹⁸. Der Verfasser ist unbekannt. Die frühere Zuschreibung an Hugo von Fosses und die Hypothese von Petit, der Theologe Vivarius habe sie geschrieben, werden abgelehnt; nach allgemein verbreiteter Auffassung war er (Nord)franzose. Damit enthielte die Vita Norberti B den zweitältesten Beleg der neuen Bezeichnung, die in der deutschen, einige Jahre später entstandenen Vita A fehlt; A unterdrückt übrigens völlig den Hinweis auf das Sprachenwunder. Migne hat aber den Text von J. Ch. Van der Sterre (Antwer-

¹⁷ R. SCHÜTZZEHEL: Das Ludwigslied und die Erforschung des Westfränkischen, Rheinische Vierteljahresblätter 31 (1966/67), S. 291–306; H. FISCHER: Schrifttafeln zum Althochdeutschen Lesebuch (Tübingen 1966), S. 24: “eine aus lothringischem Gebiet, jedoch keinesfalls aus St. Amand stammende (B. Bischoff) Handschrift des 9. Jahrhunderts (1. Hälfte)”.

¹⁸ Vgl. u. a. R. WILMANN: Vita Norberti Episcopi Magdeburgensis. MGH. SS. XII (1856), S. 663–670; G. MADELAINE: Histoire de St. Norbert (Tongerloo, 1928); OLAV KLESSER: De oudste levensbeschrijving van Sint Norbert, Annal. Praem. 34 (1958), S. 193–218; D. SANTA: La spiritualità di S. Norberto da Xanten, ebda. S. 219–242; OSWALD MANN: Zur Literatur über den hl. Norbert, ebda. 35 (1959), S. 1–14; F. PETIT: Comment nous connaissons St. Norbert, ebda. 36 (1960), S. 236–246; Lexikon für Theologie und Kirche VII (1962), S. 1030–31 (Norbert von Xanten).

piae 1656)¹⁹ abgedruckt, ohne anzugeben, daß dieser frühe Herausgeber den ganzen Abschnitt *vix adhuc . . . faceret* zwischen eckigen Klammern abdrucken läßt mit der Angabe: *desumpta haec sunt ex morinensi et Knechtst . . . materna lingua* steht somit in einem späteren Einschub. Einer freundlichen Mitteilung von Frau Dr. Gerlinde Niemeyer (Düsseldorf) läßt sich entnehmen, daß die beiden von Van der Sterre genannten Codices zwar verlorengegangen sind, die interpolierte Stelle jedoch in der Hs. Soissons 12 (saec. XII, aus Prémontré), von der der Morinensis abhängig ist, Hs. Soissons 13 (saec. XII, aus Sélincourt) und Amiens 594 (saec. XVII, aus St. Jean d'Amiens) mit geringen textlichen Varianten zu finden ist. Somit bleiben wir mit diesem Beleg aus der Vita Norberti im 12. Jahrhundert, und zwar wahrscheinlich im Raum von Laon und Reims, wo 1119 das bei Meister Hesso genannte Konzil stattgefunden hat. Der Niederfranke Norbertus aus dem limburgischen Städtchen Gennep, der seine Jugend und frühen Mannesjahre in Xanten, Siegburg und Klosterrath (Roda) verbracht hatte, und sich 1120 zwischen Reims und Noyons im Walddale von Prémontré niederließ²⁰, hat am Reimser Konzil teilgenommen und war mit Drogo, dem Prior von Sankt Nikasius zu Reims, gut befreundet²¹.

K. Heisig hat an einen Zusammenhang zwischen der Entstehung des neuen Syntagmas *materna lingua* und der von Gorze ausgehenden Reformbewegung gedacht und hält die Sprachsituation in Lothringen für die Prägung des neuen Ausdrucks verantwortlich. Dem neuen nordfranzösischen Beleg kann selbstverständlich nicht ausschlaggebende Bedeutung beigemessen werden. Andere Überlegungen lassen aber Heisigs Hypothese, die auf Nordfrankreich auszudehnen ist, in einem günstigeren Lichte erscheinen.

L. Weisgerber, der in *Muttersprache – modersprake – materna lingua* eine germanische Prägung erblicken will, hat unter dem Einfluß der von Marius Kristensen²² aus Island (Eysteinn Ásgrímsson, 1361) und Schweden (Apostel. Gærn. 2 in der Oxenstiernschen Handschrift aus dem Jahre 1305) beigebrachten Stellen, den Aussagewert der Belege aus A. Sunesen für seine These zweifellos falsch beurteilt. Er hat die

¹⁹ J. CH. VAN DER STERRE: Vita Norberti . . . ad plurium veterum Mss. fidem recensita (Antwerpen, 1656).

²⁰ G. HÖVELMANN: Niederrheinische Kirchengeschichte (Kevelaer 1965), S. 50.

²¹ Vgl. u. a. Saint Norbert, Traduction inédite d'un manuscrit du XIIe siècle (Abbaye St. Martin de Mondaye 1956), Kap. IX, S. 12–13 (Übersetzung der Vita A).

²² M. KRISTENSEN a.a.O.

nahen Beziehungen des Lunder Erzbischofs zum nordfranzösischen Raum vollständig unberücksichtigt gelassen. Sunesen hat nicht nur acht Jahre an der artistischen und an der theologischen Fakultät in Paris studiert, sondern war dort später auch nach einem Studienaufenthalt in Bologna und Oxford ein angesehener Professor, bevor er zu Anfang der neunziger Jahre des elften Jahrhunderts Dompropst in Roskilde und Kanzler des dänischen Königs wurde. Nach 1201 entfaltete er als Erzbischof von Lund eine rege Aktivität. Allerdings scheinen die Beziehungen seines Bruders Peter, des Roskilder Bischofs (seit 1191), mit Paris und Nordfrankreich (Amiens, Tournai) bedeutend enger gewesen zu sein, wie aus dem Dänischen Biographischen Lexikon hervorgeht. Hier wird im übrigen ausdrücklich auf nordfranzösische Einflüsse auf die Architektur der Roskilder Domkirche (Arras, Tournai, Zisterzienser) hingewiesen²³. Den norwegischen Mönch Theodoricus (*Tjodrek munk*) aus dem Kloster Nidarholm, dessen *Historia* nur aus einer späten, inzwischen verlorengegangenen Pergamenthandschrift bekannt ist, hat man noch nicht identifizieren können. Zwar wird vermutet, daß er mit dem späteren Bischof Tore (Hamar), der in Paris studiert hat, identisch sein dürfte. Der Norweger zitiert allerdings Sigebert von Gembloux und Hugo von St. Viktor sowie andere Autoren, deren Werke sich im 12. Jahrhundert in der Bibliothek von St. Viktor befanden²⁴. Eine Verbindung des norditalienischen Belegs mit Nordfrankreich haben wir bisher nicht feststellen können. Eine gründliche Untersuchung der bei Kehr (VII, 1, 205) zusammengefaßten Darstellung (Alter und Schreiber der Urkunde!) und näheres Eingehen auf die persönliche Geschichte der Beteiligten war uns leider unmöglich²⁵. Ließe sich auch hier eine Verbindung mit Nordfrankreich herstellen, wäre

²³) Dansk Biografisk Leksikon XXIII (København 1942), S. 142–146 und 148–150.

²⁴) G. STORM: *Monumenta Historica Norvegiae* (Kristiania 1880), S. X: “de anglonormanniske og nordfranske Historieskrivere som synes at være hans Forebilleder”; Kulturhistorisk Leksikon for Nordisk Middelalder VI (Kopenhagen 1961), S. 583–585 i. v. *Historia de antiquitate regum Norvagiensium*.

²⁵) Es ist uns leider nicht gelungen, den ersten Band von MURATORIS Werk mit der von DU CANGE IV, S. 320 zitierten Stelle aus der norditalienischen Urkunde (*Maternaliter... charta anno 1189 apud Murator*) einzusehen. P. KEHR: *Italia Pontificia VIII*, 1, S. 205, der die Stelle zusammenfaßt (*Novas aedes a. 1189 mart. 27 Gotifredus patriarcha Aquileiensis, Gerardus Paduanus, Pistor Vicentinus, Gerardus Bellunensis epp. consecraverunt*), verweist auf: DONDI: *Dissert. VI*, Doc. p. 138, n. 128; CAPPELLETTI X, 514 (enthält keine weiteren Einzelheiten) und MITTARELLI: *Ann. Cam. IV*, 138. Der *Storia del Friuli I* (Udine 21953) von P. PASCHINI ist nichts zu entnehmen.

mit noch größerer Gewißheit dieses Gebiet als Entstehungsraum der neuen Prägung in Erwägung zu ziehen.

Daß man auch noch im 12. Jh. hier Problemen der Sprache und der sprachlichen Zugehörigkeit ein besonderes Interesse entgegenbrachte, zeigt die Vita Norberti B aufs deutlichste. Während in der deutschen Vita A nur einmal erwähnt wird, daß Norbertus sich in Laon aufhält, um "cum quibusdam cognatis suis potentibus, quos ibidem invenerat, hyemare et lingua Gallica quam ignorabat instrui" (nach der Predigt in Valenciennes), begegnen in B häufiger Hinweise auf Sprachkenntnisse und Sprachzugehörigkeit. Es wird betont, daß Norbertus nach Köln gehen wollte: "facies enim ejus erat euntis in episcopatum Coloniensem, propter populi et linguae notitiam quam habebat" (PL 170, Sp. 1273 D), und daß Hugo von Fosses der Unterredung zwischen Norbertus und dessen altem Freund Bischof Burkhard von Kamrich (Cambrai) nicht folgen kann, "quia Teutonice loquebantur" (PL 170, Sp. 1274 C). Die Maurer, die sich am Bau der Kirche in Prémontré beteiligten und in A *Teutonici* und *Gallici* genannt werden, heißen hier *Teutonici* (conduxerant enim eos Colonienses quidam) und *nostrates amici jam Praemonstratensium*. PL 170, Sp. 1298 A), was den Autor der Vita B wohl als einen Franzosen ausweist. Daß auch der Verfasser des Einschubs über das Sprachenwunder ein Gallicus war, dürfte aus dem Hinweis auf die *barbaries Teutonicae linguae* (im Gegensatz zur *elegantia* der lateinischen Sprache) hervorgehen. Der französische Sprachcharakter der Stadt Valenciennes war ihm so selbstverständlich, daß er glaubte, Norberts Predigt in dieser Stadt (über die in A und B berichtet wird; B hat wahrscheinlich A benutzt) durch ein Sprachenwunder erklären zu müssen. Daß der niederrheinische Geistliche Norbertus in Valenciennes und in vielen Dörfern und Städten um Kamrich herum predigte, scheint aber darauf hinzuweisen, daß es um 1120 in diesem Gebiet noch viele Diets-Sprechende gegeben hat, die ihn verstehen konnten²⁶.

In diesem Zusammenhang ist auch ein Vorfall interessant, über den sowohl in B als auch in A berichtet wird und der sich in der heute wallonischen Stadt Nivelles südlich von Brüssel abspielte. Für das Problem der Zweisprachigkeit in dem brabantischen Streifen südlich der heutigen niederländisch-französischen Sprachgrenze kommt ihm eine gewisse

²⁶) J. F. WILLEMS a.a.O., S. (19)ff. betrachtet diese Stelle als ein wichtiges Argument in der Auseinandersetzung über die Frage, ob in Nordfrankreich um 1100 noch germanische Mundarten gesprochen worden seien.

Bedeutung zu. In diesem Ort gelang es dem Heiligen, einem besessenen (blonden) Mädchen einen bösen Teufel auszutreiben. PL 170, Sp. 1288 B: “Tunc igitur, ut vere superbus est daemon, scientiam suam volens ostentare, Cantica Canticorum, a principio usque ad finem, per os puellae edidit, et iterans verbum ex verbo, in Romanam linguam usque in finem interpretatus est; et reiterans verbum ex verbo, in Teutonico totum expressit, cum illa puella, dum adhuc sana esset, nihil nisi Psalterium didicisset”²⁷. Eine Reihe von interessanten Fragen, die sich hieraus ergeben, müssen vorläufig unbeantwortet bleiben! Hatte das Mädchen früher den Psalter in romanischer Sprache auswendig gelernt? Warum wird gerade das Hohelied rezitiert? Erfolgte die Übersetzung ins Diets-Deutsche (*Teutonicum*) aus Rücksicht auf den Niederrheiner Norbertus, der damals noch nicht Romanisch sprechen konnte, oder auf die Umstehenden, die vielleicht noch Niederländisch sprachen? Stammte das Mädchen aus einem niederländischen Sprachgrendorf? Wurde das Hohelied ins Brabantische oder ins Niederrheinische übersetzt²⁸?

²⁷) Der Wortlaut von A unterscheidet sich nur in unbedeutenden Einzelheiten von B.

²⁸) Die Vita B enthält auch den ältesten Beleg für den niederdeutschen Alarmruf *tjodûte* (PL 170, Sp. 1333 A: “Invallescebant voces insultantium et insilientium: *Theid-ut, theid-ut, ingeminantes, hoc est, exite, exite*”). Vgl. G. DE SMET, Mnd. *tjodûte*, Nd. Kbl. 76 (1969), S. 38–40.

MITTELHOCHDEUTSCH *GELSTER*- HESSISCH *GELSTER*

Von Thorsten Andersson

1. Mhd. *gelster*

Der Hesse Herbort von Fritzlar verwendet in seinem um 1200 geschriebenen "liet von Troye" zweimal das Adjektiv (Adverb) *gelster*. Die beiden Belege finden sich in dem Abschnitt, in dem die griechischen und trojanischen Hauptpersonen vorgestellt werden. Ajax, Telamons Sohn, wird in dieser Weise charakterisiert (V. 3009–20)¹:

Ein ander ayax was
Der hette vil swarze vas
Wizze hut schone
Er was vō thelamone
Dem kvnē degen geborn
Er was auch selbe wol erkorn
Vzze guter ritterschaft
Der hette gute geselleschaft
Er was groz vñ lanc
Als er durch kvrzewile sanc
Sin stīme also gelster erschal
Daz sie in gerne hortē al

¹) Herbort's von Fritslār liet von Troye, hrsg. von G. K. FROMMANN (1837, Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 5). Die beiden Textstellen finden sich nur in der von Frommann herausgegebenen einzigen vollständigen Handschrift, die aus dem Jahre 1333 stammt (K. BARTSCH: Die altheutschen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg verzeichnet und beschrieben, 1887, S. 110). Sie fehlen in den zwei aufbewahrten Fragmenten (PH. STRAUCH in: ZfdA 21, 1877, S. 203 ff.; HJ. PSILANDER: Ett fragment af den tyska Trojasagan i det Wrangelska biblioteket på Skokloster, in: Uppsala universitets årsskrift 1917). – Für *erschäl* (V. 3019) schlägt E. SCHRÖDER die – inhaltlich gut begründete – Konjekturen *schal* vor (in: Nachr. von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-hist. Kl. 1918, S. 95); vgl. unten Anm. 10.

Creusa, Hecubas älteste Tochter, wird so vorgestellt (V. 3251–60):

Creusa ir tochter eine
 Was lanc smal vñ kleine
 Wiz vñ clare hut
 Die stīme gelster vñ lut
 Lanc strup gel har
 Ir gesichte licht vñ clar
 Roter mvnt wīzze zane
 Auch truc sie gute kleider ane
 Beide die fraue vñ ir kleit
 Warē vō guter zirheit

Als Bedeutung von *gelster* gibt Frommann in seiner Ausgabe (S. 251) ‘lauttönend, hell, klingend’ an; das Wort, heißt es, “gehört zum stamme von *gellen*, schallen”.

Die beiden Belege von *gelster* bei Herbort sind die einzigen, die die mittelhochdeutschen Wörterbücher von Benecke – Müller – Zarncke² und Lexer³ kennen. Die Bedeutungsangabe übernehmen sie von Frommann: ‘laut tönend, hell, klingend’ bzw. ‘laut erklingend’⁴.

Eine sichere Vorstellung von der Bedeutung von *gelster* bei Herbort erhalten wir durch seine Vorlage, das altfranzösische Trojaepos von Benoit de Sainte-Maure, das aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammt⁵. Es ist schon längst bekannt, daß Benoits Werk die Quelle für Herborts Gedicht⁶, sowie die Hauptquelle für die Prosafassung von

²) Mittelhochdeutsches wb. mit benutzung des nachlasses von G. F. BENECKE ausgearbeitet von W. MÜLLER und F. ZARNCKE (BMZ) 1 (1854), S. 519.

³) M. LEXER: Mittelhochdeutsches Handwb. 1 (1872), Sp. 825.

⁴) Weitere Belege finden sich auch nicht in der Arbeitsstelle des Mittelhochdeutschen Wörterbuchs in Hamburg (Brief vom 23. 2. 1960). Außer bei Herbort ist jedoch *gelster* noch einmal, und zwar später, in der mhd. Literatur bezeugt, was BMZ und Lexer übersehen haben. Bei dem alemannischen Dichter Boppe (Ende des 13. Jahrhunderts) kommt *gelster*, vermutlich ein Adjektiv, vor (Die Manessische Lieder-Handschrift. Faksimile-Ausgabe, 1925–29, fol. 419v; s. näher TH. ANDERSSON: Svenska häradsnamn, 1965, Nomina Germanica 14, S. 267 Anm. 90). Die Textstelle ist aber unklar und der Beleg schwer zu beurteilen. In einer Diskussion über das Wort, die hier zu weit führen würde, wäre zunächst festzustellen, ob das Wort mit *gelster* bei Herbort überhaupt identisch ist. Man muß auch mit der Möglichkeit rechnen, daß ein Schreibfehler vorliegt.

⁵) Benoit de Sainte-Maure, Le Roman de Troie, publ. par L. CONSTANS 1–6 (1904–12, Société des anciens textes français [6]). Datierung Bd. 6, S. 182 ff.

⁶) FROMMANN a.a.O., S. XVI f., 347; ders. in: Germania 2 (1857), S. 49 ff., 177 ff., 307 ff.; H. DUNGER: Die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihre antiken Quellen (1869), S. 40 ff.; C. FISCHER: Der altfranzösische Roman de Troie des Benoît de Sainte-More als Vorbild für die mittelhochdeut-

Guido de Columnis, *Historia destructionis Troiae*⁷, ist. Aus Guidos Werk, das 1287 vollendet wurde⁸, zieht Frommann in den Anmerkungen zu Herborts Gedicht oft Parallelstellen heran, so für die hier besprochenen Abschnitte. Dagegen hat er zu diesem Zweck die französische Quelle nicht systematisch ausnutzen können, da sie zu der Zeit noch nicht herausgegeben war⁹.

Nur der erste Beleg von *gelster* bei Herbort hat eine wörtliche Entsprechung bei Benoit. Über die Gesangskunst des Ajax heißt es in dem französischen Gedicht (V. 5190–92):

Mout ot en lui bon chanteor,
Mout aveit la voiz haute et clere
E de sonez ert bons trovere.

Der Ausdruck "(Sin) stīme . . . gelster (schal)"¹⁰ bei Herbort gibt somit das afr. "la voiz haute et clere" wieder, d. h. auf deutsch ungefähr 'laut tönend, stark und hell klingend'¹¹. Mit demselben Wort wird die Stimme der Creusa charakterisiert. Wie der Kontext in beiden Fällen eindeutig zeigt, handelt es sich um eine laute, helle Stimme, die den Zuhörern schön und angenehm klingt.

In der Beschreibung von Creusa steht *gelster* zusammen mit *lūt* 'hell tönend, laut'¹²: "Die stīme gelster vñ lut". Wir haben hier ein Beispiel von einem sehr gewöhnlichen Stilmittel bei Herbort, nämlich Koordination von zwei ungefähr gleichbedeutenden Adjektiven, z. B. "Wi z

schen Trojadichtungen des Herbort von Fritslår und des Konrad von Würzburg (1883, *Neuphilologische Studien* 2), S. 65 ff.; W. GREIF: *Die mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojanersage* (1886, *Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie* 61), S. 83 ff.; CONSTANS a.a.O. 6, S. 341 ff.

⁷) Guido de Columnis, *Historia Destructionis Troiae*, ed. by N. E. GRIFFIN (1936, *The Mediaeval Academy of America, Publication* 26). Über das Verhältnis zu Benoit s. GRIFFIN a.a.O., S. xv, CONSTANS a.a.O. 6, S. 318 ff., DUNGER a.a.O., S. 61 ff., GREIF a.a.O., S. 57 ff.

⁸) GRIFFIN a.a.O., S. xvi Anm. 1.

⁹) Später hat FROMMANN mit Hilfe von ein paar Benoit-Hss. gewisse Vergleiche unternommen (in: *Germania* 2, 1857).

¹⁰) Der französische Text bestätigt E. SCHRÖDERS Konjektur *schal* anstatt *erschal* (oben Anm. 1).

¹¹) Guido, der im übrigen auch an dieser Stelle der Quelle näher folgt als Herbort, drückt sich in bezug auf Ajax' schönklingende Stimme allgemeiner aus ("Delectabatur in cantu, dum uocem com modam [Lesart: consonantem] haberet, cantionum et sonorum in multa copiositate repertor", S. 84).

¹²) LEXER 1, Sp. 1994.

vñ clare hut”, “Ir gesichte licht vñ clar” (in demselben zitierten Abschnitt), “Bi eime wazzer kleine/Luter vnd fil reine” (V. 351 f.), “Die fenster groz vnd wit” (V. 1813), “Ir ougen luter vnd clar” (V. 2492), “Vf couerture¹³ / Riche vnd ture” (V. 4439 f.), “In eime schonē steine / Luter vñ reine” (V. 7353 f.).

Die französische Vorlage bietet, wie wir gesehen haben, eine schöne Bestätigung für Frommanns auf dem Zusammenhang und auf etymologischer Erwägung beruhende Erklärung. Semantisch gesehen zeigt mhd. *gelster* eine nahe Übereinstimmung mit dem Verb *gellen* ‘schallen’, das Frommann zum Vergleich heranzieht: ahd. *gellan* ‘gellen, resonare, insonare, tinnire’¹⁴, d. h. ‘widerhallen, schallen, klingen’, mhd. *gellen* ‘laut tönen, schreien’¹⁵. Das Adj. (Adv.) *gelster* bei Herbort hat offensichtlich ungefähr denselben Sinn wie das Part. Präs. dieses Verbs, mhd. *gellend*.

Über die Qualität des Stammvokals *e* in *gelster* (wgerm. *ë* oder *i*-Umlaut von wgerm. *a*) erlauben die mhd. Belege bei Herbort (und Boppe, oben Anm. 4) keine Schlüsse, da sie nicht in Reimstellung stehen¹⁶.

2. Hessisch *gelster*

In hessischen Mundarten kommt ein Adjektiv und Adverb *gelster* vor. Das Wort scheint exklusiv hessisch zu sein. Nach den Wörterbüchern zu urteilen ist es sonst nicht in deutschen Mundarten bezeugt.

¹³) Zu diesem Vers s. E. SCHRÖDER a.a.O. (oben Anm. 1), S. 95.

¹⁴) E. G. GRAFF: Althochdeutscher Sprachschatz oder Wb. der althochdeutschen Sprache 4 (1838), Sp. 178.

¹⁵) BMZ 1, S. 519; LEXER 1, Sp. 821.

¹⁶) Die verschiedenen Bezeichnungen in den Wörterbüchern haben ihren Grund in der etymologischen Beurteilung. Zunächst wird mhd. *gëlster* angesetzt, mit wgerm. *ë* wie z. B. mhd. *gellen* (BMZ, LEXER; O. SCHADE: Altdeutsches Wb., 1866, S. 180). Eine Änderung läßt sich zuerst in der 2. Aufl. von SCHADES Wb. (1872–82), S. 297, feststellen: *gelster*, eine Form, die dann in die 3. Aufl. von LEXERS Taschenwörterbuch (1885), S. 66, aufgenommen und durch sämtliche Auflagen beibehalten worden ist. Die Änderung bei SCHADE wird nicht begründet, hängt aber sicherlich mit der gleichzeitigen Aufnahme von *gelsen* (“Ahd. [galisôn]”) zusammen (darüber weiter in Abschnitt 4). Auch die Schreibung *gelsen* (gegenüber *gêlsen* in dem Handwb. 1, Sp. 825) übernimmt LEXER in seinem Taschenwörterbuch; dagegen wird aus Versehen *ergêlsen* in allen Auflagen beibehalten. (Diese Inkonsequenz hat zur Folge gehabt, daß auch die in die 19. Aufl., 1929, aufgenommenen Verben *gelstern* und *ergelstern*, die in Abschnitt 3 erwähnt werden, unterschiedliche Bezeichnung des Stammvokals bekommen haben.)

Folgende Belege von hessisch *gelster* sind bekannt (die Belegorte werden in Klammern hinzugefügt)¹⁷: *gelster* "stark, bs. von der Wärme gebraucht: 'Die Hitze ist g.'" (Herborn, Runkel, Limburg)¹⁸, *gelster gucken* "starr blicken, wie schwer Geängstigte und Sterbende" (Ziegenhain-Gebiet und Oberhessen)¹⁹, *gelster* "arg, starr, von Gefühls-Eindrücken unterschiedlicher Art: Ein Ton ist gelster . . . Eines blicket gelster (V. I. [= Vilmars Idiotikon] 122). Aber auch die Hitze im Zimmer wird gelster genannt; wie sonst etwa 'arg'" (ohne nähere Lokalisierung)²⁰, *gelster gelsdär* 'erschrocken' (Loshausen, Kreis Ziegenhain)²¹, *ganz gälster* 'erschrocken (vom Donner)' (Steina, Kreis Ziegenhain)²², *gelster* 'verstört (blicken)' (Obergrenzebach, Kreis Ziegenhain)²², *gelster* 'aufgeregt' (Ziegenhain-Gebiet)²³, (*trink net so gelster* 'rasch' (Reuters, Kreis Lauterbach)²².

Neben *gelster* kommen ein paar Belege von einem Adj. *gelstern* vor: *gälstern*, *vergälstern* 'furchtsam' (Oberhessen)²⁴, *gelstern* 'eigensinnig' (Waldeck)²⁵, *gelstern* 'schrill', 'gellend' (Runkel, Oberlahnkreis)²². Sicherlich sind *gelster* und *gelstern* ein und dasselbe Wort²⁶. *Gelstern* geht wahrscheinlich (wie nhd. *albern*) auf flektierte Formen zurück, könnte aber auch eine Umbildung nach dem Muster von anderen Ad-

¹⁷) Das Material aus dem Zettelapparat des Hessen-Nassauischen Volkswörterbuchs (HNV) in Marburg hat mir die Bearbeiterin, Prof. Luise Berthold, freundlicherweise zur Verfügung gestellt (Brief vom 21. 3. 1960). Das gilt auch für die Verben *gelstern*, *vergälstern* in Abschnitt 3. – In den Sammlungen des Südhessischen Wörterbuchs in Gießen kommt das Wort *gelster* nicht vor, wie mir der Bearbeiter, Dr. Rudolf Mulch, mitgeteilt hat (Brief vom 12. 10. 1961).

¹⁸) J. KEHREIN: Volkssprache und Volkssitte in Nassau. Ein Beitrag zu deren Kenntniß 1 (1872), S. 158.

¹⁹) A. F. C. VILMAR: Idiotikon von Kurhessen. Neue billige Ausg. (1883), S. 122.

²⁰) H. v. PFISTER: Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu A. F. C. Vilmar's Idiotikon von Hessen (1886), S. 77.

²¹) H. CORELL: Studien zur Dialektgeographie der ehemaligen Grafschaft Ziegenhain und benachbarter Gebietsteile, in: Deutsche Dialektgeographie 7 (1936), S. 105* (§ 46).

²²) Zettelapparat des HNV.

²³) J. H. SCHWALM: Aus Sagas Schloß. Lustige Geschichten und Sagen aus dem Hessenlande (1919), S. 55: "er . . . fragte gelster (aufgeregt)". Bei Schwalm "eingestreut Ausdrücke der Schwälmer Mda." (Prof. Berthold im obengenannten Brief).

²⁴) J. G. ESTOR: Teutsche rechtsgelahrheit 3 (1767), S. 1408.

²⁵) L. CURTZE: Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck (1860), S. 466; K. BAUER u. H. COLLITZ: Waldeckisches Wb. (1902), S. 144 (der Beleg vermutlich von Curtze herrührend, s. S. XVII).

²⁶) Vgl. DWb. 4:1:2, Sp. 3053 (unter *gelstern* 3).

jektiven auf *-ern* sein²⁷. Die geographische Isoliertheit von *gelster* dürfte eine Umformung erleichtert haben; diese deutet ihrerseits darauf, daß die Stellung des Adjektivs ziemlich labil gewesen ist.

Sämtliche Belege von *gelster* und *gelstern* stammen aus dem nördlichen Teil von Hessen, etwa nördlich einer Linie Taunus–Rhön.

Was die Bedeutungsangaben betrifft, muß einiges kommentiert werden.

Die Angabe ‘starr’ bei Pfister bezieht sich auf das Beispiel “Eines blicket *gelster*”. Dieser Ausdruck “starr blicken”, den auch Vilmar angibt, hat eine Entsprechung in ‘verstört (blicken)’ in den Sammlungen von HNV. Das Primäre in der Bedeutung ist somit nicht ‘starr’, sondern ‘verstört, geängstigt’; der starre Blick ist eine Äußerung dieses seelischen Zustandes. Die spezielle Bedeutungsangabe ist also mit ‘erschrocken’ zusammenzuhalten.

Das peripher in Waldeck vorkommende *gelstern* zeigt eine etwas abweichende Bedeutung, ‘eigensinnig’. Auch diese Bedeutung hängt wahrscheinlich mit ‘erschrocken, furchtsam’ usw. zusammen, obwohl die Bedeutungsentwicklung im einzelnen nicht klar ist (etwa so zu verstehen, daß jemand, der erschrocken, geängstigt, außer sich ist, eigensinnig wirken kann?).

Das Beispiel “Ein Ton ist *gelster*” wird von Pfister so kommentiert: “diß wol als ältester Begriff des Wortes, und zu galen, gallern, gellen gehörig”. Da er aber *gelster* mit “arg” wiedergibt, handelt es sich offensichtlich um einen lauten Ton, der unangenehm klingt²⁸. Eine Bestätigung dafür bietet *gelstern* ‘schrill’. Auch *gelster* ‘stark’ in bezug auf Hitze (Kehrein, Pfister) scheint nach Pfister mit unangenehmen Empfindungen verbunden zu sein.

Die Bedeutungsangaben über hessisch *gelster* (und *gelstern*) lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: 1) “arger Ton”, d. h. “unange-

²⁷) Die Form *vergälstern* neben *gälstern* ist wohl analogisch an das unten herangezogene Verb *vergelstern* neben *gelstern* angeschlossen worden. Theoretisch möglich wäre es auch, *gelstern* und *vergelstern* aus einem Part. Präs. von dem erwähnten Verb zu erklären, mit *d*-Ausfall, wie für nhd. *lüstern* alternativ angenommen worden ist (s. z. B. F. KLUGE u. W. MITZKA: Etymologisches Wb. der deutschen Sprache²⁰, 1967, S. 450 f.; anders z. B. W. HENZEN: Deutsche Wortbildung³, 1965, S. 196).

²⁸) Vgl. z. B. D. SANDERS: Wb. der Deutschen Sprache² 1 (1876), S. 42 über *arg*: “indem der Begriff des Bösen hinter den des Maßlosen, Übertriebenen zurücktritt, zur Bez. eines hohen Grades von etwas nicht Löblichem, nicht Gutem, nicht Angenehmem”.

nehm lauter Ton", 'schrill', 2) "starke Hitze", 3) 'rasch (trinken)', 4) 'erschrocken', 'furchtsam', 'starr, verstört (blicken)', 'aufgeregt'.

Nur für einen Beleg von *gelster* ist die Aussprache bekannt²⁹. Die von Corell vom Ziegenhain-Gebiet angegebene Aussprache zeigt eine Qualität des *e*, wie sie in der betreffenden Mundart für wgerm. *ë* in geschlossener Silbe kennzeichnend ist (a.a.O., § 19). Ein *i*-umgelautes *a*, das in dieser Stellung im allgemeinen durch eine geschlossenere Aussprache, *e*, vertreten ist (§ 42), erscheint aber zuweilen als *ę*. Unter "Einzelfällen" führt Corell (§ 46) *ę* in *gelster* als Umlaut von *a* auf (aus etymologischen Gründen: zu ahd. *galstar* 'incantatio'; s. Abschnitt 4); unter den zahlreichen Beispielen gibt es mehrere mit *ę* < Umlaut von *a* vor dem Konsonanten *l*. Die ziegenhainischen Verhältnisse sind in dieser Hinsicht im großen ganzen für die hessischen Mundarten repräsentativ; die beiden *e*-Laute werden meistens grundsätzlich auseinandergelassen, aber zahlreiche Ausnahmen modifizieren das Bild. Zusammenfassend ist festzustellen, daß hessisch *gelster* ebenso wenig wie mhd. *gelster* Schlüsse über die ursprüngliche Qualität des Stammvokals *e* zuläßt.

3. Mhd. *gelster* – hessisch *gelster* in semantischer Hinsicht

Herbort stammt aus Fritzlar, aus demselben Teil von Hessen, wo in moderner Mundart das Wort *gelster* bezeugt ist (Fritzlar und Ziegenhain sind nur 25 km voneinander entfernt). Das Vorkommen von *gelster* – wenn wir von *gelster* bei Boppe (oben Anm. 4) absehen – ist, soweit bekannt, auf ein kleines hessisches Gebiet beschränkt. Diese geographische Konzentration deutet entschieden darauf, daß es sich um ein und dasselbe Wort handelt, nicht etwa um zwei homonyme Wörter, die zufällig in demselben kleinen Bereich vorkommen. Semantisch gesehen deuten aber *gelster* bei Herbort und *gelster* in hessischer Mundart keinesfalls auf Identität; gewisse Bedeutungen von hessisch *gelster* scheinen geradezu unvereinbar mit dem *gelster* des Trojaliedes zu sein. Das ist das Problem.

In den oben zitierten Mundartwörterbüchern wird die Frage der

²⁹) Im Zettelapparat des HNV fehlen für *gelster* durchgehend Angaben der Aussprache, was mit der Art der Sammelarbeit zusammenhängt. Eine Vervollständigung des Materials in dieser Hinsicht dürfte, wie mir Frau Prof. Berthold mündlich mitgeteilt hat, heutzutage aussichtslos sein.

eventuellen Identität kurz berührt. Kehrein scheint *gelster* im Ausdruck “Die Hitze ist g.” mit *gelster* bei Herbort zusammenstellen zu wollen. Zu seinen Angaben über hessisch *gelster* fügt er nämlich hinzu: “mhd. *gelster* ist laut, hell, von Ton und Klang der Stimme gebraucht”. Pfister hält, wie wir schon gesehen haben, die Beziehung des Wortes *gelster* auf einen Ton für die älteste. Vilmar führt den Ausdruck “*gelster* gucken” zusammen mit den Verben *gelstern*, *vergelstern* ‘vor Furcht, Angst, außer sich sein’ auf. Er hält aber auch die Möglichkeit offen, hessisch *gelster* mit mhd. *gelster* zusammenzuhalten: “Möglich ist es immerhin, daß dieses Wort zu *gelster* bei Herbort troj. Kr. 3019 gehört, welches Adverbium dort gellend, mit heller Stimme, bedeutet, wie auch in Baiern *gelstern* heulen, schreien bedeutet. . . . In diesem Falle wäre die Bedeutung ‘vor Angst außer sich sein’ eine nicht so sehr fern liegende Erweiterung des ursprünglichen Begriffes. Sonst aber liegt das Wort *galster*, Zauber, am nächsten.”³⁰ In Grimms Wörterbuch werden mhd. *gelster* und hessisch *gelster* auseinandergehalten³¹. H. Corell, der *gelster* ‘erschrocken’ mit ahd. *galstar* ‘incantatio’ zusammenstellt, erwähnt weder mhd. *gelster* noch andere Bedeutungen von hessisch *gelster* (s. Abschnitt 4).

Die Schwierigkeit, die Bedeutungen von mhd. *gelster* und hessisch *gelster* zusammenzuhalten, liegt auf der Hand. Es ist zu verstehen, wenn man sich genötigt gesehen hat, die beiden Wörter zu trennen.

Wenn man *gelster* bei Herbort und *gelster* in hessischen Mundarten vergleicht, bietet sich von selbst ein Anknüpfungspunkt: hessisch *gelster* (und *gelstern*) in bezug auf Ton, Laut. In diesem Fall wie bei Herbort handelt es sich um einen lauten Ton. Auffallend ist jedoch, daß sich hessisch *gelster*, wie es scheint, auf unangenehme, schrille Töne zu beschränken scheint.

Wenn wir von dem auf Ton, Stimme bezogenen *gelster* ausgehen, ist es möglich zu verstehen, daß das Wort auch von anderen “Gefühls-Eindrücken” (wie Pfister sagt) verwendet wird. Es kann sich hier um synästhetische Übertragung handeln. Solche Bedeutungsübertragung kommt häufig vor. Eine gute Parallele bietet das Adj. *laut*. Mhd. *lūt* zeigt auch die Bedeutung ‘hell für das auge, klar, deutlich’³². In bayri-

³⁰) Über die Verben *gelstern*, *vergelstern* s. weiter unten.

³¹) DWb. 4 : 1 : 1, Sp. 1205 (unter *galstern* ‘grell schallen’), 4 : 1 : 2, Sp. 3053 (unter *gelstern* 1) bzw. DWb. 4 : 1 : 2, Sp. 3053 (unter *gelstern* 3).

³²) LEXER 1, Sp. 1994.

scher Mundart bedeutet *laut* "auffallend: a) dem Sinne des Gehöres, wie schriftd. . . . b) dem Sinne des Geruches und Geschmacks. . . . c) dem Sinne des Gesichts und dem innern Sinne überhaupt: schön, vortrefflich"³³. In schwäbischer Mundart wird *laut* auf folgende Weise gebraucht: 1) "wie nhd., von starkem Schall", 2) "von andern Sinneseindrücken. Etwas *rieht*, *schmeckt l.* 'stark'"³⁴. Auch in hessischer Mundart kommt *laut* in bezug auf Geruch ('stark') vor³⁵³⁶.

Hauptsächlich als Steigerungswort ist wohl *gelster* 'rasch (trinken)' zu verstehen. Diese Funktion kann sekundär zu der Bedeutung 'stark' (von Ton, Hitze usw.) oder zu der Bedeutung 'erschrocken' u. dgl. sein; vgl. rheinisch *gälsterig* "schrecklich, zur Steigerung dienend" (unten Anm. 64).

Die entscheidende Schwierigkeit, wenn man *gelster* bei Herbort mit *gelster* in den modernen Mundarten zusammenhalten will, bietet die Bedeutung 'erschrocken' u. dgl. Diese läßt sich schwerlich aus der Schallbedeutung erklären. Zwar kann sich starker Laut, lauter Schrei durchaus mit Schrecken, Angst berühren³⁷, aber *gelster* zeigt, wie noch zu sehen sein wird, so deutliche Übereinstimmung mit den schon erwähnten Verben *gelstern*, *vergelstern*, daß es mehr als Zufall sein muß.

In hessischen Mundarten ist das Verb *vergelstern*, daneben auch *gelstern*, gut bezeugt: *vergelstern* 'wegen forcht ausser sich seyn'³⁸, *vergelstern* 'ängstigen, einen so in die Angst jagen, daß er ganz wild und scheu aussieht'³⁹, *vergelstert* 'sva. vergeistert', d. h. 'verstört aussehend, in Angst und Schrecken sich befindend'⁴⁰, *gelstern*, *vergelstern* 'vor Furcht, Angst, außer sich sein'⁴¹, *vergelstert* 'so in Schrecken versetzt, daß sich das Aussehen ändert'⁴², *vergelstert* 'entsetzt, erschreckt, verhext'⁴³, *vergelstert* 'in höchste, gellende Angst versetzt'⁴⁴, *vergelstert*

³³ J. A. SCHMELLER u. G. K. FROMMANN: Bayerisches Wb.² 1 (1872), Sp. 1530.

³⁴ H. FISCHER: Schwäbisches Wb. 4 (1914), Sp. 1057.

³⁵ HNV 2 (1943), Sp. 65.

³⁶ S. weiter DWb. 6, Sp. 368 f. (*laut* 8).

³⁷ Vgl. z. B. DWb. 9, Sp. 1713 f. (*schreien* 2 b, c).

³⁸ J. G. ESTOR a.a.O. (oben Anm. 24), S. 1421.

³⁹ K. CHR. L. SCHMIDT: Westerwäldisches Idiotikon (1800), S. 292.

⁴⁰ KEHREIN a.a.O. (oben Anm. 18), S. 423, 424.

⁴¹ VILMAR a.a.O. (oben Anm. 19), S. 122.

⁴² W. CRECELIUS: Oberhessisches Wb. 2 (1899), S. 866.

⁴³ F. HACKLER: Der Konsonantismus der Wittgensteiner Mundart (1914), S. 40 (§ 71).

⁴⁴ W. KROH: Beiträge zur Nassauischen Dialektgeographie, in: Deutsche Dialektgeographie 4 (1915), S. 140 (§ 212).

‘(heftig) erschrocken’, ‘aufgeregt (junge Mädchen)’⁴⁵; weitere Belege mit ähnlichen Bedeutungsangaben in den Sammlungen des Hessen-Nassauischen Volkswörterbuchs und des Südhessischen Wörterbuchs⁴⁶. Neben diesen Bedeutungen kommt von *gelstern* noch eine andere vor: ‘grell schreien’, ‘hell, auffällig lachen’, ‘kichern’⁴⁵. Zusammenfassend haben wir es also mit folgenden Bedeutungen zu tun: 1 a) intr. ‘vor Angst außer sich sein’, b) tr. ‘ängstigen’, bes. Part. Perf. *vergelstert* ‘erschrocken, erschreckt’, 2) ‘grell schreien’ u. dgl.

Wie aus dieser Übersicht zu ersehen ist, hat das Adj. (Adv.) *gelster* in der Bedeutung 4) ‘erschrocken’, ‘starr, verstört (blicken)’, ‘aufgeregt’ genaue Entsprechungen bei dem Verb *vergelstern* (und *gelstern*). *Gelster* und *vergelstert* können synonym verwendet werden, *gelster* funktioniert mit anderen Worten semantisch gesehen als Adjektiv zu dem Verb (*ver*)*gelstern*.

Hessisch *gelster* ‘erschrocken’ u. dgl. einerseits und *gelster* ‘laut tönend, stark und hell klingend’ bei Herbort andererseits stellen sozusagen die beiden äußersten Pole dar. Sie deuten keinesfalls auf einen gemeinsamen Ursprung, zeigen vielmehr eindeutig in verschiedene Richtungen. In semantischer Hinsicht schließt sich *gelster* bei Herbort klar an ahd. *gëllan*, mhd. *gëllen* ‘laut tönen’ an, *gelster* ‘erschrocken’ usw. ebenso entschieden an das hessische Verb (*ver*)*gelstern*.

Ehe wir weiterkommen können, muß das Verb (*ver*)*gelstern* kurz besprochen werden. Im Gegensatz zu *gelster* ist es nicht auf hessische Mundart beschränkt, sondern auf deutschem Sprachgebiet weit verbreitet. Im Zusammenhang mit *gelstern* muß auch das Verb *galstern* herangezogen werden, mit dem *gelstern* wenigstens teilweise verwandt zu sein scheint. Eine ausführliche Diskussion über *gelstern* und *galstern* ist hier ausgeschlossen; hier wird nur berücksichtigt, was für die Diskussion von *gelster* als notwendig erscheint.

Im Ahd. ist das Verb *galstrōn* ‘fascinare, incantare’ bezeugt⁴⁷. Im

⁴⁵) Zettelapparat des HNV.

⁴⁶) Die letzteren mitgeteilt von Dr. R. Mulch (Brief vom 12. 10. 1961).

⁴⁷) GRAFF 4, Sp. 179; H. WESCHE: Der althochdeutsche Wortschatz im Gebiete des Zaubers und der Weissagung (1940, Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Sprache 1), S. 40 ff.

Mhd. scheint es dagegen zu fehlen⁴⁸. Für das Nhd. führt DWb.⁴⁹ zwei Verben *galstern* auf. Das Verb *galstern* 'zaubern' erscheint "nhd. nur noch mundartlich in folg. zusammensetzungen": 1) "*vergalsteren*, fascinare, effascinare . . ., noch schweiz. *vergalsteret* verhext, auch *vergalstern* auszer sich bringen und zu grunde richten", 2) "*ergalstern* bezaubern, auch auszer sich bringen, in schrecken setzen". Für das zweite *galstern* werden folgende Bedeutungen angegeben: 'grell schallen, schreien u. ä.' (oberd. und md.), näher bestimmt 'einen schall (*galst*) von sich geben' (österreich.), 'widrig schwätzen, wie z. B. betrunkene' (Zips), 'unangenehm schreiend reden' (thür.).

Im Mhd. liegt *gelstern* 'gellen, schreien' vor⁵⁰, auch mit dem Präfix *er-*, *ergelstern* 'aufschreien'⁵¹. DWb.⁵² führt unter *gelstern*, "ein wort verschiedner bed. und verschiedner herkunft, doch auf éinen stamm zurückgehend" folgendes auf: 1) 'heulen, schreien dasz es gellt' ("bair. . . auch md. im nordosten im 14. 15. jh."), 3) *gelstern*, *vergelstern* 'auszer sich sein vor furcht, angst, jammer' (hess.), *ergelstern*, *ergalstern* 'in schrecken setzen (auch entkräften, z. B. von krankheit)' (schweiz.), *ergelstern* 'durch zauberei zu grund richten' (schwäb.), *gälstern* 'quälen, hart behandeln' (schwäb.)⁵³. Für *vergelstern* werden weiter die Bedeutungen 'vor schrecken erstarren' (intr.) und 'einen in groszen schrecken versetzen' (tr.) angegeben⁵⁴.

Die Verben *galstern* und *gelstern*, auch mit den Präfixen *er-* und *ver-*, sind in deutschen Mundarten reichlich vertreten, wie schon DWb. zeigt. Die Mundartwörterbücher bestätigen und präzisieren das Bild, das DWb. bietet. Die nahe semantische Übereinstimmung zwischen den beiden Verben kommt deutlich zum Vorschein. Sowohl *galstern* wie *gelstern* zeigen zwei Hauptbedeutungen: 1) 'verzaubern, erschrecken (intr. und tr.)' u. dgl., 2) 'grell schallen, schreien' u. dgl.

⁴⁸) LEXER 3, Sp. 108: *vergalstern* 'verzaubern' (aus einer Chronik von 1523–39). Vgl. DWb. 4:1:1, Sp. 1204 (unter *galster* n.), Sp. 1205 (*galstern* 'zaubern').

⁴⁹) DWb. 4:1:1, Sp. 1205; vgl. DWb. 12:1, Sp. 373.

⁵⁰) LEXER: Mittelhochdeutsches Taschenwb.³² (1966), S. 59.

⁵¹) Ibid., S. 45. – Über die verschiedene Bezeichnung des Stammvokals s. oben Anm. 16.

⁵²) DWb. 4:1:2, Sp. 3053.

⁵³) Weggelassen ist hier *gelstern* 2) 'husten', das mit *kilstern*, *külstern*, *külsen* 'husten' zusammengestellt wird; s. dazu DWb. 5, Sp. 704 (*kilstern*), Sp. 2587 f. (*külstern*).

⁵⁴) DWb. 12:1, Sp. 407.

Nach der nunmehr gewöhnlichen Meinung ist *galstern* in Bed. 1 und 2 ein und dasselbe Verb⁵⁵. Es geht auf ahd. *galstrōn* 'fascinare, incantare' zurück, das von dem ahd. Subst. *galstar* 'incantatio' abgeleitet worden ist⁵⁶, das seinerseits – mit der Variante *galdar*, ae. *gealdor*, awn. *galdr* – eine Ableitung zum Stamm des urgerm. Verbs **galan-*ist⁵⁷. Dieses Verb zeigt zwei Hauptbedeutungen: teils wird es von hohen, schrillen Tönen verwendet, teils heißt es 'galstar singen, verzaubern'⁵⁸. Wie I. Lindquist gezeigt hat, besteht hier zweifellos ein ursprünglicher Zusammenhang, indem die hohe, schrille Tonlage für die germanischen Zaubergesänge kennzeichnend war⁵⁹. Beide Seiten von *galstrōn* spiegeln sich in deutschen Mundarten ab, sowohl die "Verzauberung" als auch die hohe, schrille und dadurch – für unsere Auffassung – unangenehme Tonlage. Das Verb *galstern* gibt somit weitere Bestätigung für die Auffassung vom Charakter des germanischen Zaubergesangs, zu der man auf anderen Wegen gelangt ist, eine Bestätigung, die in der Fachliteratur übersehen zu sein scheint⁶⁰.

Während die Verhältnisse bei *galstern* einigermaßen klar liegen, ist das synonym auftretende *gelstern* schwieriger zu beurteilen. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß der Stammvokal in *vergelstern* (in der Bed. 1) wenigstens in ein paar Mundarten, so in einer hessischen, auf

⁵⁵) P. LESSIAK in: ZfdA 53 (1912), S. 145; F. PFISTER in: Handwb. des deutschen Aberglaubens 3 (1930–31), Sp. 281 f.; H. WESCHE a.a.O. (oben Anm. 47), S. 40; Badisches Wb., Lief. 11 (1951), S. 59 (unter *vergelstern*); KLUGE-MITZKA²⁰, S. 230. – Anders DWb. 4:1:1, Sp. 1205; O. WEISE in: Niederdeutsches Jahrbuch 46 (1920), S. 37 f.; W. HENZEN: Deutsche Wortbildung³, S. 228.

⁵⁶) GRAFF 4, Sp. 179; WESCHE a.a.O., S. 40 ff.

⁵⁷) S. z. B. KLUGE-MITZKA²⁰, S. 230.

⁵⁸) S. die üblichen Wörterbücher, für das Ae. noch R. JENTE: Die mythologischen Ausdrücke im altenglischen Wortschatz (1921, Anglistische Forschungen 56), S. 315 ff.

⁵⁹) I. LINDQUIST: Galdrar. De gamla germanska trollsångernas stil undersökt i samband med en svensk runinskrift från folkvandringstiden (1923, in: Göteborgs högskolas årsskrift 1923:1), S. 3 ff.; ders.: Religiösa runtexter 1. Sigtuna-galdern (1932, Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund 15), S. 103 ff.

⁶⁰) Vgl. WESCHE a.a.O., S. 40. – Noch eine Bestätigung bietet sich durch norw. (mundartl.) *galder* mit derselben Doppeltheit in der Bedeutung: 1) 'Trolddom, Hexerie', 2) 'Skraal, Raab, skrigende Tale' sowie das entsprechende Verb *galdra* (I. AASEN: Norsk Ordbog med dansk Forklaring⁴, 1918, S. 205), weiter durch sekundär entwickelte Bedeutungen von awn. *galdr* (s. A. TORP: Nynorsk etymologisk ordbok, 1919, Neudruck 1963, S. 144; J. DE VRIES: Altnordisches etymologisches wb.², 1962, S. 153).

Umlaut-*e* deutet⁶¹. Daß *gelstern* ‘verzaubern, erschrecken’ mit ahd. *galstar* zusammenhängt, scheint aus der Bedeutung klar hervorzugehen. Wenn das Verb alt ist, ist wohl ein *-jan*-Verb neben dem *-ōn*-Verb *galstrōn* anzunehmen. Da *gelstern* dieselbe doppelte Bedeutung zeigt wie das aus *galstar* abgeleitete *galstern*, wäre es jedenfalls theoretisch möglich, auch in *gelstern* ein einheitliches Verb zu sehen. Denkbar ist jedoch, daß hier irgendwelche Kreuzungen vorliegen⁶². Eine Stellungnahme ist ohne eingehende Untersuchung nicht möglich. Das Unangenehme, das dem Verb *gelstern* sowie dem Verb *galstern* als Lautbezeichnung anhaftet, dürfte wohl von *galstar* herrühren.

Wie ich oben gezeigt habe, kann man hinsichtlich der Bedeutung hessisch *gelster* ‘erschrocken’ u. dgl. als ein zu dem Verb *gelstern* gehörendes Adjektiv auffassen. Etymologisch läßt sich aber *gelster* schwerlich aus *gelstern* herleiten. Zu einem Verb auf *-ern* wäre eine andere Adjektivbildung zu erwarten, am ehesten eine Ableitung auf *-ig*⁶³. In anderen Mundarten finden wir auch solche regelrechte Bildungen zu *gelstern*: *gälsterig* a) ‘gespensterhaft, Schrecken einflössend, beängstigend, wunderbar, unheimlich’, b) ‘furchtsam’, c) ‘gellend schreiend oder hustend’⁶⁴, *gälsterig* ‘aufgebracht, verwirrt’⁶⁵, *gëlschterig* ‘geängstigt = Ptc. vergelschtert’⁶⁶.

Hessisch *gelster* ‘erschrocken’ u. dgl. erfüllt offensichtlich dieselbe Funktion wie *gelsterig* in anderen Mundarten. Diese Feststellung legt eine einfache Erklärung nahe.

Den natürlichen Ausgangspunkt bietet das Herbortsche *gelster* ‘laut tönend, stark und hell klingend’. Es hat bis in die moderne Mundart als schallbezeichnendes Adjektiv weitergelebt. Die starke Bedeutungs-

⁶¹) Badisches Wb., Lief. 11, S. 59; O. KNAUSS: Vergleichung des vokalischen Lautstandes in den Mundarten von Atzenhain und Grünberg (1906), S. 77 (Lautregeln: § 11, 13).

⁶²) Denkbar wäre eine Ableitung von dem Adj. *gelster*. Vgl. DWb. 4:1:1, Sp. 1205 (unter *galstern* ‘grell schallen’), 4:1:2, Sp. 3053, 12:1, Sp. 407 (unter *vergelstern*).

⁶³) Vgl. W. WILMANN: Deutsche Gram. 2^e (1899), S. 417, 460 ff.; W. HENZEN: Deutsche Wortbildung³, S. 197 f. Zahlreiche Beispiele von Adjektiven auf *-ig* zu Verben auf *-ern* auch in hessischen Mundartwörterbüchern.

⁶⁴) Rheinisches Wb. 2 (1931), Sp. 993; auch in der sekundären Bedeutung ‘furchtbar gross (dick), schrecklich, zur Steigerung dienend’.

⁶⁵) H. FISCHER: Schwäbisches Wb. 3, Sp. 35.

⁶⁶) AUTENRIETH: Pfälzisches Idiotikon (1899), S. 51.

verengung, "arger Ton", zeigt jedoch, wie gefährdet es gewesen ist. Offensichtlich ist es von dem in hessischen wie in anderen Mundarten häufig vorkommenden Verb (*ver*)*gelstern* angezogen worden. Die negativen Nuancen von *gelster* in bezug auf Ton und Hitze rühren sicherlich daher⁶⁷. Die Anziehung ist sogar so weit gegangen, daß *gelster* zum Teil die eigentliche Bedeutung total eingebüßt hat und dafür, synchronisch gesehen, hauptsächlich als Adjektiv (Adverb) zu dem frequenten Verb (*ver*)*gelstern* auftritt. Es ist synonym mit dem anderswo vorkommenden Adj. *gelsterig*, das auch folgerichtig, soweit bekannt, in hessischer Mundart fehlt⁶⁸.

Das Adj. *gelster* hat in modernen Mundarten eine stark beschränkte Verbreitung, und auch dort, wo es vorkommt, ist seine Stellung ziemlich labil gewesen, wie die Umformung *gelstern* zeigt. Es ist ohne Stütze von nahe verwandten Wörtern gewesen. Wir haben es mit einem Fall etymologischer, assoziativer Isolierung zu tun. Es ist allgemein bekannt, wie schwach die Stellung der einzelnen Wörter in solchen Situationen ist. Die Isolierung kann zum Untergang eines Wortes oder zu Deformationen aller Art führen⁶⁹. In unserem Fall ist das Wort von einer weit geläufigeren Wortsippe angezogen worden.

Vergleichbare Veränderungen führt R. Mulch aus hessischer Mundart an⁷⁰. Das etymologisch isolierte Verb *güstern* 'bestürzt machen' "wird oder wurde in den merkwürdigsten Bedeutungen verwendet, die z. T. auf Anlehnung an *Geist*, über den Begriff des Schreckens, beruhen": 'es spukt', davon 'es rumort, ohne daß man den Urheber kennt' (S. 34). Noch beleuchtender ist die Wortgruppe von *ungeneußig*, *-lich* 'unersättlich'⁷¹, die sich in Auflösung befindet (S. 35 f.). Zum Teil ist

⁶⁷) Vgl. DWb. 4:1:2, Sp. 3053 (unter *gelstern* 3).

⁶⁸) Vgl. bei H. v. PFISTER a.a.O. (oben Anm. 20), der die lautbezeichnende Bedeutung von hessisch *gelster* für die älteste hält, eine Bemerkung zu den anderen angegebenen Bedeutungen: "Vermittelt wurden solche Übergänge der Bedeutung durch jenes, eben wol aus 'galen' fließende Hauptwort Galster, Zauber."

⁶⁹) S. z. B. L. BERTHOLD: Verstöße gegen die Lautgesetze und ihre Gründe, in: Deutsche Dialektgeographie 21 (1933), S. 62 ff.; dies. in: Erbe der Vergangenheit. Germanistische Beiträge. Festgabe für Karl Helm (1951), S. 237 ff.; W. NEUBAUER: Deformation isolierter Bezeichnungen. 'wiederkäuen' in deutscher Wortgeographie (1958, Beiträge zur deutschen Philologie 22; auch in: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen 1, 1958, S. 297 ff.).

⁷⁰) R. MULCH: Seelische Bedingungen im Leben der Wörter. Eine wortkundliche Untersuchung, ausgehend von der Mundart der nördlichen Wetterau, IF 51 (1933), S. 1 ff.

⁷¹) DWb. 4:1:2, Sp. 3391 f. (unter *geneusen* 2).

dieses Adjektiv semantisch von *gænēisā* ‘genießen’ angezogen worden; es hat u. a. die Bedeutung ‘ungenießbar’ angenommen und ist zuweilen sogar phonetisch in vollständige Übereinstimmung mit dem Verb umgebildet worden. Es tritt somit sekundär als Adjektiv zu einem etymologisch unverwandten Verb auf⁷².

4. Zur Etymologie

Im Anschluß an die Feststellung der historischen Identität von *gelster* bei dem Hessen Herbort und *gelster* in hessischer Mundart soll die Frage nach der Herkunft des Wortes hier zum Abschluß kurz besprochen werden. Zu erklären ist Herborts *gelster* ‘laut tönend, stark und hell klingend’.

Die bisherige etymologische Erörterung beschränkt sich auf kurze Bemerkungen, hauptsächlich in Wörterbüchern, die Herkunftsvorschläge andeuten, aber nie näher ausführen.

Wie schon in Abschnitt 3 erwähnt wurde, ist an einen Zusammenhang zwischen hessisch *gelster* ‘erschrocken’ und ahd. *galstar* ‘incantatio’ gedacht worden, so alternativ in Vilmars Wörterbuch und so von H. Corell, der beiläufig die beiden Wörter zusammenstellt⁷³. Eine Ableitung von *galstar* mit dem Suffix *-ja-* wäre zweifellos möglich. Für *gelster* bei Herbort, das uns hier interessiert, ist eine solche Herleitung aus begrifflichen Gründen nicht vorgeschlagen worden. Daß eine “reine” Gesangsbedeutung in mhd. *gelster* bewahrt sein sollte, ist zwar möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich⁷⁴.

Frommann stellt in seiner Herbort-Ausgabe, wie wir gesehen haben, *gelster* mit dem Verb ahd. *gëllan*, mhd. *gëllen* zusammen. Lexer (1, Sp. 825) gibt den Kommentar: “zu *gëllen*, *gëlsen*”. BMZ (1, S. 519) führt in der etymologischen Einreihung *gëlster* sowie *gëlsen* unter *gëllen* auf. Das Verb *gëlsen* ‘gellen, schreien, heulen’, das erst mhd. bezeugt ist⁷⁵,

⁷²) Vgl. DWb. 11:3, Sp. 784.

⁷³) Vgl. DWb. 4:1:2, Sp. 3053 (unter *gelstern* 3).

⁷⁴) Abwegig ist ein Erklärungsversuch für mhd. *gelster* in DWb. 4:1:1, Sp. 1205 (unter *galstern* ‘grell schallen’), 4:1:2, Sp. 3053 (unter *gelstern* 1).

⁷⁵) BMZ 1, S. 519; LEXER 1, Sp. 825.

ist eine Weiterbildung auf *-isōn* zu ahd. *gellan* (zum Präteritumstamm *gal*)⁷⁶.

Mhd. *gellen* und *gelsen* (beide auch mit dem Präfix *er-*) scheinen sich, nach den Belegen in den Wörterbüchern zu urteilen, bedeutungsmäßig nicht vollständig zu decken. Das Grundwort *gellen* scheint einen breiteren Bedeutungsumfang zu haben. Im Ahd. bedeutet es ‘widerhallen, schallen, klingen’ (s. Abschnitt 1). Mhd. *gellen* bezeichnet sowohl lautes Tönen überhaupt, z. B. vom Donner und von widerhallenden Felsen (ein Glossar 1482: “gellen, widerlauten, widerhellen, resonare”, Lexer), als auch “Schreien” von z. B. Kindern, Löwen und Hunden. Mhd. *gelsen* scheint vor allem diese zweite Bedeutungsseite auszudrücken, es betont die Bedeutungskomponente ‘schreiend, heulend, schrill’⁷⁷. Dasselbe Bild zeichnet sich im Nhd. ab, wo *gelsen* nur noch mundartlich vorkommt⁷⁸. Danach zu urteilen ist *gelster* bei Herbort semantisch eher mit *gellen* als mit *gelsen* zusammenzuhalten. Die Bedeutungs differenzierung der beiden Verben braucht allerdings nicht ursprünglich zu sein, so daß hier kein sicheres Indiz für die Herleitung vorliegt.

Hinsichtlich der Wortbildung wird, soviel ich gefunden habe, *gelster* nur an einer Stelle direkt kommentiert. In Grimms Deutscher Grammatik wird *gēlst-er* ‘sonorus’ unter Adjektiven mit *r*-Suffix aufgeführt⁷⁹. Einen Stamm **gelst-*, zu dem das Adjektiv gebildet sein könnte, gibt es m. W. nicht. Formell möglich wäre es, von dem oben besprochenen *gelsen* auszugehen, mit dem Sproßvokal *t* zwischen *s* und *r* wie in *Schwester*⁸⁰.

Für ein Adjektiv von so altertümlichem Typ würde man vielleicht eher eine Bildung zu dem Grundwort *gellen* als zu dem davon abgeleiteten *gelsen* erwarten. Es ist jedoch kein entscheidendes Argument. Weder formell noch semantisch kann die Herleitung von *gelster* aus *gelsen* ausgeschlossen werden.

Eine andere, in beiden Hinsichten befriedigendere Lösung scheint sich aber zu bieten.

⁷⁶) O. SCHADE: Altdeutsches Wb.², S. 297 (s. oben Anm. 16); W. WILMANNs: Deutsche Gramm. 2², S. 105 (*gēlsen!*); W. HENZEN: Deutsche Wortbildung³, S. 225; KLUGE-MITZKA²⁰, S. 225 (unter *Gelse*).

⁷⁷) BMZ 1, S. 519; LEXER 1, Sp. 629, 821, 825, und Nachträge, Sp. 155, 188.

⁷⁸) DWb. 4:1:2, Sp. 3037 ff., 3052.

⁷⁹) J. GRIMM: Deutsche Gramm.² 2 (1878), S. 130.

⁸⁰) Zum Sproßvokal s. W. STREITBERG: Urgermanische Gramm. (1896, Neudruck 1943), § 130; W. WILMANNs: Deutsche Gramm. 1³ (1911), S. 212 f.; E. PROKOSCH: A Comparative Germanic Grammar (1939), § 29, 1 b.

In germanischen Sprachen kommt bekanntlich ein Suffix *-str-~st-* vor, das "Zugehörigkeit" bezeichnet. Wohlbekannte Beispiele sind die Substantive got. *awistr*, ae. *ēowestre*, *ēwestre*, ahd. *ewist* 'Schafstall, -hürde' zu ae. *ēowu*, ahd. *ou* 'Schaf', awn. *naust*, norw. (mundartl.) auch *naustr* 'Bootsschuppen' zu einem Wort für 'Schiff', got. **nawistr* 'Grabstätte' (*ga-nawistrōn* 'begraben') zu got. *naus* 'Toter'. In einem bekannten Aufsatz, Über *st*-Bildungen in den germanischen und indogermanischen Sprachen, macht H. Krahe geltend, daß das Suffix *-st(r)-* zum großen Teil eben Zugehörigkeit ausdrückt⁸¹. Die genannten germanischen Beispiele, mit dem auffallenden Nebeneinander von Formen auf *-st* und auf *-str*⁸², bieten einen sicheren Ausgangspunkt für Krahes Theorie. Die Reichweite dieser Theorie läßt sich wohl noch nicht absehen⁸³. Von ganz anderen Ausgangspunkten ist das Suffix neulich von W. Meid ausführlich behandelt worden⁸⁴. Seine Untersuchungen zielen darauf, den äußersten Ursprung der suffixalen *-st-* und *-str-*Verbindungen im Indogermanischen, besonders im Germanischen, zu ermitteln, die ja keinen einheitlichen Typ darstellen. Die semantische Seite steht dabei im Hintergrund; die Funktion der Suffixe, u. a. die Funktion als Zugehörigkeitssuffix, wird nicht besprochen⁸⁵.

Für unsere Erörterung eines einzelnen Wortes, das ein Element *-str-* enthält, ist die tatsächlich nachweisbare Funktion des betreffenden Suffixes im Germanischen entscheidend.

⁸¹ H. KRAHE in: PBB 71 (1949), S. 225 ff. ("Zusammenhang [oder die Verbindung] mit etwas", S. 228). Die angeführten Beispiele S. 232 f. S. auch KRAHE in: BzN 10 (1959), S. 1 ff.

⁸² Awn. *naust* im Sinne von 'Grabhügel', das Krahe nach einem Vorschlag von Hj. Falk zusammen mit got. **nawistr* anführt, ist unsicher (s. z. B. S. EGILSSON u. F. JÓNSSON: *Lexicon poeticum antiquæ linguæ septentrionalis*², 1931, Fotodruck 1966, S. 423, *naustdyrr*; nicht aufgenommen in: A. JÓHANNESSON: *Isländisches etymologisches Wb.*, 1956; J. DE VRIES: *Altnordisches etymologisches wb.*², 1962).

⁸³ S. dazu KRAHE a.a.O. 1949, S. 239, 244 f.; A. BACH: *Deutsche Namenkunde* 2, 1 (1953), § 236 f.; W. HENZEN: *Deutsche Wortbildung*³, S. 123, 184; D. RUPRECHT: *Tristitia. Wortschatz und Vorstellung in den althochdeutschen Sprachdenkmälern* (1959, Palaestra 227), S. 42 f. mit Anm. 44; KLUGE-MITZKA²⁰ (die den Kraheschen Beispielen entsprechenden Wörterbuchartikel).

⁸⁴ W. MEID in: IF 69 (1964–65), S. 218 ff., in: *Die Sprache* 11 (1965), S. 122 ff., in: *Zeitschr. f. vergl. Sprachf.* 79 (1965), S. 291 ff.

⁸⁵ In der Darstellung in H. KRAHE: *Germanische Sprachwissenschaft* 3. Wortbildungslehre von W. MEID (1967), § 128, 138, 139, die auf Meids frühere Untersuchungen baut, wird die Funktion von *-st(r)-* als Zugehörigkeitssuffix kurz berührt (§ 128 am Schluß, 139).

Einige germanische Adjektive auf *-st(r)-* lassen sich vortrefflich nach den Kraheschen Linien beurteilen. Krahe führt zunächst das Adj. *dreist* (ahd. *drīsti*, as. *thrīst[i]*, ae. *ðrīst[e]*) ‘zudringlich, kühn’ an⁸⁶, für das schon früh germ. **þrinhstia-* zu got. *þreihan*, dt. *dringen* angesetzt wurde⁸⁷. Den Zusammenhang mit ‘dringen’ drückt Krahe so aus: “was mit Dringen, Zudringlichkeit verbunden ist”, “Eigenschaft der Zudringlichkeit”. Die Herleitung von *dreist* hat nunmehr allgemeine Anerkennung gefunden⁸⁸. Unter die *-str-*-Bildungen will Krahe auch nhd. *muster* ‘frisch, kräftig’ einreihen (S. 244), das wahrscheinlich auch in hessisch *schlafmunster* ‘schlaftrunken’ enthalten ist⁸⁹.

Awn. *braustr* (Fem. *braust*), aschw. *røster* ‘rüstig, kräftig, stark, mutig’ gehört wahrscheinlich, als *-st-*-Bildung, zu der idg. Wurzel **krew-t-* ‘schütteln, schwingen, lebhaft bewegen’⁹⁰.

Ein ausgezeichnetes Beispiel für die Funktion von *-str-* als germ. Adjektivsuffix bietet ein schon von Kluge in seiner Diskussion der Adjektive auf *-str-*⁹¹ erwähntes Beispiel, nämlich ahd. *swīstar* (Summarium Heinrici), mhd. *swīster* ‘tacitus, schweigsam’⁹². Das Adjektiv, germ. **swihstra-*⁹³, gehört zu ahd. *swīgēn* ‘schweigen’; es hat offensichtlich ungefähr dieselbe Funktion wie ein Part. Präs. zu diesem Verb.

Eine ähnliche Bildung ist mhd. *hīster* ‘heiratslustig’⁹⁴ zu ahd. mhd.

⁸⁶) KRAHE a.a.O. 1949, S. 243 f.

⁸⁷) So schon E. HELLQUIST: Svensk etymologisk ordbok¹ (1922), S. 101 (unter *dristig*).

⁸⁸) KLUGE-MITZKA²⁰, S. 142; JÓHANNESON a.a.O., S. 973, 974 (unter *dreiss* bzw. *drīstuligr*); J. DE VRIES: Nederlands etymologisch woordenboek, Afl. 2 (1963), S. 136; MEID a.a.O. 1964–65, S. 242, ders. a.a.O. 1967, S. 167; anders J. POKORNY: Indogermanisches etymologisches Wb. 1 (1959), S. 1092.

⁸⁹) TH. ANDERSSON in: Zeitschr. f. Mundartf. 29 (1962), S. 62 ff. – Zu *mu(n)ster* s. auch KLUGE-MITZKA²⁰, S. 496.

⁹⁰) POKORNY a.a.O., S. 623; JÓHANNESON a.a.O., S. 269; J. DE VRIES: An. etym. wb.², S. 252; MEID a.a.O. 1964–65, S. 233 f. – Awn. *traustr* (Fem. *traust*) ‘zuverlässig, stark’, das MEID neben dem Subst. *traust*, ahd. *trōst* usw., erwähnt (a.a.O. 1964–65, S. 219, 225, a.a.O. 1967, S. 164, in: Die Sprache 11, 1965, S. 123), ist als Bahuvrīhibildung, germ. **ga-trausta-* (= ahd. *gitrōst*), zu verstehen (C. J. S. MARSTRANDER in: Norsk tidsskrift for sprogvidenskap 13, 1945, S. 327 ff., bes. S. 340 f.).

⁹¹) F. KLUGE: Nominale stambildungslehre der altgerm. dialekte³ (1926), § 216.

⁹²) GRAFF 6, Sp. 861, 906; LEXER 2, Sp. 1381.

⁹³) MEID a.a.O. 1964–65, S. 242, a.a.O. 1967, § 139. Zu der Ausstoßung des Konsonanten vor *str* s. W. STREITBERG: Urgermanische Gramm., § 129, 1; W. WILMANN: Deutsche Gramm. 1³, S. 218 f.

⁹⁴) BMZ 1, S. 695; LEXER 1, Sp. 1307.

hīwen 'heiraten'⁹⁵. Die semantische Beziehung zum Verb ist auch hier klar.

Eine kleine charakteristische Gruppe germanischer Adjektive mit dem Suffix *-st(r)-*, das hier eine deutliche Zugehörigkeitsfunktion zeigt, läßt sich somit feststellen. Auf die für die altgermanische Wortbildungslehre wichtige Frage, wie groß die Gruppe der *-st(r)-*Adjektive gewesen ist, d. h. was sich evtl. noch in Wörterbüchern und anderen Quellen verbirgt, kann hier nicht eingegangen werden⁹⁶. Besonders zahlreich dürften die *-st(r)-*Adjektive in historischer Zeit kaum gewesen sein. Die bis jetzt bekannten Beispiele sind wohl am ehesten als überlebende Reste aus älteren Zeiten zu beurteilen. Es handelt sich offensichtlich um ein sehr altertümliches Suffix.

An die *-st(r)-*Adjektive schließt sich mhd. *gelster* völlig natürlich an. Was die Funktion des Suffixes betrifft, ist *gelster* in erster Linie mit ahd. *swīstar* zu vergleichen. Das semantische Verhältnis zwischen ahd. *swīstar* und *swīgēn* entspricht ziemlich genau dem zwischen *gelster* und *gellen*. Das spricht dafür, daß *gelster* in derselben Weise zu erklären ist, nämlich als eine *-str-*Ableitung zu ahd. *gellan*⁹⁷.

Von den hier besprochenen verschiedenen Möglichkeiten, *gelster* etymologisch zu erklären, scheint die zuletzt vorgeschlagene am meisten zu befriedigen⁹⁸.

⁹⁵ R. SCHÜTZEICHEL: Althochdeutsches Wb. (1969), S. 85; LEXER 1, Sp. 1312.

⁹⁶ Ergänzungen sind am ehesten im Wortschatz der germ. Mundarten zu erwarten, die ja hinsichtlich der Wortbildung bis jetzt nur wenig untersucht worden sind, aber auch in den älteren Sprachstufen dürfte noch einiges zu finden sein (vgl. das hier herangezogene *hīster*).

⁹⁷ MEID a.a.O. 1964–65, der nur primäre *-st(r)-*Bildungen behandelt und diese nach dem Auslaut der Wurzeln gruppiert, stellt fest (S. 255), daß sie vor allem nach Dental und auch Guttural auftreten, dagegen z. B. nach *l* weniger häufig, jedoch klar bezeugt sind. Zu seinen Beispielen (S. 253) ist hinzuzufügen: aschw. *alster* 'Abkommenschaft' in *siængar alster* 'Abkommenschaft einer Ehe' (C. J. SCHLYTER: Ordbok till Samlingen af Sweriges Gamla Lagar, 1877, S. 24, 548) neben *alder*, dt. *Alter* (s. E. HELLQUIST: Svensk etymologisk ordbok³, 1948, S. 14). – Was *gelster* betrifft, ist zu beachten, daß wir in ahd. *galstar* eine *-str-*Ableitung zu derselben Wurzel (idg. **ghel-*) haben. Diese beiden Bildungen dürften sich gegenseitig gestützt haben.

⁹⁸ Verwandt mit mhd. und hessisch *gelster* sind zweifellos die beiden hessischen Flußnamen *Gelster* (→ Werra) und *Kelsterbach* (→ Main; jetzt Stadtname). Auf die Frage nach der Art der Verwandtschaft hoffe ich in einem anderen Zusammenhang zurückkommen zu können.

WESTFÄL. *loyt* n. 'MENGE, SCHAR (KINDER)' UND SEINE VORFAHREN

Von Erik Rooth

Der von William Foerste und uns anderen "Niederdeutschen" verehrte Erich Nörrenberg hat im Nd. Jahrb. 71/73 (1948/50), 317–336 auf die Altertümlichkeit und Beharrsamkeit des westfälischen Wortschatzes hingewiesen: "Keine niederdeutsche Mundart östlich der Weser und – außer dem Schweizerischen – wohl auch keine hochdeutsche Mundart hat im Wortschatz so viel Altes bewahrt" (S. 322). Am reichsten ist an lexikalischen Relikten der NW, "wo die normalisierende Einwirkung des Hochdeutschen am schwächsten, der konservierende Einfluß des benachbarten Niederländischen . . . am stärksten ist" (322). Über diese "Reliktlage infolge östlicher Störungen" hat dann William Foerste in seinem schönen Werk: Der wortgeographische Aufbau des Westfälischen (1958), 86–95 weiter gehandelt.

Nörrenberg gibt (323 ff., 333 ff.) mehrere Beispiele westfälischer Wörter, die im Altsächsischen und/oder Altenglischen vorhanden, im Schleswig-Holsteinischen, der Urheimat der Sachsen, dagegen ausgestorben sind. Unter diese gehört *loyt* n. 'Schar, Menge (Kinder)' (334). Die Belege stammen aus dem NW: Kr. Tecklenburg (Mettingen, südoldenb.) und NO: Kr. Bersenbrück (Kirchspiel Badbergen) und erweisen, daß Relikte auch ohne Stütze des Niederländischen bewahrt sein können. Es fehlte Nörrenberg damals an Zeit, die Wörterbücher anderer Mundarten zum Vergleich heranzuziehen. Aus der etymologischen Verwandtschaft nennt N. nur das altenglische *hlōð* f. 'Schar, Menge' mit Hinweis auf Holthausen, Altengl. etymolog. Wörterb. S. 164, wo auch mhd. *luot* 'Masse, Menge' erwähnt wird.

Weder Holthausen noch Nörrenberg konnten damals wissen, daß das Wort auch im Mittelniederdeutschen belegt ist (es fehlt bei Lübber-Walther) und zwar in der Form *lôt* f.: *dô quam Jesup mit sīner lôt unde selschop*, Wismar 1427, in der gegenwärtigen mecklenburgischen Mund-

art *laut* f. m., z. B. in *eene grothe Lauth* 'eine Menge Menschen, ein Auflauf'. Fritz Reuter benutzt das Wort auch in der Bedeutung 'Koppel Hunde'; s. Wossidlo-Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch. Bd. 4 (1965), 861. Das Wort stammt wahrscheinlich von den westfälischen Besiedlern Mecklenburgs her.

Häufig ist das Wort im Altenglischen. In den angelsächsischen Gesetzen (Liebermann 94,14) bezeichnet *blōd* f. 'eine zum gemeinsamen Stehlen vereinte Bande von 7 bis 35 Dieben'. Aus *Two of the Saxon Chronicles* (ed. by Earle) 80,28 führt Bosworth-Toller 545 ein Beispiel mit ähnlicher, etwas pejorativer Bedeutung an: *ḍȳ gēare gegadrode ǫn blōd wicenga* 'in diesem Jahr versammelte sich eine Schar (Bande) Wikinger'. Vgl. auch *hādenra blōd* (St. Andrew, ed. Kemble 2777) und *fēonda blōd* (Cod. Exon., Thorpe 157,5). Neutral ist die Bed. in *Juliana V. 676 secga blōde* (acc. pl.) 'der Männer Scharen'. Vier Zusammensetzungen mit *blōd* sind im Ae. bekannt: *blōdbōt* f. wörtlich 'Bandenbusse' (Liebermann 64,29), *blōdslit* 'Bandenmord' (Liebermann 18,29), *blōd-gecrod* 'Scharengedränge' und *hereblōd* 'Heerschar' (St. Guthlac 1042).

Dasselbe Wort ist höchst wahrscheinlich das afries. *blōth* im Brokmerbrief § 68: *Hwersare skieth et warste and et blothe binna wagem*. Beide Wörter, *warst* und *blōth*, haben den Begriff 'geschlossene Gesellschaft' gemeinsam. Schon Kern: *Taalkundige Bijdragen* 2 (1879), 191 war der Auffassung, daß Richthofen mit Recht das "ags. *blōd*, kompagnie" verglichen hatte. Da *warst* zu *werd-* in *weerdschap* (*convivium*) bei Kiliaan usw. gehöre, so sei nach Kern die richtige Übersetzung: "Al wat er geschiedt in besloten geselschap (of bij 'et gezellig maal) binnen 's huis (de muren)." Ohne Not macht Kern am Schluß seines Beitrags den Vorbehalt: "ofschoon ik, wegens 't voorz. *et*, denk dat 't woord hier op te vatten is als 'haard'; vgl. On. *blōd*". Abgesehen davon, daß *blōd* in der Bed. 'Herd' neuisländisch ist, so ergibt diese Bed. im Kontext kaum so guten Sinn wie 'geschlossene Gesellschaft'. Was *et* betrifft, so bildet das kein Hindernis, da *et blōthe* mit *et warst* ziemlich gleichbedeutend ist.

Daß *et blōthe*, wie Buma in seiner Ausgabe der Brokmer Rechts handschriften (1949), S. 44 und 202 vorschlägt, 'beim Glücksspiel' bedeuten sollte (zu afries. *blot*), kann nicht überzeugen. Ich übersetze also: "was (an Schlägerei etc.) beim Freundesgelage und bei geschlos-

sener Gesellschaft innerhalb der (vier) Wände¹ geschieht (das erfordert ein Wergeld und ein Friedensgeld)".

In der mhd. Dichtung ist der älteste Beleg von *luot* f. bairisch: Albers Tundalus (12. Jh., Hs. Wien 2696, 14. Jh.). Es heißt in der Ausgabe Hahns (1840), S. 41, V. 59: *Des vil vbelen tivel's lovt, ez het grimmi-gen mût* (vgl. 55, 39 *der ledigen tivel schar*). Bei den Klassikern folgt dann die bekannte Stelle aus Wolframs Parzival 675, 13 f. (Lachmann), wo Keye *in sîme schimpf* 'zu eigener Belustigung' sprach: *got mit den liuten wunder tuot: / wer gap Gâwân die frouwen luot*, etwa "Gott macht Wundertaten unter den Leuten: wer hat Gâwân diese Masse von Weibervolk herbeigeschafft?". Keye denkt hier an den Festzug schöner Frauen, den Gâwân durch das Heerlager des Artus leitete (Lachmann 670). Fedor Bech will (Germania 7, 301) in *luot* einen gemeinen Sinn herausfinden: "Das sonst selten auftretende *luot* scheint mir um so mehr absichtlich gewählt, als es in der höfischen Umgangssprache schwerlich anders als von gemeinen unedlen Wesen gebraucht wurde, so *der heiden luot, des tiuvel's luot . . .*". Es handelt sich hier um Nuancen. Keyes Scherz war derb, nicht gemein.

Bairisch (13. Jh.) ist auch die Mundart von Reinbot von Durne (v. Kraus 1907) mit den Stellen *von den heiden grôziu luot* und *ich îlte ûf der heiden luot* (V. 506–508 bzw. 1376) und vom Jüngerer Titurel (etwa um 1270). In der Heidelberger Hs., Cod. pal. germ. 383 (14. Jh.), hrsg. von Hahn, Quedlinburg 1842, liest man V. 2692: *ein luot von hunden* 'eine Rotte von Hunden'. Über die bairische Mundart des Dichters und die "md." der Heidelberger Hs. 383 s. Werner Wolf, ZfdA, 76, 68 und 72.

Übrige mhd. Belege finden sich in ostmd. Schriften aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. Nicolaus von Jeroschin verwendet in seiner Preußenchronik das Wort mehrmals, z. B. 14, 102–103 *und stiftin eine reise / mit vil grôzir herislût*, 18, 925 f. *vor der werdin vrouwin lût*, 19, 792 *vorterbinde des tûvils lût* usw. Auch Tilo von Kulm, hrsg. von Kochendörffer 1907 (DTM 9), kennt das Wort in der Bed. 'Schar' V. 2822: *wecken ûf von tôdes lût*, ebs. V. 3283 ff. Deutlicher tritt der üble Sinn in V. 4194 *daz ist böser kumpân lût*. Die Bed. 'schlechte Gesellschaft' scheint *lût* V. 4194 zu haben: *der sich czû der werlde tât, / und kumt seldom ûz der luot*.

¹) Die Formel *innerhalb der vier Wände* ist in der mittelalterlichen dt. Rechtsprache üblich gewesen (Grimms. Wb. 13, 1482).

Schade: Altdeutsches Wörterbuch (1872–82) kennt keinen Beleg aus dem Althochdeutschen. Ich möchte hier auf das Wort *lūtrudin* als Interpretament von lat. *Wormatienses* vel *Wangiones* im Summarium Heinrici (Ahd. Gl. 3, 125, 32 f.) aufmerksam machen. Da das Original des Summarium nach E. Schröder, ZfdA. 73 (1936), 103 “um das Jahr 1000 in Worms entstanden” sei, ist es auffällig, daß die Einwohner der berühmten Reichsstadt und die Bebauer des freundlichen Wangionengaus mit einem Scheltwort benannt wurden: *luotrudin* ist kaum anders zu erklären als durch ‘Rottenhunde’, ‘Koppel Hunde’ (germ. **blō pruþian-*; Kluge-Mitzka unter *Rüde*). Die Form steht in den Hss. A (bair.), B (bair.), E (alem.), C (moselfränk.), G *lōtruden* (fränk.-obd.)². Die Endung *-in*, *-en* wird Nom. Pl. sein und wurde vielleicht aus dem Dat. Sg. übertragen³.

Die Frage ist, ob wir unser *blōþ-* auf dem Festland über das Jahr 1000 hinaus auf die Zeit um 500 zurückführen dürfen. In der kontinentalen Personennamenforschung wird der Name *Ludwig* seit der Mitte des 19. Jhs. aus der Wurzel **kleu-*, **klu-* abgeleitet. Die Priorität scheint hier Förstemann in der 1. Aufl. seines Altdeutschen Namenbuchs, Bd. 1 (1856) beanspruchen zu können. Es heißt Sp. 691 unter *HLÖD* u. a.: “Ich nehme als goth. Form *blaud* an und denke mit ziemlicher Sicherheit an die Wurzel *blu* audire, insbesondere an ahd. *blūt* laut, in Hinsicht der Bedeutung freilich mehr an das damit fast identische *κλυτός*.” Kluge schreibt in der ältesten, mir zugänglichen Ausgabe (1889) unter *laut*: “ein gemeingerm. Adj. . . ., das ursprünglich . . . ein altes Partizip mit Suffix *to* . . . gewesen ist. **hlūda-s*, vorgerm. *klū-tó-s* zu Wurzel *klū* ‘hören’ . . . Im Germ. zeigen sich auch Spuren des kurzen Vokals (*blūda-*), nämlich in den Eigennamen *Ludwig*, *Lothar*, *Ludolf*, *Chlotilde* usw.” Die folgenden Auflagen haben mit geringfügigen Änderungen denselben Wortlaut.

Um die verschiedenen Formen der Namen alter Frankenkönige der frühmittelalterlichen westfränkischen Quellen, *Chlodove(ch)us*, *-vich(us)*, *Chlotharius* usw. (seit dem 6. Jh.) zu erklären, hat man einen vokalischen Wechsel germ. *ū* : *ō* und einen konsonantischen *þ* : *d* angenommen: **bluþ-* : **bloþ-* bzw. **bluþ-* : **blud-*. Diese Herleitung

²) Hss. des 12.–13. Jhs. S. dazu ROOTH: Zu den Bezeichnungen für ‘Eiszapfen’ (1961), 35 ff.

³) s. BRAUNE-MITZKA § 221; GRAFF 2, 490.

des Namens *Ludwig* darf als die bis heute allgemein angenommene, offizielle gelten⁴.

Kritik gegen die eingewurzelte Auffassung übte m. W. erst Ivar Lindquist in der Festschrift für Pipping (1924), 335 ff. L. geht, gestützt von einer unsicheren⁵ runischen Form *HlauduuigaR*, die er mit westfränk. *Chlodovechus* identifiziert, von germ. *au* aus, das nach L. im Westfränkischen schon im 6. Jh. zu *ô* monophthongiert worden sei (*Hlôd-*). Dieses *Hlôd-* sei dann ins Althochdeutsche entlehnt und habe sich in die Entwicklung von germ. *ō*, ahd. *uo* eingegliedert (S. 341). Lindquists Annahme scheidet aber daran, daß die Monophthongierung *au* > *ô* im Ahd. erst ins 8. Jh. fällt. Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß sie im Westfränkischen früher eintrat.

Es bereitete dann auch Carl Marstrander in seiner Akademieabhandlung⁶: *Klodvignavnet* (1925), 1–39 keine größeren Schwierigkeiten, Lindquist u. a. mit dem schon erwähnten Argument zu widerlegen⁷. Selbst trägt Marstrander keine Bedenken, "at identificere navnets første ledd med det vestgermanske feminin *blōþō-* 'mængde, hop, sluttet skare, flokk', vel kjendt fra ags. *blōþ*, *hlōd*, sml. mht. *luot*". Begriffsmäßig vergleicht M. die Namen auf *blōþa-* (**Hlōþa-wīhaz* = *Chlothovecus*) mit denen auf *druhþa-* (**Druhþa-wīhaz* = *Droctoveus*) usw. (S. 7).

⁴) Vgl. J. FRANCK: Altfränk. Gramm. (1909), S. 33 *bluþ*, *bloþ*; M. SCHÖNFELD: Wörterb. der altgerm. Personen- und Völkernamen (1911), 140 *hlūþa-*, *hlūda-* ("urverwandt mit ... gr. *κλυτός*, lat. *inclūtus*"); J. MANSION: Oud-Gentsche naamkunde (1924), 24, 186 ("*hlud-*, *blod-*, *bluþ-*, *bloþ-*, luisterrijk"), 197, 251 ebs.; F. MAURER und F. STROH: Deutsche Wortgeschichte. Bd. 1 (1943), 50 (**Hluþa-wīgaz*, *Ludwig*, frz. *Clovis*, *Louis*"); A. BACH: Die deutschen Personennamen² (1952) § 71 ("*idg. *kluto-* 'berühmt': ... gall. *Cluto-rīx*, ags. *Hloþ-here*, ahd. *Lot-hari*, *Hludolf*"), § 204 ("ahd. *hlūt* 'laut im Sinne von berühmt' oder germ. *hluda* ... in *Lud-brand* ... , *-wīh*, *wīg* ...").

⁵) E. NOREEN: Acta philolog. scandinav. 1 (1926), 151 ff. und JACOBSEN-MOLTKE: Danmarks Runeindskrifter. Text (1942), 541 lesen ganz anders.

⁶) Avhandling utgitt av Det norske videnskaps-akademi i Oslo. Hist.-filos. kl. 1925, Nr. 1.

⁷) Eine andere Sache ist, daß Marstrander mit seiner Billigung der Lesart Lindquists (*HlauduuigaR*) sich selbst in Schwierigkeiten versetzte. Als er dieses *au* mit dem *ō* seines eigenen Ansatzes **blōþō-* zu vereinigen suchte (S. 10 und 39 Nr. 2), nahm er an, daß das *au* in dem während der Völkerwanderungszeit von den Westgermanen entliehenen altnord. Namen eine Diphthongierung des germ. *ō* widerspiegeln. Dies scheidet wiederum daran, daß auch die Diphthongierung *ō* > *ua*, *uo* erst dem 8. Jh. angehört.

Daß man bisher auf diesen Gedanken nicht gekommen war, beruht nach M. darauf, daß das ags. *blōþ* "av enkelte etymologer er stillet til on. *blenni* 'røver'" – richtiger: daß man nicht eingesehen hat, daß es zwei ae. *blōþ* gegeben hat, 1. aus **blōþō-* 'Schar', 2. aus **blanþō-* 'Raub, Beute' (s. Holthausen: *Altengl. etym. Wb.* 164). Ferner hat man sich, meint M., von dem alten Dogma nicht lossagen können, "at de germanske personnavn paa *Chlodo-* (som føres tilbage paa germ. **bluþa-*, **hluda-*) er identiske med de keltiske paa *Cloto-*, *Cluto-*". Dies sei unrichtig: "De keltiske navn indeholder et substantiv **kluto-* 'ry, berømmelse' . . ., mens de germanske forudsætter et **hlōþa-*. Der gis overhodet ikke noget germansk particip **hluda-* svarende til det italiske, keltiske, græske og ariske *klutó-*; participet lyder i germansk **hlūda-*." Übrigens hätte, fügt M. S. 36 hinzu, ein altes **hluda-* im Oberdeutschen ein **Hluta-* ergeben müssen. Die ags. Namen auf *Hlōþ-* setzen ja germ. *þ* voraus (ebd.). Auch mhd. *luot* hat im Auslaut ein $t < d < þ$ (S. 38).

Auf diese gewichtigen Argumente des bekannten Keltologen und Runenforschers Marstrander konnte in der deutschen Germanistik zunächst keine Reaktion wahrgenommen werden. Der alte Vergleich kelt. *Cluto-*: ahd. *Hluduīg*, *Hludowicus* (belegt jedoch erst seit karolingischer Zeit!) hat sich so fest eingebürgert, daß es schwer fiel, an dem Lehrsatz zu rütteln. Im Ausland fand Marstrander immerhin eine zurückhaltende Zustimmung in der 2. Aufl. von Hellquist: *Svensk etymologisk ordbok* (unter *Ludvig*). Positiver waren die Anglisten. Wie Hilmer Ström⁸ bei seiner Erörterung dieser Frage und besonders des vom Festland entlehnten Namens *Hlothberi* bei Beda, *Historia ecclesiastica*, bemerkt (S. 24), schrieb schon Sweet (OET 537) den Namen mit langem *ō*: *Hlōtheri*, jedoch ohne Begründung. Während Ström die Deutung Marstrandens wohl für möglich hielt, ohne bestimmte Stellung zu nehmen, machte Olof Anderson (Arngart)⁹ einen entschlossenen Schritt: "The question may be settled by referring to OGerm. names in *Chlod-*, *Hlod-* and the like. The German *Ludwig* often shows early spellings in *uo* (also *uu*), which presuppose long *ō*, and we need therefore not hesitate to connect the name with OE *blōþ* 'band, troop, company', MHG *luot* 'load, multitude, band'."

⁸) H. STRÖM: OE personal names in Bede's history (Diss. Lund 1939).

⁹) O. S. ANDERSON: OE material in the Leningrad manuscript of Bede's Eccl. history (Lund 1941), 68.

Zuletzt hat Gottfried Schramm: Namenschatz und Dichtersprache (1957)¹⁰ 18 Fn. 2 die Frage berührt. Er sagt: "Die Bezeugung des Chlodwignamens bei Agathias, 6. Jh., als *κλωδοαῖος* (Schönfeld S. 139) und dt. *Luodwich* u. ä. rechtfertigen . . . Förstemanns Ansatz *Hlōd-*, während *Hlaud-* bei I. Lindquist . . . auf einer unsicheren Lesung beruht . . . (Anders C. I. S. Marstrander . . . zu einem erschlossenen germ. *hlōþa-* 'Schar')." Schramm versucht nun, die landläufige Auffassung, daß der Name *Ludwig* auf eine Partizipform **hluda-* zurückgeht, mit dem Ansatz Förstemanns "HLODA (*hlōda*)" (so 2. Aufl. Sp. 848) zu vereinigen, indem er fortfährt: "Wahrscheinlich wurde *o* in **Hloda-* (< **Hluda-* zu gr. *κλυτός* 'berühmt') in Anlehnung an *Hrōþi-* und *Hrōma-* 'Ruhm' zu *ō* gelangt." Schließlich hält Schramm es für wahrscheinlich, daß in Deutschland die meisten Belege *Hlūd* mit langem *u* voraussetzen (Hinweis auf Schatz, ZfdA. 43, 21 f.). Er fragt: "Ist das eine Anlehnung an ahd. *hlūt* 'laut, deutlich'?"

Die Ansicht Schramms läßt sich so zusammenfassen: 1. Das erste Glied des Namens ist in ältester Zeit **klutó-*, das sich zu westfränk. *hluda* > *bloda* entwickelt, 2. Dieses *bloda* wird ins Deutsche entlehnt und das *o* unter Einwirkung von Namen auf *brō-* zu *ō* (*hlōda*) gelangt, 3. Aus *Hlōd-wīg-* entsteht ahd. *Luodwich* u. ä., 4. Die meisten ahd. Namen setzen aber *Hlūd-* voraus, 5. S. fragt, ob dieses *hlūd* in Anlehnung an ahd. *hlūt* 'laut' entstanden sei.

Von diesen Annahmen Schramms in seiner sonst sehr verdienstvollen Arbeit muß ich alle außer Nr. 3 als unsicher oder unklar bezeichnen. Bei Nr. 3 befindet S. sich in nur scheinbarer Übereinstimmung mit Förstemann. Ich glaube nicht, daß F. in Wirklichkeit eine Grundform *Hlōda* ansetzen wollte¹¹. Daß sie m. E. trotzdem richtig ist, beruht auf reinem Zufall. Gegen Schramm möchte ich im übrigen einwenden: zu 1. Die ältesten westfränkischen Namen vom Typ *Cloth-* erweisen, daß wir es nicht mit germ. *đ*, sondern *þ* zu tun haben, zu 2. Die Annahme sekundärer Dehnung ist zu weit hergeholt, zu 4. Die Annahme,

¹⁰) Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung. Ergänzungshefte 15.

¹¹) FÖRSTEMANN hat Verwirrung in die Forschung gebracht. Sein Ansatz *hlōda* (Sp. 848) enthält einen Widerspruch. a.a.O. wiederholt er nämlich ausdrücklich seine frühere Meinung (1. Aufl. Sp. 691), daß es sich um eine Bildung "der Wurzel *hlu* audire" handelt (1. Aufl.), "jedenfalls eine participiale Bildung von Wurzel *hlu* hören" (2. Aufl.). Es gibt keine participiale Bildung *hlōda*. Diese Form kann nichts mit der Wurzel *hlu* zu tun haben. Warum bezeichnet F. außerdem (Sp. 849) die Formen mit *uo* als "verirrt"? Vermutlich soll *hlōda* als *hlōda* gelesen werden.

daß die meisten Namen (mit dem fraglichen Element als erstem Glied) *Hlūd* mit langem *u* voraussetzen, ist trotz Schatz a.a.O. unsicher; vgl. Franck: Altfränk. Gramm. S. 33: "Formen mit langem *u* (Zs. 43, 21) scheinen nicht erwiesen", zu 5. Das *ū* in den Namen auf *Hlūd* kann anders erklärt werden.

Der Name *Ludwig* tritt im althochdeutschen Ludwigslied (Hs. 9. Jh.) mehrmals in der Form *Hluduīg* auf (Braune: Ahd. Leseb. Nr. XXXVI). Die latinisierten Formen aus dem 8.–9. Jh. sind meistens *Hludu-*, *Hludo-*, *Chludo-*, *Luthu-wicus* (Schönfeld 139, Förstemann 855 ff.). Die Formen *Luodewich* usw. mit *uo* sind wesentlich seltener. Wie sollen die Formen auf *Hlud-* erklärt werden? In Anlehnung an ahd. *blūt*, wie Schramm für möglich hält, oder aus **blūþ-*, wie Franck meint? Ich glaube, weder das eine noch das andere trifft das Richtige.

Daß in den *Hlud*-Formen der Karolingerzeit lautlich Monophthongierung von *uo* vorliege, ist ausgeschlossen. Die Monophthongierung ist jünger (Braune-Mitzka § 40 Anm. 1). Die Annahme einer "Entstellung aus *Chlodvechus*, *Chlodoveus*" (Socin: Mhd. Namenbuch [1903] 26) oder einer unvollkommenen Schreibung, einer orthographischen Variante usw. ist keine Erklärung. Ich möchte diese in dem Umstand sehen, daß bei der Latinisierung der *Hluod*-Namen in den karolingischen Kanzleien der Akzent sich auf das zweite Glied verschob¹²: in *Hluodowicus* wurde das *uo* durch Akzentverlust zu *u* reduziert. Ein voller Iktus auf *i* bedeutet notwendig, daß der Vokal der ersten Silbe an Quantität einbüßt, was durch die Dreisilbigkeit des Namens gefördert wird (vgl. Sievers: Grundzüge der Phonetik⁵ § 714). Im schwachtonig gewordenen ersten Teil der Zusammensetzung wird auch die Qualität *uo* zu *u* umgewandelt. Zu vergleichen ist hier Baesecke: Einführung in das Ahd. (1918) § 26 d: *uo* > *u* der schwachtonigen Mittelsilbe in *hōtmudigōt*, *alamusan*.

Hlud(o)wicus wäre demnach eine in der karolingischen Kanzlei entstandene normalisierte¹³ Form. Diese hat dann auch eine normalisierte Sprechform, *Hludwīg*, hervorgerufen. Wenn dies richtig ist, so wären wir jeder Pflicht enthoben, uns für *Ludwig* auf ein Partizip **klutó-*,

¹²) EDWARD SCHRÖDER: Deutsche Namenkunde² (1944), 77.

¹³) Über das Streben der Kanzlei der Karolinger, "dem Andrängen der verschiedenartigsten Lautnuancen" durch eine Normalisierung zu wehren s. E. SCHRÖDER a.a.O. 71.

keltische Namen auf *Cluto-* usw. zu berufen. Alles andere, die merowingischen Namen auf *Chlod-*, *Chloth-*, die karolingischen auf *Hlod-* (*Hladowicus* usw.), die ahd. auf *Luod-* (*Luod(e)wich*) usw., würde durch den Ansatz Marstranders, **hlōþō-* 'Schar' usw., sich mühelos erklären.

Semantisch fügt sich das Namenselement **hlōþ-* ganz natürlich in die älteste Schicht der Anfangsglieder germanischer Namen mit der Bed. 'Volk', 'Schar': *druht-*, *þeud-*, *fulk-*, *heri-*, *leud-*, von denen *druht-*, *fulk-*, *heri* wie vielleicht auch *hlōþ-* sich besonders auf 'Kriegsvolk', 'Schlachtordnung', 'Gefolgschaft des Kriegsherrn' beziehen¹⁴.

Die Etymologie von **hlōþ-* ist kein Problem: die Grundform ist ieur. **klāt-*; s. Pokorny: Indogerm. etymolog. Wörterb. (1959), 599 unter *klā-* 'breit hinlegen, darauf legen'. Mit *t*-Präsens got. *afhlaþan* 'beladen' (2. Timoth. 3, 6), ahd. *hlaðan* 'aufladen' (Braune-Mitzka § 346 Anm. 3), anord. *hlaða* 'aufbauen' usw. Die Grundbedeutung von *klāt-* ist anscheinend 'schichten': 1. 'aufeinanderschichten', 'aufladen', wozu auch nisl. *hlōð* 'Herd, Feuerstätte', nach J. Grimm: Deutsche Mythologie² (1844), 235, eigtl. = *strues* 'aufgeschichtete Masse'; 2. 'aneinander schichten, drängen': ae. *hlōð*, afries. *hlōth*, mhd. *luot*, mnd. *lôt* 'Schar, Menge, geschlossene Gesellschaft' usw. Der Begriff 'dicht aneinander gedrängte Menge von Menschen, Kindern, Hunden' bekommt in gewissen Kontexten eine pejorative Bedeutung von 'zusammengelaufener Haufen, Bande, Anhang, Rotte, schlechte Gesellschaft, Pack'. Das Wort *pack*, mnl. *pac*, mnd. *pak*, *packe* usw. hat dieselbe semantische Grundlage wie **hlōð* etc.: teils 'Ballen', 'aufeinandergeschichtete Waren' (Wort des flandrischen Wollhandels, Kluge-Mitzka), teils 'Bande' in z. B. neuniederl. *een pak dieven* 'eine Diebesbande'.

Zum Schluß noch die Frage: ist das Wort gemeingermanisch? Wir fanden es bei den Westfranken (um 500), im Altenglischen, Altfrisischen, Neuisländischen, im Mittelniederdeutschen, im Rheinfränkischen um 1000 (*luotrudin*), im Bairisch-Osterreichischen seit dem 12. Jh., im Ostmitteldeutschen in der 1. Hälfte des 14. Jhs., von gegenwärtigen Mundarten nur im Westfälischen und Mecklenburgischen. Gemeingermanisch ist jedenfalls das Verbalelement **hlaþ-*, von der Nominalbildung **hlōþ-ō-* können wir nicht mit Sicherheit wissen, ob sie auch gotisch-ostnordisch war. Betreffs der süddeutschen Belege kann die

¹⁴) A. BACH: Die deutschen Personennamen² (1952) § 199; SCHRAMM a.a.O. 97.

Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, daß die bairischen Dichter *luot* als bequemes Reimwort von ihren fränkischen Kollegen entliehen haben¹⁵. Wir müssen uns mit der Feststellung zufrieden geben, daß der Schwerpunkt der Belege im Nordwesten des germanischen Sprachgebiets liegt, bei den alten Westfranken, wenn die These Marstrandens richtig ist, und bei den alten Sachsen, wie wir aus ae. *blōð*, mnd. *lôt* und westfälisch *louyt* schließen dürfen.

¹⁵) Aus dem Schweigen darf indessen wenig geschlossen werden. Von den drei verschiedenen *Luot*, die LEXER 1, 1988 aufnimmt, kann im Lauf der Zeit das eine oder andere infolge Homonymenfurcht geschwunden sein. Zum 2. *luot* 'nächtlicher Raub' vgl. SCHMELLER: Bayer. Wörterb.² 1, Sp. 1542; STEVERS, PBB 17, 319 Fn., PBB 19, 560; KÖGEL: Geschichte der deutschen Litteratur. Bd. 1, T. 2 (1897), 435; BRAUNE, PBB 43, 365; HOLTHAUSEN a.a.O. 164. Hier ist alles noch nicht aufgeklärt.

“DÖNSE” UND VERWANDTES IM DEUTSCH-SLAWISCHEN BEGEGNUNGSRAUM

Von Bruno Schier

Wenn uns ein Mensch verläßt, dem man ein halbes Leben lang in fruchtbarer Zusammenarbeit und nachbarlichem Wohnen verbunden war, dann denkt man mit Rührung und Dankbarkeit an einige markante Stationen des gemeinsamen Weges zurück. Glückliche Umstände ermöglichen es mir, auf den Tag und die Stunde genau festzustellen, wann ich William Foerste das erste und letzte Mal sah: Am 22. Juni 1951 besuchte er mich gegen 11 Uhr mit dem damaligen Rektor der Universität Münster, Prof. Dr. Franz Beckmann, und dem damaligen Kulturdezernenten des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Prof. Dr. Theodor Rensing, im Johann Gottfried Herder-Institut zu Marburg/Lahn, um mich zur Übernahme einer neuen Planstelle für deutsche und vergleichende Volkskunde an der Universität Münster einzuladen; am 28. Juli 1967 nahmen wir zwischen 17 und 19 Uhr gemeinsam an einer Arbeitsbesprechung der Historischen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe teil, die unter Leitung von Prof. Dr. Johannes Bauermann in den Räumen dieser Kommission zu Münster stattfand. Zwischen diesen beiden Zeitpunkten liegen die ereignisreichen und gehaltvollen Jahre 1951–1967, in denen wir die Volkskundliche Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in ihrer sprachlichen und sachlichen Abteilung leiten durften.

Was uns von Anfang an verband, war die gemeinsame Freude an der Herkunft und Geschichte der deutschen Wörter und Namen. Die Besprechung von Etymologien nach der Methode der “Wörter und Sachen”, die Erörterung von Wort- und Kulturwanderungen sowie die Aufdeckung von Kulturkreisen stand meist im Vordergrund unserer Aussprachen, die in der Regel nicht planmäßig herbeigeführt wurden, sondern sich meist zufällig bei Begegnungen im Universitätsbereich oder auf Spaziergängen ergaben. Da wir uns nicht nur in der größeren Vertrautheit mit den sprachlichen, bzw. sachlichen Fragen, sondern auch

in der besseren Kenntnis der nieder-, bzw. oberdeutschen Gegebenheiten sowie in ihren Verflechtungen mit der Kulturwelt des Westens und Nordens, bzw. des Ostens und Südens vorteilhaft ergänzten, erwiesen sich diese Aussprachen fast immer als anregungsreich. Nur ein geringer Teil der gesprächsweise entwickelten Einfälle und Kombinationen wurde im häuslichen Studium überprüft, und noch viel weniger fanden ihren Niederschlag im wissenschaftlichen Schrifttum; aber viele von ihnen wirken noch heute in mir weiter, obwohl mein Gesprächspartner längst verstummt ist.

Besonders lebhaft erinnere ich mich an unsere letzte wortgeschichtliche Aussprache im Juni 1967 auf einem Spaziergang durch die Fluren vor der Sentruper Höhe, früher nach dem bischöflichen Lehenshof *Semelinctorpe* (1402) Sentruper Heide genannt; hier pflegten seit dem 16. Jh. die Zöglinge des ehrwürdigen Paulinums mit fröhlichem Spiel ihr Laubhüttenfest zu feiern, und auch noch die Gymnasiasten des 19. Jh. nach dem Vorbild der Berliner Hasenheide ihre Turn- und Sportwettkämpfe auszutragen¹. Die Nähe alter Einzelhöfe, die früher nach münsterländischer Art auch das Schankrecht ausübten, bewog mich, in unseren flur- und namengeschichtlichen Erörterungen an die alten *Gosten*-Höfe in dem Zeidelgebiet des Sebalder Reichswaldes zwischen Erlangen und Nürnberg zu erinnern, welche als Ausschankhöfe für Honigmet jahrhundertlang einen guten Namen besaßen². Diese Tatsache ließ mich vermuten, daß der bislang nicht erklärte Name *Gostenhof* aus dem slaw. *gostovnica* 'Gasthaus, Wirtschaft, Herberge' abzuleiten ist³. Ferner legte dieser auffallende Zusammenhang die Vermutung nahe, daß der Name des kleinen Ortes *Cospuden* südlich von Leipzig nicht von der ironisierenden Zusammensetzung *kosobud* 'Haarwühler', wie Gustav Hey meint, noch von *kosobod* 'Sensenstecher', wie

¹) JOSEPH PRINZ: *Mimigernaford – Münster. Die Entstehungsgeschichte einer Stadt, Münster/Westf.* 1960, S. 58 ff.; WILHELM MÜLLER-WILLE und ELISABETH BERTELSMEIER: *Der Stadtkreis Münster 1820–1955, Münster/Westf.* 1955, mit historischer Katasterkarte; LONGINUS (Dr. Fritz Westhoff): *Führer durch die nähere Umgebung Münsters*, 2. Aufl., Münster/Westf. 1898, S. 2 f., 5 f.

²) JOHANNES BISCHOFF: *Die Zeidelhuben und die Bienenpflege im Sebalder Reichswald zwischen Erlangen und Nürnberg, Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 16 (1956) S. 70ff.

³) BRUNO SCHIER: *Die historische Bienenkunde im Dienste der Volksforschung, Zeitschrift für Volkskunde* 54 (1958) S. 131–139, S. 138.

Reinhold Trautmann annimmt⁴, sondern von slaw. *gospoda* ‘Gasthaus, Wirtschaft’ abzuleiten ist.

Der Philologe wird sich bei dieser Annahme an der schwierigen Frage stoßen, ob altslaw. *g* im Neuhochdeutschen durch schriftsprachliches *k* (oder orthographisches *c*) ersetzt werden kann. In Wirklichkeit aber bestätigt dieser feine Unterschied nur die Richtigkeit meiner Annahme. Ein Hauptmerkmal der kernsächsischen Mundarten zwischen Leipzig und Dresden besteht bekanntlich darin, daß sie Fortes und Lenes verwechseln, was sich vor allem in der *g*-artigen Aussprache des *k* im sog. Osterländischen der Leipziger Bucht (z. B. *gind* für *kind*, *gerl* für *kerl*) bemerkbar macht. Im Bewußtsein dieser mundartlichen Eigenart verfällt der nach hochsprachlicher Korrektheit Strebende in das Gegenteil und verleiht durch harte Aussprache vor allem bei emphatischer Rede-weise auch dem ursprünglichen *g* einen *k*-artigen Klang (z. B. O, *Du mai Kutester!*). Als Musterbeispiel für eine solche Ausspracheinversion kann aus der Leipziger Bucht, um bei der Gaststättenterminologie zu bleiben, das Wort *Kaffeergarten* gelten, das im Osterländischen als *gaffeekåatn* ausgesprochen wird. Die Tendenz zu dieser Lautentwicklung aber ist keineswegs jung, sondern hängt mit der seit dem 12. Jh. erfolgenden Einwanderung von Siedlern aus Flandern und vom Niederrhein zusammen, welche ihr heimisches *g* für *k* in das Osterländische eingeführt haben⁵. Auf dem Wege über eine solche invertierte Lautsubstitution konnte also bereits seit dem Mittelalter aus einem altslaw. *gospoda* ‘Gasthaus, Wirtschaft’ ein sächsisches *Kospuden* (*Cospuden*) entstehen. Dieser etymologische Zusammenhang wird auch durch die Tatsache gestützt, daß die Landpartien der Leipziger Studenten vierhundert Jahre lang ausgerechnet zu dem sonst wenig attraktiven *Cospuden* gingen⁶, und daß auch die sog. “Herrenpartien” an den Himmelfahrtstagen unseres Jahrhunderts in diesem unbedeutenden Ort ihr vorzüglichstes Ziel sahen, dessen Hauptanziehungskraft offenbar seit der Slawenzeit in einer vorzüglichen *gospoda* ‘Gastwirtschaft’ bestand.

⁴) GUSTAV HEY: Die slavischen Siedlungen im Königreich Sachsen, Dresden 1893, S. 104; REINHOLD TRAUTMANN: Die elb- und ostseeslavischen Ortsnamen, 2. Teil, Berlin 1949, S. 109, und derselbe: Die slavischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins, Berlin 1950, S. 82.

⁵) HORST BECKER: Sächsische Mundartkunde, Dresden 1938, S. 77 ff.

⁶) OTTO KAEMMEL: Geschichte des Leipziger Schulwesens, Leipzig 1909, S. 146 ff.; RUDOLF KÖTZSCHKE: Höhezeiten in der Geschichte Leipzigs als Universitätsstadt, Leipziger Jahrbuch 1942, S. 124 f.

Das Recht auf Ausschank war seit alters ein besonderes Privileg, das jeweils nur demjenigen zugebilligt wurde, der dazu durch seine gesellschaftliche Stellung oder seine persönliche Eignung besonders befähigt war. Auch mit dem Amt des Lokators, des Richters oder Schulzen (mhd. *schultheize*) der ostdeutschen Siedelzeit war meist das Schankrecht verbunden; doch er pflegte dieses Recht oft an einen slawischen Untertanen zu verpachten, da bei den Völkern des Ostens die Gastfreundschaft besonders herzlich geübt wird. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch der slawische Name für Dorfgasthaus und Schenke, das tschech. *krčma*, das wend. *korczma* oder das poln. *karczma* als *kretscham* bei den Deutschen Eingang fand, die davon nach dem Beispiel des tschech. *krčmař* oder des poln. *karczmarz* auch den Berufsnamen *kretschmer* 'Gastwirt' ableiteten⁷.

In diesem Zusammenhange darf nicht vergessen werden, daß auch das schlesische und ostniederdeutsche Mundartwort *kabacke*, *kabache* 'baufälliges Haus, Schenke, Kneipe'⁸ über poln. *kabak* 'Schenke' aus dem russ. *kabak* 'geringe Schenke' entlehnt wurde. Dies geschah einerseits durch die Mundartsprecher im kleinen Grenzverkehr, andererseits aber auch bereits im 17. Jh. auf gelehrtem Wege durch die "Beschreibung der Newen Orientalischen Reise" des Adam Olearius vom Jahre 1643, welche das Wort in das Gelehrtendeutsch und vor allem in die Studentensprache des 18. und 19. Jh. vermittelte⁸. Für die schwierige Beurteilung der Lehnverhältnisse im deutsch-slawischen Grenzgebiet ist es kennzeichnend, daß noch Rudolf Hildebrand, verführt durch deutsch *kabane* 'Hütte, Verschlag' (aus franz. *cabane* 'Hütte'), im Jahre 1873 den russischen Ausdruck für ein Lehnwort aus dem Deutschen, bzw. Französischen hielt, während erst V. Kiparski im Jahre 1936 mit großer Entschiedenheit für seine russische Herkunft eintrat⁹.

⁷) BRUNO SCHIER: Die Friedländer Volkskunde, Friedland 1926, Neudruck Hünfeld 1968, S. 235 f.; ERNST SCHWARZ: Zur Wortgeographie tschechischer Lehnwörter in den deutschen Mundarten, *Germanoslavica* 2 (1932) S. 232 f.; PHILIPP WICK: Die slawischen Lehnwörter in der neuhochdeutschen Schriftsprache, Diss. Marburg 1939, S. 90 f.

⁸) OTTO MASING: Niederdeutsche Elemente in der Umgangssprache der baltischen Deutschen, *Abhandlungen des Herder-Institutes zu Riga* II. Bd., Nr. 4, 1926, S. 13; W. FABRICIUS: Zur Studentensprache, *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 3 (1902) S. 91 ff., 98; WICK, S. 80.

⁹) RUDOLF HILDEBRAND im Deutschen Wörterbuch V, 1873, S. 6; V. KIPARSKI: Fremdes im Baltendeutsch, *Mémoires de la Société Néophilologique de Helsingfors* XI (1936) S. 156.

Mit dem Aufkommen der modernen Wanderbewegung und des Tourismus erlebte schließlich noch ein weiteres Wort der deutsch-slawischen Kontaktzone den Übergang aus dem bäuerlichen Bereich in die Sphäre des Gaststättengewerbes. Das Wort *Baude* bezeichnet primär seit seiner ersten lexikalischen Erwähnung bei dem Schlesier Christoph Ernst Steinbach im Jahre 1734 “Hirtenhütte im Riesengebirge”, und Kluge-Götze-Mitzka halten bis in die jüngsten Auflagen an dieser ursprünglichen Bedeutung fest¹⁰, obwohl aus den meisten Bauden des Riesengebirges schon mehr als zwei Menschenalter vor der Vertreibung der Deutschen im Jahre 1945 “moderne Etablissements des Fremdenverkehrs mit allem Komfort der Neuzeit” geworden waren.

Die meisten Etymologen nehmen an, daß das Wort *Baude* aus dem tschech. *bouda* rückentlehnt sei, das selbst wieder aus mhd. *buode* stamme. Diese Vermutung ist jedoch mit der Chronologie der deutschen und tschechischen Lautvorgänge unvereinbar, wie ich bereits 1924 zeigen durfte¹¹. Wie die beiden Parallelausdrücke *krug* und *krauche*, welche im Riesengebirgsvorland, in Schlesien und Kurhessen bedeutungsgleich verwendet werden, auf Wurzelvarianten mit germ. *ô* und germ. *û* zurückgehen, so muß man auch für das Nebeneinander von *bude* und *baude* eine alte Doppelheit des Stammes von **bûþ-* und **bôþ-* annehmen. Nur beim Ausgehen von einem germ. **bûþ-* verstehen wir, daß omd. *baude* schon 1455, d. h. mehr als hundert Jahre vor tschech. *bouda* (1556) zu einem Zeitpunkte belegt ist, wo der tschechische Lautwandel *ô > uo > û* kaum in Gang gekommen war; dem tschechischen Lautübergang von *û > au > ou*, der schon eingesetzt hatte, bevor *û < uo < ô* vorhanden sein konnte, sind nur *û* aus älteren *ô*, *eu*, *ou* und *au* unterworfen. Ostdeutsch *baude* konnte also unmöglich bereits vor 1455 aus einem noch nicht vorhandenen tschech. *bouda* < mhd. *buode* entlehnt werden, sondern ist tatsächlich eine alte Parallelförm

¹⁰) CHRISTOPH ERNST STEINBACH: Vollständiges Deutsches Wörterbuch, Breslau 1734, s. v.; FRIEDRICH KLUGE: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von ALFRED GÖTZE, WALTHER MITZKA, ALFRED SCHIRMER, 17. Aufl., Berlin 1957, S. 56, 108.

¹¹) BRUNO SCHIER: Das Wort Baude, Jahrbuch des Riesengebirgsvereines 1924, S. 72 ff.; DERS.: Ortsnamen und Hausformen der deutsch-slawischen Kontaktzone in wechselseitiger Erhellung, in: Festschrift für Ernst Schwarz, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 21 (1961) S. 363 ff.

zu nhd. *bude*, wofür auch anord. *búð* 'Wohnung', mnd. *búde* 'kleines Haus', lit. *bùtas* 'Haus' und andere Verwandte zeugen.

Mit diesem Hinweis auf die deutsche Herkunft des Wortes *Baude* soll keineswegs die Abstammung mehrerer Bezeichnungen des deutschen Wohnungswesens aus dem Slawischen geleugnet werden, sondern ich möchte im Gegenteil den Nachweis führen, daß vor allem in der deutsch-slawischen Kontaktzone noch so mancher Ausdruck dieser Kultursphäre aus dem Slawischen stammt, den man noch heute für germanisch hält. Bereits vor 45 Jahren konnte ich auf die ostböhmischeschlesischen Bezeichnungen *gred* und *saspe* hinweisen, welche den 'Gang entlang der Traufseite des Bauernhauses' bezeichnen¹²; *gred* aber hängt nicht, wie noch Arthur Haberlandt im Jahre 1953 annimmt¹³, mit lat. *gradus* 'Stufe' zusammen, sondern gehört zu asl. *gręda* 'Beet, Gang, Reihe, Streifen', das allerdings wieder aus der germanischen Wortsippe **grind-* in ahd. *grintil* 'Riegel, Balken, Deichsel, Pflugbaum, Bohlenlage' entlehnt ist¹⁴. *Saspe* als der "durch Pflasterung erhöhte, vom Dach geschützte Gang entlang des Bauernhauses" läßt sich eindeutig zu tschech. *zásep* 'erhöhter, aufgeschütteter Gang' stellen, das von dem tschechischen Zeitwort *zasypati* 'anschütten, aufschütten' abgeleitet ist¹⁵. Auf diesem Gang steht neben der Haustüre oft eine Bank, auf welcher die Familie des Bauern eine abendliche Plauderstunde abzuhalten pflegt. Sie trägt im Salzburgischen den Namen *krewand*, der über asl. *krovát* 'Bett, Pritsche, Bank' auf griech. *κράββατος*, lat. *grabatus* 'Bett, Bank' zurückgeht¹⁶.

Auch im Bereich der Wirtschaftsgebäude haben die deutsch-slawischen Wechselbeziehungen zum Austausch zahlreicher Lehnwörter geführt. Dieses wiederholte Nehmen und Geben zwischen Germanen, Slawen und Deutschen kommt vor allem in der Geschichte des Speicherwesens

¹²) BRUNO SCHIER: Das deutsche Bauernhaus Ostböhmens, in: Das Riesengebirge und sein Vorland, hg. von KARL SCHNEIDER, Wien 1924, S. 51.

¹³) ARTHUR HABERLANDT: Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, I, S. 61.

¹⁴) ERICH BERNEKER: Slavisches etymologisches Wörterbuch, Heidelberg 1908 ff., I, S. 348 f.; vgl. SCHIER, Zeitschrift für Volkskunde 58 (1962) S. 275.

¹⁵) FRANZ KNOTHE: Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen, Hohenelbe 1888, S. 459; FRANZ KOTT: Česko-německý slovník, Prag 1878 ff. V, S. 250, 282.

¹⁶) BRUNO SCHIER: Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, 2. Aufl., Göttingen 1966, S. 284 f.; BERNEKER, S. 625; ALOIS WALDE: Lateinisches etymologisches Wörterbuch, 2. Aufl., Heidelberg 1910, S. 349.

zum Ausdruck. Das slawische Wort *klét* wird als *glêt* bereits in das Mittelhochdeutsche übernommen und von Wirnt von Gravenberg, von Werner dem Gartenaere, von Seifried Helbling und von Konrad von Haslau in der Bedeutung ‘kleines, verschließbares Vorratshäuschen’ verwendet¹⁷. Das bei den Deutschen baulich veredelte Speicherwesen kehrt mit deutschen Lehnwörtern wieder zu den Slawen zurück; die Polen beginnen nach deutschem Vorbilde von einem *lamus* oder *laimus* aus deutsch *leimbûs* oder *lâmbûs* ‘Lehmhaus’, die Tschechen von einem *špýchař* oder *špejchar* aus mhd. *spîcher* ‘Speicher’ und die Slowenen von einem *kašta* aus deutsch *kasten* ‘Feldkasten’ zu sprechen¹⁸.

Ein ähnlicher Austausch von Namen und Sachen vollzieht sich im Bereiche des Scheunenwesens. Das ahd. *stadal* geht bereits im 8. Jh. als *stodola* ‘Scheune’ zu den Tschechen und Polen über, während das ahd. *scugina* ‘Scheune’ als *skedînj* zu den Slowenen und Kroaten gelangt ist, die als deutsches Lehnwort auch die Bezeichnung *barna* aus deutsch *barn* ‘Bansen’ für eine Abteilung der Scheune aufnehmen. Dagegen ist das salzburgische *otter* ‘Scheunenabteilung’ aus asl. *odrъ* ‘Abscheidung, Zaun’ entlehnt, und das egerländische *hummel* ‘Dachkammer, Schüttboden’ aus dem tschech. *humno*, asl. *gumъno* ‘Dreschtemne’ hervorgegangen; auch das kärntnische *pantə* ‘Dachboden’ geht auf asl. *pětro* ‘Gerüst, Oberstock’ zurück¹⁹.

Aus der Erkenntnis dieser mannigfaltigen Durchdringungs- und Überschichtungsvorgänge zwischen der deutschen und slawischen Volkskultur heraus wagte ich es, auf meinem letzten wortgeschichtlichen Spaziergang mit William Foerste, auch auf das mecklenburgische Mundartwort *hiesch*, *hiesche* hinzuweisen, das heute den ‘Wohnraum in den älteren Landarbeiterkaten’ bezeichnet, dann auf die Bewohner dieses Raumes, also die ‘Familie’ in der Bedeutung ‘eheliche Gemeinschaft mit Eltern und Kindern’ übertragen wird und schließlich auch ‘Haushalt’ mit allen Außengliedern dieser Gemeinschaft bedeutet. Die adjektivische Ableitung *hieschig* bezeichnet in den Zusammensetzungen *een-*,

¹⁷) Wirnt von Gravenberg: Wigalois 142, 20 ff., 147, 27 ff.; Werner der Gartenaere: Meier Helmbrecht V. 1847; Seifried Helbling 2, 473; Konrad von Haslau: Jüngling 660.

¹⁸) SCHIER: Hauslandschaften S. 362.

¹⁹) Ebenda S. 336.

dûwel-, twee-, dreebieschig usw. eine Landarbeiterkate, welche die entsprechende Zahl von Familienwohnungen enthält²⁰.

Unter dem Eindruck der Wörterbuchartikel über *bisch* und *biesch* bei Schiller-Lübben und Wossidlo-Teuchert nimmt man heute an, daß dieses Wort zu mhd. *hîwisch*, ahd. *hîwisk*, as. *hîwiski*, ags. *hîwisc*, an. *hýskei* als adjektivische Kennzeichnung eines Merkmals der Familie und des Haushaltes gehöre, obwohl diese Vermutung anscheinend noch nirgends eingehend begründet, sondern nur durch die Anordnung der Belege in den Wörterbüchern nahegelegt wird²¹. Zwar haben sich aus dem Kreise der Hausforscher Johann Ulrich Folkers in den Jahren 1929 und 1961 sowie Karl Baumgarten im Jahre 1965 für diese Herkunft entschieden²², aber sie bleibt dennoch zweifelhaft, weil das Wort *biesch* in der Bedeutung Wohnung und Haushalt heute in Westniederdeutschland anscheinend fehlt und nur aus der deutsch-slawischen Kontaktzone überliefert ist. Hier aber waren die Bewohner dieser oft nur zeitweise benützten Landarbeiterkaten vorwiegend polnische Saisonarbeiter, welche bis 1914 regelmäßig zur Erntezeit nach Ostdeutschland einströmten, in den vorbereiteten Behelfshäusern wohnten und nach getaner Arbeit wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Es liegt daher nahe, bei der etymologischen Untersuchung von *biesche* nicht nur von dem germanischen Eigenschaftswort *hîwisk* 'zur Familie gehörig', sondern auch von einem slawischen Grundwort *hîše* auszugehen, das bei den Westslawen zunächst das ganze Haus und später den Wohnraum bezeichnete²³. Von dem Wohnraum ging der Name auf die Bewohner dieses Raumes, d. h. also auf die Familie und ihre Zugehö-

²⁰) KARL BAUMGARTEN: Die älteren Landarbeiterkaten in Mecklenburg, in: Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongreß 1965 in Marburg, hg. von GERHARD HEILFURTH und INGBORG WEBER-KELLERMANN, Göttingen 1967, S. 44–57.

²¹) SCHILLER-LÜBBEN: Mittelniederdeutsches Wörterbuch, Berlin 1876, II, S. 272 f.; WOSSIDLO-TEUCHERT: Mecklenburgisches Wörterbuch, Berlin 1961, III, S. 678.

²²) JOHANN ULRICH FOLKERS: Vom mecklenburgischen Hausbau, Zeitschrift Mecklenburg 24 (1929) S. 68; DERS.: Mecklenburg, in: Haus und Hof deutscher Bauern, hg. von GUSTAV WOLF, 3. Band, Münster 1961, S. 34; BAUMGARTEN, S. 51.

²³) Wie ich nachträglich sehe, hat bereits im Jahre 1928 J. FR. PRIES: Die Entwicklung des mecklenburgischen Niedersachsenhauses zum Querhaus, Stuttgart 1928, S. 23 diese Vermutung geäußert; unabhängig davon ging mir selbst dieser Zusammenhang am 27. April 1965 während des genannten Vortrages (siehe Anmerkung 20) von Karl Baumgarten in Marburg auf. – Belege für die Bezeichnung des Wohnraumes bei den Slawen als *hîše*, *chýža* usw. bei LUBOR NIEDERLE: Slovánské starožitnosti, Oddíl kulturní I, Prag 1911, S. 762ff., mit Tafeln 48, 49, 50; SCHIER: Hauslandschaften S. 135 ff., 142 ff.

rigen in einer Entwicklung über, die auch aus dem Kompositum *Frauenzimmer* eine Bezeichnung für die *Frau* schlechthin oder aus mlat. *bursa* ‘Haus, das von einer aus gemeinsamem Beutel (*bursa* > *Börse*) lebenden Gemeinschaft von Studenten, Handwerkern oder Soldaten bewohnt wird’, einen Ausdruck für den einzelnen Jungmannen, also den *Burschen* entstehen ließ. Wie das Wort *Zimmer* in der Sprache des Pelzhändlers seit dem 12. Jh. das Stückmaß von 40 Rohfellen bedeutet, die in einer gezimmerten Kiste Platz fanden²⁴, so nahm auch das Wort *hiesche* in der Rechtssprache der städtischen Verwaltungen die Bedeutung eines Maßbegriffes für die Einteilung und Zählung der Bevölkerung an. Dies geht aus den bei Schiller-Lübben und Wossidlo-Teuchert zitierten historischen Quellen eindeutig hervor; so heißt es z. B. in Wismar 1337: *en yewelik hysche schal wesen en man unde syn wyf unde ere kindere myd eren knechten unde megheden*. Nachdem der Größenbegriff *hiesch* auf diese Weise festgelegt war, konnte in der Folgezeit, wie die Belege zeigen, einfach von *een, twee, dree hisch lüde* die Rede sein²⁵. Ich vermute daher, daß dieses ond. *hiesch* ‘Wohnraum, Haushalt’ von der in den westniederdeutschen Mundarten anscheinend ausgestorbenen Entsprechung des as. *hîwiski*, ags. *hîwisc*, an. *hýski* ‘Familie, Haushalt’ zu trennen und an das wsl. *híše, chýže* ‘Haus, Wohnraum’ anzuschließen ist.

Etymologisch aber ist wsl. *híše, chýže* über asl. *chýšъ* oder *chýžъ* aus germ. **chûsa, *chûza* ‘Haus’ entlehnt, das eine fast gesamtslawische Verbreitung erlangt hat²⁶. Ganz im Sinne des wiederholt beobachteten Nehmens und Gebens zwischen Germanen, Slawen und Deutschen kehrte in den österreichischen Alpenländern das entlehnte slowen. *híša* ‘Haus’ als *keische, keusche* oder *gaische* in der Bedeutung ‘kleines Bauerngut’ wieder in die deutschen Mundarten zurück und wurde von hier abermals in das Slowenische als *kâjža* entlehnt²⁷.

Im östlichen Niederdeutschland fand die Variante *chycsa, chyčsa* ‘Haus, Hütte’ bei Polaben und Pomoranen zur Bezeichnung von Kleinsiedlungen am Fuße einer Burg (*suburbium*) oder eines befestigten

²⁴) Deutsches Wörterbuch XV, 1956, Sp. 1306 ff.

²⁵) SCHILLER-LÜBBEN II, S. 272 f.; WOSSIDLO-TEUCHERT III, S. 678.

²⁶) BERNEKER I, S. 414 f.; FERDINAND LIEWEHR: Einführung in die historische Grammatik der tschechischen Sprache, Brünn 1933, S. 183 ff.

²⁷) M. MURKO, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien 36, S. 93 ff.; RAMOVŠ, *Slavia* 1, S. 32; E. SCHNEEWEIS: Die deutschen Lehnwörter im Serbokroatischen in kulturgeschichtlicher Sicht, Berlin 1960, S. 3 f.

Platzes Anwendung und wurde als *kietz* in die ostniederdeutschen Mundarten zurückgeholt²⁸. Nach Herbert Ludat ist das Wort *Kietz* als Ortsname, Straßename oder Flurname an 201 ostdeutschen Siedlungen haften geblieben²⁹; darüber hinaus wird es in den ostdeutschen Mundarten als Gattungsname für eine ärmliche Siedlung schlechthin gebraucht³⁰. In dieser Bedeutung tritt das asl. *chyšь* auch in den Ortsnamen Böhmens auf, wo Anton Profous *Chýše* bei Luditz mit der deutschen Lautung *Chiesch* und zwei Verkleinerungsformen *Chýška* bei Deutsch-Brod und Pacov, sowie die Mehrzahlform *Chýšky* bei Milévsko und die elliptische Form *Chýsná* (sc. *Lhota*) bei Kralovice anführt³¹. Bei der großen Bedeutung, welche die Abkömmlinge des germanischen *hūs*-Namens bei Westslawen und Ostdeutschen gefunden haben, scheint es mir sehr wahrscheinlich zu sein, daß auch das ond. *hiesch* in der Bedeutung 'Wohnung, Haushalt' zu dieser Sippe gehört, während die erwähnten laut- und bedeutungsverwandten Formen des Altsächsischen, Altfriesischen, Angelsächsischen und Altnordischen durchaus selbständig auf germ. **hūwisk* 'zur Familie gehörig' zurückgehen.

Als ein besonders eindrucksvolles Denkmal für die mannigfaltigen Sprach- und Kulturverflechtungen zwischen Westslawen und Ostdeutschen können Namen und Einrichtung der niederdeutschen *Dönse* und der oberdeutschen *Türnitz* gelten, welche die deutsch-slawische Kontaktzone zwischen der Waterkant und dem Alpenraum erfüllen. Diese Ausdrücke sind in der entsprechenden ober- oder niederdeutschen Lautgestalt in Bayern seit dem 11. Jh., in Österreich und Sachsen-Anhalt seit dem 13. Jh., in Mecklenburg seit dem 14. Jh., in dem niederdeutschen Gebiet von Brandenburg bis zum Niederrhein seit dem 15. Jh. und ebenso im mitteldeutschen Osten von Schlesien bis Thüringen seit dem 15. Jh. nachweisbar. Auch in Hessen und Schwaben liegen aus dem 16. Jh. besonders viele Belege vor; aber in ganz Oberdeutschland be-

²⁸) H. LUDAT: Die ostdeutschen Kietze, Bernburg 1936, S. 191 ff.; vgl. auch B. KRUEGER: Die Kietzsiedlungen im nördlichen Mitteleuropa. Beitrag der Archäologie zu ihrer Altersbestimmung und Wesensdeutung, Berlin 1962.

²⁹) LUDAT, S. 17–19; vgl. auch M. BATHE: Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow, erschlossen aus der Laut-, Wort- und Flurnamengeographie, Genthin 1931, S. 115 f.

³⁰) Deutsches Wörterbuch V, 1873, Sp. 699 f.

³¹) ANTON PROFOUS: Místní jména v Čechách, Prag 1949 ff., II, S. 85 f.; zu der ganzen Frage vgl. auch SCHIER: Ortsnamen und Hausformen S. 361 f.

ginnt das Wort seit dem 18. Jh. auszusterben. Es ist hier aus dem lebendigen Wortschatz der Gegenwart fast ganz geschwunden, während dieser Verdrängungsvorgang zugunsten des Wortes *Stube* in Niederdeutschland noch heute andauert.

Dies hängt mit dem relativ späten Eindringen eines stubenartigen Warmraumes in die städtische und ländliche Wohnungskultur Niederdeutschlands zusammen, das erst am Ausgang des Mittelalters beginnt und bis an die Schwelle der Gegenwart weiter währt. Da das Deutsche Wörterbuch in der Darstellung dieses Entwicklungsganges mit seinem *Dürnitz-* und *Türnitz-*Artikel versagt³², liegt jetzt eine verdienstvolle Darstellung aller philologischen Aspekte zur Herkunft, Geschichte und Verbreitung des Wortes von dem Slawisten H. H. Bielfeldt vor³³, der allerdings die wichtige Zusammenstellung der ältesten niederdeutschen Belege bei H. Thomsen übersehen hat³⁴ und auch von den bisherigen Erkenntnissen der historischen Volkskunde zuwenig Gebrauch macht³⁵. So konnte es nicht ausbleiben, daß meine wortgeschichtlichen Aussprachen mit William Foerste wiederholt das Wort *Dönse* umkreisten, in dem sich viele Seiten der deutsch-slawischen Wechselbeziehungen im Bereiche des Wohnungswesens beispielhaft spiegeln.

Auch wenn man *Dönse* und *Türnitz* in die große Familie der Wohnstättennamen einreihet, die später wie die oben behandelten Wörter *gostʹnica*, *gosʹpoda*, *kabak*, *krčma* und *bouda* vor allem auf oberdeutschem Boden in die Terminologie des Gaststättengewerbes Eingang fanden³⁶, so sind *Dönse* und *Türnitz* doch sehr viel enger mit der Feuerstätte des Hauses als dem Ausgangspunkt aller häuslichen Kultur verbunden. Die semantische Entwicklung des Wortes geht nicht zufällig von der Grundbedeutung ‘heizbarer Raum, Ofenraum, Warmraum’ aus, die erstmalig in der Glosse des 11. Jh.: *fornax ovan, caumata*

³²) Deutsches Wörterbuch II, 1860, Sp. 1734 f., XI 1, 2, 1952, Sp. 1896.

³³) H. H. BIELFELDT: Niederdeutsch *döns*, bairisch *türnitz* ‘heizbarer Raum’, Zeitschrift für deutsche Wortforschung 17 (1961) S. 136–148.

³⁴) HELMUTH THOMSEN: Der volkstümliche Wohnbau der Stadt Braunschweig im Mittelalter, Diss. Hamburg 1937, S. 160 ff., 171 ff.

³⁵) SCHIER: Hauslandschaften, 1. Aufl., S. 314 ff., 2. Aufl., S. 271 ff.

³⁶) Vgl. Hans Sachs: Sämtliche Werke, hg. von A. VON KELLER und E. GOETZE, Tübingen 1870 ff., 8, 266:

*Wil mit dir in die thürnitz gehn,
Das frümal nemen alle zween.*

turniza, cauma wirma aufscheint³⁷. Vor allem bildete das Vorhandensein eines heizkräftigen Ofens eine wichtige Voraussetzung für den Aufstieg der Türnitz zu höheren Aufgaben des gesellschaftlichen Lebens. In einem niederbayrischen Weistum des 12. Jh. besitzt *türnrtze* bereits die Bedeutung 'Gerichtsstube', und in einer bayrischen Handschrift des Herzog Ernst D aus dem 15. Jh. bezeichnet *dürnitz* den 'Speisesaal'; bis gegen den Ausgang des Mittelalters hält *dürnitz* die Bedeutung *aestuarium, hypocaustum* 'Warmraum, Badestube' bei, wie die Glossare von 1429 und 1455 beweisen³⁸. Auch die kennzeichnende Nebenaufgabe der alpinen Badestube, als Brech- oder Dörrhaus für die Flachsbearbeitung zu dienen, läßt sich für die oberdeutsche *türnitz* oder *törrnitz* häufig nachweisen.

Wie das Wort *stube* ging jedoch *türnitz* von 'Warmraum, Badestube' zur Bedeutung der 'heizbaren Wohnstube' über und bezeichnete schließlich auf den Schlössern geistlicher und weltlicher Herren ein großes saalartiges Gemach, das als Speisesaal und Gesellschaftsraum, als Gästezimmer und Gesindestube Verwendung findet; die Erzbischöfe von Salzburg besaßen unter ihren Hofangestellten sogar einen *türnitzmaister*³⁹. Da man in der Türnitz den Hofangestellten zum Mahle zu decken pflegte, nahm der Ausdruck im bürgerlichen Leben bald die Bedeutung 'öffentliche Gaststätte' an⁴⁰. Zu den bekanntesten Türnitzen auf ober-

³⁷) STEINMEYER-SIEVERS: Die althochdeutschen Glossen, Berlin 1879 ff. 3, 631, 29; E. G. GRAFF: Althochdeutscher Wortschatz, Berlin 1853 ff., 5, 459.

³⁸) JACOB GRIMM: Weisthümer, Berlin 1840 ff., VI, S. 130; LORENZ DIEFENBACH: Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis, Frankfurt/M. 1857, S. 211 a; JOHANN ANDREAS SCHMELLER: Bayrisches Wörterbuch, 2. Aufl., Stuttgart 1872 ff., I, S. 543; Deutsches Wörterbuch II, 1860, S. 1734; GRAFF 5, S. 459; BIELFELDT, S. 138.

³⁹) SCHMELLER I, S. 542. Die anscheinend von Fremdenführern erfundene Bezeichnung "Knappendöñse" auf Burg Reifenstein bei Sterzing in Südtirol löst in Österreich eine Diskussion zwischen Karl Ilg und Leopold Schmidt aus, in die auch Walter Hävernich eingreift: KARL ILG: Volkskundliche Betrachtung der "Knappendöñse" auf Burg Reifenstein bei Sterzing in Südtirol, in: Beiträge zur geschichtlichen Landeskunde Tirols. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Franz Huter, Schlern-Schriften, Band 207, Innsbruck 1959, S. 157-162; LEOPOLD SCHMIDT: Zu der "Knappendöñse" der Burg Reifenstein, "Der Schlern" 36 (1962) S. 3-6; KARL ILG: Die Knappendöñse auf Burg Reifenstein - Aufgaben und Theorien, "Der Schlern" 36 (1962) S. 315-318; dazu WALTER HÄVERNICH in Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 6 (1962) S. 125 f.

⁴⁰) Vgl. Jacob Ayrer: Opus theatricum, Nürnberg 1618, S. 290 a:

*Kommt nur rein in die türnitz
Darin wollen wir essen ietzt.*

deutschen Burgen gehören jene der Hohensalzburg, des Schlosses von Burghausen an der Salzach und von der Meersburg am Bodensee; es entbehrt nicht des kulturgeschichtlichen Reizes, daß hier Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) Gelegenheit hatte, die süddeutsch-oberschichtliche Erscheinungsform der bäuerlichen Dönse ihrer westfälischen Heimat gründlich kennenzulernen.

Auch in Niederdeutschland war der Ausdruck ursprünglich auf die Schlösser des weltlichen und geistlichen Adels sowie die öffentlichen Bauten der Städte beschränkt; er bezeichnete hier wie im Süden den großen Warmraum, der zur Veranstaltung von Versammlungen oder Festen herangezogen wurde. Wilhelm Thomsen gelang es, den bisher ältesten Beleg für *dornese* aus den Hallischen Schöffebüchern vom Ende des 13. Jh. nachzuweisen⁴¹, während man früher auf Grund der Angaben bei Schiller-Lübben die *warme dontze* der Livländischen Reimchronik von 1315–1348 für die älteste Erwähnung unseres Raumes hielt⁴². Zwar stehen gemäß der sprachlichen Abfassung der Texte noch lange die lateinischen Bezeichnungen des Warmraumes als *aestuarium* oder *estuarium* im Vordergrund, aber seit 1340 läßt sich für Goslar und seit 1345 für Braunschweig je eine *ratsdorntze* nachweisen; aus der Tabelle Thomsens geht ferner hervor, daß die *dorntze* zu Braunschweig seit 1346 auch in Bürgerhäusern üblich wird und im Laufe der nächsten Jahrzehnte auch in viele andere Binnen- und Küstenstädte des niederdeutschen Sprachraumes Einzug hielt⁴³.

Die Bedeutungsgleichheit dieser *dorntzen* oder *aestuaria* mit den oberdeutschen *stuben* wird am Ausgang des 15. Jh. für Braunschweig von Tilemann Rasche zum Jahre 1494 ausdrücklich bezeugt: *Aulas enim more thermarum singulae domus habent, quas stubas aut aestuaria dicunt*⁴⁴. In Anlehnung an das *pesel*, den *tung* und das *genecium* konnte das Wort *dorntze* auch ein Hintergebäude bezeichnen, „in welchem die Dirnen oder die Hausfrau mit den Mägden wohnte und arbeitete und

⁴¹) THOMSEN, S. 161; Die Hallischen Schöffebücher, bearbeitet von G. HERTEL, 2 Bände, Halle 1882 f., I, S. 66, Nr. 591 ... *de tinnen also ho, dat dar neman over sen in muge uper steynen dornesen* ...

⁴²) SCHILLER-LÜBBEN I, 1875, S. 552; vgl. BIELFELDT, S. 138.

⁴³) THOMSEN, S. 164, 171 ff.; vgl. auch MORITZ HEYNE: Deutsche Hausaltertümer, Leipzig 1899 ff., I, S. 292.

⁴⁴) Die Fortsetzung dieser wichtigen Stelle lautet nach THOMSEN S. 167 Anm. 129: *Et ne servatus calor effugiat, fenestras vitreas apponunt. Ibi cenant, ibi nonnulli artes suas excolunt, ibi etiam magna pars dormit.*

welches kein fremder Mann betreten durfte⁴⁵. Wie diese Arbeitsdönse war auch *de grote dornitze* des Bischofs von Magdeburg ein selbständiges Gebäude⁴⁶. Aus den Häusern der Oberschicht sank die Dönse als heizbarer Wohnraum zu den Höfen der Bauern herab und erfüllt heute das von W. Peßlers Karte festgehaltene Gebiet⁴⁷. Über Niederdeutschland hinaus hat der Ausdruck *dönse* auf die friesischen Inseln und Jütland übergreifen; er kehrt im Friesischen als *dörns, dörnse, dornst, dörnst, dörnsk* und im Dänischen als *dørns, døns, dønsk, dons* wieder⁴⁸.

Abgesehen von einigen laienhaften Versuchen, das Wort *dornitz* – *türnitz* durch Anlehnung an das Zeitwort *dörren* aus dem Deutschen zu erklären⁴⁹, ist man bei seiner etymologischen Aufhellung wohl stets vom Slawischen ausgegangen, wobei mehrere Möglichkeiten in Betracht kommen. Als einer der ersten hat sich Lisch für einen Zusammenhang mit einem angenommenen **drewonica* eingesetzt; ganz abgesehen, daß dieses Wort wie das slowen. *drvnica* nicht ‘Herdstätte’, sondern ‘Holzhütte’ bedeuten müßte, wird diese Annahme durch die polabische Überlieferung mit *dvarneicia* ‘heizbare Stube’ unmöglich gemacht⁵⁰. Am häufigsten wurde ein Zusammenhang mit dem russ. *gornica* ‘Raum im Obergeschoß’ (abg. *goronica* ‘Saal im Obergeschoß’, tschech. *hornice* ‘Obergemach’, bulg. *gornica* ‘Sommerzimmer’) erwogen⁵¹, wobei die Herkunft aus asl. *gorøn* ‘oben’, *gora* ‘Berg’ oder asl. *gorëti* ‘brennen’, russ. *gorn* ‘Ofen’ in Betracht gezogen wurde⁵². Dem angenommenen

⁴⁵) Deutsches Wörterbuch II, 1860, Sp. 1734.

⁴⁶) Deutsche Städtechroniken, Leipzig 1862 ff. VII, S. 154, 19: *desse bischop . . . bwwede de groten dornitzen, der gelick hir nergen steit; dat holt gaf om de konig van Behmen*. Vgl. HEYNE, I, 292; SCHILLER-LÜBBEN I, 552.

⁴⁷) WILHELM PESSLER: Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland, Hannover 1928, S. 44–47.

⁴⁸) OUTZEN: Glossarium der friesischen Sprache, 1837, S. 47; JENSEN: Wörterbuch der nordfriesischen Sprache, 1927, S. 75; MOLBECH: Dansk Dialectlexicon, 1841, S. 93.

⁴⁹) Zusammenstellung bei BIELFELDT, S. 141 f.

⁵⁰) LISCH: Geschichte des Schlosses zu Schwerin, Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte 5 (1840) S. 34; vgl. BIELFELDT, S. 142.

⁵¹) BERNEKER I, S. 328 f.; MAX VASMER: Russisches etymologisches Wörterbuch, Heidelberg 1953 ff., I, S. 296.

⁵²) Vgl. ALEXANDER BRÜCKNER: Słownik etymologiczny jęzika polskiego, Krakau 1926, S. 93 b, 105 b. In seiner Preisschrift: Die slavischen Ansiedlungen in der Altmark und im Magdeburgischen, Leipzig 1879, S. 21 hat ALEXANDER BRÜCKNER das Wort *dörnze* viel einleuchtender mit asl. *dvornica* ‘Hofstube’ in Verbindung gebracht.

Zusammenhang mit asl. *goręti* ‘brennen’ widerspricht jedoch die Tatsache, daß die russ. *gornica* ‘Obergemach’ und ihre Verwandten aus einem alten Speicherraum hervorgegangen sind, der ursprünglich stets ohne Feuerstätte war⁵³. Da eine Verbindung von *dörnze* und *gornica* überdies nur durch Annahme einer Kontamination mit dem Zeitwort *dörren* möglich wäre, wird man sich gern für eine altslawische Grundform *dvorbnica* ‘Hofstube’ entscheiden, die als *dwarneiz* auch tatsächlich in dem ältesten der polabischen Vocabulare aus der Zeit um 1700 überliefert ist⁵⁴.

Besonders gut ist in diesen Vocabularen das polab. *dvarneicia* ‘heizbare Stube’ bezeugt, das nach Bielfeldt noch um 1700 gerade für die heutigen Restgebiete des Wortes *dönse* kennzeichnend war⁵⁵. Aber dennoch lehnt Bielfeldt die naheliegende etymologische Ableitung des mnd. *dornitze* von polab. *dvarneicia* aus verschiedenen Gründen ab. Einer davon scheint die Annahme zu sein, daß im Falle einer Übernahme die einleitende Lautgruppe *dv-* nach dem Vorbilde von slaw. *tvarog* zu deutsch *quark* ein *kv-* ergeben müßte. Dagegen läßt sich einwenden, daß der Lautwandel *tv-* zu *kv-* räumlich auf das östliche Mitteldeutschland und zeitlich auf das 14. Jh. beschränkt ist, also keineswegs allgemein durchgeführt wurde, sondern auch Ausnahmen, wie das neben *quark* bestehende *zwarg* ‘handgeformter Sauermilchkäse, Quark’ zuläßt⁵⁶. Es ist auch schwer denkbar, daß unser Wort aus dem östlichen Mitteldeutschland nach Niederdeutschland importiert wurde.

Zwar erwähnt Bielfeldt noch eine Reihe anderer Schwierigkeiten, die einer streng lautgesetzlichen Herleitung von *dornitze* aus *dvorbnica* im Wege stehen; aber er vergißt dabei zu berücksichtigen, daß in den zwischensprachlichen Beziehungen die Lautgesetzlichkeit oft durch Lautsubstitution ersetzt wird, und eine größere Freiheit in der Entwicklung und in dem wechselseitigen Ersatz der Laute Platz greift⁵⁷. Aber auch Bielfeldt gibt zu, daß das erschlossene **dvorbnica* durch

⁵³) SCHIER: Hauslandschaften, 1. Aufl. S. 316, 2. Aufl. S. 272.

⁵⁴) *Stube* – *dwarneiz*, (*dornizen*, *dönse alicubi*). Vocabular der Lüneburger Slawen bei G. W. LEIBNIZ: Collectanea etymologica, Hannover 1717, I, S. 351; vgl. PAUL ROST: Die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannöverschen, Leipzig 1907, S. 55, 382; LEHR-SPEŁAWIŃSKI: Gramatyka połabska, Lemberg 1929, S. 58 ff.

⁵⁵) BIELFELDT, S. 144.

⁵⁶) Deutsches Wörterbuch, 17, 1954, S. 954.

⁵⁷) PRIMUS LESSIAK: Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus, hg. von ERNST SCHWARZ, Brünn-Prag 1933; ERNST SCHWARZ: Die germanischen Reibelaute *s, f, ch* im Deutschen, Reichenberg 1926.

altpoln. *dworznicza*, pomoran. *dwornica*, slowinz. *dwornica* unterbaut werden kann, und daß pomoran. *dornica* vielleicht bereits schon wieder eine Rückentlehnung aus mnd. *dornitze* darstellt⁵⁸, wie sie ja auch die oben erwähnten Schicksale des Wortes germ. **chūza*, **chūsa* 'Haus' > asl. **chyža*, slowen. *hiša* > kärntn. *keische*, *keusche* oder *gaische* 'kleines Bauerngut' > slowen. *kâjža* kennzeichnet. Auch ein kroat. *dvornica* wird als 'große Stube, Saal, besonders zum Empfang von Fürsten' bereits bei Schriftstellern des 17./18. Jh. erwähnt⁵⁹, und schließlich stellen tschech. und slowak. *dvorana* 'Halle, Festsaal' und das slowen. *dvorâna* 'Saal für gesellschaftliche Veranstaltungen' junge Neubildungen mit einem zeitgemäßen Bedeutungsgehalte dar⁶⁰.

Obwohl sich also die Existenz eines asl. *dvorbnica* 'Hofstube' aus asl. *dvorb* 'Hof' gut unterbauen läßt, schlägt Bielfeldt als Grundlage für mnd. *dornitze* aus lautlichen Gründen ein asl. **dvorb̃nica* 'Türstube' aus asl. *dvorb̃* 'Tür' in der Annahme vor, damit auch den sachlichen Voraussetzungen der Dönse in höherem Maße gerecht zu werden. Nach seiner Meinung ist die "Tür" nach Wort und Sache ein besserer Ausgangspunkt für einen Raumnamen als der "Hof". Für den Hausforscher aber sind Türen und Fenster Durchlöcherungen des Raumes; abstrakt ausgedrückt, stellen sie also partielle Negationen eines geschlossenen Raumes dar, und es gibt m. W. keinen alten Raumnamen, der an Fenster und Türen anknüpft. Aus diesem Grunde dürfte es kaum gelingen, asl. *dvorb̃nica* aus der einzelsprachlichen Überlieferung zu unterbauen. Auch das für die Vorgeschichte der *dönse* so bedeutsame polab. *dvarneicia* bezeichnet seit den ältesten Vocabularen 'heizbare Stube, Warmraum, Ofenraum'⁶¹; es könnte aus seiner von Bielfeldt vorgeschlagenen Zugehörigkeit zu asl. **dvorb̃nica* 'Türstube' herausgehoben werden, wenn man annimmt, daß ein altes polab. **dörnica* 'Stube' zu polab. *dör* 'Hof', das lautgesetzlich aus asl. *dvorb* 'Hof' hervorgegangen ist, durch sekundäre Anlehnung an polab. *dvarai* 'Tür' zu *dvarneicia* umgestaltet wurde, als man den sachlichen Zusammenhang zwischen "Hof" und "Stube" nicht mehr verstand⁶².

⁵⁸) BIELFELDT, S. 142 f.

⁵⁹) Rječnik hrvatskoho ili srpskoho jezika II (1884) S. 947.

⁶⁰) Slovník slovenského jazyka I (1959) S. 356; PLETERŠNIK: Slovensko-nemski slovar I (1894) S. 190.

⁶¹) BIELFELDT, S. 144.

⁶²) Ebenda S. 146.

Aber es ist gar nicht so schwer, eine gedankliche Brücke zwischen “Hof” und “Stube” herzustellen. Nur darf man in asl. *dvorъ* nicht ausschließlich eine Bezeichnung für den ‘Bauernhof’, sondern gemäß seiner Bedeutung in den Einzelsprachen auch einen Ausdruck für ‘Hof des Landesherrn oder des Edelmannes’ sehen⁶³. Wie in Westeuropa, wo sich etwa das lat. *cohors* ‘Hofraum, Gehege, Viehhof’ zu franz. *cour* ‘Hofhaltung, Hofstaat’ entwickelt hat, wurde auch bei den Slawen der Hof des Vornehmen als ein hohes Vorbild betrachtet, dem man nachstrebte. Das Bestimmungswort „Hof-“ wurde zur Kennzeichnung ober-schichtlicher Kulturerscheinungen schlechthin verwendet. Wie der moderne Ehrentitel “Hofrat”, “Hoflieferant”, “Hofoptiker”, “Hofkonditor” usw. eine besondere Auszeichnung gegenüber dem einfachen Vertreter dieses Faches darstellte, so war auch *dvorъnica* ‘Hofstube’ ein kulturell gehobener Wohnraum, den man nachzuahmen suchte.

Als erklärende Pleonasmen vom Typus *Blattmoos* (tschech. *bláto* ‘Sumpf’) oder *Bastweide* (tschech. *pastva* ‘Weide’) und als Steigerungsform durch das Bestimmungswort *Hof-* zugleich darf man einige Zusammensetzungen dieser Art ansehen, die auch Bielfeldt in der deutschen Überlieferung aufgefallen sind⁶⁴: Landgraf Friedrich von Thüringen verbesserte den abgebrannten Turm auf der Wartburg *unde legte daruf gar eyne schone hofedornczin*, wie Johann Rothe im 15. Jh. berichtet⁶⁵; in der Zimmerischen Chronik wird für das 15. Jh. zweimal eine *türnitz oder hofstuben* und eine weitere *dürnitz* erwähnt⁶⁶; auch Hans Sachs (1494–1576) spricht von einer *dürnitz und hofstuben*⁶⁷, und der Hauptsaal des Schweriner Schlosses wird im Jahre 1520 als *grosse hofdornitz* bezeichnet⁶⁸. Diese historischen Belege und unsere sachlichen Erwägungen lassen es für ratsam erscheinen, bei der etymologischen Aufhellung von *dornitz-türnitz* von asl. *dvorъnica* ‘Hofstube’ auszugehen.

Bielfeldt aber übersieht diese Notwendigkeit, da er bei seinen philologischen Erwägungen stets nur die Erkenntnisse der slawischen Lautlehre zur Anwendung bringt. Er berücksichtigt zu wenig, daß die Deut-

⁶³) BERNEKER, S. 241.

⁶⁴) BIELFELDT, S. 143.

⁶⁵) Deutsches Wörterbuch II, 1860, Sp. 1735.

⁶⁶) Zimmerische Chronik, hg. von KARL BARACK, Neuausgabe durch PAUL HERRMANN, Meersburg 1932, II, S. 319, 374.

⁶⁷) Deutsches Wörterbuch II, 1860, Sp. 1735.

⁶⁸) LISCH, S. 34.

schen nach Aufnahme des Lehnwortes **dvorbnica* diesen sprachlichen Ausgangsstoff nach den Entwicklungstendenzen ihrer eigenen Sprache umgestalten mußten. Dies aber konnte nicht nach sprachlichen Gesetzen, sondern nur nach den sehr viel lockereren Regeln der bereits oben bemühten Lautsubstitution erfolgen⁶⁹. Dabei lag es nahe, in dem Worte **dvorbnica* die Lautgruppe *-wo-* als Diphthong *-uo-* aufzufassen und den deutschen Sprachregeln zu unterwerfen. Vorahd. *ô* wird in Süddeutschland seit dem 8. Jh. zu *-uo-* diphthongiert, doch schon bei Otfried setzt um die Mitte des 9. Jh. die Abschwächung von *-uo-* zu *-ue-* ein⁷⁰, so daß unsere Glosse *caumata-turniza* bereits im 11. Jh. möglich war. In Norddeutschland aber bleibt westgerm. *ô* erhalten, vor dem allerdings ein älteres *-w-* vereinzelt schwindet (vgl. mnd. *sône* neben *swône*, ahd. *suona* 'Sühne')⁷¹, so daß auch hier ohne Schwierigkeiten aus einem asl. **dvorbnica* ein mnd. *dornitze* entstehen konnte. Schließlich wird bei dem Worte **dvorbnica* in der gesamten deutsch-slawischen Berührungszone die allgemeine deutsche Tendenz zur Vokalkürzung vor Doppelkonsonanz wirksam⁷², während die Verhärtung des anlautenden *d* zu *t* lautgerecht auf Oberdeutschland beschränkt bleibt⁷³.

Wie bereits im Jahre 1931 besteht für mich aus sprachlichen und sachlichen Gründen kein Zweifel darüber, daß das Wort *dörnitz-türnitz* von asl. **dvorbnica* abstammt⁷⁴. Worauf aber gehen trotz der sprachlichen Zusammengehörigkeit von *dörnitz* und *türnitz* die erheblichen Sachunterschiede in der nieder- und oberdeutschen Erscheinungsform unserer Einrichtung zurück? Wie ist es vor allem zu erklären, daß die obd. *türnitz* nach Namen und Sache heute ausschließlich auf Burgen und Schlösser beschränkt bleibt, während die nd. *dönse* nach anfänglichen Belegen für die Oberschichtliche Kultur heute nur noch für das Bauernhaus nachweisbar ist?

Im gesamten deutsch-slawischen Berührungsraum war die *dvorbnica* 'Hofstube' ursprünglich nur auf die Häuser des slawischen Adels beschränkt. Ihr Hauptvorteil gegenüber ähnlichen Räumen Mittel- und Westeuropas bestand darin, daß sie mit einem vorzüglichen Wärmofen östlicher Provenienz ausgestattet war, wie ihn die westgermanischen

⁶⁹) Vgl. oben Anm. 57.

⁷⁰) W. WILMANN: Deutsche Grammatik, 2. Aufl., Straßburg 1897, I, S. 284.

⁷¹) Ebenda I, S. 147; KLUGE-GÖTZE-MITZKA, 15. Aufl., S. 780.

⁷²) HERMANN PAUL: Deutsche Grammatik, Halle 1916 ff., I, S. 169.

⁷³) Ebenda I, S. 320 ff.

⁷⁴) SCHIER: Hauslandschaften, 1. Aufl., S. 314 ff.

Bewohner Niederdeutschlands bislang nicht kannten⁷⁵. Dieser Vorzug verschaffte der *dvorbnica* nicht nur bei den Niedersachsen Eingang, sondern bewirkte auch ihre bereits erwähnte rasche Ausbreitung nach den friesischen Inseln und nach Jütland. Überdies blieb der Ofenraum nicht nur auf die Höfe der Reichen beschränkt, sondern sank nach den entsprechenden Abstrichen in der Größe und Ausstattung über die niederdeutschen Bürger zu den Bauern herab, die durch das Lehnwort *dönse* zum Ausdruck bringen, daß sie ihre Kenntnis des osteuropäischen Ofens ihren ersten hochmittelalterlichen Berührungen mit den rechtselbischen Slawen verdanken.

Oberdeutschland und der Alpenraum im besonderen aber waren bereits Jahrhunderte vorher durch die Wanderungen und Ansiedlungen ostgermanischer Stammesplitter mit der Rohform des osteuropäischen Ofens bekannt geworden, der mit diesen Einwanderern aus dem Osten in der germanisch-romanischen Berührungszone des Südalpenraumes bereits im 8. Jh. in die Werkstätten der comacinischen Bauleute gelangte und hier durch die Wölbtopftechnik der ersten Kacheln und das Hinterladeprinzip der Hypokausten bereichert und zu dem entwicklungs-fähigen Kachelofen emporgehoben wurde. Südwestdeutschland war also nach unserer Meinung bereits vor dem Einzug der Slawen in die Alpenländer auch in seinen bäuerlichen Grundschichten mit dem Ofen als dem Keim jeder höheren Wohnform durchsetzt; wir finden es daher begreiflich, daß die *türnitz* als Abkömmling der slawischen *dvorbnica* ‘Hofstube’ nur in die Höfe der geistlichen und weltlichen Herren Eingang fand, dem volkstümlichen Hause aber auch dem Namen nach fremd blieb und bald bis auf wenige Reste auf Burgen und Schlössern in Vergessenheit geriet⁷⁶.

Die oberdeutsche Stube dagegen, deren Ofen das Hinterladeprinzip angenommen hatte und allmählich zum Kachelbau überging, strahlte nach allen Seiten hin aus und wurde durch die mittelalterliche Ostsiedlung weit nach dem Norden, Osten und Nordosten vorgetragen. Der kräftige Nordostzug des mitteldeutschen Hauses riegelte das niederdeutsche Dönsegebiet gegen den slawischen Osten ab, zu dem es nach Namen und Herkunft seiner Feuerstätte gehört. Die Karte Wilhelm Peßlers läßt deutlich erkennen⁷⁷, daß der Ausdruck *Dönse* heute ein

⁷⁵) Ebenda, 1. Aufl. S. 190 ff., 2. Aufl. S. 163 ff.

⁷⁶) Ebenda, 2. Aufl. S. 235 ff.

⁷⁷) PEßLER: Wortatlas S. 47.

Schrumpfgebiet bildet, das durch die kulturell stärkere *Stube* von allen Seiten angenagt wird. Die *Stube* sendet von Süden, Osten und Nordosten Vorposten gegen das Kerngebiet der *Dönse* aus, das offenbar auch von den Städten her in mehrere Kleinlandschaften zersetzt wird. Es ist zu befürchten, daß bereits nach wenigen Jahrzehnten nur mehr vereinzelte Stützpunkte von der ehemals so gewaltigen Ausdehnung der *Dönse* berichten werden.

So verlaufen die Geschehnisse eines Ausdruckes, der als eines der ältesten slawischen Lehnwörter im Deutschen einst die gesamte deutsch-slawische Kontaktzone erfüllte und in seiner sachlichen wie sprachlichen Erscheinungsform die östlichen Bestandteile der deutschen Wohnungskultur anschaulich widerspiegelt. In unseren wortgeschichtlichen Unterhaltungen kam William Foerste oft auf das aufschlußreiche Wort zu sprechen, von dessen Herkunft aus dem asl. **dvorbnica* 'Hofstube' er sich von mir nach anfänglichen Zweifeln überzeugen ließ. In seiner Abhandlung über "Die niederdeutschen Bezeichnungen des Schrankbettes" hat er 1961 die Nebenbedeutung 'Wandbett' erörtert, auf welche sich das Wort *Dönse* über 'Warmraum' und 'Schlafzimmer' in Ostfalen zurückgezogen hat⁷⁸. "Dies muß nach Ausweis der schwedischen Mundarten", sagt Foerste⁷⁹, "schon im ausgehenden Mittelalter geschehen sein, denn in den nordschwedischen Provinzen Ängermanland, Västerbotten und Lappland lebt das aus dem Niederdeutschen entlehnte *dums* nur in der Bedeutung 'oberer Schlafplatz eines zweigeschossigen Wandbetts', die sich dort aus der weiteren Bedeutung 'Wandbett' des niederdeutschen Wortes entwickelt hat. Wir müssen die modernen ostfälischen Belege mithin als Relikte einer früher weiter verbreiteten Bedeutungsspezialisierung betrachten."

Durch diese Feststellung wird den mannigfachen Schicksalen des Wortes eine überraschend neue Seite abgewonnen, welche in große europäische Zusammenhänge hineinführt. Diese Betrachtungsweise war für William Foerste kennzeichnend: Von kleinen Anfängen oder Anlässen ausgehend und vom Sonderfall zum Allgemeinen fortschreitend, verstand er es vorzüglich, in weite Räume und große zeitliche Tiefen vorzustößen. Als echter Philologe war er bestrebt, die Größe des Kosmos aus seinen kleinsten Alltagsspiegelungen zu begreifen. In dieser

⁷⁸) WILLIAM FOERSTE: Die niederdeutschen Bezeichnungen des Schrankbettes, Niederdeutsches Wort 2 (1961) S. 23–64.

⁷⁹) Ebenda S. 52.

Einsicht waren wir einander nahe verwandt; wir bekannten uns damit gemeinsam zu der tiefen Weisheit des Goethe-Wortes aus “Gott, Gemüt und Welt”⁸⁰:

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh’ nur im Endlichen nach allen Seiten.
Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußst du das Ganze im Kleinsten erblicken.

⁸⁰) Goethes Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, IV, S. 4.

NHD. MUNDARTL. *ADJÜS*, (*T*)*SCHÜÜS*
'AUF WIEDERSEHEN'

Von Emil Öhmann

Diese Form des Grußes beim Weggehen wird allgemein, und selbstverständlich mit Recht, auf frz. *adieu* zurückgeführt. Aber die bei dieser Konfrontation sich ergebenden lautlichen Schwierigkeiten sind immer noch nicht aus dem Weg geräumt, und zwar obgleich es einleuchten muß, daß frz. *adieu* (gespr. *adjöö*) nicht gut ohne weiteres zu der in der Überschrift angeführten Form *adjüs* nebst Var. führen kann.

Die Verbreitung des Grußes in der Lautgestalt *adjüs* nebst Var. ist in der Hauptsache auf niederdeutsches und mittelfränkisches Gebiet beschränkt (vgl. z. B. Kluge-Mitzka: Etym. Wb. der dtsh. Spr.²⁰[1967], S. 7 s. v. *ade*; Kretschmer: Wortgeographie der hd. Umgangssprache, S. 75 f. s. v. *Adieu*; A. Wrede: Neuer Kölnischer Sprachschatz I, S. 7 s. v. *adjüs*; und Hamburg. Wb., S. 40 s. v. *adjüüs*). Neben der Form *adjüs* kommen die Varianten *atjys*, *atchüs*, *adzüs*, *tshüs*, *schüsing* u. a. vor, die sich deutlich von frz. *adieu* durch den *ü*-Laut der zweiten Silbe und das auslautende *-s* abheben. – Mit der Zeit hat diese saloppe Grußformel weite Verbreitung gefunden, und ich habe sie in den letzten Jahren öfters z. B. in Freiburg i. B. gehört. Wie weit dieses aus dem Norden, aus strahlungskräftigen Zentren, etwa aus Hamburg und Köln, nach dem Süden vorgetriebene Wort hier wirklich Fuß gefaßt hat, wage ich nicht zu entscheiden.

Durch deutsche Lautentwicklung lassen sich diese Abweichungen kaum erklären, wenn man sie nicht etwa als Spielformen deuten will. Zu dieser bedenklichen Methode, Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen, darf man nur greifen, wenn nichts anderes übrig bleibt.

Die ursprüngliche nordwestliche und nördliche Verbreitung unserer Formen legt es nahe, die Frage zu stellen, ob wir es nicht mit einer dialektischen französischen Form zu tun haben. Wie ich öfters (neuerdings z. B.: Zur Kenntnis der französischen Bestandteile in den rheinischen Mundarten, *Annales Academiae Scientiarum Fennicae* Tom.

141/1, 1965, S. 4 und 42) betont habe, ist das an das Mittelfränkische grenzende Wallonische eine der Quellen, die das Deutsche mit französischem Lehnwort gespeist haben.

Und gerade im Wallonischen ist eine dem deutschen *adjüs* genau entsprechende Form bezeugt: nach Haust (Dictionnaire français-liégeois, 1948, s. v. *adieu*) begegnet uns in Faymonville die Form *adjus*, deren auslautendes *s* ausgesprochen wurde; daneben sind im Wallonischen auch *adiè* und *adiu* bezeugt. Ferner erwähnt Haust (Dictionnaire liégeois, 1933, S. 11) neben *adiu* und *adju* auch *adjus* (*fé sès adjus*). Auf dieses wallon. *adjus* ist offenbar das mfränk. nhd. *adschüs* zurückzuführen.

Bei den wallonischen Entlehnungen stellt sich immer die Frage, ob sie direkt oder über das Niederländische übernommen wurden. Die französischen dialektischen Entlehnungen des Niederländischen stammen zwar meistens aus dem Pikardischen, aber auch das Wallonische hat seinen Teil beigesteuert. Die deutschen Entlehnungen aus dem Pikardischen sind über das Niederländische gekommen, weil das Deutsche keine gemeinsame Grenze mit dem Pikardischen hatte und hat.

Im Niederländischen wird (vgl. Woordenboek der Nederlandsche Taal, Supplement I 404) neben *adieu* auch *adju*, *adu*, *adjuus*, dazu noch das Dimin. *ajuuusjes* gebraucht, und zwar seit dem 17. Jahrhundert; die Quelle ist natürlich wallon. *adjus* und nicht etwa spanisches gleichbedeutendes *adios*, zu welcher Annahme die Ähnlichkeit der Lautgestalten verleiten könnte. Der mir bekannt gewordene älteste deutsche Beleg stammt aus dem Jahre 1748 (Hamburg. Wb.). Nun darf man nicht allzu viel auf diese keineswegs hiebteste Chronologie bauen, die keineswegs im Stande ist, sichere Auskunft über das tatsächliche erste Auftreten dieser Form in den betreffenden Sprachen zu geben. Jedenfalls teilweise scheint niederländische Vermittlung vorzuliegen. Es bleibt aber daneben die Möglichkeit, daß frz. *adjus* auch direkt aus dem Wallonischen ins Deutsche übernommen wurde, um sogar – man denke nur an die Strahlungskraft etwa von Köln und Aachen – von hier aus ins Niederdeutsche und ins Niederländische weiterzudringen. Ins Deutsche kann diese Grußformel somit auf zwei Wegen, sowohl über das Niederländische als auch direkt aus dem Wallonischen, gekommen sein.

Was endlich die in deutschen Mundarten, u. a. in Rappenaun, in der Pfalz, im Lothringischen und im Elsässischen vorkommenden Formen auf *-e(e)s* wie *atjes*, *atees*, *adjês* betrifft, können sie, besonders in der

Nähe des *adjüs*-Gebietes, auf Kreuzung von *-üs-* und *-ē-*Formen beruhen, deren *ē* durch Entrundung aus *ō* entstanden ist. Wo mit Einfluß der *adjüs*-Formen nicht gerechnet werden darf, ist es vielleicht erlaubt, an Kontamination von *adje* mit der lateinischen Grußformel *bona dies* zu denken; so werden die deutschen mundartlichen Formen *adis*, *adjes* von Kluge-Mitzka (Etym. Wb. der deutschen Sprache, S. 7 s. v. *ade*) erklärt. Möglich ist es freilich auch, daß an das entlehnte *adje* im Deutschen ein unorganisches *-s* angehängt wurde. – Die von Jungandreas (Niedersächsisches Wörterbuch I 106 ss. vv. *adjüs* und *adjes*) angeführten Formen mit *ü* gehen offenbar auf die ursprüngliche wallonische zurück; in Anbetracht der geographischen Lagerung werden die Formen *adjös* und *atjes* hier wohl auf Kontamination zwischen der wallonischen und der hochsprachlichen deutschen *adjö* beruhen.

NAME UND WORT

Von Heinrich Dittmaier

Dem Bearbeiter eines etymologischen, d. h. also deutenden Wörterbuchs, in diesem Falle eines Bei- und Familiennamenbuches, treten auf Schritt und Tritt Probleme entgegen, die ein solches Unternehmen erst reizvoll machen. Mit der Wiedergabe des derzeitigen Forschungsstandes ist es nicht getan, zumal in den z. Z. vorliegenden Namenbüchern manches vollkommen fehlt. Oft hat man den Eindruck, daß allzu harte Nüsse einfach liegengelassen wurden. Häufig werden alte Deutungsversuche unbesehen übernommen, auch wenn sie noch so abwegig erscheinen. Das betrifft meist jene Namenbücher, die heutige Namen zu Grunde legen, ohne sie historisch zurückzuverfolgen. Daß es dabei zu Fehldeutungen kommen muß, liegt auf der Hand. Was bei der Ortsnamenkunde schon lange gilt, ohne Altbelege keine Deutung, muß auch bei der Personennamenkunde Geltung haben. Nicht immer sind wir in der glücklichen Lage, einen Namen eine gewisse Zeit zurückverfolgen zu können, und sind dann zu ganz vorsichtigen Vermutungen gezwungen. Wie vorsichtig man sein muß, zeigt etwa der rheinische Familienname (FamN) *Unkerieg*, der zum Glück in den Namenbüchern fehlt und gewiß für einen friedfertigen Menschen in Anspruch genommen worden wäre. Folgt man aber seiner Spur in die ältere Zeit, dann kommt etwas ganz anderes heraus. Dann endet er in der eindeutigen Form *Ungerech*, d. i. mhd. *ungerëch* 'häßlich, scheußlich'; andere Formen des Namens sind *Unkerich* und *Ungerecht*. Ein weiteres Beispiel ist der vom Niederbergischen ausgehende Name *Unshelm*, den man leichtfertigerweise zum Rufnamen (RN) Anshelm stellt. Verfolgt man auch ihn zurück, dann endigt er bei dem Wüstungsamen *Ungensham*, *-hem*, *Unsham*, *-hem* bei Düsseldorf (heute noch in dem amtlichen Flurnamen *Ungelsheimer Graben* erhalten).

Im folgenden will ich nun einige niederdeutsche FamN abhandeln, die zwar keine weltweiten Probleme aufwerfen, aber doch nicht ganz

ohne Bedeutung sind, besonders in ihrem Verhältnis zum Wort, zum Appellativum.

1. Imker

An der Stelle, an der A. Bach in seiner Namenkunde die nd. nomina agentium auf *-eker* (*Snitker*, *Töpker* usw.) behandelt¹, findet sich der Passus: „Imker ist anders zu deuten“. Bach beruft sich dabei auf W. Horn, E. Ochs und Th. Frings². Der Zusammenhang ist folgender: Im nd. Raum, besonders aber in Nordostwestfalen (Lippe, Ravensberg), werden Berufsbezeichnungen gerne durch ein erweitertes Suffix *-eker* gebildet; man findet dort *Fäteker* (Faßmacher), *Rädeker* > *Räker* (Radmacher), *Höseker* (Hosenmacher), *Spilleker* (Spindeldreher) u. a. m. Es liegt nun nahe, auch die Bezeichnung *Imker* (< *imbeker*) in diesen Zusammenhang zu stellen. Das wird aber von den genannten Etymologen abgelehnt; stattdessen stellt man Imker neben nndl. (mundartl.) *bijker*³, ags. *biocere*. Da *biker* anderwärts ‘Bienenkorb’ bedeutet (mndl. *bikaer*, mnd. *bi(en)kar*, as. *bikar*)⁴, hält man *biker* ‘Bienenvater’ und mit ihm zusammen *Imker* (ndl. *ijmker*, *iemker*) für eine *ja*-Ableitung dieses Wortes⁵. Beide würden also korrekt den ‘Bienenkörper’ bezeichnen. Nndl. *ijmker*, *iemker* wird bei Franck-van Wijk⁶ ausdrücklich als ostniederländisch, das heißt wohl gelderländisch-overijsselisch-drentisch, gekennzeichnet. Dort kommt es als *Ijmker* auch in FamN vor. Von diesem Gebiet aus müßte es also ins Schriftniederländische gedrungen sein. Das ist festzuhalten. Bei Kluge-Götze⁷ wird das Ganze so dargestellt, als ob nhd. *Imker* aus dem Ndl. stamme und die altdeutschen Bezeichnungen *Bienenvater*, *Zeidler* usw. überschichtet und verdrängt habe. Stimmt das? Wenn wir dem Wort *ijmker* im Ndl. nachgehen, müssen wir feststellen, daß es sich in der älteren nndl. Sprache nirgends findet. Man hat im Gegenteil den Eindruck, daß auch in den

¹) A. BACH: Deutsche Namenkunde I (1952), § 138.

²) PBB 53 (1929), S. 304 u. 54 (1930), S. 195; Herrigs Archiv 182 (1942), S. 52.

³) VAN DALE-KRUYSKAMP: Groot woordenboek der Nederlandse taal (1961), S. 262.

⁴) S. auch Rhein. Wörterbuch I, Sp. 583 f.

⁵) Vgl. auch VRIES-KLUYVER in Woordenboek der Nederlandse taal II, S. 15 (s. v. *aker*) u. v. D. MEER in PBB 55 (1931), S. 73.

⁶) FRANCK-VAN WIJK: Etymologisch woordenboek der Nederlandse taal (21949), S. 274.

⁷) KLUGE-GÖTZE: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (1967), s. v. *Imker*.

Niederlanden altheimische Ausdrücke (etwa *bienmeester*) durch *ijmker* verdrängt worden sind und daß es ins Schriftniederländische auf demselben Wege gelangte wie ins Nhd. Derjenige, der sich mit Namenkunde beschäftigt, muß stets die leidige Erfahrung machen, daß für die Verfasser von Wörterbüchern, soweit sie sich mit der Etymologie und Wortgeschichte abgeben, Namen einfach nicht existieren; man verläßt sich ganz auf den Appellativwortschatz, wie er in den vorhandenen Quellen erscheint. Es ist aber eine auffallende Tatsache, daß Namen oft sehr viel früher bezeugt sind als die Appellativa gleichen Bedeutungsinhalts. Man kann denn auch häufig in namenkundlichen Arbeiten lesen, daß der und der Name (etwa im 13. Jh. bezeugt) mit dem und dem Appellativum nichts zu tun haben könne, da es erst im 15. oder 16. Jh. in den Quellen erschiene. Hin und wieder mag das sogar zutreffen, doch meist ist das ein Fehlschluß. Auch bei unserem *Imker*. Während wir ihn im älteren Ndl. nicht greifen können, ist er im Spätmd., allerdings eben in Namen, bezeugt, und zwar a. 1439 *Cort Immker* in Herford⁸ und a. 1443 *Herman Immecker* ebd.⁹. Heute lebt der Name im Lippisch-Ravensbergischen weiter. Über die Weser nach Osten geht er anscheinend nicht, da er bei Zoder¹⁰ fehlt. Dafür strahlt er aber nach Westen bis in die Ostniederlande aus. Das Gebiet, das er bestreicht, ist aber das gleiche, wo die nomina agentium auf *-eker* zu Hause sind. Weshalb sollen wir gerade diese Berufsbezeichnung von den *Fätekern*, *Spillekern* usw. trennen? Adelong¹¹ hat somit recht, wenn er *Imker* als niedersächsisch bezeichnet.

Es dürfte nicht ohne Belang sein, wenn wir uns in diesem Zusammenhang das Doppelsuffix *-eker* etwas näher ansehen. Die Theorien sind folgende:

1. *-eker* geht von den Berufsbezeichnungen *Bödeker* (Böttcher) bzw. *Kärker* (Karcher 'Fuhrmann') aus, bei welchen das *k*-Suffix zum abgeleiteten Wort gehört (*butica, carruca*)¹².

⁸) B. VOLLMER: Urkundenbuch der Stadt u. des Stiftes Bielefeld (1937), S. 409.

⁹) Ravensberger Blätter für Geschichte, Volkskunde u. Heimatkunde 31, 85; I. C. H. WEISSENBORN: Acten der Erfurter Universität I (1881), S. 194.

¹⁰) R. ZODER: Familiennamen in Ostfalen I-II (1968).

¹¹) J. CHR. ADELUNG: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart II (1796), Sp. 1361 f.

¹²) A. BACH a.a.O.

2. zu Grunde liegen Iterativverben wie etwa *sniddeken* 'schnitzen'¹³.

Es fällt aber auf, daß das Suffix ganz selten an Verben, sondern fast ausschließlich an Substantive getreten ist. Die Tatsache würde der ersten Theorie Halt geben, wenn *Bödeker* und *Kärker*¹⁴ nicht die einzigen Bildungen dieser Art wären. Es ist also fraglich, ob beide allein die Kraft hatten, neue Analogien von dem bekannten Ausmaß zu bilden¹⁵. Es sei deshalb gestattet, eine andere Theorie vorzuschlagen. Dabei gehen wir von dem *Imker*-Synonym *biker* aus, das ja auf ein germ. **bikasja*, *bikarja* beruhen soll. Ndl. *bijker* scheint der Nachfahr eines anfrk. **bikari* oder ähnlich zu sein, da es als *bigre* im Französischen lebt¹⁶. Wenden wir uns aber zuerst dem ags. *biocere* zu. Es macht uns stutzig, daß *bikar* 'Bienenkorb', das doch der Berufsbezeichnung zu Grunde liegen soll, im Ags. samt dem Grundwort *kar* 'Korb, Gefäß' vollkommen fehlt. Ableitungen kann man doch nur von etwas Vorhandenem bilden. Natürlich bleibt noch die Annahme eines frühen Untergangs dieser Wörter im Ags. Aber wäre es nicht möglich, daß es sich bei ags. *-cere*, anfrk. *-karja* gar nicht um eine Ableitung von *-kar* 'Korb' handelt, sondern um etwas ganz anderes, etwa einen Verbalbegriff? Als solcher bietet sich got. as. *karōn*, ags. *carian*, *cearian*, engl. *to care* an; das Verb bedeutet zwar ursprünglich 'klagen, trauern' (wie in *Karfreitag*), hat aber dann auch die Bedeutung 'sich kümmern um, sorgen für' (wie engl. *to care*) angenommen. Der ags. *biocere*, anfrk. **bicarja* wäre dann der, der für die Bienen sorgt, sich um sie kümmert, ganz dem Bedeutungsinhalt des nhd. Bienenvater entsprechend. So wäre dann auch die Parallelbildung **imbekarja* zu verstehen, das heißt mit anderen Worten, daß auch die anderen *-eker*-Ableitungen aus dieser Richtung her zu deuten sind; es kann so gewesen sein, daß das Grundwort (also nicht Suffix!) **karja* 'Sorger, Versorger, Pfleger' zu-

¹³) S. O. PREUSS u. E. NÖRRENBURG in Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachforschung 9, 17 (Anm.) u. 49, 13.

¹⁴) Nd. *Kärker* (Karcher) ist mir unbekannt; die *Kerker*, die mir begegneten, waren stets *Kircher*, d. i. Kirdherr.

¹⁵) Hierzu vgl. auch MÄRTA ÅSDAHL HOLMBERG: Studien zu den nd. Handwerkerbezeichnungen des Mittelalters. Leder- u. Holzhandwerker (Lunder germ. Forsch. 24, 1950), S. 249 ff.; hier auch eine gute Geographie des *eker*-Suffixes.

¹⁶) E. GAMILLSCHEG: Französisches etymologisches Wörterbuch (1928), S. 106, u. W. v. WARTBURG: Französisches etymologisches Wörterbuch I (1928), S. 360; W. MEYER-LÜBKE: Romanisches etymologisches Wörterbuch (1935), S. 95 lehnt einen Zusammenhang mit *biker* ab und hält das frz. Wort für bretonisch.

erst nur lebenden Wesen eignete und es Wörter wie **swin(o)karja*, **skāp(o)karja* (vgl. den FamN *Schöpker?*), **hruss(o)karja* gegeben hat, die allerdings noch gefunden werden müßten. Von diesem Bereich aus müßte dann das Grundwort, nachdem es Suffixcharakter angenommen hatte, auch auf Sachappellative übertragen worden sein, so wie sich das heutige Wortfeld darbietet. Von hier aus wucherte es, seinen ehemaligen Bedeutungsinhalt ganz verlierend, weiter und wurde auch zur Bildung von Wohnstättennamen wie *Bömker* (wenn nicht Schlagbaumhüter), *Tünker* (zu Zaun), *Hedeker* (zu Heide) u. a. m. verwandt.

Diese Deutung ist kein Ultimatum, sondern eine Hypothese, wie die anderen auch. Ich stelle sie zur Diskussion.

2. Pekel, Pekelhering

Der alte Friedrich Kluge und Alfred Götze würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie den Artikel *Pökel* im Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache läsen. Dort steht, daß der holländische Fischer *Willem Beukelz(on)* (sprich *Bökel-*), der 1397 das Zeitliche segnete, das Verfahren des Einsalzens von Fischen ausgebildet habe und der Begriff *pökeln* < *pekeln* von seinem Namen ausginge. Diese Weisheit stammt von Friedr. List, dem man als Laien eine solche Etymologie nicht verargen kann. Schlimmer ist, daß sie von anderen geglaubt und durch Georg Schoppe¹⁷ weiterverbreitet wurde. Von ihm aus gelangte sie in die erste Nachkriegsausgabe des Kluge-Götze. Daß von *Beukelz(on)* zu *pekeln* (so die Altform) gar kein sprachlicher Weg führt, hat man nicht bemerkt. Im Jahre 1960 hat dann auch William Foerste im Niederdeutschen Wort¹⁸ die Zusammenhänge richtiggestellt; doch ist sein Zitat im neuesten Kluge-Götze so angebracht, daß man glauben muß, er stimme der Beukelz-on-Theorie zu. Aus diesem Grunde nehme ich den von Foerste begonnenen Faden wieder auf, ohne aber auf seine Etymologie einzugehen, der ich nichts hinzuzufügen habe. Mir geht es hier im wesentlichen darum, eine größere Belegreihe von Bei- und FamN aufzustellen, als es Foerste in seinem kleinen Artikel tun konnte. Von ihr aus können dann weitere Schlüsse gezogen werden.

Erst zu *Pekel*: Dies ist bislang nur einmal bezeugt, und zwar wohnte

¹⁷⁾ Germ.-Rom. Monatsschrift 26 (1938), S. 73 u. 247.

¹⁸⁾ W. FOERSTE: Pökel, Niederdeutsches Wort I, S. 11.

a. 1349 ein *Herman Pekel* in Donsbrüggen bei Kleve¹⁹; der Name lebt auch heute noch am Niederrhein weiter.

Viel häufiger ist der *Pekelhering*. Die Reihe beginnt ca. 1320 mit *Arnoldus Pekelherinc* in Coesfeld²⁰; ihm folgen ebd. 1350 *Joh. Pekelheringk*²¹ und 1358 (ohne RN) *Pyker-*, *pikelherinch*²². Im folgenden nun in zeitlicher Reihenfolge Belege aus anderen Orten:

1370 *Joh. Peyckelhering* in Dortmund²³

1371 *Hinr. Pekelhernync* (!), *-hering* ebd.²⁴

1391 *Theod. Pekelheryncg* ebd.²⁵

1396 *Joh. Pekelherinck* in Kaiserswerth²⁶

1403 *Joh. Pieckelherinck* in Dortmund²⁷

1442 *Hinr. Pekelheringh* in Essen²⁸

1448–52 *Cord Pekelherink, -ing*, in Lemgo²⁹

1451 *Did. Peckelheringh* in Paderborn³⁰

1472 *Konr. Pekelherinc* in Essen³¹

1480 *Henr. Peckelherinck* in Paderborn³²

1483 *Dietr., Rein., Arnd, Cord, Herm. Peckel-, Pickelhering* in Lemgo³³

c. 1494 *Henr. Pekelhering* in Xanten³⁴

Weitere *Pekel-*, *Peckel-*, *Pickelheringe* finden sich in der Folgezeit in Bislich (Rees), Wesel, Aachen, Bonn³⁵.

¹⁹ R. SCHOLTEN: Die Stadt Cleve. Beitr. zur Geschichte derselben (1879), S. XLIV.

²⁰ FRZ. DARPE: Coesfelder Urkundenbuch II, 3; s. auch FOERSTE a.a.O.

²¹ DARPE a.a.O. I, 129; s. auch FOERSTE a.a.O.

²² Codex Traditionum Westfalicarum VI (1907), S. 105.

²³ K. RÜBEL: Dortmunder Urkundenbuch I (1881), S. 641.

²⁴ Ebd. II, S. 131; K. RÜBEL: Dortmunder Finanz- u. Steuerwesen I (1892), S. 81.

²⁵ RÜBEL: Urkundenbuch a.a.O. II, S. 740.

²⁶ H. KELLETER: Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth (1904), S. 376.

²⁷ RÜBEL: Urkundenbuch a.a.O. III 1, S. 121.

²⁸ EssBtr. = Beiträge zur Geschichte von Stadt u. Stift Essen 28, S. 89.

²⁹ PREUSS-FALKMANN: Lippische Regesten III, S. 275, 299; E. DÖSSLER: Inventare der Quellen zur westfälischen Geschichte im Staatsarchiv Düsseldorf (1952), S. 158.

³⁰ B. VOLLMER a.a.O. S. 525.

³¹ EssBtr. a.a.O. 28, 75.

³² GRIMM: Weistümer III, S. 87.

³³ PREUSS-FALKMANN a.a.O. IV, S. 10; Westfälische Zeitschrift 38 II, S. 8, 10.

³⁴ E. WEISE: Die Memorien des Stiftes Xanten (1938), S. 260.

³⁵ Inventare der nichtstaatl. Archive der Rheinprovinz V, S. 140; A. LANGHANS: Die Listen der Neubürger (Wesels) ... (1950), S. 88; Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins 32, S. 163; JOS. DIETZ: Topographie der Stadt Bonn vom Mittelalter bis zum Ende der kurfürstlichen Zeit (1962), S. 297, 307.

Der Name lebt offensichtlich heute auf rheinisch-westfälischem Boden nicht mehr. Der letzte Beleg (Bonn) stammt aus der Zeit von 1619–28.

Pekelhering als Name gehört wohl in die große Gruppe der mittelbaren Berufsbezeichnungen und meint hier den Fischhändler, besonders den des Binnenlandes, wo frischer Seefisch in damaliger Zeit wohl selten war. Die spätere Bedeutung ‘Hanswurst (der Komödiantenbühne)’ spielt hier kaum herein. Es fällt dagegen auf, daß der letzte Beleg zeitlich fast genau mit dem Auftreten der englischen Komödianten (ab 1618) übereinstimmt. Der Name, der nun einen lächerlichen Beiklang bekam, scheint von da ab zumindest auf unserem Gebiet unterdrückt worden zu sein, was damals ja nicht so schwer war. Aus der obigen Zusammenstellung wird aber eines klar – Foerste wies a.a.O. schon darauf hin –, daß Herr Beukelzon aus Holland († 1397) um 1320 wohl noch in den Windeln lag, er allein schon aus diesem Grunde den Pickelhering nicht erfunden haben kann. Aber noch etwas anderes wird daraus klar, daß nämlich die Herkunft von *Pekel*, aber zumindest von *Pekelhering*, gar nicht so niederländisch zu sein scheint, wie man bisher annahm. Im Ndl. erscheint letzterer erst bei Kiliaen (1642), vorher fehlt davon jede Spur. Allerdings müßte das historische Namenmaterial in den Niederlanden noch daraufhin gesichtet werden, da der Name *Pekelhering* nach Ausweis von J. Winkler und A. Huizinga³⁶ dort heute noch gilt, also als Appellativ bedeutend älter sein muß als das Wörterbuch von Kiliaen. Es ist da also noch einiges zu tun. Vorher kann Abschließendes nicht gesagt werden. Meine Vermutung geht dahin, daß es sich bei *Pekelhering* um einen Terminus der Hanse handelt, zumal das Wort ja auch im Englischen vorhanden war und ist.

3. Engelpage

Etwa 1290–96 lebte in Unna ein Mann, der sich *Walter Engelpage* nannte³⁷. An diesem Namen habe ich lange herumgerätselt. Nimmt man ihn so, wie er sich gibt, dann sind seine Einzelteile mit mnd. *engel*, nhd. *Engel* (angelus) und mnd. *page* ‘Pferd, Roß’ zu übersetzen. Aber was meint er als Ganzes? Eine Bedeutung wie ‘Pferd’ mit engelgleichem Gemüt, sehr zahmes, folgsames Pferd’ liegt nicht gut, obwohl sie theo-

³⁶) JOH. WINKLER: De ndl. geslachtsnamen in oorsprong, geschiedenis en beteekenis (1885), S. 386, 422; A. HUIZINGA: Encyclopedie van namen (1955), S. 135, 210.

³⁷) Westfälisches Urkundenbuch VII, S. 1017; Westfälische Stadtrechte I 3 (Unna), S. 2.

retisch möglich wäre. Läßt man aber das Abstrakte beiseite und stellt sich den Namen mehr konkret vor, dann ergibt sich folgendes: Ein Engel ist in der volkstümlichen Vorstellung ein Wesen mit Flügeln. So ist er auch auf Ikonen und dgl. dargestellt. Überträgt man dies auf ein Pferd, dann ist es eben ein Pferd mit Flügeln. Der Antike und uns Heutigen ist dieses Fabelwesen unter dem Namen Pegasus bekannt³⁸. Auch dem Mittelalter wird das Flügelroß von bildlichen Darstellungen her (Heraldik, Hausbilder) geläufig gewesen sein. Lange habe ich gezögert, dem Beinamen diese Bedeutung zu geben, bis ich auf einen anderen Namen dieser Art, der aber in einer ganz anderen Gegend zu Hause war, stieß. In den Heidelberger Matrikeln³⁹ erscheinen nacheinander zu den Jahren 1426, 1487, 1497 *Theod. Engelmuer, Eberh. und Job. Engelmor*, alle aus Worms. Um den RN *Engelmar* kann es sich hierbei nicht handeln, wie das durchgehende *-muer, -mor* besagt⁴⁰. Es liegt vielmehr das in der mhd. Epik erscheinende *môre, mære* 'Pferd, namentlich Reise- und Lastpferd' vor. *Engelpage* und *Engelmör* passen also genau zueinander, so daß wir in beiden Namen eine mittelalterliche Bezeichnung für den antiken Pegasus gefunden hätten. Vielleicht läßt sich in anderen Gauen noch ein dazugehöriges *Engelroß* finden.

4. Ochseige

Das in ahd. Kompositen vorkommende *-eigo* (*hûs-*, *wîneigo*), das so viel wie 'Besitzer, Inhaber' bedeutet und als nomen agentis zum Zeitw. *eigan* 'haben' gehört (got. *aigan*, ags. *ágan*) und das als *áge* auch im Ags. existierte, ist auf nd. Boden bislang unbezeugt gewesen⁴¹. Nun kann es aber durch einen allerdings recht spät erscheinenden Beinamen auch dort nachgewiesen werden, und zwar in folgenden Belegen:

1550 *Job. Ossege* und *Joist Osseigede* (!) in Glandorf bei Osnabrück⁴²;

³⁸) Das Wort scheint dem Mittelalter in dieser Bedeutung unbekannt gewesen zu sein; nach L. DIEFENBACH: Glossarium Latino-Germanicum S. 421, bezeichnet es einmal einen sagenhaften Berg (ubi prima navis fuit facta) und dann auch den Pfau.

³⁹) G. TOEPKE: Die Matrikel der Universität Heidelberg . . . I (1884), S. 171, 388, 410.

⁴⁰) Heute lebt der Name als *Engelmoor* ganz abseits in Anschlag und Hulvershorn (Krs. Altena); hier kann allerdings auch der RN *Engelmar* vorliegen.

⁴¹) Belege für dieses Grundwort in Namen (*Wineige, Biereige*) habe ich aus späterer Zeit bis in das hessische Dillgebiet hinein.

⁴²) Ravensberger Blätter a.a.O. 28, 46.

a. 1556 die beiden nochmals als *Osseigede* und *-ege*⁴³; 1630 *Menz. Ossegede* in Warendorf⁴⁴; in jüngerer Zeit lebt der Name zu *Osseheger* entstellt in Münster (1894). Er ist eindeutig und meint den Ochsenbesitzer, den Stierhalter. Die Form *-eigede*, *-ēgede* ist zusätzlich erweitert durch das aus dem As. und Ags. bekannte Suffix *-ōthi*⁴⁵, das das Versehensein mit etwas ausdrückt und auch mnd. noch da war (vgl. etwa *ēnōgede* 'einäugig'). Diese Bildung muß allerdings als eine Kontamination zwischen **ohseigo* und einem zu erschließenden **ohsōthi* angesehen werden. Der Name *Osseige* (as. **ohseigo*) schlägt also hiermit die Brücke zwischen dem Ober- und Mitteldeutschen einerseits und dem Angelsächsischen andererseits.

5. Eselgrim

In Freckenhorst bei Warendorf lebte Ende des 14. Jh. ein Mann namens *Ezelgrim*⁴⁶; sein Vorname ist nicht bekannt. Etwa 250 Jahre später, und zwar a. 1645 wird in Warendorf selbst eine Frau *Agnes* mit demselben FamN genannt⁴⁷; nach 1800 lebte er noch in Freckenhorst und 1902 in Wesel. Man ist versucht, ihn zu dem bei Förstemann⁴⁸ aufgeführten, jedoch unsicheren hessischen RN *Isalgrim* oder zu dem häufigeren *Isangrim* zu stellen. Aber abgesehen davon, daß der Name bei Schlaug⁴⁹ vollkommen fehlt, müßten wir notgedrungen volksetymologische Umdeutung annehmen, denn der Weg von *īsal-*, *īsan-* zu *esel-* ist wohl anders nicht möglich. Deswegen ist es vielleicht besser, wenn wir den Namen so nehmen, wie er sich darstellt. Das Grundwort gehört zu as. *grīmo* 'Maske', das wohl nur zufällig mnd. nicht bezeugt ist⁵⁰. Wörtlich übersetzt bedeutet der Name dann 'Eselsmaske'. Wenn

⁴³) FRZ. HERBERHOLD: Das Urbar der Grafschaft Ravensberg von 1556 (Münster 1960), S. 409 f., 412.

⁴⁴) FR. J. NIESERT: Das Bürgerbuch der Stadt Warendorf (1952), S. 96.

⁴⁵) Vgl. F. KLUGE: Nominale Stammbildungslehre (1926), § 234.

⁴⁶) Codex Traditionum Westfalicarum a.a.O. I, S. 157.

⁴⁷) NIESERT a.a.O. S. 114.

⁴⁸) E. FÖRSTEMANN: Altdeutsches Namenbuch I (21966), Sp. 972.

⁴⁹) W. SCHLAUG: Die altsächsischen Personennamen vor dem Jahre 1000 (1962); DERS., Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. u. 12. Jahrhunderts (1955).

⁵⁰) Die FamN *Griem*, *Greim* existieren; doch können sie zu einem entsprechenden RN gehören.

man bedenkt, daß die Eselsmaske im alten Volksbrauch eine gewisse Rolle spielte, ist eine Deutung von dieser Seite gewiß nicht abwegig⁵¹.

6. Bicolne

In der Soester Tradition erscheint im 14. Jh. eine Familie, die sich *Bicolne* nennt, und zwar a. 1323 und 1345 *Job. B.*⁵², 1327–82 *Heinr.* und *Herm. B.*⁵³, 1403 *Job. Bycolne*⁵⁴; 1429 lebte ein anderer *Herm. Becolen* irgendwo im Lippischen⁵⁵.

Anfänglich ist man versucht, diesen Namen in *bî Colne*, d. h. 'bei Köln, um Köln herum, aus der Gegend von Köln' zu zerlegen. Mit dieser Deutung könnte man zufrieden sein, wenn der gleiche Name nicht etwa 150 Jahre früher ausgerechnet in Köln selbst erschiene. Etwa 1170/90 wird in den dortigen Schreinsbüchern der erste *Hermannus Bicolnus* (in der Quelle *Hermanni Bicolni*) genannt⁵⁶. Der immer wiederkehrende RN *Hermann* könnte uns vermuten lassen, daß es sich bei den Namensträgern um eine und dieselbe Familie handelte, die aus irgendeinem Grunde von Köln nach Soest ausgewichen ist, zumal der Name nach 1190 in Köln selbst verstummt. Aber gerade der Umstand, daß er zuerst in Köln lebte, macht die Herleitung 'bei Köln, aus der Gegend von Köln' unwahrscheinlich. Hagström⁵⁷ versucht deshalb wohl auch eine andere Deutung, und zwar setzt er ein lat., aber nirgends bezeugtes **bicolonus* 'Doppelbauer, Doppelpächter' an, dem er den *Halbbauer* gegenüberstellt. Doch ist Halbbauer ein fester Begriff, dasselbe wie Halbwinner, Halfen, ein Hofpächter, der den halben Jahresertrag als Pachtzins abführen muß. Was soll demgegenüber ein Doppelpächter sein? Allenfalls könnte es sich um einen Bauern handeln, der zwei Höfe dieser Art bewirtschaftete. Doch wußte Hagström nichts von den westfälischen *Bicolne*. Bei der Deutung des Namens müssen wir von *bî-colne* ausgehen; das Bestimmungswort ist mnd.

⁵¹) Vgl. hierzu ERICH-BEITL: Wörterbuch der deutschen Volkskunde (²1955), S. 177, u. eingehender LEOP. SCHMIDT in Österreichische Zeitschrift f. Volkskunde 52 (1949), S. 77 ff.; dort auch eine instruktive Verbreitungskarte.

⁵²) HERM. ROTHERT: Das älteste Bürgerbuch der Stadt Soest (1958), S. 106, 128.

⁵³) Ebd. S. 156 f., 169.

⁵⁴) Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde 8 (1892), S. 70.

⁵⁵) PREUSS-FALKMANN a.a.O. III, S. 191.

⁵⁶) ROB. HOENIGER: Kölner Schreinsurkunden des 12. Jahrhunderts I (1884), S. 334.

⁵⁷) STEN HAGSTRÖM: Kölner Beinamen des 12. und 13. Jahrhunderts (1949), S. 304.

bî, *bēne* 'Biene'. Das Grundwort ist durch Lautumstellung aus as. *konula*, ahd. *kun(e)le* 'Quendel, Thymus serpyllum' entstanden; die Form *kolona* für *konola* ist bezeugt: *weltkolona*, *heimcolona* für *Satureja* (Bohnenkraut, Kölle) und Thymus serpyllum⁵⁸. Ob der Bienenquendel den Feldthymian oder den kultivierten Gartenthymian, der auch Bienen- oder Immenkraut (!) heißt, bezeichnet, soll dahingestellt bleiben. Die Form *Bicolni* (mask. Genitiv) beim Kölner Beleg darf nicht stören, da sie dem natürlichen Geschlecht des Namensträgers angepaßt ist.

7. Aurand

Im heutigen Siegerland läßt sich fast Ort für Ort der FamN *Aurand* verfolgen. Der älteste Beleg dort stammt mit *Jac. F. Aurand* in Hilthenbach aber erst aus dem 18. Jh.⁵⁹. Da der Name gelegentlich auch als *Haurand* erscheint (heute in Düren und Dortmund), geht die landläufige Deutung 'hau den Schild' von dieser Form aus⁶⁰. Doch ist sie verschwindend gering gegenüber der Form ohne *H*, so daß wir gezwungen sind, die erste Form zu Grunde zu legen. Dabei kommt uns die Tradition zu Hilfe; a. 1375 lebte in Soest *Henricus Orant*⁶¹. Über 100 Jahre später, und zwar 1492 wird in den Akten der Universität Erfurt ein *Conradus Horand* (!) aus Warburg genannt⁶². Also auch hier tritt die Form mit *H* schon einmal auf, doch ist es kein *Howwerand*. Wir bleiben also bei *Orant*. Man denkt bei diesem Namen zuerst an einen alten RN auf *-rand* (Schild), aber der findet sich nicht; dafür bietet sich aber ein Appellativum, und zwar wiederum ein Pflanzennamen an, nämlich *orant* in schwankender Bedeutung, meist wohl *Antirrhinum orontium* (kleines Löwenmaul)⁶³. Die Lautung geht von *ōrant* aus, d. h. der Name gehört ursprünglich einem Mundartgebiet

⁵⁸) ROB. BRUCH: *Glossarium Epternacense* (1964), S. 100; vgl. auch die Formen *kölle*, *kolle*, *kolln*, *kölln* bei GRIMM: *Deutsches Wörterbuch* V, Sp. 1614.

⁵⁹) H. KRUSE: *Geschichte des höheren Schulwesens in Siegen* (1936), S. 44*.

⁶⁰) M. GOTTSCHALD: *Deutsche Namenkunde* (³1954), S. 318; A. HEINTZE-P. CASCORBI: *Die deutschen Familiennamen* (1933), S. 243; H. BAHLOW: *Deutsches Namenlexikon* (1967), S. 212, u. ich selbst noch im Rhein. Jb. f. Volkskunde 7 (1956), S. 21.

⁶¹) H. ROTHERT a.a.O. S. 160.

⁶²) WEISSENBORN: *Acten* a.a.O. II, S. 173.

⁶³) H. MARZELL: *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen* I (1943), S. 349 f.; J. NIESSEN: *Rheinische Volksbotanik* I (1936), S. 183; L. DIEFENBACH-F. WÜLCKER: *Hoch- u. niederdeutsches Wörterbuch* . . . (1885), Sp. 790.

an, wo *ō* (mhd. *uo*) zu *au* diphtongiert wird und das ist wohl fast der ganze westfälische Raum, auch das Sauerland und die Soester Börde. Der anderwärts vorkommende FamN *Arand* (vor allem im Niederbergischen) hat wohl hiermit nichts zu tun, sondern wird besser zu *Arend* (Arnold) gestellt.

8. Illequad

Die Tradition des nicht uninteressanten, aber heute nicht mehr vorkommenden Namens *Illequad* beginnt auf nd. Boden, und zwar lebte a. 1364 in Dortmund-Mengede ein *Johann* mit diesem Beinamen⁶⁴. In der Folgezeit ist der Name nur noch im Raume der oberen Sieg zu finden, so 1435 *Herman . . . gen. Ylquat* in Selbach bei Altenkirchen (Westerwald)⁶⁵, 1445–67 ein anderer *Hermann gen. Illequat, -qwait, -quaet* in Siegen⁶⁶. In den Akten der Universität Erfurt erscheint zum Jahre 1455 *Henr. Ylleqwad*, ebenfalls aus Siegen⁶⁷.

Der Name ist deshalb wichtig, vor allem für die Wortkunde, weil er einen Bestandteil enthält, der auf deutschem Boden nur einmal bezeugt, uns aber aus anderen germanischen Sprachen wohlbekannt ist; es ist das Wörtchen *ill-*. Wir kennen es aus dem Anord. als *illr*, von wo es als *ill* ins Englische übernommen worden ist; seine Bedeutung ist 'böse, übel'⁶⁸. Im Nachtragband des Schiller-Lübben⁶⁹ findet sich das Kompositum *illwrekend* 'rachsüchtig, auf böse Art rächend', das Lübben unnötig in *ilwrekend* verbessern will. Unser Name *Illequad* wäre demnach eine Tautologie in dem Sinn von 'ganz, sehr böse', denn *ill* und *quad* sind ja Synonyme.

Das Problem, das sich bei diesem Namen anmeldet, ist die Frage: wie kommt er in diesen Raum? Denn dem Anschein nach ist *ill-* ein ausgesprochen nordisches Wort. Oder sollte es vorzeiten auch bei uns

⁶⁴) A. STENGER: Mengeder Urkundenbuch (1910), S. 17.

⁶⁵) O. GRAF VON LOOZ-CORSWAREM – HELM. SCHEIDT: Repertorien der Akten des ehem. Reichskammergerichts im Staatsarchiv Koblenz (1957), S. 342.

⁶⁶) K. E. DEMANDT: Regesten der Grafen von Katzenellenbogen (seit 1953), II, S. 1216; F. PHILIPPI u. a.: Siegener Urkundenbuch II (1927), S. 176; L. BALD: Das Fürstentum Nassau-Siegen. Territorialgeschichte des Siegerlandes (1939), S. 299; H. v. ACHENBACH: Aus des Siegerlandes Vergangenheit (1895), S. 17.

⁶⁷) WEISSENBORN: Acten a.a.O. I, S. 249.

⁶⁸) Über die umstrittene Etymologie des Wortes vgl. JAN DE VRIES: Altnordisches etymologisches Wörterbuch (21962), S. 285.

⁶⁹) SCHILLER-LÜBBEN: Mittelniederdeutsches Wörterbuch VI, S. 165.

heimisch gewesen sein, ohne daß wir es außer in *illwrekend* fassen können, oder handelt es sich bei den Namensträgern um Zuzügler aus dem Ostseeraum? Diese Frage ist nur dann zu beantworten, wenn entweder weitere Zusammensetzungen mit *ill* oder weitere Namensträger dieser Art auf dem Wege nach Norden gefunden werden. Vorläufig muß die Frage offenbleiben.

9. Kakedun

Nun zum guten Schluß noch ein Rätsel. Im 14. Jh. erscheint in einem Abgabeverzeichnis ein Mann namens *Kakedun* (ohne Vorname), dem in Brakel bei Höxter ein Haus gehörte⁷⁰. Es dürfte kein Zweifel bestehen, daß wir es mit einer der Namensformen des Vogels Kakadu zu tun haben, jener aus der Südsee stammenden Papageienart. Die Kenntnis von diesem Vogel und sein Name sollen erst im 17. Jh. zu uns gelangt sein⁷¹. Aber wie kommt der Mann aus Brakel im 14. Jh. zu seinem Namen? Sollte der Haubenpapagei doch schon eher bei uns bekannt geworden sein, wovon wir nichts wissen? Solche Fälle, wie dieser hier, gibt es in der Namenkunde mehrfach, und man kommt zu dem Schluß, daß es außer der literarischen Überlieferung noch eine andere von Mund zu Mund, die viel älter ist, gegeben haben muß. Ihren Weg allerdings kennen wir nicht.

An diesen neun Beispielen, die noch beträchtlich vermehrt werden könnten, sollte die Problematik der Personennamenkunde noch einmal beleuchtet werden. Unter anderem ging es darum, zu zeigen, daß ohne historische Namensforschung Namenkunde schier unmöglich ist. Sicherlich sind Namen wie *Müller*, *Schneider*, *Schmidt* und dgl. ohne Altbelege klar, auch Namen wie *Berning*, *Roberts* usw. stellen keine Probleme. Anders ist das bei Namen in der Art der oben behandelten. Und deren gibt es eine Unmenge.

Vor allem aber sollte das Verhältnis von Namen und Wort zueinander und zur Tradition aufgezeigt werden⁷². Es ist deutlich geworden, daß wortgeschichtliche Untersuchungen, wie sie etwa die etymologischen Wörterbücher bringen, ohne Berücksichtigung der Namenwelt

⁷⁰) Westfälische Zeitschrift 28, 271.

⁷¹) Vgl. KLUGE-GÖTZE s. v.; H. SUOLAHTI: Die deutschen Vogelnamen (1909), S. 3 f.

⁷²) Vgl. auch die Beispiele bei ZODER a.a.O. I, S. 97 ff.

z. T. in der Luft hängen. Deshalb sind oben auch nur Namenbeispiele ausgewählt worden, hinter denen Appellative stehen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Bei- und Familiennamen, die von RN gebildet sind, weniger wichtig und weniger problematisch seien.

STARKE UND SCHWACHE FLEXION BEI DEN EINGLIEDRIGEN GERMANISCHEN MÄNNERNAMEN

Von Gunter Müller

Die Deklination eingliedriger Personennamen ist in Handbüchern bzw. Abhandlungen zur deutschen, englischen und skandinavischen Namenkunde bereits beschrieben worden¹. Aber man hat es bis jetzt unterlassen, durch einen gründlichen Vergleich des Flexionsgebrauchs in den einzelnen germanischen Dialekten die Differenzen herauszuarbeiten und diese sprachgeschichtlich nutzbar zu machen. Einen solchen ins Detail gehenden Vergleich können allerdings auch diese Zeilen nicht leisten; sie wollen nur einige fragmentarische Beobachtungen zum Thema mitteilen und aus ihnen resultierende Überlegungen zur Diskussion stellen. Um terminologische Unklarheiten zu vermeiden, sei vorweg festgestellt, daß im folgenden 'eingliedrig' sowohl Simplicia mit einem unveränderten bzw. hypokoristisch deformierten Primärstamm (*Gero*, *Berht*, *Thiadi*, *Benno* usw.) als auch solche mit einem Sekundärstamm, der durch Kontraktion aus den zwei primären Elementen eines Vollnamens gewonnen wurde (*Lampo*, *Timmo* usw.)², verstanden werden.

Als Vergleichsbasis verwende ich die eingliedrigen Männernamen ohne erweiterndes (*k-*, *l-*, *s-*, *z-*, *n-*, *d-*, *p-*)Suffix im Althochdeutschen und Altsächsischen. Sie wurden vorwiegend nach der *n*-Klasse flektiert. Schon eine rasche Durchsicht der einschlägigen Onomastika bestätigt das Vorherrschen der *-o-* bzw. *-a-*Endung im Nominativ: ahd.

¹) A. BACH: Deutsche Namenkunde, Heidelberg 1952–1956, I, 1, §§ 41 ff., 89 ff.; M. REDIN: Studies on Uncompounded Personal Names in Old English, Uppsala 1919, S. XXII ff., XXXIX; A. JANZÉN: Personnamn (Nordisk Kultur 7), Stockholm – Oslo – Kopenhagen 1947, S. 38 ff.

²) Zu den Kürzungen *Lampo* < *Landberht*, *Timmo* < *Dietmar* usw. BACH: Namenkunde I, 1, § 91, II; F. STARK: Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868, S. 103 ff. Sie werden vielfach als 'zweistämmige Kurz- bzw. Koseformen' gekennzeichnet. Dazu grundlegend auch A. FICK: Die griechischen Personennamen, Göttin- gen 1874, S. XV ff.; weiter F. SOLMSEN-E. FRAENKEL: Indogermanische Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte, Heidelberg 1922, S. 119 ff.

Ago, Albo, Burgo, Gasto, Rando, as. *Dago, Hildo, Hidda, Hoia*³, *Marco* usw. Der prozentuelle Anteil *n*-stämmiger *Simplicia* an der Gesamtheit eingliedriger Personennamen schwankt zwar innerhalb des kontinentalen Westgermanischen nicht unwesentlich, doch liegt er durchweg weit über dem der anders flektierten⁴. Unter den schwach flektierten *Simplicia* war sowohl die reine *-an-* als auch die *-jan-*Klasse vertreten. Letztere fand bevorzugt bei jenen eingliedrigen Namen Verwendung, denen ein ursprünglicher *-i-*, *-ja-* oder *-jō-*Stamm zugrunde lag: ahd. *Ansteo* zu *anst* f. (*i*), *Burgio* zu *burg* f. (*i*)⁵, *Gundio* zu as. *gūdea*, an. *gunnr* f. (*jō*), *Hario* zu got. *harjis* m., ahd. *heri* n. (*ja*) usw.

Eine größere Gruppe zeigt im Nominativ Ausgang *-i-*: ahd. *Abi, Didi, Liuti, Sigi*, as. *Agi, Aidi, Asi, Benni, Hildi* usw. In Einzelfällen wird hier der Auslaut der *-i-*Deklination vorliegen, so in ahd. as. *Wini* (vgl. *wimi* 'Freund'). Eine solche Annahme ist jedoch nur bei kurzsilbigen Stämmen möglich und auch nur dann einigermaßen wahrscheinlich, wenn, wie im gerade zitierten Beispiel, das zugrunde liegende Nomen ebenfalls *-i*-stämmig war⁶. Die Masse der *Simplicia* auf *-i* gehört allerdings der *ja*-Klasse an. Das gilt auch für das Oberdeutsche, obwohl sich hier früh eine Endung *-ī* aus dem Deminutivsuffix *-in* entwickelte, die nicht immer von *-i* zu unterscheiden ist⁷. Was oben über *Ansteo, Burgio* usw. gesagt wurde, gilt auch für *Abi, Agi, Asi* usw.: sehr häufig gehören die *-i*-*Simplicia* zu Elementen, denen schon primär ein *-i-* oder *-j-* im Stammauslaut eigen war (ahd. *Hilti*, as. *Hildi* zu *hiltia* f. *jō*, as. *Albi* zu ae. *ælf* mf. *i*, ahd. *Gundi* zu as. *gūdea* f. *jō*). Ihr Hauptverbreitungsgebiet auf dem Kontinent lag im Altsächsischen. Schlaug gibt für die Zeit vor dem Jahr 1000 rund 70 unerweiterte *Simplicia* auf *-o/-a*

³) Zum Wechsel von *o* und *a* bei den as. *n*-stämmigen Maskulina J. H. GALLÉE: Altsächsische Grammatik, Halle 1910, § 114.

⁴) Nur an zwei beliebig herausgegriffenen Beispielen sei das verdeutlicht. Die Liste des Fuldaer Konvents unter Abt Hraban (reg. 822–842), im 9. Jh. in den Reichenauer Liber memorialis eingetragen (ed. PIPER in MGH libri confraternitatum, Berlin 1884, II, 134, 136, 138, 140, 142, 144, 146, 148–152), enthält 65 unerweiterte *Simplicia*, von denen 52 *n*-stämmig sind (Gesamtzahl der Mönchsamen: 602). Der Corveyer Catalogus abbatum et fratrum überliefert in der Redaktion B (ed. HOLDER-EGGER in MGH SS XIII, S. 274–277) aus der Zeit zwischen 822 bis 1146 insgesamt 108 Belege für unerweiterte *Simplicia*. Davon zeigen 71 den *ola*-Auslaut der *n*-Klasse (Gesamtzahl der Namen: 687).

⁵) W. BRAUNE-W. MITZKA: Althochdeutsche Grammatik, Tübingen ¹²1967, § 243.

⁶) BRAUNE-MITZKA: Ahd. Gr., § 217.

⁷) BRAUNE-MITZKA: Ahd. Gr., § 196, Anm. 3; BACH: Namenkunde I, 1, § 97, 1; ST. SONDEREGGER, Zs. f. Mundartforschung 28 (1961) S. 258.

und 35 auf *-i* an⁸. Seltener waren sie im Hochdeutschen vertreten. In der Fuldaer Konventsliste des Abtes Hraban beträgt das Verhältnis 52:4⁹. Im Liber confraternitatum von St. Peter zu Salzburg, der vorwiegend Namen aus dem 8. und 9. Jh. enthält¹⁰, untersuchte ich daraufhin den Abschnitt *Ordo communis virorum defunctorum* mit rund 1500 Namensnennungen¹¹. Hier kommen nur 9 Belege vom Typus *Hilti* auf mehr als 125 unerweiterte *Simplicia* mit *-o*-Auslaut.

Gegenüber der vorherrschenden Nominativendung *-o/-a* und *-i* ist Vokalausgang anderer Qualität (*u*) und konsonantische Endung nur selten vertreten. Durchweg gehören der *-(j)an-* bzw. *-ja*-Klasse an:

1. zweistämmige Kurzformen vom Typus *Lampo*,
2. *Simplicia* mit hypokoristischen Veränderungen (Assimilation, Gemination) der Stammkonsonanz wie *Benni*, *Benno* (zu *Bern-*) oder *Hatto*, *Hatti* (zu *Had-*),
3. die sogenannten 'Lallnamen' (*Dado*, *Babo*, *Dodo*, *Poppi* usw.)¹².

Andere Flexionsklassen sind nur für *Simplicia* mit unverändertem Primärstamm nachzuweisen. Dabei läßt sich folgende Regel erkennen: jedes starke Nomen konnte als eingliedriger Name durch Motion in die *n-* oder *ja*-Klasse übergeführt werden (ahd. *gast*: *Gasto*, *sigu*: *Sigi* usw.). Umgekehrt war es jedoch nicht üblich, aus einem schwachen Nomen ein starkes Simplex zu bilden. Neben *aro* steht etwa nur *Aro* und nicht **Ar*.

An stark deklinierten eingliedrigen Namen sind, sieht man von den *ja*-Stämmen ab, zu nennen:

a) *Simplicia*, denen die Bezeichnung einer Völkerschaft zugrunde liegt: ahd. *Walh*, as. *Wal(h)*, ahd. *Swāb*, ahd. as. *Warin*, *Werin*, ahd.

⁸) W. SCHLAUG: Die altsächsischen Personennamen vor dem Jahre 1000, Lund-Kopenhagen 1962, S. 14. SCHLAUGS Angabe bezieht sich allerdings nur auf den Nachweis der einzelnen Namen, nicht auf die Zahl der Gesamtbelege. So ist zwar *Hūni* neben *Hūno* bezeugt, doch war die letztgenannte Form beliebter. Zählt man sämtliche Belege einer Quelle durch, so kann sich für den *-i*-Typus eine weit ungünstigere Proportion ergeben. So stehen in der Corveyer Konventsliste (vgl. Anm. 4) den 71 *Simplicia* auf *-o/-a* nur 11 auf *-i* gegenüber.

⁹) Vgl. oben Anm. 4.

¹⁰) Ed. HERZBERG-FRÄNKEL in MGH *Necrologiae* II, 1 (1894) S. 30–37, Sp. 73–93.

¹¹) Dazu gehören allerdings auch später hinzugefügte Frauennamen.

¹²) Zu den Lallnamen H. KAUFMANN: Untersuchungen zu altdeutschen Rufnamen, München 1965, S. 128 ff.

as. *Harud*, *Haruth*, as. *Fal(h)*, ahd. *Winid*. Hierher gehört auch, wenn auch sekundär, ahd. as. *Hūn*¹³, weiter ahd. as. *Hūg*¹⁴.

b) Theriophore Namen: ahd. *Arn*, ahd. as. *Bern*, ahd. *Ebur*, as. *Evur*, ahd. *Hiruz*, *Hraban*, *Hruoch*, *Hwelf*, as. *Hwelp*, as. *Hund*, ahd. *Tior*, *Wisant*, *Wirunt* u. a.

c) Verwandten- und Standesbezeichnungen: ahd. *Fater*, as. *Fadar*, ahd. *Friunt*, ahd. *Swein*, as. *Swen*, ahd. as. *Karl*, ahd. *Thegan*, *Helid*, *Scalc*.

Vertreter der genannten drei Gruppen sind vor allem aus dem Althochdeutschen gut bezeugt. In den meisten Fällen waren daneben schwach flektierte Varianten üblich (*Walbo*, *Warno*, *Swābo*, *Windo*, *Hūno*, *Hugo*, *Arno*, *Berno*, *Eburo*, *Herzo*, *Hrabano*, *Hwelfo*, *Hundo*, *Tioro* usw.), doch überwog in der Regel starke Flexion und somit die den Appellativen unmittelbar entsprechende Form. Zumindest war starke und schwache Flexion gleichermaßen üblich. Manche Stämme wie *Swein*, *Fater*, *Karl* wurden nicht oder kaum in Zusammensetzungen verwendet, bei anderen, so den theriophoren Elementen, waren Komposita gebräuchlich.

d) Auch bei einigen Adjektiven ist starke neben schwacher Deklination besonders gut vertreten: zu nennen sind ahd. as. *Brūn* neben *Brūno*, ahd. *Erpf*, as. *Erp* neben *Erpfo*, *Erpo*, ahd. *Berht* neben *Berhto*, ahd. *Balt*, as. *Bald* neben *Balto*, *Baldo*. Bei ahd. *Wacar* dominiert sogar konsonantischer Auslaut. Andere flektierten nur gelegentlich stark (ahd. as. *Rīch*, ahd. *Snel* neben häufigerem *Rīcho*, *Snello*), viele abschließend schwach.

Die folgenden Kategorien sind nur mehr von untergeordneter Bedeutung:

e) Abstrakta und Nomina actionis. Mehrfach werden ahd. *Rōth*, *Ruod*¹⁵, *Ruam*, *Ruom*¹⁶, as. *Had*¹⁷, ahd. *Kraft*, as. *Kraht*¹⁸ genannt,

¹³) Zur ursprünglichen Bedeutung G. MÜLLER: Studien zu den theriophoren Personennamen der Germanen (Niederdeutsche Studien, 16) Köln 1970, § 181. Sekundär wohl mit dem Namen der Hunnen verbunden. Vgl. aber auch O. HÖFLER: Siegfried, Arminius und die Symbolik, Heidelberg 1961, S. 104 ff.

¹⁴) J. HOOPS: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Straßburg 1911 ff., Bd. II, S. 82 § 2.

¹⁵) E. FÖRSTEMANN: Altdeutsches Namenbuch I: Personennamen, Bonn 21900, Sp. 886; vgl. an. *bróðr* m. 'Ruhm'.

¹⁶) FÖRSTEMANN, Sp. 883; MGH I(ibri) c(onfraternitatum) I, 104, 366, 389, 390; II, 154, 181, 206, 385; vgl. ahd. (*h*)*ruom* 'Ruhm, Ehre, Auszeichnung'.

¹⁷) SCHLAUG: As. Pn., S. 102; vgl. an. *hǫð* f. 'Kampf'.

vereinzelte Belege weist Förstemann für *Anst*¹⁸, *Hadur*²⁰, *Mabt*²¹, *Mōt*²² nach. Ob die bei ihm ebenfalls aufgeführten Einzelnachweise für *Hait*²³, *Rāt*²⁴, *Gundus*, *Gunth*²⁵ in unseren Zusammenhang gehören, ist fraglich²⁶. Bemerkenswert ist jedoch das maskuline Simplex *Sigur*, das aus Freising, St. Peter zu Salzburg und Fulda in mehreren Belegen überliefert ist²⁷. Es ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ein alter Nominativ nach der *-es/-os*-Flexion, der das Wort 'Sieg' vor seinem Übertritt in die *-u-* bzw. *-i*-Klasse angehörte²⁸. Normalerweise wurde das *r* < germ. *z* < idg. *s* im Singular aufgegeben und zu einem Pluralzeichen, jedoch hat es sich in Einzelfällen wie ahd. *abir* 'Ähre', *demar* 'Dämmerung'²⁹, *kilbur(ra)* 'Kalb' erhalten³⁰. Die zitierten Fälle haben

¹⁸) FÖRSTEMANN, Sp. 375; SCHLAUG: Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts, Lund 1955, S. 183. Vgl. an. *krōptr*, *kraptr* m. 'Kraft', ahd. *krāft* f. 'Kraft, Macht, Herrlichkeit', as. *krāft* mf. 'Kraft, Macht, Menge, Schar'.

¹⁹) FÖRSTEMANN, Sp. 133 = MGH I. c. II, 606; vgl. got. *anstis*, ahd. *anst* f. 'Gunst', an. *ást* f. 'Liebe, Zuneigung'. Der Name ist jedoch als Maskulinum zu betrachten, da die ihn überliefernde Liste auch sonst nur Männernamen bietet.

²⁰) FÖRSTEMANN, Sp. 791. Zu nhd. *Hader*, das zwar nicht altbezeugt ist (vgl. KLUGE-MITZKA: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1963, S. 279), aber von aslaw. *kōtora* 'Kampf' kaum getrennt werden kann.

²¹) FÖRSTEMANN, Sp. 1083; vgl. ahd. *mabt*, got. *mabts* f., doch an *mátrr*, *mōtrr* m. 'Macht, Kraft'.

²²) FÖRSTEMANN, Sp. 1127.

²³) FÖRSTEMANN, Sp. 724 = MGH I. c. II, 263. Unklar, ob Frauen- oder Männername. Für den Namen eines sächsischen comes des 10. Jhs., einmal *Hed*, das andere Mal *Héd* überliefert, setzt SCHLAUG: As. Pn., S. 102, Vokallänge an und vergleicht an. *beið* n. 'klarer Himmel'. Zu erwägen ist aber auch as. *bēd* 'Stand', ahd. *beit* f. 'Person, Persönlichkeit, Gestalt', an. *beiðr* m. 'Ehre, Rang, Ansehen'.

²⁴) MGH I. c. II, 506. Lesung unsicher.

²⁵) FÖRSTEMANN, Sp. 694; vgl. an. *gunnr*, *guðr*, as. *gūðea* f. 'Kampf'. Der aus dem Codex Laureshamensis zitierte Beleg *Gunth* ist in der neuen Ausgabe von K. GLÖCKNER: Codex Laureshamensis, 3 Bde, Darmstadt 1929–1936, nicht aufzufinden. *Cund* war vielleicht Part. Praet. zu *kunnan*. *Gundus* aus den Weißenburger Traditionen (8. Jh.) ist wahrscheinlich stark flektiert, doch ist Latinisierung eines *n*-Stammes nach der lateinischen *o*-Deklination nicht auszuschließen (dazu ST. SONDEREGGER, Zs. f. Mundartforschung 28 [1961], S. 259, 5).

²⁶) *Wic* (zu an. *wig* n., ahd. *wig*, *wic* nm. 'Kampf') bei FÖRSTEMANN, Sp. 1577 = MGH I. c. II, 675, ist nicht deutsch, sondern in einer altdänischen Liste des Reichener Liber memorialis enthalten.

²⁷) FÖRSTEMANN, Sp. 1319.

²⁸) BRAUNE-MITZKA: Ahd. Gr., § 220 c, Anm. 5.

²⁹) BRAUNE-MITZKA: Ahd. Gr., § 197, 1.

³⁰) H. KRAHE-W. MEID: Germanische Sprachwissenschaft III: Wortbildungslehre (Sammlung Götschen, Bd. 1218) Berlin 1967, S. 132. Dort auch zum Bindevokal *u*.

gegenüber den wesentlich häufigeren Varianten mit *-o*-Auslaut (*Hado*, *Sigo*, *Ruodo* usw.) kein zahlenmäßiges Gewicht.

f) Als Streubelege sind auch einige wenige, entsprechend den zugrunde liegenden Appellativen stark flektierte *Simplicia* zu werten, die Waffenbezeichnungen enthalten: ahd. *Gēr*?³¹ neben besonders häufigem *Gēro*, lgb. *Prandus*³², ahd. *Ort*³³, as. *(H)rust*³⁴, as. *Saru*³⁵, lgb. *Gaidus*³⁶, ahd. *Stahal*³⁷. Mit Ausnahme von *(H)rust* waren die Elemente auch in Zusammensetzungen üblich.

g) Beinamen, die den ursprünglichen Namen einer Person verdrängten und zum Hauptnamen wurden. So wird man am besten verschiedene *Simplicia* auffassen dürfen, die nur in einem oder wenigen Belegen bekannt wurden und deren Elemente in Komposita nicht gebräuchlich waren. Von ihnen sind Gelegenheitsbildungen, spontane Neuschöpfungen, die keine Nachahmung fanden, schwer zu trennen. Erwähnt seien hier stellvertretend für eine größere Zahl ahd. *Fuaz*, *Galm* 'Lärm, Schall', as. *Hrīm* 'Reif', lgb. *Zaban* 'Opfer' (zu an. *tafn* 'Opfer'), ahd. *Zwīfal*³⁸.

Der Rest fügt sich weder semantisch noch formal zu einer Gruppe zusammen. Nomen agentis war wohl ahd. *Wald*, *Walt*³⁹, vielleicht auch *Scrōt*⁴⁰. Gelegentlich wurde *Folh*⁴¹, *Liut*⁴², *Theot*⁴³, *Lant*⁴⁴ neben den Normformen *Folko*, *Liuto*, *Theoto*, *Lanto* aufgezeichnet. As. *Bant* 'Gau'⁴⁵ reiht sich hier an. Wieweit es sich dabei um bloße Schreiberver-

³¹) Der bei FÖRSTEMANN, Sp. 572, nach MGH I. c. I, 66, zitierte Beleg ist an der angegebenen Quellenstelle nicht aufzufinden, der nach MGH I. c. II, 634, zitierte ist nordgermanisch und in die altdänischen Listen des Reichenauer Liber memorialis eingetragen (vgl. oben Anm. 26). Zu **Gēr* in Ortsnamen vgl. unten Anm. 86.

³²) STARK: Kosenamen, S. 13; vgl. an. *brandr* 'Schwertklinge'.

³³) FÖRSTEMANN, Sp. 1180 = MGH I. c. II, 555; vgl. ahd. *ort*, an. *oddr* '(Waffen-)Spitze'.

³⁴) SCHLAUG: As. Pn., S. 116; vgl. ahd. *(h)rust* f. 'Rüstung'.

³⁵) SCHLAUG: As. Pn., S. 149; vgl. ahd. *saro* n., ae. *searu* n. 'Rüstung'.

³⁶) FÖRSTEMANN, Sp. 565; vgl. ae. *gād*, lgb. *gaida* f. (*ō*) 'Speerspitze, Pfeilspitze'.

³⁷) FÖRSTEMANN, Sp. 1359; ahd. *stahal* mn., an. *stål* n. 'Stahl, Waffe'.

³⁸) MGH I. c. II, 395; FÖRSTEMANN, Sp. 591; 1671; 1678; SCHLAUG: As. Pn., S. 113.

³⁹) Bei FÖRSTEMANN, Sp. 1499, zwei Belege. Überall häufig war *Waldo*.

⁴⁰) FÖRSTEMANN, Sp. 1309 f.

⁴¹) FÖRSTEMANN, Sp. 547 = MGH I. c. II, 100.

⁴²) FÖRSTEMANN, Sp. 1031.

⁴³) FÖRSTEMANN, Sp. 1410.

⁴⁴) FÖRSTEMANN, Sp. 1003.

⁴⁵) SCHLAUG: As. PN., S. 56; vgl. G. MÜLLER, Niederdeutsches Wort 7 (1967) S. 122.

sehen handelt, muß offen bleiben. Die fast durchweg stark flektierten Participia praesentis (ahd. *Rātant, Rītant*, as. *Rīdund*, ahd. *Wīgant, Helfant, Waltant* u. a.) und praeteriti (ahd. *Boran, Coman, Funtan*) sowie die Patronymika auf *-ing/-ung* lasse ich beiseite.

Die angelsächsische Überlieferung paßt im wesentlichen zu diesem Schema. Die überwiegende Zahl unerweiterter maskuliner Simplicia flektierte nach der *n*-Klasse (*Æsca, Ida, Offa, Orda, Seaxa, Wīga*), doch zeigt auch eine große Gruppe *-il-e*-Ausgang im Nominativ (ae. *Aldi, Bryni, Diori, Saxi, Tidi, Hæddi*), was das Angelsächsische eng mit dem kontinentalen Sächsischen verbindet. Auch für ursprünglich kurzsilbige Stämme gilt die Endung *-il-e*, obwohl sich diese bei den Appellativen der *-ja*-Klasse nur nach langer Stammsilbe erhielt⁴⁶. So steht etwa *Cyni/Cyne* neben *cyn n. (ja)*⁴⁷. In wenigen Fällen wird es sich bei den Kurzsilblern wie dem häufigen Simplex *Wini/Wine* (zu *wine* 'Freund') um echte *-i*-Stämme handeln⁴⁸. Jedes kurzsilbige Simplex auf *-il-e* der *-i*-Klasse, jedes langsilbige der *-ja*-Klasse zuzuordnen, ist jedoch unberechtigt. Vielmehr ist *-il-e* als charakteristischer Auslaut von Kurznamen auf Stämme verschiedener Quantität übertragen worden. Auch fehlt vielfach die den urgermanisch kurzsilbigen Appellativen der *-ja*-Deklination typische Konsonantengemination (so ae. *Gife, Ini*), was übrigens ebenso für die kontinentalen Simplicia auf *-i* wie ahd. *Nebi, Kebi*, as. *Agi* usw. gilt. Der Wechsel von einfacher und doppelter Konsonanz vollzieht sich hier nach anderen Gesetzmäßigkeiten⁴⁹.

Weit dürftiger ist, was an Simplicia der übrigen Deklinationsklassen vorliegt. Wohl lassen sich für die einzelnen Gruppen Zeugnisse auffinden – ae. *Wealþ, Hūn* (a)⁵⁰, *Beorn, Dēor* (b)⁵¹, *Swān, Ceorl, Þegn* (c)⁵², *Brūn, Beorht, Wacer, Snel* (d)⁵³, *Wīg* (e)⁵⁴, *Brand, Lind, Æsc, Bil, Searu* (f)⁵⁵ – aber selbst die im Althochdeutschen sehr gut vertretenen

⁴⁶) K. BRUNNER: Altenglische Grammatik, Tübingen ³1965, §§ 257 f.; 261–266.

⁴⁷) REDIN, S. 121.

⁴⁸) REDIN, S. 9.

⁴⁹) Zur hypokoristischen Konsonantengemination u. a. REDIN, S. XXX ff.; BACH: Namenkunde I, 1, § 93, 1 a; KAUFMANN: Untersuchungen, S. 11–16.

⁵⁰) REDIN, S. 8, 17; vgl. oben Anm. 13.

⁵¹) Ebd., S. 4, 12.

⁵²) Ebd., S. 24, 5, 6.

⁵³) Ebd., S. 11, 10, 15, 25.

⁵⁴) Ebd., S. 8.

⁵⁵) Ebd., S. 4, 7, 23; vgl. ae. *lind* f. 'Linde, Schild (aus Lindenholz)', *æsc* m. 'Esche, Speer, Lanze', ae. *bil(l)* n. 'Kampfart, Schwert'.

starken theriophoren *Simplicia* sind altenglisch nur rudimentär erhalten⁵⁶.

Auch die älteste, vorwiegend ostgermanische Namenüberlieferung, die Schönfeld⁵⁷ bearbeitete, enthält nur ganz wenige unerweiterte *Simplicia*, die nicht der *-(j)an-/-ja*-Klasse angehören: *Danus* 'Däne' (Ostgote, 6. Jh.), *(H)aruth* 'Harude' (Eruler, 6. Jh.), *Visandus* 'Stier' (Ostgote, 6. Jh.), *Chramnus* 'Rabe' (Franke, 6. Jh.), *Sarus* 'Rüstung' (Gotenfürst, bei Jordanes genannt), *Fridus* 'Friede' (Vandale, 6. Jh.)⁵⁸, vielleicht *Tancus* 'Dank?' (6. Jh.). Dazu kommen einige etymologisch recht undurchsichtige Formen oder Fälle wie *Raus* und *Raptus*⁵⁹, die als eigentliche Beinamen für eine Untersuchung des Flexionsgebrauchs bei primären Eigennamen besser nicht herangezogen werden⁶⁰. Die Masse der von Schönfeld zitierten maskulinen, unerweiterten *Simplicia* zeigt den *-o-* bzw. (ostgermanischen) *-a-*Auslaut der *n*-Klasse, eine kleinere Gruppe (*Leubius*, *Theudis*, *Neudis*, *Urius*, *Albis*, *Augis* u. a.) war offenbar *-ja*-stämmig.

Die nordgermanische Flexion unerweiterter eingliedriger Personennamen hebt sich von der ost-westgermanischen deutlich ab durch

1. die weitgehende Aufgabe des stambbildenden *-ja*-Suffixes zur Deklination von Kurzformen, und

2. vielseitigere und häufigere Verwendung der *-a-*, *-i-* und *-u*-Klasse in Übereinstimmung mit den den Anthroponymika zugrunde liegenden *Nomina* (*Substantiva*, *Adjektiva*).

Zweistämmige Kurznamen sowie solche mit hypokoristischer Veränderung der Stammkonsonanz – *Abbi*, *Dalli*, *Bolli*, *Boddi*, *Gummi* (< *Guðmundr*), *Sibbi* (< *Sigbiörn*), *Tosti* (< *Porbiörn*), *Uffi* (zu *Úlfr*), *Siggi* usw. – deklinierten nordisch nach der *n*-Klasse mit dem Nominativausgang *-i/-e*. Daneben konnte aber wie im Westgermanischen grundsätzlich auch jeder unveränderte Primärstamm schwach flektieren (awn. *Arni*, *Biarni*, *Fasti*, *Fúsi*, *Finni*, *Gunni*, *Valdi* u. v. a.),

⁵⁶) Dazu G. MÜLLER: Studien zu den theriophoren Personennamen, § 192.

⁵⁷) M. SCHÖNFELD: Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, Heidelberg 1911.

⁵⁸) Die neben *Fridi* überlieferte Genitivform *Fridus* stützt die hinter der lateinischen Endung stehende germanische starke Flexion nach der *u*-Klasse gut ab, vgl. F. WREDE: Über die Sprache der Wandalen (Quellen und Forschungen 59), Straßburg 1886, S. 77 f.

⁵⁹) SCHÖNFELD, S. 185.

⁶⁰) Zu *Raus* und *Raptus* R. MUCH, ZfdA 36 (1892) S. 47; AfdA 31 (1907) S. 106.

unabhängig davon, welcher Klasse das zugrunde liegende Nomen in der Gemeinsprache folgte. Motion nach der *-ja*-Klasse war dagegen nur in wenigen Fällen wie awn. adän. *Hildir*⁶¹, das unmittelbar ahd. *Hilti*, as. *Hildi* (zu an. *hialdr* < urn. *heldaR* m., ahd. *biltia* f.) entspricht, üblich. Nordische Personennamen auf *-ir/-er* erweisen sich, sofern sich hinter dieser Endung nicht ein abgeschwächtes Zweitglied verbirgt⁶², in ihrer überwiegenden Zahl als Nomina agentis (*Hreppir*, *Gellir*, *Grettir*, *Stefnir* u. a.): bei ihnen wurde das stammbildende Suffix in anderer Funktion eingesetzt.

Der Anteil *-a-*, *-i-* und *-u-*stämmiger Simplicia an der Gesamtheit eingliedriger Namen liegt im Nordischen wesentlich höher als im Westgermanischen, obwohl sich dem westgermanischen Befund durchaus vergleichbare Gruppierungen erkennen lassen⁶³.

a) Völkernamen: awn. *Danr*, *Gautr*⁶⁴, *Hǫrðr*, *Finnr*, aschw. run. *tan*, *kautr*, *kutr*, *fiþr*.

b) Tierbezeichnungen: awn. *Ǫrn*, *BiǪrn*, *HiǪrtr*, *Hrafn*, *Ormr*, *Úlfr*, aschw. run. *arn*, *biurn*, *hrafn*, *ormr*, *ulfr*, u. v. a. Die theriophoren Simplicia waren im Nordischen besonders verbreitet: schwache Beugung trat bei ihnen hinter der starken, den Appellativen entsprechenden Flexion sehr zurück. Belegzahlen aus der rund 3000 Personen nennenden isländischen Landnámabók mögen das an einigen Beispielen verdeutlichen: *Arni* 2 (Namenträger) – *Ǫrn* 12, *Biarni* 13 – *BiǪrn* 42, *Hrafni* 0 – *Hrafn* 17, *Ormi* 0 – *Ormr* 27, *Úlfi* 0 – *Úlfr* 21⁶⁵.

⁶¹) E. H. LIND: Norsk-isländska dopnamn och fingerade namn från medeltiden, Uppsala 1905–1915, Sp. 543 f.; G. KNUDSEN-M. KRISTENSEN: Danmarks Gamle Personnavne, Kopenhagen 1936 ff., Bd. I, 1, Sp. 565.

⁶²) Vgl. JANZÉN: Personnamn. S. 115, 104; DE VRIES: Altnordisches etymologisches Wörterbuch, Leiden 1962, S. 617.

⁶³) Für die folgenden, im Nordischen reich bezeugten Gruppen a–d zitiere ich nur Beispiele aus dem Westnordischen und den schwedischen Runeninschriften, obwohl sich auch aus dem späteren Schwedischen und Dänischen genügend Nachweise für solche Simplicia finden lassen. Die westnordischen Namen sind LINDS Sammlung (vgl. Anm. 61), die schwedischen den Bänden I–XI von Sveriges Runinskrifter, utg. av kungl. vitterhets historie och antikvitets akademien, Stockholm 1900 ff., entnommen.

⁶⁴) Zur Bedeutung des Elementes vgl. aber auch H. KUHN: Gaut, in: Festschrift für Jost Trier zu seinem 60. Geburtstag, hrsg. v. B. v. WIESE-K. H. BORCK, Meisenheim 1954, S. 417–433.

⁶⁵) Die Belegzahlen sind dem Register der Ausgabe von 1925 (Landnámabók Íslands, udg. av det Kongelige Nordiske Oldskriftselskab, Kopenhagen 1925) entnommen.

c) Verwandten- und Standesbezeichnungen: awn. *Bróðir*, aschw. run. *bruþur*, *tutiR* 'Tochter', *faþur*, awn. *Leifr* 'Sohn?'⁶⁶, awn. *Karl*, aschw. run. *karl*, awn. *Sveinn*, aschw. run. *suain*, *suen*, *suin*, awn. *Pengill* 'Fürst, Führer', aschw. run. *þihn*, *þiahn*, *þiakn* 'Degen'.

d) Wesentlich breiter als im Westgermanischen ist auch die Schicht starker Adjektiva: awn. *Brúnn*, aschw. run. *brun*; *Erpr/Iarpr*, *iarþr*; *Rauðr*, *rauþr*; *Svartr*; *Biartr*; *Hvatr* ('rasch, feurig'); *Liótr*, *liutr* ('häßlich, furchtbar'); *Teitr* ('froh'); *Vakr*; *rikr*; *fastr* ('fest, stark'); *uraiþr* (vgl. *vreiðr*, *reiðr* 'zornig'); *sbakR* (*spakr* 'klug, erfahren'); *frokN* (*frækn* 'kühn, mutig') u. a.

e) Spärlich vertreten sind dagegen Abstrakta und Nomina actionis: awn. *Leiker*, aschw. *Lek* (vgl. *leiker* m. 'Spiel, Kampfspiel')⁶⁷. Das aschw. Simplex *uik*⁶⁸ stimmt zu *víg* n. 'Kampf', doch ist vielleicht auch das Adjektiv *vígr* 'streitbar' heranzuziehen.

f) Die interessanteste Gruppe bilden zweifellos die sehr häufigen, wie die zugrunde liegenden Appellativa stark flektierenden Simplicia, die Waffenbezeichnungen enthalten: awn. *Askr* 'Esche, Speerschaft aus Eschenholz', *Brandr*, adän. aschw. *Brand*, run. *brantr* 'Schwertklinge', awn. *Broddr*, aschw. adän. *Brod*, *Brud*, run. *brutr* 'Speerspitze, Wurfspeer', awn. *Fleinn* 'Haken, Wurfspieß', awn. *Geirr*, adän. aschw. *Ger*, run. *kaiR* 'Speer', awn. *Hialmr*, aschw. *Hiælm* 'Helm', awn. *Hiþrr* 'Schwert', awn. *Oddr*, aschw. adän. *Odd*, *Udd*, run. *utr* 'Spitze einer Waffe', adän. *Rand*, adän. run. *rantr* 'Schild', aschw. *Spiut*, run. *sbiut* 'Spieß, Speer', awn. *Skioldr*, aschw. adän. *Skiold* 'Schild'. Vielleicht gehört hierher auch awn. *Gísl*, aschw. adän. *Gisl*, run. *kisl*⁶⁹. Auffällig ist das verbreitete Simplex awn. *Grímr*, aschw. adän. *Grim*, das dem nord-westgermanischen Männernamenendglied *-grim*, *-grímr* entspricht, während die Appellativa awn. *gríma* f. 'Maske', as. *grīmo* m., ae. *grīma* m. 'Maske, Maskenhelm' *n*-stämmig waren.

⁶⁶) Zur Bedeutung DE VRIES: An. etym. Wb., S. 350.

⁶⁷) Zum Namen jetzt H. BECK, Frühmittelalterliche Studien 2 (1968) S. 245–247.

⁶⁸) E. WESSÉN-S. B. F. JANSSON: Upplands Runinskrifter I (Sveriges Runinskrifter, Bd. VI), Stockholm 1940–43, Nr. 47; E. BRATE: Östergötlands Runinskrifter (Sveriges Runinskrifter, Bd. II), Stockholm 1911, Nr. 18; vgl. auch oben Anm. 26.

⁶⁹) Für die Etymologie des Namens kommt sowohl an. *gísl* 'Geisel' als auch Igb. *gīsil* 'Pfeilschaft', an. *gísl* 'Stock' in Frage, vgl. G. SCHRAMM: Namenschatz und Dichtersprache, Göttingen 1957, S. 88.

Faßt man die Gruppe f allgemeiner als 'Simplicia aus Dingbezeichnungen', so läßt sich noch weiteres hinzufügen wie awn. *Baugr* 'Ring', awn. *Hringr*, adän. aschw. *Ring* 'Ring'. awn. *Hallr* 'Stein', awn. *Steinn*, adän. aschw. *Sten*, run. *stain* 'Stein' oder awn. adän. *Garðr*, *Garth*, das zu *garðr* 'Zaun' gehört. Fast alle der genannten Waffen- bzw. Dingbezeichnungen waren Elemente in zweigliedri gen Männernamen, die meisten von ihnen fanden auch als Grundwörter Verwendung. Wie beliebt dieser Simplextypus war, mögen wieder einige Beispiele aus der Landnámabók verdeutlichen: *Brandr* 20 Namenträger (*Brandi* 1), *Oddr* 24 (*Oddi* 4), *Hallr* 17 (*Halli* 3), *Steinn* 14 (*Steini* 1)⁷⁰.

Andere eingliedrige Maskulina, so die beliebten Simplicia awn. *Dagr*, adän. aschw. *Dagh*, awn. *Gestr*, deren Elemente *dagr* 'Tag' und *gestr* 'Gast' ebenfalls Anfangs- und Endglieder in germanischen Namenkomposita waren, fügen sich nicht mehr zu Sinngruppen zusammen. Zwischen ihnen und den vielen starken eingliedri gen Simplicia, die

g) aus Beinamen entstanden, ist die Grenze nicht immer sicher zu ziehen. Im allgemeinen gilt jedoch die Regel, daß Beinamen anders als primäre Namenelemente nicht zu Gliedern von Komposita wurden. Die durch den Brauch der Nachbenennung seit der späten Völkerwanderungszeit in großem Umfang in den allgemeinen Namenschatz übernommenen Beinamen⁷¹ sollen hier nicht weiter interessieren, da sie als eine junge Schicht zur Frage, was der Vergleich zwischen nord-, west- und ostgermanischem Befund für die altgermanische Simplexflexion ergeben kann, nichts beiträgt.

Daß ein Mensch in seinem Nomen proprium als Angehöriger einer bestimmten Volksgruppe (a), eines Standes gekennzeichnet wurde, daß man mit seinem Namen die Sippenbindung verdeutlichen wollte (c), daß man ihn als tierisches Lebewesen (b) oder mit einer gewünschten Eigenschaft benannte (d), bietet keine sonderlichen Verständnisschwierigkeiten. Die bei diesen Bildungen seltener als bei anderen auftretende, vom zugrunde liegenden Nomen differenzierende Motion nach der *-an-* oder *-ja-* Flexion deutet an, daß es sich hier weitgehend um primäre Simplicia und nicht um Kürzungen aus Komposita handelt. Dem

⁷⁰) Angaben nach der Ausgabe von 1925 (vgl. Anm. 65).

⁷¹) Zum Übergang von Bei- in Personennamen MÜLLER: Studien zu den theriophoren Personennamen, § 190.

widerspricht nicht, daß Stark für ein und dieselbe Person Namensgleichungen wie *Arn* = *Arndeo*, *Welf* = *Welfhardus*, *Snel* = *Snelfolc* auffinden konnte⁷². Das Entscheidende ist, daß hier *Simplicia* vorliegen, denen immer eine besondere Nähe zu den 'Appellativen' zukam. Das stimmt zu anderen indogermanischen Namensystemen. So zählte auch H. Krahe für das Illyrische eingliedrige Namen aus Eigenschaftsbezeichnungen adjektivischen Charakters, aus Tierbezeichnungen, Völkernamen und Berufs- (Standes-)bezeichnungen zu den primären *Simplicia*⁷³.

Sekundäre eingliedrige Maskulina, d. h. Kürzungen aus Komposita, wurden offenbar schon seit dem frühen Indogermanischen durch ein anderes Suffix vom zugrunde liegenden Nomen differenziert, wobei die Ableitungen *-(i)on-* und *-io-* eine hervorragende Stellung einnahmen⁷⁴. Es ist bezeichnend, daß eingliedrige Namen mit Sekundärstamm⁷⁵ und hypokoristischen Vokal- bzw. Konsonantenveränderungen als sichere Kurzformen im gesamten Germanischen ausschließlich diese beiden Flexionstypen kennen. Hier ist altes Erbe getreu bewahrt. Aber in anderen indogermanischen Namensystemen war es auch möglich, eines der beiden Elemente eines Namenkompositums als dessen Kürzung ohne Veränderung des stambildenden Suffixes zu gebrauchen: ai. *Deva* zu *Devadatta*, *Aryama* zu *Aryamadatta*, griech. **Ἄλλως* zu **Ἄλλομένης*, *Κόμης* zu *Κόμωιδος*, illyr. *Scerdis* zu *Scerdilaedus* usw.⁷⁶ Allerdings fand schon Fick für das Griechische heraus, daß in solchen Fällen der Akzent des Simplex oft von dem des vergleichbaren Wortes differierte:

“Um diese meistens mit den wirklichen echten Bestandtheilen der Vollnamen lautlich zusammenfallenden Kosenamen vor dem Mißverständnis zu schützen, als beständen sie in Wahrheit für sich selbst ohne Anlehnung an die entsprechenden zweistämmigen Namen, haben die Griechen die sinnreiche Auskunft ergriffen, die fraglichen Kosenamen für die weitaus

⁷²) STARK: Kosenamen, S. 16, 17, 15.

⁷³) H. KRAHE: Die illyrische Namengebung, Würzburger Jahrbücher 1 (1946) S. 187 ff.; vgl. K. H. SCHMIDT: Die Komposition in gallischen Personennamen, Tübingen 1957, S. 40; SOLMSEN-FRAENKEL: Idg. Eigennamen, S. 132 f.

⁷⁴) Vgl. A. FICK: Griechische Personennamen, S. XXIII ff., SOLMSEN-FRAENKEL: Idg. Eigennamen, S. 130 f.; KRAHE: Illyrische Namengebung, S. 185 f.

⁷⁵) Vgl. oben Anm. 2.

⁷⁶) FICK: Griechische Personennamen, S. XVII; KRAHE: Illyrische Namengebung, S. 185.

größte Zahl der Fälle durch den Accent von den entsprechenden Wörtern der Sprache zu scheiden, indem der Kosenamen durchweg den Accent zurückzieht, während das entsprechende selbständige Wort meist am Ende betont wird. So sind die Namen *Γλαύκος*, *Γόργος*, *Πύρρος* Koseformen zu *Γλαύκιππος*, *Γόργιππος*, *Πύρρακκος* deutlich von den Adjektiven *γλαυκός*, *γοργός*, *πυρρός* geschieden und nur bei völligem Mangel an Einsicht in die griechische Namenbildung könnte man sie mit denselben schlechthin identifizieren wollen.⁷⁷

Ob das Mittel der Betonungsdifferenzierung vor der Akzentfestlegung auch im frühen Germanischen in Verwendung stand, wissen wir nicht, das wäre nur zu erweisen, wenn sich bestimmte Abweichungen im Stammkonsonantismus von eingliedrigen Namen als Folgen des Vernerischen Gesetzes sichern ließen. Unter den stark flektierten *Simplicia* scheint so bedingter grammatischer Wechsel aber zu fehlen.

Bei *Fridus*, *Sigur*, *Baugr*, *Steinn*, *Dagr* usw. liegt die Annahme nahe, daß es sich nicht um primäre *Simplicia*, sondern um gekürzte Komposita handelt, die den zitierten einfachsten idg. Kurznamen vergleichbar sind; denn die unmittelbare Verwendung von Wörtern wie 'Friede', 'Sieg', 'Ring', 'Stein', 'Tag' als Männernamen ist gewiß weit weniger einleuchtend als die von Wörtern der Gruppen a–d. Wohl waren die, wie die zugrunde liegende Appellativa stark flektierten *simplicischen* Elemente der Gruppen e und f meist auch Endglieder zusammengesetzter Männernamen, so **friþu-*, **sigu-/sigiz-*, **staina-*, **branda-*, **brorda-*, **helma-*, **laika-/laiki-* u. a. In Grundwortposition standen offenbar 'Friede' für 'Friedenswahrer', 'Sieg' für 'Sieger', 'Kampf' für 'Kämpfer' usw., und auch die meisten zweitgliedrigen Waffenbezeichnungen dürften, wie G. Schramm verdeutlichte⁷⁸, identifizierend auf den Mann bezogen worden sein, also in ihrer Masse nicht in Bahuvrihikomposita ihren Ursprung haben. Deshalb ist es möglich, daß diese Wörter in den genannten, veränderten Bedeutungen auch als primäre *Simplicia* ihre Verwendung fanden. Das 'Glanzwort' germ. **Dagaz* könnte von vornherein als Simplex wie als Grundwort auf den Mann bezogen worden sein. Vergleichbar wäre das ganz seltene ae. *Sōl*, as. *Sōl*, fränk. *Suol* m.⁷⁹, welches wohl zu an. *sól* f. 'Sonne' gehört. Aber es ist doch wahrscheinlicher, daß ein solch metaphorischer Ge-

⁷⁷) FICK: Griechische Personennamen, S. XVIII.

⁷⁸) G. SCHRAMM: Namenschatz, S. 64, 49.

⁷⁹) REDIN, S. 23; SCHLAUG: As. Pn., S. 154; FÖRSTEMANN, Sp. 1353.

brauch von Waffenbezeichnungen, von Nomina actionis statt Nomina agentis, von Abstrakta statt Adjektiva (was ohne Zweifel eine gewisse Bedeutungsunschärfe mit sich brachte) zunächst im Bereich der Komposita aufkam, wobei im einzelnen unbestimmt bleibt, ob den zweigliedrigen Namen dabei Zusammensetzungen innerhalb einer dichterisch stilisierten Sprache vorausgingen, wie Schramm annimmt, oder nicht. In diesem Sinne ist es wohl richtiger, bei *Fridus* und *Geirr*, *Wig* und *Garðr* von Kurzformen zu sprechen. Manches scheint auch formal auf die Ableitung von Komposita hinzudeuten. Die Motion von *n*-stämmigem Appellativ zu *a*-stämmigem Element ist bei **grīman-/grīmōn-* 'Maske' > *grīma-* kaum beim Simplex, sondern beim Endglied vollzogen worden, da das frühe Germanische schwache Beugung zusammengesetzter Namen zunächst gemieden hatte. Allerdings ist auch ein verlorenes Appellativ **grīmaz* 'Maskenträger' denkbar⁸⁰. As. *Had* statt zu erwartendem *u*-stämmigem **Hathu*, **Hadu* ist doch wohl vom Grundwort *-had* abgeleitet, bei dem Übertritt von der *u*- zur *a*-Klasse zu beobachten ist⁸¹.

Andrerseits ist offenbar, daß nicht jedes Element der Namenkomposita ohne Rücksicht auf seine Bedeutung als unmoviertes Simplex Verwendung fand⁸². Die unleugbare Gruppenbildung deutet vielmehr an, daß zwischen dem Sinn eines Simplex und seiner Flexion Zusammenhänge bestanden. Die starke Stellung der 'Dingbezeichnungen' als unmovierte maskuline Simplicia im Norden muß daher in Verbindung gesehen werden mit der Vorstellung vom 'Mann als Ding', deren Zeugnisse aus dem appellativischen Wortschatz des Germanischen G. Schramm zusammenstellte⁸³. Sie sind zwar nicht zahlreich und im einzelnen in ihrer Beweiskraft umstritten, doch reichen sie aus, um die archaische, metaphorische Gleichsetzung von Mann und Baum, Mann und Waffe zu sichern. Zu stark flektierten Simplicia stimmen etwa *askr* als nordisches Grundwort, *ord* und *helm* als englische Grundwörter von Mannkenningar; *Garðr* 'Zaun' läßt sich den Mannkenning-Grundwörtern ae. *eodor*, an. *iþðurr* 'Zaun' vergleichen. Im einzelnen muß allerdings bei eingliedrig verwendeten Dingwörtern auch possessive Funktion erwogen werden. Wie an. *Heðinn* den Namenträger sicher als den mit

⁸⁰) Vgl. G. MÜLLER, Frühmittelalterliche Studien 1 (1967) S. 205–207.

⁸¹) Vgl. SCHRAMM: Namenschatz, S. 31.

⁸²) Vgl. G. MÜLLER, Frühmittelalterliche Studien 2 (1968) S. 205

⁸³) SCHRAMM: Namenschatz, S. 84 ff.

dem Pelzrock Ausgestatteten kennzeichnete⁸⁴, so könnte sich auch *Saru* auf den Besitz eines *saru* bezogen haben. Am wahrscheinlichsten ist eine solche Deutung bei *Hringr* und *Baugr* 'Ring', will man hier nicht sekundäre Anreihung an die anderen starken Simplicia der Gruppe *e* annehmen.

Der gehäufte Gebrauch von unmovierten Dingwörtern als Simplicia im Skandinavischen setzt eine altertümliche Metaphorik voraus. Die vereinzelt Streubelege im West- und Ostgermanischen sind deshalb wohl als Restformen zu betrachten und vielleicht fände man etwas mehr von ihnen, setzte die Überlieferung früher ein. Es scheint kein Zufall zu sein, daß Förstemanns Sammlung neben den zahlreichen Zeugnissen für *Gēro* kein sicheres für *Gēr* bietet⁸⁵, daß aber der Genetiv *Gēres-* in einigen älteren Ortsnamen enthalten ist, so gleich zweimal in solchen mit dem Grundwort *-leben* (Giersleben, Kr. Bernburg, Jersleben, Kr. Wolmirstedt)⁸⁶. Allerdings könnte in den genannten Fällen auch ein westgermanisches **Gēri* zugrunde liegen.

Der Typus *Gēr*, *Brand*, *Saru* wird außerhalb des Nordischen früh außer Gebrauch gekommen sein, ähnlich den stark flektierten theriophoren Simplicia im Altenglischen, die in den ältesten Ortsnamenschichten der Insel noch recht deutliche Spuren hinterlassen haben, aber schon zu Beginn einer breiteren Personennamenüberlieferung fast völlig in Vergessenheit geraten waren. Und auch bei den west-ostgermanischen Nomina actionis und Abstrakta fassen wir vielleicht nur Reste. Wenn *Sigur* vom 8. bis 10. Jh. in mehreren Belegen vorliegt, so könnte das daran liegen, daß die alte *r*-Endung einen unmittelbaren Vergleich mit dem Appellativ nicht mehr zuließ. Ein erstarrtes Relikt, welches der Umbildung zur *n*-Flexion entging.

Ich habe an anderer Stelle die Überlegung vorgetragen, ob die besonders starke Stellung der *n*-Klasse im Ost-Westgermanischen nicht auch namenrhythmische Ursachen gehabt haben könnte⁸⁷. Die ursprünglich im Nominativ und – soweit noch vorhanden – im Vokativ zweisilbigen unerweiterten Simplicia wurden nach dem Endsilben-

⁸⁴) Zum Simplex *Heðinn* G. MÜLLER, Frühmittelalterliche Studien 1 (1967) S. 200ff., und die dort angegebene Literatur.

⁸⁵) Vgl. oben Anm. 31.

⁸⁶) Belege bei L. FIESEL, Blätter für deutsche Landeskunde 90 (1953) S. 66, 69. Zur Diskussion um das Alter der *-leben*-Namen H. KUHN, AfdA 86 (1955/56) S. 158 f.

⁸⁷) MÜLLER: Studien zu den theriophoren Personennamen, § 116.

schwund in Ein- und Zweisilbler aufgespalten; es ist denkbar, daß die neuen und nun als zu kurz empfundenen Einsilbler vom Typ *Gēr* durch Überführung in die *n*-Klasse wieder zweisilbig wurden, sofern nicht wie bei den theriophoren Namen ein enger Bezug zum Appellativ eine solche Motion verhinderte. Das Nordgermanische hätte zunächst diese Entwicklung nicht mitzumachen brauchen, da es auch bei der *a*- und *i*-Klasse die Endungssilben viel länger bewahrte.

Auch bei den erweiterten eingliedrigen Namen zeigt das Ostgermanische und Hochdeutsche eine weit stärkere Neigung zur *n*-Flexion als das nördlichere Westgermanische und Skandinavische. Sichtet man die bei Schönfeld gesammelten, mit *l*-Suffix erweiterten *Simplicia* vorwiegend ostgermanischer Provenienz, so stehen über 30 *n*-stämmigen Kurznamen (*Accila, Vulfila, Mundila, Dagila, Costula, Brandila* usw.) nur ein paar *a*-stämmige (*Gival, Athal, Agil, Amal*) gegenüber, wobei noch hinzukommt, daß bei *Athal, Agil, Amal* das *l*-Suffix, fest mit den Elementen verbunden, auch bei deren erstgliedriger Verwendung nicht abgelöst wurde, die genannten drei Fälle also gar keine erweiterten *Simplicia* sind. Auch im Hochdeutschen herrscht im allgemeinen *-ilo/-ulo/-alo* gegen *-il/-ul/-al* vor⁸⁸. In den *Annales necrologici Fuldenses* der Jahre 794–890 beträgt das Verhältnis 16:2⁸⁹. Dagegen war alt-sächsisch, angelsächsisch und nordisch der Typus auf *-l* durchaus der gängigere: as. *Dudil, Fundil, Hugal*, ae. *Rædel, Wædel*, an. *Aðill, Eckill, Gestill* usw. Beim *k*-Suffix liegt eine entsprechende Gruppierung vor: ostgermanisch-hochdeutsch galt vorwiegend *-ikal/-iko/-uko* u. a., alt- und angelsächsisch dagegen *-ik/-uk*.

Es gilt hier abzubrechen. Fragen und Aufgaben bleiben zurück. Vor allem müßten für einzelne Quellenkomplexe statistisch relevante Verhältniszahlen der einzelnen Flexionstypen und die jeweiligen Latinisierungsgewohnheiten ermittelt, die frühen Ortsnamen, welche Anthroponymika enthalten, die Frauennamen und verschiedenen Suffixerweiterungen mit in die Überlegungen einbezogen werden. Soviel dürfte aber feststehen, daß das Flexionssystem der eingliedrigen Namen ur-

⁸⁸) Die bei W. BRUCKNER: *Die Sprache der Langobarden (Quellen und Forschungen 75)*, Straßburg 1895, zusammengestellten langobardischen *Simplicia* mit *l*-Suffix zeigen allerdings vorwiegend die latinisierte Form *-ulus* (*Anulus, Ansulus, Paldulus, Albulus* usw.), die wohl von der starken germanischen Endung ausging.

⁸⁹) MGH SS XIII S. 169–188.

sprünglich ein vielfältigeres Bild zeigte, als es die hochdeutsche Überlieferung mit ihrer eintönig vorherrschenden *n*-Deklination zunächst vermuten läßt.

KÖLNISCHE UND WESTFÄLISCHE PERSONENNAMEN DES 11. JAHRHUNDERTS

Ein Vergleich zweier Namenlisten

Von Joachim Hartig

I. Die Versuche zu einer Geographie der deutschen Eigennamen sind, soweit sie die Frühzeit betreffen, über bescheidene Ansätze nicht hinausgekommen. Dabei hat es sich als am ergiebigsten herausgestellt, einzelne Namen bzw. Namentypen herauszuarbeiten, die nur in einer bestimmten Gegend vorkommen, wie beispielsweise diejenigen auf *-dag*, die sich auf Norddeutschland und die Niederlande beschränken¹, und deren eigentliche Heimat nach E. Schröder in Ostfalen zwischen Harz und oberer bis mittlerer Weser zu suchen ist². Auch die in ihrer Zielsetzung viel weiter gespannte Untersuchung L. Friedrichs, von der allerdings nur eine Zusammenfassung veröffentlicht wurde, kommt im Grunde über die Feststellung der Geltungsbereiche gewisser Einzeltypen nicht hinaus³. Sein Versuch, die geographische Verteilung des Suffixgebrauchs bei den Kurzformen schärfer zu umreißen, bleibt ungenau und unbefriedigend. Das hat seinen Grund wohl weniger in der Ungunst der Quellenlage als in der Methode selbst. Offenbar waren der geographische Bereich wie auch der Zeitraum für eine derartige Untersuchung zu groß gewählt, um mehr als grobe Unterschiede bzw. Übereinstimmungen erkennbar machen zu können.

Die hier vorgelegte kleine Studie geht darauf aus, an Hand von zwei annähernd gleichzeitigen Namenlisten die wichtigsten Differenzen in der Personennamengebung zwischen dem durch die Stadt Köln reprä-

¹) M. GYSSELING: Kenmerken van de Oudnederlandse persoonsnamen in de vroege Middeleeuwen, in: Frankisch, Merovingisch, Karolingisch, hrg. von A. WEIJNEN (Studia Theodisca, 3), Assen 1965, S. 66.

²) E. SCHRÖDER: Deutsche Namenkunde, Göttingen ²1944, S. 31. – Vgl. BACH I, § 382.

³) L. FRIEDRICH: Die Geographie der ältesten deutschen Personennamen (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, 7), Gießen 1922 (Neudruck Amsterdam 1968).

sentierten Rheinland und dem damaligen Westfalen zu verdeutlichen. Die beiden Landschaften sind zwar unmittelbar benachbart, gehören aber verschiedenen Sprachräumen an, was von vornherein eine gewisse Differenzierung auch des Namenschatzes erwarten läßt. Die Denkmäler wurden so ausgewählt, daß sie nicht der an allen Sprachgrenzen zu erwartenden Vermischungszone angehören, sondern den Bestand und die Lautung in der für ihre Umgebung typischen Weise wiedergeben.

II. Die westfälischen Personennamen wurden dem spätaltsächsischen Heberegister des münsterländischen Stiftes Freckenhorst entnommen⁴. Obwohl der Forschung seit mehr als anderthalb Jahrhunderten bekannt, gibt diese Quelle immer noch Probleme auf. Insbesondere ist die Überlieferungsgeschichte keineswegs geklärt. Die vollständig erhaltene Handschrift M im Staatsarchiv Münster – sie liegt allen maßgeblichen Publikationen zu Grunde – gehört der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts an, enthält aber noch einen Nachtrag, der in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts geschrieben worden sein dürfte⁵. Doch geht ihr die Handschrift K zeitlich voraus, die sich einst im Besitz des Fuldischen Archivars V. N. Kindlinger befand, aber spätestens seit 1824 als verschollen gelten muß⁶. Bruchstücke davon hatte G. Fischer in einem leider recht fehlerhaften Abdruck bekannt gemacht und auch die ersten acht Zeilen als Faksimile wiedergegeben⁷. Danach ist die Handschrift K sicher älter als M, aber ein wie großer zeitlicher Abstand zwischen beiden liegt, diese Frage ist offen und muß einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben.

Für unseren Zweck genügt aber vorerst die Feststellung, daß die im "Anhang" aus dem beginnenden 12. Jahrhundert in der Handschrift M stehenden Namen sich in ihrem Charakter nicht von denen der älteren Partie unterscheiden. Demnach dürfte das im Freckenhorster Hebe-

⁴) Die für philologische Zwecke allein maßgebliche Edition ist die von E. WADSTEIN: Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler (Niederdeutsche Denkmäler, 6), Norden u. Leipzig 1899, S. 24–45, mit "Anmerkungen" S. 133–137.

⁵) E. WADSTEIN, a.a.O. S. 134 f. – Vgl. dazu E. FRIEDLAENDER: Die Heberegister des Klosters Freckenhorst (Codex traditionum Westfalicarum, 1), Münster 1872 (Neudruck 1956), S. 13–59. – J. H. GALLÉE; Altsächsische Sprachdenkmäler, Leiden 1894, S. 169–191.

⁶) Man vergleiche die Angaben in GOTTHELF FISCHERS Beschreibung typographischer Seltenheiten und merkwürdiger Handschriften, 5. Lfg., Nürnberg 1804, S. 141; 156, mit denjenigen bei W. DOROW: Denkmäler alter Sprache und Kunst, Berlin 1824, 2. u. 3. Heft, S. Vf.

⁷) G. FISCHER, a.a.O. nach S. 168.

register angetroffene Namengut für die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts sowie für die Wende zum 12. Jahrhundert durchaus repräsentativ sein.

Die Wohnsitze der in dieser Quelle erscheinenden Personen liegen überwiegend im südlichen Münsterland zwischen Lippe und der Stadt Münster, aber auch östlich der Stadt zwischen Ems und Teutoburger Wald. Weniger stark ist das westliche Münsterland vertreten. Gelegentlich wird auch in den Raum östlich vom Teutoburger Wald, nach Süden in die Soester Börde und ins nördliche Sauerland ausgegriffen⁸, doch der westfälische Bereich nirgends verlassen⁹. Nur die im "Anhang" genannten Hörigen lassen sich nicht lokalisieren, weil hier die Ortsangaben fehlen. Wegen der Gleichartigkeit der Personennamen und der Tatsache, daß das Stift auch in späteren Zeiten außerhalb des oben umrissenen Territoriums keine Besitzungen hatte¹⁰, darf man bei ihnen wohl auf die gleiche geographische Zugehörigkeit schließen.

III. Als Gegenstück wurde die Kölner Namenliste aus der Handschrift Nr. 2805 der Harleian-Sammlung im Britischen Museum gewählt. 1916 hatte W. Levison dieses Stück bekannt gemacht und es schließlich 1931 veröffentlicht¹¹. Aber die Bedeutung dieser Quelle für die Namenforschung wurde erst kürzlich durch R. Schützeichel herausgestellt¹².

Es handelt sich um das Fragment einer zwispaltigen Liste mit Personennamen, die sich um die Namen bestimmter Kölner Kirchen grup-

⁸) Vgl. die Karte bei E. FRIEDLAENDER, a.a.O. Anhang, die jedoch dem Neudruck von 1956 fehlt.

⁹) Vgl. GALLÉE: *As. Gr.* § 1, Anm. 3. – Dazu auch W. FOERSTE: *Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts* (Münstersche Forschung, 2), Marburg 1950, insbesondere S. 150–155. – DERS.: *Der wortgeographische Aufbau des Westfälischen*, in: *Der Raum Westfalen*, hrg. von H. AUBIN, F. PETRI u. H. SCHLENGER, IV: 1, Münster 1958, S. 1–117, insbesondere S. 95–101. – DERS.: *Geschichte der niederdeutschen Mundarten*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, hrg. von W. STAMMELER, Berlin 1957, Bd. 1, Sp. 1729–1898, insbesondere Sp. 1751 f.

¹⁰) Das zeigen die übrigen, aus dem 13.–14. Jahrhundert stammenden Einkünfteverzeichnisse des Stifts, die zusammen mit dem altsächsischen Register von E. FRIEDLAENDER, a.a.O., veröffentlicht wurden.

¹¹) W. LEVISON: *Eine Aufzeichnung über Kölner Kirchen aus dem 11. Jahrhundert*, *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* 37, Kanonistische Abt. 6 (1916), 386–391. – DERS.: *Eine Kölner Namenliste aus dem 11. Jahrhundert*, *Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein* 119 (1931), 164–169.

¹²) R. SCHÜTZEICHEL: *Die Kölner Namenliste des Londoner Ms. Harley 2805*, in: *Namenforschung. Festschrift für A. BACH*, Heidelberg 1965, S. 97–126.

pieren¹³; geschrieben wurde sie von einem Schreiber des 11. Jahrhunderts, aber durch andere, jedoch ziemlich gleichzeitige Hände mit Zusätzen versehen¹⁴. Da sich bestimmte Namen mit Kölner Persönlichkeiten verbinden lassen, deren Lebensdaten einigermaßen bekannt sind, wird vermutet, daß die Liste in den achtziger Jahren des 11. Jahrhunderts in dieser Stadt entstanden ist¹⁵. Das entspricht in etwa der Entstehungszeit auch des Freckenhorster Heberegisters.

Die geographische Fixierung des in der Kölner Liste auftretenden Personenkreises läßt sich zwar nicht mit derselben Bestimmtheit festlegen wie in der westfälischen Quelle, aber die Vermutung, es handle sich "wohl um Kloster- und Stiftsinsassen, Angehörige der Pfarrgeistlichkeit und möglicherweise auch um andere Personen, die durch Schenkungen mit der betreffenden Kirche verbunden waren und derer beim Gottesdienst gedacht werden sollte"¹⁶, dürfte zutreffend sein und damit die Namensträger im wesentlichen auf Köln und seine unmittelbare Umgebung festlegen.

IV. Selbstverständlich befinden sich auch die Namen des Freckenhorster Heberegisters in W. Schlaugs Sammlungen der as. Personennamen¹⁷. Nur *Inggizo* und *Uualdmoda* sind dort – vermutlich aus Versehen – nicht aufgenommen¹⁸. In einzelnen Fällen ist die Zuordnung der einzelnen Namen zum älteren oder jüngeren Teil dieser Quelle nicht korrekt¹⁹, was ebenso mißlich ist wie die Tatsache, daß Schlaug die

¹³) R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 97 f.

¹⁴) W. LEVISON: Eine Kölner Namenliste (wie Anm. 11), 165. – R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 102.

¹⁵) R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 103.

¹⁶) R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 103.

¹⁷) W. SCHLAUG: Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts (Lunder germanistische Forschungen, 30), Lund-Kopenhagen (1955).

¹⁸) Weitere Lücken hat G. MÜLLER: Notizen zu altsächsischen Personennamen, Niederdeutsches Wort 7 (1967), 115–134, nachgewiesen.

¹⁹) Folgende Namen erscheinen bei W. SCHLAUG, a.a.O., entweder undifferenziert als Freckenhorstisch oder mit Datierung ins 11. Jahrhundert, obwohl sie im "Anhang" des 12. Jahrhunderts stehen, was SCHLAUG in anderen Fällen berücksichtigt hat: S. 70 *Aluing*, S. 110 *Heribarand*, S. 128 *Meinnuord*, S. 132 *Odheri*, S. 170 *Adiko*, S. 179 *Boiko*, S. 181 *Buniko*, S. 193 *Elikin*, S. 198 *Gero*, S. 199 *Gisla*, S. 205 *Huno*, S. 208 *Imiko*, S. 211 *Liudciko*, *Lindzo*, S. 215 *Vbbo*, S. 220 *Razo*, S. 229 *Vuecil*. – Von *Habo* (S. 168), *Manniko* (S. 212), *Meinzo* (S. 213), *Rikizo* (S. 220), *Sicco* (S. 223), *Tieziko* (S. 187) sind jeweils ein Beleg, von *Hillo* (S. 204) sogar zwei dem 12. Jahrhundert zuzuschreiben. Dagegen ist *Siman* (S. 149) auch einmal im älteren Teil dieser Quelle vertreten. – *Eile* (S. 192) kommt in dieser Form nicht im Freckenhorster Heberegister vor.

Häufigkeit der einzelnen Namen nach der Zahl der Namensnennungen angibt, ohne dabei zu berücksichtigen, daß wiederholt ein und dieselbe Person an mehreren Stellen des Registers erscheint.

Notgedrungen verschwinden die Freckenhorster Belege in der Masse der übrigen altsächsischen Personennamen. Darum werden sie hier noch einmal in alphabetischer Folge abgedruckt, wobei im Gegensatz zu Wadsteins Index²⁰ die Identität der Namensträger gekennzeichnet ist. Die aus dem Nachtrag des 12. Jahrhunderts stammenden Belege sind durch einen Stern vor dem Stellennachweis kenntlich gemacht. In eckigen Klammern stehen die entsprechenden Stellen bei Schlaug und Förstemann²¹, was jedoch nicht bedeutet, daß damit die dortigen Zuweisungen und Deutungen übernommen werden. Vielmehr soll so die Verbindung zur sonstigen Überlieferung der betr. Namen hergestellt werden.

Abbi *44,10 [As. PN 54; St. 168; Fm. 11]	Also s. Alzo
Abbiko 27,19; 28,2 (= 28,33); 30,15; 36,32; *44,3,8 [As. PN 55; St. 168; Fm. 11]	Aluerik 37,4; 38,5 [As. PN 43; St. 70; Fm. 71]
Abbilin 36,31 [St. 168; Fm. 11]	Aluing *44,9 [St. 70; Fm. 66]
Abbo 31,6 (= K 31,29); 39,32 (= ?) 40,9; *44,18,23 [As. PN 54 f.; St. 168; Fm. 11]	Alzo 26,9 = Also K 26,27 [As. PN 41; St. 171; Fm. 57]
Acelin s. Azelin	Ammoko 38,12 (= 39,1); Amoko 33, 17 (= K 33,35) [As. PN 45; St. 172; Fm. 87]
Adbraht 27,18 [As. PN 136; St. 131; Fm. 155]	Atcilin s. Azelin
Adiko *44,14 [As. PN 53; St. 170; Fm. 153]	Athelbrath 38,14 [As. PN 48; St. 64; Fm. 163]
Æcelin 25,13 = Azelin K 25,30 [As. PN 54; St. 171; Fm. 221]	Athelhard 29,36 (= 32,1) [As. PN 50; St. 66; Fm. 170 f.]
Aldiko 38,19 (= 39,8) [St. 171; Fm. 56]	Athelword 39,18 [As. PN 52; St. 68; Fm. 180]
Alikin 34,13 (= 36,9); 35,14; 40,18 [St. 193; Fm. 80]	Attika *44,4 [St. 170; Fm. 153]
Aliko 39,20,29; *44,22 [St. 193; Fm. 79 f.]	Attiko 37,20 [As. PN 53; St. 170; Fm. 153]
	Atzeko s. Azeko
	Atzilin s. Azelin
	Azekin 36,27 [St. 170 f.; Fm. 220]

²⁰) E. WADSTEIN, a.a.O. S. 157–165.

²¹) As. PN = W. SCHLAUG: Die altsächsischen Personennamen vor dem Jahre 1000 (Lunder germanistische Forschungen, 34), Lund-Kopenhagen (1962).

St. = W. SCHLAUG, Studien (wie Anm. 17).

Fm. = E. FÖRSTEMANN: Altdeutsches Namenbuch, Bd. 1: Personennamen, Bonn ²1900 (Nachdruck München-Hildesheim 1966).

- Azeko 26,14 (= K 26,31); 37,22 (= 38,30); 38,1 (= 40,22); Atzeko 28,38 [As. PN 53,54; St. 170; Fm. 220]
- Azelin K 25,30 (= Azilin 25,15); 26,13 (= K 26,30); 30,1,10; 34,10,16 (= 36,11 = Acelin 28,21); 34,40; 35,7,12,30; 36,10; 37,8 (= 38,14 = 39,4); 37,24; 38,21; 39,28; Azilin 25,15 (= Azelin K 25,31); Acelin 28,21 (= Azelin 34,16 = 36,11); Atcilin *44,24; Atzilin *44,33 [As. PN 54; St. 171; Fm. 221]
- Azezil 30,34 [St. 171; Fm. 220]
- Azilin s. Azelin
- Azo 36,5; 38,23; 39,7 [As. PN 54; St. 170; Fm. 219 f.]
- Baldingi (gen.) *44,27 [As. PN 56; St. 73; Fm. 236]
- Bauika *44,2 [St. 175; Fm. 224]
- Baun (gen.) 40,32 [As. PN 57; St. 174; Fm. 223]
- Benniko 34,37 [As. PN 59; St. 177; Fm. 257]
- Benno *44,16,19 [As. PN 59; St. 177; Fm. 257]
- Bernhard 26,11 (= K 26,29); -o (abl.) *44,1 [As. PN 57 f.; St. 75 f.; Fm. 269]
- Bettika *44,7 [St. 176; Fm. 227]
- Bettikin 37,26 (= 38,30) [St. 176; Fm. 227]
- Boiko *44,10 [St. 179; Fm. 325]
- Boio 25,19 (= K 25,34: fforo); 27,10; 28,3; 31,4 (= K 31,28); 37,11; 38,38; *44,13 [St. 179; Fm. 324]
- Boli *44,18 [St. 179; Fm. 326]
- Boso 29,38 (= 32,11); 32,18; 39,35; 40,10; *44,13 [As. PN 64; St. 179; Fm. 329]
- Bunikin 33,14 (= K 33,32); 34,5,21 [St. 181; Fm. 345]
- Buniko *44,25 [As. PN 66; St. 181; Fm. 345]
- Buno 39,32 [As. PN 66; St. 181; Fm. 345]
- Burchheri 35,24 (= 35,34) [St. 79; Fm. 349]
- Dagerad 26,14 (= K 26,31) [As. PN 70; St. 80; Fm. 395]
- Deiko 34,15 [St. 185; Fm. 407]
- Diddo *44,7 [St. 186; Fm. 1411]
- Dudo 38,9 (= 40,27) [St. 189; Fm. 1412]
- Ecbrath s. Hecbrath
- Eila *44,27 [As. PN 77; St. 192; Fm. 28 f.]
- Eilger 35,10 [As. PN 75; St. 89; Fm. 32]
- Eilhard 35,26; *45,3 [As. PN 76; St. 89; Fm. 32]
- Eilikin 35,17 (= 35,33) [St. 192; Fm. 730]
- Eiliko 27,15; 30,14 (= 31,11 = K 31,34 = Eliko 41,28); 36,23; *45,6; Eilico *44,16 [St. 192; Fm. 29]
- Eilo 30,8 (= 41,29) [As. PN 77; St. 192; Fm. 28]
- Eilsuith 27,32 [As. PN 76; St. 90; Fm. 34]
- Eizo 26,8 (= K 26,26); 28,20; 30,5; *44,21; Etzo *44,18 [St. 192; Fm. 46]
- Eckerik 28,16 [As. PN 74; St. 88; Fm. 24]
- Ekkiko 39,30; 40,12 [St. 191; Fm. 17]
- Ekko 35,27 [As. PN 39; St. 191; Fm. 16]
- Elikin *44,26 [St. 193; Fm. 80]
- Eliko s. Eiliko
- Emma 26,10 (= K 26,28); 34,29 [As. PN 119; St. 208; Fm. 950]
- Eniko 32,10 [St. 173; Fm. 99]
- Eppika 32,9 [St. 190; Fm. 437]
- Eppiko 28,14; 35,9 [St. 190; Fm. 437]
- Eppo 34,6; 36,2 [As. PN 82; St. 190; Fm. 436 f.]
- Esik 35,27 [As. PN 53; St. 173; Fm. 121]
- Etzo s. Eizo
- Faderiko 35,18 (= Vaderiko 35,33); 39,23 [As. PN 83; St. 194 f.; Fm. 491]
- Vadiko 32,16; 39,22; Fadiko 37,35 [As. PN 83; St. 195; Fm. 492; 1491]
- Fastmar 40,17 [St. 92; Fm. 501]
- Fizo 34,12 (= 36,8) [St. 195; Fm. 507]
- Vockilin 36,41 [St. 196; Fm. 1629]
- Vocko 29,23; 37,10; Vokko 36,40 [As. PN 86 f.; St. 196; Fm. 1628]
- Fretheke 34,23 [St. 196 f.; Fm. 528]

- Frethiger 38,24 [As. PN 88; St. 95; Fm. 532]
 Gatmar 26,18 (= K 26,34) [As. PN 97; St. 102; Fm. 619]
 Geba 33,16 (= K 33,34) [As. PN 95; St. 197; Fm. 631]
 Gelderad 39,34 [As. PN 91; St. 97; Fm. 640]
 Gelderik 37,31 (= 38,32) [St. 97; Fm. 641]
 Geli 29,27 [St. 198; Fm. 567]
 Geliko 40,2; *44,8; Gheliko 26,7 (= K: leliko 26,26) (= Jeliko 28,31); Gieliko *44,31 [St. 198; Fm. 568]
 Gero *43,36 [As. PN 94; St. 198; Fm. 573]
 Gerrik 37,28 [As. PN 93; St. 99; Fm. 584]
 Gheliko s. Geliko
 Ghielo 30,22 [As. PN 91; St. 198; Fm. 567]
 Gieliko s. Gheliko
 Gingo 30,27 [St. 199; Fm. 597]
 Gisla *44,6 [As. PN 95; St. 199; Fm. 649]
 Guniko 31, Anm. 2 (= K: Cuniko 31, Anm. 1) [St. 200; Fm. 378]
 Gunzo 27,31 [St. 200; Fm. 696]

 Habo 27,8; *44,17 [As. PN 54; St. 167 f.; Fm. 713]
 Hacika *44,2 [As. PN 102; St. 200; Fm. 803 f.]
 Haddo 28,26; 31,16 [As. PN 102; St. 200; Fm. 790]
 Hameko 27,28,29; 29,24,30; 36,11 [As. PN 105; St. 202; Fm. 744]
 Hatzico s. Hazeko
 Hazeko 35,26; Hatzico *44,25 [As. PN 102; St. 200; Fm. 803]
 Hebo *43,35 [As. PN 82; St. 190; Fm. 806]
 Hedi *44,23 [St. 169; Fm. 789]
 Heinriko (abl.) *43,35 [As. PN 104; St. 109; Fm. 734]
 Hecbrath *44,7 [As. PN 73 f.; St. 87 f.; Fm. 18 f.]
 Helmburg *44,4 [As. PN 103; St. 108; Fm. 809]
 Hemoko 26,5 (= K 26,24); 32,4; Hemuko 30,37 (= K 30,41) [As. PN 105; St. 202; Fm. 744]
 Heppo 30,30; 34,3 [As. PN 82; St. 190; Fm. 806]
 Hereman 30,28; Heriman 40,24 [As. PN 106; St. 110 f.; Fm. 774]
 Herib[a]rand *44,20 [St. 110; Fm. 767 f.]
 Heriman s. Hereman
 Hesiko *44,24 [St. 173 f.]
 Hezil 25,18 (= K 25,33); 30,31 (= Hizel 31,20; 36,24); Hizil 27,17; Hitzil 28,16; 30,24; Hizel 31,20 (= 36,24 = Hezil 30,31); 32,13; 36,14; 37,24; 39,19 (=40,14); 43,12 [As. PN 107; St. 203; Fm. 804]
 Hibbo *44,9 [As. PN 118; St. 206; Fm. 814]
 Hiddikin 30,12 (= 41,30) [St. 204; Fm. 816]
 Hiko 35,9 [As. PN 118; St. 207; Fm. 814]
 Hildimar *44,32 [As. PN 109; St. 113; Fm. 832]
 Hillo 29,1; *44,15,28 [As. PN 110; St. 204; Fm. 817]
 Hizel s. Hezil
 Hoburg *44,5 [As. PN 111; St. 114; Fm. 801]
 Hodi *43,36 [As. PN 137; St. 216; Fm. 186]
 Hoiko s. Hoyko
 Hoio 30,4; 36,20; 38,7 [As. PN 112; St. 204; Fm. 735]
 Hoyko 27,30 (= 28,34); 34,1,33 (= Hoiko 36,18); 35,4; Hoiko 36,18 (= Hoyko 34,33); *44,11,27 [As. PN 112; St. 204 f.]
 Hozo 36,7 [St. 217; Fm. 863]
 Hrodbrath 35,21 [As. PN 113; St. 144; Fm. 892 ff.]
 Huniko 27,15 [St. 205; Fm. 930]
 Huno *44,12 [As. PN 117; St. 205; Fm. 930]

 Ibikin 37,32 (= 40,26) [St. 206; Fm. 942]
 Ibiko 34,30,39; 35,1; 36,17; *44,17 [St. 206; Fm. 942]
 Ikicon (gen.) 43,25 [St. 207; Fm. 943]

- Iko 30,18; 32,8 [As. PN 118; St. 207; Fm. 942]
 Imikin 35,5 [St. 208; Fm. 950]
 Imiko *44,14 [As. PN 120; St. 208; Fm. 950]
 Imiza *44,2 [As. PN 120; St. 208; Fm. 952]
 Imma *43,36 [As. PN 119 f.; St. 208; Fm. 950]
 Immo 32,12 [As. PN 119; St. 207 f.; Fm. 949]
 Inggizo 34,9 [Fm. 960]
 Iseko 32,5; Isiko *45,1 [As. PN 122; St. 209; Fm. 970]
 Iziko 35,22 [St. 207; Fm. 944]
- Jazo 27,4 [St. 199]
 Jebo 33,14 (= K: lebo 33,33) [As. PN 95; St. 197]
 Jeliko s. Geliko
 Jezo 39,39; 43,12 (= 43,14) [As. PN 94; St. 198]
 Junggi 25,11 (= K: lunggi 25,28) [St. 209; Fm. 983]
- Kanko 26,16 (= K 26,32); 27,12,13; Canco *44,25 [As. PN 68; St. 181; Fm. 597]
- Lancikin s. Lanzikin
 Lanzikin 40,1; Lancikin 36,33 [St. 210; Fm. 1004]
 Lanziko 34,6 [St. 210; Fm. 1004]
 Lanzo 25,16 (= K 25,32); 28,36; 35,6; *44,10 [St. 209; Fm. 1004]
 Liefheri 39,25 [As. PN 123; St. 120; Fm. 1026]
 Lieueko s. Lieuiko
 Lieuikin 27,10; 31,2 (= K 31,26) (= 31,23); *44,28 [St. 210; Fm. 1021]
 Lieuiko 28,35; 30,19,33 (= K 30,38); 37,37 (= Lieueko 38,36); Lieuico *44,26; Lieueko 38,36 (= Lieuiko 37,37) [St. 210; Fm. 1021]
 Lieuold 30,9 [St. 120; Fm. 1029]
 Lihtger 39,37 [St. 120; Fm. 1057]
 Liudburga (abl.) *45,3 [As. PN 125; St. 122; Fm. 1038]
 Liudciko *44,23; Liuzikon (dat.) 37,2 (= 43,7); Liuzako *44,31 [As. PN 128; St. 211; Fm. 1034]
- Liuddag 30,23 [As. PN 125; St. 122; Fm. 1038]
 Liudger 34,20 (= 36,16) [As. PN 125; St. 122 f.; Fm. 1039 f.]
 Liudiko 38,8 [As. PN 128; St. 210; Fm. 1032]
 Liudulf 40,23 [As. PN 127; St. 123 f.; Fm. 1050]
 Liudzo *44,12; Liuzo 36,28 [As. PN 128; St. 211; Fm. 1033]
 Liuppo 29,4; *44,22 [As. PN 128; St. 210; Fm. 1020]
 Liua 34,28 [As. PN 128; St. 211; Fm. 1034]
 Liuzikon }
 Liuzako } s. Liudciko
 Liuzo s. Liudzo
- Makko 30,36 (= K 30,40) (= 31,22); 34,31; 36,19 [As. PN 131; St. 212 f.; Fm. 1068]
 Manni 35,29; 36,26 [St. 212; Fm. 1090]
 Mannikin 27,26; 29,32; 30,16; 32,20; 33,9 (= K 33,28); 34,18,19; 35,18 (= 35,34); 36,13; 38,18 [St. 212; Fm. 1090]
 Manniko 27,3 (= K 27,38); 37,22,29 (= 38,33); *44,21 [As. PN 129; St. 212; Fm. 1090]
 Mazil 30,6 [As. PN 131; St. 212; Fm. 1120]
 Meinciko s. Meinziko
 Meinhard 39,22; -es (gen.) 33,8 (= K 33,27) [As. PN 132; St. 128; Fm. 1076]
 Meinuoord *44,5 [As. PN 133; St. 128; Fm. 1080 f.]
 Meinziko 34,35 (= 36,19); 34,38; Meinciko 38,3 [St. 213; Fm. 1072]
 Meinzo 27,7; 40,19; *44,5 [As. PN 133; St. 213; Fm. 1072]
 Memo 34,36 [St. 213; Fm. 1124]
 Meni 27,6 [As. PN 129; St. 212; Fm. 1090]
- Natrik *43,35 [St. 130; Fm. 1151]
 Neribarn 31,8 (= K 31,32) [St. 130; Fm. 1153]
 Nizo 29,29 (= 32,7) [St. 215; Fm. 1158]

- Odheri *44,7 [As. PN 136; St. 132; Fm. 195]
 Odo 40,20 [As. PN 138; St. 216; Fm. 186]
 Odrad *45,5 [As. PN 137; St. 132; Fm. 199]
 Radbraht s. Ratbraht
 Rading 32,6 [As. PN 143; St. 137; Fm. 1207]
 Raduuard s. Ratuuard
 Ratbraht 27,1 (= K: Radbraht 27,36) [As. PN 142; St. 136; Fm. 1209]
 Ratuuard 30,33 (= K: Raduuard 30,39) [As. PN 143; St. 138; Fm. 1218]
 Razi 36,30 [St. 220; Fm. 1208]
 Raziko 26,17 (= K 26,34); 28,5 (= 29,3) [St. 220; Fm. 1208]
 Razo 36,4; *44,14 [As. PN 143; St. 220; Fm. 1208]
 Reingier 28,27 [As. PN 145; St. 139; Fm. 1228 f.]
 Reinzo 26,4 (= K 26,23); 35,21,32; 38,16; 40,8 [St. 220; Fm. 1222]
 Ricbraht 25,10 (= K: Rikbraht 25,27); Ricbrath 37,25 [As. PN 147; St. 141 f.; Fm. 1259]
 Ricwin 28,10 [As. PN 149; St. 143; Fm. 1270 f.]
 Rikbraht s. Ricbraht
 Rikheri 27,24 [As. PN 148; St. 142; Fm. 1264]
 Rikizo 29,26; *44,13 [St. 220; Fm. 1257]
 Rodbraht s. Hrodbraht
 Rothhard 34,21 (= 36,14) [As. PN 114; St. 145; Fm. 904]
 Rothing 36,6 [As. PN 116; St. 145; Fm. 889]
 Rotholf 40,15 [As. PN 115; St. 146; Fm. 918 f.]
 Roziko 27,17 [St. 221; Fm. 890]
 Sahsa 34,8 [St. 222; Fm. 1288]
 Sahger 35,7; 37,1 [As. PN 149; St. 147; Fm. 1289]
 Sahssiko 30,16 (= Sahsiko 32,19) [St. 222; Fm. 1288]
- Saleko 38,6 [As. PN 149; St. 223; Fm. 1291]
 Seger *44,16 [As. PN 151; St. 149; Fm. 1313]
 Sello 27,26 (= 29,6) [St. 223; Fm. 1291]
 Sibrath 36,22 [As. PN 150 f.; St. 148; Fm. 1321]
 Sicco 27,22 *44,21; Sickone^{21a} (abl.) *45,7 [As. PN 152; St. 223; Fm. 1318]
 Siger 38,34 [As. PN 151; St. 149; Fm. 1325]
 Siman 28,6; *44,17 [As. PN 152; St. 149; Fm. 1329]
 Sirik 34,26 [As. PN 152; St. 149; Fm. 1331]
 Sizo 27,21 (= 28,37); 27,33; 31,7 (= K 31,31); 31,18; 32,3; 38,37 [St. 224; Fm. 1315]
 Suitthiko 29,35 = Suitthiko 32,2 [St. 225; Fm. 1381]
 Tetiko 32,15 [As. PN 156; St. 186; Fm. 1313]
 Thiederik 37,35 (= Tiederik 38,34); Thiedorik 40,13 [As. PN 163; St. 85; Fm. 1445 ff.]
 (sancte) Thiedhilda 42,5 = (sancte) Thiethilda 35,3 [As. PN 161; St. 84; Fm. 1436]
 Thiediko 30,21 [St. 187; Fm. 1413]
 Thiedorik s. Thiederik
 Thiethard 28,19 [As. PN 161; St. 83 f.; Fm. 1432]
 Thiethilda s. Thiedhilda
 Thieza 30,10 [St. 187; Fm. 1416]
 Thiezeko 26,17; Thieziko 28,32 (= Tieziko 26,11); 30,21 [St. 187 f.; Fm. 1417]
 Thiezelin s. Tiezelin
 Thiezo 28,29; 30,5; 31,1 (= K: Tiezo 31,26); 39,27 [As. PN 165; St. 187; Fm. 1416]
 Thuring *44,1; -as (cas. obl.) 40,31 [As. PN 165; St. 86; Fm. 1467]
 Tiazo *44,10,11,20 [As. PN 165; St. 187; Fm. 1416]
 Tidiko *44,19,28; Tiediko 26,15 (=

^{21a}) So ist entgegen WADSTEIN zu lesen, der wie seine Vorgänger hierin fälschlich einen Ortsnamen sieht.

- K: Tiedico 26,32 (= 37,2) [St. 187; Fm. 1413]
 Tiederik 38,34 (= Thiederik 37,35) [As. PN 163; St. 85; Fm. 1445 ff.]
 Tiedico s. Tidiko } s. Tidiko
 Tiediko s. Tidiko }
 Tiezelin 32,17 = Thiezelin 30,7 [St. 188; Fm. 1417]
 Tieziko 26,11 (= K 26,28) (= Thieziko 28,32); *45,2 [St. 187 f.; Fm. 1417]
 Tiezo 26,1 (= K 26,21); K 31,26 (= Thiezo 31,1); 34,25; 35,1,15; 36,20,24; *45,4 [As. PN 165; St. 187; Fm. 1416]
 Tilo *44,15 [St. 188; Fm. 1395]
 Tiziko 39,30 [St. 187 f.; Fm. 1417]
 Tizo 37,26; 39,21 [As. PN 165; St. 187; Fm. 1416]
 Vbbi *44,9 [As. PN 166; St. 215; Fm. 1471]
 Vbbo *44,8 [As. PN 166; St. 215; Fm. 1471]
 Vbik 27,23 [St. 216; Fm. 1471]
 Waldiko 27,13 [As. PN 169; St. 225; Fm. 1499]
 Uualdmoda (abl.) *44,1 [St. 154]
 Waliko 41,27 [As. PN 170; St. 226]
 Waltbratd 29,22 [As. PN 168; St. 152; Fm. 1501 f.]
 Vucil *44,15 [St. 229; Fm. 1549]
 Wenni 31,24; Vuenni *44,12 [St. 228; Fm. 1521]
 Vuenniko *44,20 [St. 228; Fm. 1522]
 Vuerin *43,36 [As. PN 174; St. 227; Fm. 1540]
 Vuicger *44,22 [As. PN 176; St. 161; Fm. 1582]
 Vuiking *44,6 [St. 158; Fm. 1578]
 Wikmund 26,13 (= K 26,30) [St. 162; Fm. 1587]
 Willa 30,25 [As. PN 179; St. 230; Fm. 1592]
 Willezo 39,3 [St. 230; Fm. 1594]
 Williko 26,3 (= K 26,22); 40,15 [As. PN 179; St. 230; Fm. 1593]
 Winizo 33,18 (= K: Wuuza 33,35) [St. 231; Fm. 1618]
 Wirinzo 28,18 [As. PN 174; St. 227 f.; Fm. 1541]
 Witzikin s. Wizikin
 Witzil s. Wizel
 Witzo s. Wizo
 Wizel 38,11 (= 39,1); 40,3; Wizil 31, 10 (= K 31,33); 35,14; Witzil 28,12 [St. 228 f.; Fm. 1627]
 Wizikin 32,6; Witzikin 27,35 [St. 228; Fm. 1627]
 Wiziko 33,19 (= K 33,37) [St. 228; Fm. 1627]
 Wizil s. Wizel
 Wizo 35,15 (= Witzo 36,3); 35,18 (= 35,33); 37,6 (= 39,17 = 40,5); Witzo 26,19 (= K 26,35); 27,1 (= K: Vitzo 27,36); 27,24; 28,1,15; 29,31; 36,3 2 Personen, davon eine = Wizo 35,15) [As. PN 177; St. 228; Fm. 1627]

V. Das Freckenhorster Hebereger nennt 429 Personen einschließlich indirekter Nennungen und der als verstorben gekennzeichneten Hörigen. Es sind 405 Männer und 24 Frauen mit insgesamt 287 verschiedenen Namen. Das Zurücktreten des weiblichen Bevölkerungsteils hängt mit der Eigenart der Quelle als Hebereger zusammen, in dem die Haushaltsvorstände für die Leistungen des betr. Hofes an das Stift verantwortlich zeichnen.

Es kommen nur germanische Namen vor, was sich dahingehend deuten läßt, daß zu jener Zeit die nichtgermanischen Personennamen unter den Hörigen Westfalens noch keine Rolle spielten. Da sie auch in den

Urkunden des 11. Jahrhunderts äußerst selten sind²², darf dieser Schluß auch auf die höheren Schichten und somit ganz allgemein auf die westfälische Bevölkerung des 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts ausgedehnt werden.

Dagegen zeigt die Kölner Liste mit *Petrus, Johan* und *Margareta* die ersten Vorläufer einer Wandlung, die in der Mitte des 12. Jahrhunderts einsetzen und später den Namenschatz der deutschen Stämme entscheidend umprägen sollte, indem christliche, biblische und literarische Namen einen großen Anteil erhielten²³.

Die Zahl der in der Freckenhorster Quelle auftretenden Vollformen ist auffallend gering. Es sind nur 58, was einem Prozentsatz von 25,4 entspricht. Mit Ausnahme von *Liuddag*²⁴ läßt sich allenfalls *Neribarn* als spezifisch niederdeutscher Name ansprechen; doch ist letzterer ohne Parallelen und daher namengeographisch nicht verwendbar, ganz abgesehen davon, daß das Erstglied auch in anderen Gegenden vorkommt²⁵. Die Namen zeigen keine Abweichungen vom Lautstand des Altsächsischen. Die Metathese im Zweitglied *-beraht > -braht/-brath* ist konsequent durchgeführt. *Gatmar* (zu *Gaut-*) zeigt die besonders im englischen Bereich ziemlich verbreitete Realisierung des Phonems *ō* (< *au*) durch *ā*²⁶. In Spitzenstellung behauptet sich stattdessen das Graphem *o*: *Odheri, Odrad*. Die Monophthongierung von *liohht/lieht* in *Libtger* hat Parallelen bei den von *Thiod-* abgeleiteten Kurzformen²⁷.

Die Kölner Namenliste enthält über 230 verschiedene Personennamen bei fast 400 Namensträgern, wobei jedoch etliche Personen mehrfach aufgeführt sein dürften²⁸. Der Anteil der zweigliedrigen Formen beträgt etwa ein gutes Drittel²⁹, also rund 10% mehr als in Freckenhorst.

²²) Eine genauere Untersuchung steht noch aus. Vgl. aber J. HARTIG: Die münsterländischen Rufnamen im späten Mittelalter (Niederdeutsche Studien, 14), S. 27; 32 f. – W. SCHLAUG: Die altsächsischen Personennamen (wie Anm. 21), S. 184 f.

²³) R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 117–120. – J. HARTIG, a.a.O.

²⁴) Siehe oben Anm. 1 und 2.

²⁵) FÖRSTEMANN I, 1153.

²⁶) E. SCHRÖDER: Altpaderbörnisches, in: Niederdeutsche Studien. Festschrift für C. BORCHLING, Neumünster (1932), S. 14–23, insbesondere S. 18 f. – Vgl. auch W. FOERSTE: Geschichte (wie Anm. 9), Sp. 1758.

²⁷) E. ROTH: Saxonica. Beiträge zur niedersächsischen Sprachgeschichte (Skrifter utgivna av Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Lund, 44), Lund 1949, S. 87.

²⁸) R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 114.

²⁹) R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 123.

VI. Charakteristisch für die Freckenhorster Überlieferung ist der hohe Anteil der Kurzformen mit 74,6⁰%. Da es sich hier um eine Hörigenliste handelt und außerdem in gleichzeitigen Urkunden die Vollformen weit überwiegen, hat man u. a. wegen der durch G. Wehrle an älterem Material getroffenen Feststellungen hierin den Reflex sozialer Unterschiede sehen wollen³⁰, wobei die Neigung zum Gebrauch des Kurznamens in erster Linie den unteren Volksschichten zugeschrieben wurde. Auffällig ist dann aber der Kölner Befund, wo ungefähr zur selben Zeit immerhin 65⁰% der genannten Personen einen Kurznamen tragen. Diese Leute sind jedoch mit ziemlicher Sicherheit nicht dem Hörigenstand zuzurechnen³¹. Darum wird auch für Westfalen anzunehmen sein, daß in der Vorliebe für die Kurznamen lediglich ein allgemeiner Brauch zum Ausdruck kommt.

Für den Vergleich der westfälischen mit den rheinischen Namen ist der Anteil der verschiedenen Bildungsweisen bei den Kurzformen von einiger Bedeutung. Die Gruppierung lehnt sich der besseren Übersicht wegen eng an die von R. Schützeichel gegebene Einteilung an³². Bei einzelnen Gruppen scheint uns jedoch eine schärfere Differenzierung noch ergiebiger zu sein.

1. *Beinamen älteren Typs: Boli, Geba, Gisla, Junggi, Manni, Vuerin.* [Köln: *Ernist, Karl, Walacho, Wielant, Duua*; mit Vorbehalt auch *Gisla, Jungo, Tegenno, Wiua*].

2. *Lallnamen: Boso*³³. [Köln: *Ava, Tetta, Nanna, Nanno, Buoso, Woppo*].

3. *Männliche Kurzformen auf -o: Abbo, Bauo, Benno, Boio, Buno, Diddo, Dudo, Eilo, Ekko, Eppo (Heppo), Vocko (Vokko), Gero, Gingo, Habo, Haddo, Hebo, Hibbo, Hillo, Hoio, Huno, Iko (Hiko), Immo, Jebbo, Kanko (Canco), Liuppo, Makko, Memo, Odo, Sello,*

³⁰) G. WEHRLE: Zu den ältesten germanischen Personennamen, Mainzer Zeitschrift 5 (1910) 54–66, insbesondere 57. – BACH I, §§ 302, 437.

³¹) Vgl. oben Anm. 16.

³²) R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 120–123. – Wegen der uns gestellten Aufgabe kann darauf verzichtet werden, die Problematik bei der Zuordnung einzelner Namen zu referieren und näher darauf einzugehen. – Zu vergleichen ist BACH I, §§ 89–112.

³³) Dieser Name wäre wohl besser den Beinamen älteren Typs zuzuordnen, vgl. W. SCHLAUG: Studien (wie Anm. 17), S. 179 mit der dort angegebenen Literatur.

Sikko (Sicko), Vbbo. [Köln: *Bardo, Benno, Eppo, Erpo, Euero, Haddo (Hatho), Hiddo (Hidde), Nanno, Racko, Tiedo, Vocco, Woppo*].

4. *Weibliche Kurzformen auf -a: Eila, Emma, Imma, Sahsa, Willa.* [Köln: *Abba, Berta, Ethela, Gela, Gūda, Hemma, Hilda (Hilde), Ida, Imma, Megena, Nanna, Reda, Regena, Uda, Vocca, Willa, Wunna*].

5. *Bildungen mit -z-Suffix*³⁴:

a) *Männliche Kurzformen auf -zo: Alzo (Also), Azo, Eizo (Etzo), Fizo, Gunzo, Hozo, Jazo, Jezo, Lanzo, Liudzo (Liuzo), Meinzo, Nizo, Razo, Sizo, Tiazio (Tiezo, Tizo, Thiezo), Witzo (Wizo).* [Köln: *Azzo, Benzo, Blizo, Eingezo, Eluezo, Euezo, Gezo, Gunzo, Hilzo, Razo, Tiezo, Wazzo, Wereco, Wizo*].

b) *Weibliche Kurzformen auf -za: Liuza, Thieza.* [Köln: *Bliza, Eingeza, Eueza, Geza, Goeza (Goza), Oza, Tieza*].

c) *Männliche Kurzformen auf -izo: Inggizo, Rikizo, Willezo, Winizo.* [Köln: *Sigezo, Wipezo*].

d) *Weibliche Kurzformen auf -iza: Imiza.* [Köln: *Imeza, Irmeza, Kuneza, Richeza, Sigeza, Willeza*].

e) *Männliche Kurzformen auf -inzo: Reinzo, Wirinzo.* [Köln: *Regenzo (Reginzo), Werenzo*]³⁵.

f) *Weibliche Kurzformen auf -inza: keine* [Köln: *Megenza, Regenza (Reginza), Werenza*]³⁵.

g) *Männliche Kurzformen auf -z- + -ko (bzw. -z- + -cho): Azeko (Atzeko), Hazeko (Hatzico), Hesiko, Lanziko, Liudciko (Liuzako), Meinciko (Meinziko), Raziko, Roziko, Tieziko (Thieziko, Tiziko, Thiezeko), Wiziko.* [Köln: *Hacedo*].

h) *Weibliche Kurzformen auf -z- + -ka (bzw. -z- +*

³⁴) R. SCHÜTZEL, a.a.O. S. 122 f., faßt alle Erscheinungsformen des -z-Suffixes in einer Gruppe zusammen.

³⁵) Die Gruppen 5 e–f gehören im Grunde zu den Gruppen 5 a–b, denn es handelt sich um Stämme, die auf Nasal ausgehen und durch das -z-Suffix erweitert wurden, nicht aber um echtes -n-Infix wie etwa bei *Richinzo/Richinza* (FÖRSTEMANN I, 1258).

-cha): *Hacika*. [Köln: *Bececha* (*Bezecha*), *Hacecha*, *Hizcecha* (*Hizzecha*), *Tiececha*].

- i) *Männliche Kurzformen auf -z- + -kīn* (bzw. *-z- + chīn*): *Azekin*, *Lanzikin* (*Lancikin*), *Witzikin* (*Wizikin*). [Köln: *Ecechin*, *Esechin*, *Gozechin*, *Lenzechin*, *Lucechin*, *Tiecechin*, *Wicechin*].
- j) *Kurzformen auf -z- + -l(o)*: *Hezil* (*Hizel*, *Hizil*, *Hitzil*), *Mazil*, *Vucel* (*Wizel*, *Wizil*, *Witzil*). [Köln: *Ecelo*, *Guncelo*, *Hercelo*, *Hezel*, *Ruecelo*, *Wezel*].
- k) *Weibliche Kurzformen auf -z- + -la*: keine [Köln: *Acela*, *Becela* (*Bezela*), *Ruecela* (*Ruzela*)].
- l) *Männliche Kurzformen auf -z- + līn*: *Azelin* (*Æcelin*, *Azilin*, *Acelin*, *Atzilin*, *Atcilin*), *Tiezelin* (*Thiezelin*). [Köln: *Ecelin*, *Tiecelin*].
6. *Bildungen mit -l-Suffix*³⁶:
- a) *Männliche Kurzformen auf -l(o)*: *Ghielo*, *Tilo*. [Köln: *Regil*, *Tenkelo*]. Vgl. auch oben 5 j.
- b) *Weibliche Kurzformen auf -la*: keine. [Köln: *Eingela*, *Emela*, *Gundela*]. Vgl. auch oben 5 k.
- c) *Männliche Kurzformen auf -līn*: *Abbilin*, *Vockilin*. [Köln: keine].
7. *Bildungen mit -k- (bzw. -ch-)-Suffix*³⁶:
- a) *Männliche Kurzformen auf -ko* (bzw. *-cho*): *Abbiko*, *Adiko*, *Aldiko*, *Aliko*, *Amoko* (*Ammoko*), *Attiko*, *Benniko*, *Boiko*, *Buniko*, *Deiko*, *Eiliko* (*Eilico*, *Eliko*), *Ekkiko*, *Eniko*, *Eppiko*, *Esik*, *Faderiko* (*Vaderiko*), *Fadiko* (*Vadiko*), *Fretheiko*, *Geliko* (*Gheliko*, *Gieliko*), *Guniko*, *Hameko*, *Hemoko* (*Hemuko*), *Hiko*, *Hoiko* (*Hoyko*), *Huniko*, *Ibiko*, *Ikico*, *Imiko*, *Iseko* (*Isiko*), *Iziko*, *Lieuiko* (*Lienico*, *Lieueko*), *Liu-diko*, *Manniko*, *Sahssiko*, *Saleko*, *Suitthiko* (= *Suithiko*), *Tetiko*, *Tidiko* (*Tiediko*, *Tiedico*, *Thiediko*), *Vbik*, *Waldiko*, *Waliko*, *Vuenniko*, *Williko*. [Köln: *Eiluecho*, *Lieuecho*].

³⁶) Bei R. SCHÜTZEICHEL, a.a.O. S. 123, sind die Namen mit *-l-* bzw. *-ch-*-Suffix jeweils in einer Gruppe zusammengefaßt.

- b) *Weibliche Kurzformen auf -ka (bzw. -cha): Attika, Bauika, Bettika, Eppika.* [Köln: *Aluecha, Herecha, Luuecha, Wendecha, Willecha*].
- c) *Kurzformen auf -kīn (bzw. -chīn): Alikin, Bettikin, Bunikin, Eilikin (Elikin), Hiddikin, Ibikin, Imikin, Lieuikin, Mannikin.* [Köln: *Beuechin, Duedechin, Eiluechin (Eluechin), Godechin, Hiddechin, Hunechin, Imechin (Imegin, Immechin), Lendechin, Meinechin, Wiuechin*].

8. *Bildungen auf -man: Hereman (Heriman), Siman.* [Köln: *Adelman, Godeman, Hereman, Luceman, Lucelman*].

9. *Bildungen auf -wif: keine* [Köln: *Acewif, Gelwif, Regin-uuf*].

Die folgenden Gruppen sind in der Kölner Namenliste nicht vertreten:

10. *Bildungen auf -ing³⁷: Aluing, Balding, Rading, Rothing, Thuring, Vuiking.*

11. *Bildungen auf -i³⁸: Abbi, Boli, Geli, Hedi, Hodi, Junggi, Manni, Meni, Razi, Vbbi, Wenni (Vuenni).*

12. *Bildungen mit dreifachem Suffix (-z- + -z- + il)³⁹: Azezil.*

VII. Die Zahl der im Freckenhorster Heberegister genannten Frauennamen reicht für einen Vergleich nicht aus. Dafür lassen die Männernamen einige charakteristische Unterschiede erkennen. Die Westfalen zeigen eine ausgesprochene Vorliebe für Kurzformen auf *-iko* (7a), *-izo* (5c) und *-iziko* (5g), die in der Kölner Liste verhältnismäßig selten sind. Dort treten Bildungen mit der Suffixkombination *-zechin* (5i) und solche auf *-man* (8) stärker hervor. Während sich in Köln sowohl Männer wie Frauen mit Kurzformen auf *-chin* (7) finden, scheint *-kin* in Freckenhorst nur auf Männernamen beschränkt gewesen zu sein.

³⁷) Vgl. BACH I, § 106. – W. SCHLAUG: Studien (wie Anm. 17), S. 28 f.

³⁸) Vgl. BACH I, § 97, 2. – Einige der hier aufgeführten Namen erscheinen bereits oben bei den Beinamen älteren Typs, um dort besser mit den kölnischen Entsprechungen vergleichen zu können.

³⁹) W. SCHLAUG: Studien (wie Anm. 17), S. 27.

Auffällig ist die Beliebtheit des *-z*-Suffixes bei den altsächsischen Personennamen⁴⁰. Seine Herkunft ist umstritten. Teils wird es als bodenständig niederdeutsch⁴¹, von andern als hochdeutscher Import aufgefaßt⁴². Tatsächlich darf man wohl annehmen, daß hier eine Namenmode aus westlicheren Kulturräumen aufgenommen wurde⁴³, wobei als vermittelnde Landschaft eher der Westen denn der Süden in Frage kommt. Bei den sowieso außerhalb des sprachlichen Systems stehenden Namen würde eine solche Übernahme am zwanglosesten dies Auftreten eines verschobenen Konsonanten im altsächsischen Sprachbereich erklären; andernfalls hätte sich wohl entsprechend auch das *-k*-Suffix verändern müssen.

Während die Suffixhäufung im Freckenhorster *Azezil* als Zufallsprodukt gelten muß, dürfen die verhältnismäßig häufigen Personennamen auf *-ing* als westfälisches Charakteristikum gelten. Sie fehlen ganz in der Kölner Liste. Das trifft erst recht für die Kurzformen auf *-i* zu. W. Schlaug registriert davon insgesamt etwa 55, die meisten aus der Corveyer Überlieferung⁴⁵. Über die Herkunft des Suffixes besteht keine Einigkeit. Schlaug scheint der Auffassung E. Ekwall's zuzuneigen, der es bei der überwiegenden Mehrzahl der Namen auf das diminuierende *-in*, mit frühem Schwund des auslautenden *-n*, zurückführen will, weil maskuline *-ja*-Stämme selten und in deutlichem Absterben sind⁴⁶. Jedoch zeigen Ortsnamen aus dem Freckenhorster Hebereregister,

⁴⁰ L. FRIEDRICH (wie Anm. 3), S. 42 f.

⁴¹ I. KLATT: Das *s-* (*-z*) Suffix als Bildungssuffix. Ein Beitrag zu seiner Herleitung unter besonderer Berücksichtigung der niederdeutschen Personennamen (*Germanische Studien*, 204), Berlin 1938, S. 27 ff. – J. MANSION: *Oud-Gentsche naamkunde*, 's-Gravenhage 1924, S. 91–95.

⁴² D. FREYDANK: Zu den altsächsischen Personennamen mit *-z-*, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*, gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 7 (1958), S. 1109 f.

⁴³ Zu beachten ist auch die von M. GYSELING: *Kenmerken* (wie Anm. 1), S. 69 f., vorgetragene und von DEMS.: *Zur Romanisierung germanischer Personennamen in Wallonien im Frühmittelalter*, in: *Namenforschung. Festschrift für A. BACH*, Heidelberg 1965, S. 49–54, insbesondere S. 52 wiederholte Auffassung, wonach wenigstens bestimmte Formen des *-z*-Suffixes romanischen Ursprungs sein könnten. – Zur Frage der Entlehnung ins Altsächsische demnächst G. MÜLLER in: *Frühmittelalterliche Studien* 4 (1970).

⁴⁴ Siehe Anm. 39.

⁴⁵ W. SCHLAUG: *Altsächsische Personennamen* (wie Anm. 21), S. 14. – DERS.: *Studien* (wie Anm. 17), S. 25 f. – Vgl. auch L. FRIEDRICH (wie Anm. 3), S. 44.

⁴⁶ E. EKWALL, *Lunds humanistiska vetenskapssamfundets årsberättelse 1930/31*, S. 16 ff.

daß hier mit einem stärkeren Nachleben von *-ja*-Stämmen gerechnet werden darf⁴⁷: *Adis-tharpa* 37,37; 38,36; 40,1. – *Bunis-tharpa* 38,1,37; 40,22. – *Radis-tharpa* 25,15; 41,14 (= *Radis-thorpa* K 25,31). Entsprechende Stellen aus den Corveyer Traditionen geben an die Hand, wie wenig es sich dabei um eine isolierte, womöglich auf das Münsterland beschränkte Erscheinung handelt⁴⁸. Die endgültige Klärung wird jedoch erst von einer Aufarbeitung des niederdeutschen Ortsnamenmaterials zu erwarten sein.

⁴⁷) Angaben nach E. WADSTEIN (wie Anm. 4). Zitierweise wie oben in Abschnitt IV. – Die Bindestriche geben an, daß die Namensbestandteile in der Handschrift nicht zusammengeschrieben sind.

⁴⁸) BACH I, § 97, 2. – Vgl. A. SOCIN: *Mittelhochdeutschen Namenbuch*, Basel 1903 (Neudruck Darmstadt 1966), S. 182. – Die Richtigkeit dieser Beobachtung wird in diesem Band bestätigt durch den Beitrag von G. MÜLLER: *Starke und schwache Flexion bei den eingliedrigen germanischen Männernamen*.

PADER UND PFATTER

Von Ernst Schwarz

Die folgenden Zeilen haben den Zweck, das oft zitierte Verhältnis der Flußnamen Pader in Westfalen und Pfatter in Bayern zu untersuchen.

Die Schreibungen für die Pader und besonders zahlreich für Paderborn, das an ihr liegt, sind bei Förstemann¹ zusammengestellt. Sie zeigen für den Flußnamen *Patra*, *Pathera*, *Patris*, *Padra*, für den Ort vorwiegend seit dem 8. Jahrhundert *Padrabrunno*, daneben *Patherbrunno*, ohne daß hier auf abweichende einzelne Schreibungen eingegangen werden soll, die für unsere Frage keine Bedeutung haben. Die Belege setzen nach as. Orthographie zunächst eine stimmlose, dann die stimmhafte Spirans *p̄*, *d̄*, das in mnd. Zeit in *d* übergeht, voraus². Die Ableitung von "Pfad" (ags. *pæp̄*, mnd. *pat*, ahd. *pfad*) dürfte allgemein angenommen sein. Nur bereitet das Wort *Pfad* der Forschung nicht geringe Schwierigkeiten. Einheimische Wörter mit *p-* sind im Germanischen bekanntlich sehr selten, und die meisten sind der Entlehnung verdächtig. Deshalb haben schon Kossinna und Müllenhoff auf den undeutschen Charakter des Namens der Pader, des Zuflusses der Lippe, verwiesen³. Nach Baader handelt es sich um ein altes bodenständiges altgermanisches, also randeuropäisches Wort, da idg. **ped-/i*pod-* (in lat. *pedem*, griech. *πόδα*) nicht verwandt sein könne⁴. Er rechnet mit der Bedeutung 'begehbarer Wasserlauf, Wegbach', also mit einem 'Furtbach'. Auch Snyder, mit dessen Aufsatz über unseren Flußnamen⁵ wir uns besonders beschäftigen wollen, vertritt diese Ableitung und es ist ihr, da die Bedeutungszusammenhänge für einen Wasserlauf gegeben

¹) E. FÖRSTEMANN: Altdeutsches Namenbuch, Ortsnamen II, Sp. 459 ff.

²) F. HOLTHAUSEN: Altsächs. Elementarbuch, Heidelberg ²1921, S. 70 ff.

³) G. KOSSINNA: AfdA 16 (1890) S. 36; K. MÜLLENHOFF: Deutsche Altertumskunde II, Berlin 1906, S. 225.

⁴) TH. BAADER: Namenbildung zum Begriffstypus 'Steinbach', Jb. des Vereins für nd. Sprachforschung 78 (1955) S. 47 ff.

⁵) W. SNYDER: Die Flußnamen Pader, Pfettrach, Pfatter und Verwandtes, Beitr. zur Namenforschung, Neue Folge 3 (1968) S. 25–29.

sind, vorderhand auch nichts Besseres entgegenzusetzen. Schon Jellinghaus hat sich dafür ausgesprochen⁶.

Die Versuche, die Entlehnungsgrundlage ausfindig zu machen, sind zahlreich und können nicht befriedigen. Wenn man die germanischen Möglichkeiten⁷ ausschöpft und an altnord. *feta* 'schreiten, treten', idg. **pedo-* 'Schritt' anknüpfen will, findet man wohl eine gesicherte außergermanische Verwandtschaft, aber wie soll der Gegensatz zwischen altnord. *f-t-* und westgerm. *p-þ-* erklärt werden? Das von Mitzka⁸ vorgeschlagene **fōtu-fata-* 'Fußpfad' mit Vertauschung von *fata* > **paþa-* ist ein Auswegsversuch, der kein Zutrauen erweckt. Noch besser würde der Bedeutung nach idg. **pent-*, wofür im Arischen **penth-* angesetzt wird, 'treten, gehen', dazu **pat(h)-* 'Pfad, Furt, Weg, Brücke' passen, dazu das griech. *πόντος* 'Meerespfad, Meer', das tiefstufige *πάτος* m. 'Pfad, Tritt', lat. *pons, -tis* 'Prügelweg durch Sümpfe, Brücke'; doch dann wäre es notwendig, für das Germanische als Grundlage an eine iranische Mundart (vgl. avestisch *paθ-*) zu denken⁹. Sollten die Goten in Betracht kommen, die seit ihrer Wanderung ans Schwarze Meer Nachbarn der Skythen geworden sind¹⁰? Aber das Wort ist im Gotischen nicht vorhanden. Ebenso bleibt es schwierig, als Entlehnungsgrundlage das griech. *πάτος* heranzuziehen. R. Much denkt an die Jazygen, die in der Slowakei Beziehungen zu den Quaden hatten¹¹. Aber dann hätte sich ein germ. **pat(az)* ergeben. Diese Anknüpfungsmöglichkeiten sind nach dem Stand der heutigen Wissenschaft nicht einleuchtend und haben keine Zustimmung gefunden. H. Kuhn führt die Pader unter den Flußnamen auf, die in der Nähe eines Raumes liegen, in dem alte Ortsnamen mit *p-* im Anlaut gehäuft auftreten und bei denen er vermutet, daß hier *p-* in der ersten Lautverschiebung unverschoben geblieben ist. Er möchte zur Ableitung von idg. **ped-* 'Fuß' zurückkehren, ohne zu sagen, wie dann das germ. *-þ-* zu erklären

⁶) H. JELLINGHAUS: Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, Kiel-Leipzig 1896, S. 108.

⁷) Sie deutet R. MUCH bei J. HOOPS: Reallexikon der germ. Altertumskunde III, 1915/16, S. 25 an.

⁸) W. MITZKA: Trübners Deutsches Wb. V, 1954, S. 79 ff.

⁹) J. POKORNY: Idg. et. Wb., S. 800 f.

¹⁰) R. LOEWE: IF 10 (1899) S. 80 ff.; F. KLUGE: Et. Wb. der deutschen Sprache⁶, S. 293.

¹¹) R. MUCH: AfdA 27 (1901) S. 124 f.

ist¹². Snyder kommt zum Ergebnis, daß das vorauszusetzende vorgerm. **batos* nicht als Erbwort aus dem Idg. erklärbar ist, und vermutet, daß Pfad einem Sprachkreis entnommen wurde, mit dem das Westgerm. in mehrfacher Berührung stand, wobei praktisch nur das Keltische in Frage kommen kann¹³. Er denkt der Bedeutung nach an eine Wurzel in der Bedeutung 'gehen'. Wie eine Entlehnung aus einer Sprache mit *b-t* behandelt wird, zeigt das gotische *paida* 'Leibroek, Unterkleid', das über ein mit dem griech. *βαίτη* übereinstimmendes idg. Wort vor der ersten Lautverschiebung mit *-t-* > *-d-* nach dem Vernerschen Gesetze den Weg zunächst in das Ostgerm. gefunden hat. Snyder möchte an ein keltisches **batos* anknüpfen, das er zum idg. **gʷā-/gʷə-* stellt, das nur im Inselkeltischen mit den Bedeutungen 'wahnsinnig, Betäubung, sterben, Tod' belegt ist. Er meint, daß sich im Germ. im Lehnwort *Pfad* eine auf 'gehen' zurückgehende Bedeutung noch erhalten habe. Bedenkt man aber, daß der Bedeutungsübergang schwierig bleibt, die Zahl der vor der ersten Lautverschiebung aus dem Keltischen übernommenen Lehnwörter außerordentlich gering ist, dazugehörige Flußnamen zu fehlen scheinen, muß man auch diesem neuen Versuch skeptisch gegenüberstehen. Snyder erwägt schließlich, ob eine Beziehung zu dem illyrischen Flußnamen *Batinus* in Picenum, *Bathinus*, Nebenfluß der Drau in Pannonien, und *Pessenbach*, Nebenfluß der Isar in Bayern, bestehen könne, vielleicht auch zum Stammesnamen *Βατίνοι, Βατεινοί*¹⁴, der von Ptolemaeus¹⁵ (II 11, 20) nach Nordböhmen versetzt wird. Er denkt an einen Flußnamen wie **Batos* und an eine Wurzel **bat-*, die lautlich mit der für Pader vorauszusetzenden Grundlage übereinstimme. Er setzt hinzu, es sei eine Frage, ob dies eventuell für den Flußnamen Pader und die süddeutsche Pfatter in Betracht komme, da Lehnwörter aus dem Illyrischen im Germ. kaum nachweisbar sind. Der Flußname in Pannonien, an dem sich *Bato*, ein Führer im großen illyrischen Aufstand 6–9 n. Chr. im Jahre 8 den Römern ergab, heißt heute *Bednja* in Kroatien, wobei eine Anlehnung an kroatisches *badanj* 'Kufe', das ein Lehnwort aus dem Germ. ist, erwogen wird. Sowohl für den Personen-

¹²) H. KUHN: Vor- und frühgerm. Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden, Westfäl. Forsch. 12 (1959) S. 7, 8, 30; Anlautend *p-* im Germ., Zs. f. Mundartforsch. 28 (1961) S. 4 ff., 14.

¹³) SNYDER a.a.O., S. 27.

¹⁴) Nicht *Βαθεινοί*, wie SNYDER a.a.O., S. 29 angibt.

¹⁵) O. CUNTZ: Die Geographie des Ptolemaeus. Handschriften, Text und Untersuchungen, Berlin 1923.

namen *Bato* als auch für die genannten Flußnamen wird von A. Mayer¹⁶ ein illyrisches **bat-* 'schnell' erschlossen, wofür Bilinguen beigebracht werden, so daß diese Erklärung einleuchtet. Die Schwierigkeit liegt weniger darin, daß keine Beziehungen zwischen dem Illyrischen auf dem Balkan oder in Pannonien und dem Germanischen in alter Zeit nachweisbar sind, auch nicht darin, daß illyrisches **bat-* auf idg. **bhāt-*, **bhat-* zurückgeht, weil es sich ja nicht um ein idg. Erbwort im Germ., sondern um eine Entlehnung aus dem illyr. **bat-* handeln könnte. Es sind ja in ältester Zeit vorkeltische idg. Sprachen von Pannonien über die Ostalpen- und Sudetenländer bis nach Ostdeutschland gesprochen worden, wie alte Stammes-, Fluß- und Ortsnamen bezeugen¹⁷. Es wäre möglich, daß ein vorkelt. **Batra* in der ersten Lautverschiebung zu germ. **Paþra* geführt hätte. Aber die Bedeutung wäre 'schneller Fluß' gewesen und eine Verbindung mit *Pfad* wäre dann nicht herzustellen. Für eine solche Übernahme vorkelt. Flußnamen, an und für sich nicht unmöglich, fehlen vorderhand weitere Belege.

Ein Zusammenhang von *Pader* mit den süddt. Flußnamen *Pfatter*, *Pfettrach* wird ziemlich allgemein angenommen. Wallner hat die ältere Literatur zu den süddt. Namen zusammengestellt¹⁸. Auch ich habe früher mit Vorbehalt an die Pader und den Po erinnert¹⁹, ebenso tut es H. Kuhn²⁰. Darauf wird am Schluß dieses Beitrages noch kurz einzugehen sein. Die Verbindung der Pader mit den süddeutschen *Pfatter*, *Pfettrach* wird noch von Snyder behauptet. Es handelt sich um drei Flüsse in Bayern: die *Pfatter*, die östlich Regensburg rechts in die alte Donau beim Orte *Pfatter* mündet, die *Pfettrach*, die links in die kleine Isar fließt, und einen gleichnamigen Fluß links zur Amper mit dem Ortsnamen *Pfettrach*, jetzt *Mauerner Bach* genannt. Die Belege sind

¹⁶) A. MAYER: Die Sprache der alten Illyrier. Schriften der Balkan-Kommission, Linguist. Abt., Ost. Akad. der Wiss., phil.-hist. Klasse 15, Wien 1957, S. 79 ff., 16, 1959, S. 20 ff.

¹⁷) Belege bei E. SCHWARZ: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, München ²1961, in: Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte I, S. 17 ff.

¹⁸) E. WALLNER: Altbairische Siedlungsgeschichte, München 1924, S. 8.

¹⁹) E. SCHWARZ: Die bairische Landnahme um Regensburg im Spiegel der Völker- und Ortsnamen, Beitr. z. Namenforsch. 1 (1949) S. 60 ff.; Die namenkundlichen Grundlagen der Siedlungsgeschichte des Landkreises Regensburg, Verh. des Hist. Vereins für Oberpfalz und Regensburg 93 (1952) S. 29 ff.

²⁰) H. KUHN: Westfäl. Forsch. 12, S. 8; Zs. f. Mundartforsch. 28, S. 23.

mit Literaturangaben am vollständigsten von Snyder²¹ zusammengestellt. Mit der Deutung beschäftigt sich außer dem in Anm. 5 genannten Aufsatz ein früherer²². Er bemüht sich, die auffallenden Unstimmigkeiten zu beseitigen. Er geht bei der Pader von der Vorform **Padera* aus, die aber als jüngere Gestalt von **Pathera* besser verstanden werden kann, weil dann ein Zusammenhang mit *Pfad* möglich ist, was freilich als strittig betrachtet werden könnte. Eine Verbindung mit idg. **pet-* 'fallen, fliegen' wird von ihm abgelehnt, weil das vorauszusetzende -*d-* der Flußnamen sich damit nicht vereinbaren lasse. Die Wurzel idg. **ped-*, *pod-* 'Schritt, Fuß' müsse aus semasiologischen Gründen abgelehnt werden. Snyder gibt aber die für idg. **pet-*, **pot-* vom Verf.²³ gebotenen Erklärungsmöglichkeiten ungenau wieder. Es ist ihm entgangen, daß die neue Ableitung von Pfatter, Pfettrach in einem eigenen Aufsatz²⁴ ausführlich begründet worden ist.

Es handelt sich bei der Pfatter, 822 *Phatriu*, um ein *a*, das zu *ä* umgelautet worden ist (Sekundärumlaut), wie eine Schreibung von 1197 bis 1220 *Phaeter* und die mundartl. Aussprache *pfāda* sichern. Bei den beiden Pfettrach dagegen, für den Nebenfluß der Isar 831 *Feterach*, 1220–30 *Phetra*, und den Nebenbach der Amper, 755 *Phetarabha flumen* (der Zusatz *-aha* ist bei vorgermanischen Flußnamen nicht selten), liegt ein *e*-Stamm vor, ebenso bei dem im 12. Jh. genannten *Pheterprunnen*, der wohl in der Oberpfalz im Chamer Becken zu suchen ist. Diese Flußnamen unterscheiden sich durch *a* bzw. *e* in der ersten Silbe, was einen idg. Ablaut *e*: *o* nahe legt. Nun wird *t* in der Stellung vor *r* bei der zweiten Lautverschiebung nicht verschoben, deshalb ist der Ansatz idg. **pet-*, **pot-* möglich. Da es sich in Bayern um vier Gewässernamen handelt, wird mit der Bedeutung 'Fluß' zu rechnen sein.

²¹) W. SNYDER: Die rechten Nebenflüsse der Donau von der Quelle bis zur Mündung des Inn (Akad. der Wiss. und der Lit. Mainz, Hydronymia Germaniae, Reihe A, Lief. 3), Wiesbaden 1964, S. 77, 78.

²²) DERS.: Zur ältesten Namensschicht der rechten Nebenflüsse der Donau, Beitr. z. Namenforsch. 16 (1965) S. 192.

²³) E. SCHWARZ: Sprache und Siedlung in Nordostbayern (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft, 4), Nürnberg 1960, S. 20 (nicht S. 71, wie SNYDER, Beitr. z. Namenforsch. 16, S. 192 und Anm. 68, und 1956, S. 189, wie er ebda. N.F. 3, S. 25, Anm. 2 angibt).

²⁴) E. SCHWARZ: Pfatter und Pfreimd, Verh. des Hist. Vereins für Oberpfalz und Regensburg 101 (1960/61) S. 203–204.

Diese genannten Stämme sind tatsächlich in dieser Bedeutung nachweisbar. Zu den verschiedenen Bedeutungen, die das in den idg. Sprachen vorliegende **pet-*, ablautend **pot-* 'auf etwas los- oder niederstürzen, fliegen, fallen' besitzt, gehört auch griech. ποταμός 'Fluß', nach Pokorny²⁵ eigentlich 'Wassersturz'. Der Stamm ist alt. Wie das Nebeneinander von Nom. **petr*: Gen. Sg. **pet-n-és* 'Flügel' zeigt, handelt es sich um ein Heteroklitikon. Das *r* kann ohne Bindevokal antreten, vgl. altind. *páttra* 'Flügel'. Nach den von Krahe²⁶ gegebenen Beispielen gibt es auch Flußnamen ohne Bindevokal, vgl. **Isros* > *Istros* 'Ister, Donau'. Es kann ein idg. **Potrā* bzw. *Potriā* (das Suffix *-iō* ist häufig in Flußnamen) angesetzt werden, denn gewisse Suffixe wie *-r-* und *-m-*²⁷ spielen eine Rolle. Dieses liegt in griech. ποταμός vor, dazu in *Almos* auf der Balkanhalbinsel (bulg. *Lom*), mit Zwischenvokal litauisch *Varamos*. Die Flußnamen *Pfatter* und *Pfetrach* in Bayern setzen demnach idg. **Potriā* bzw. **Petrā* 'Fluß' voraus. Auch außerhalb des Griech. ist der Stamm **pet-* in der Flußnamengebung vertreten, z. B. in russisch *Pripjet*, altruss. *Pripet* (in der Nestorchronik), und Vasmer²⁸ trägt kein Bedenken, ihn mit ποταμός zusammenzustellen. Die Bedeutung ist 'Nebenfluß'.

Dieser Sinn ist so einleuchtend, daß diese Ableitung den Vorzug verdient, zumal die Flüsse *Pfatter* und *Pfetrach* damit lautlich einwandfrei verbunden werden können. Wegen des idg. *t* ist *Pader* davon zu trennen, ebenso *Pfedelbach* im Neckarsystem, als Ortsname 1037 *Phadelbach*²⁹, worin ein **Papila*, Weiterbildung zu **Paḥ-* stecken kann.

Es ist dann auch nicht möglich, daß es sich bei den genannten Flußnamen in Bayern entweder um Übertragung norddeutscher Flußnamen oder um Reste eines germanischen Gewässerwortes handelt³⁰. Unsere Darlegungen haben zu einem idg. Flußnamenwort **pet-*, **pot-* geführt,

²⁵) J. POKORNY: Idg. et. Wb., S. 825 ff.

²⁶) H. KRAHE: Sprachgeschichte und Wortbedeutung, in: Festschrift A. DEBRUNNER, 1954, S. 234; Die Struktur der alteuropäischen Hydronymie (Akad. der Wiss. und der Lit. Mainz, Abh. der geistes- und sozialwiss. Klasse, 1962, Nr. 5), S. 296; Sprache und Vorzeit, Heidelberg 1954, S. 54.

²⁷) KRAHE: Struktur, S. 295.

²⁸) M. VASMER: Russ. et. Wb. II, 1953 ff., S. 433.

²⁹) A. SCHMIDT: Das Flußgebiet des Neckar (Hydronymia Germaniae, Reihe A, Lief. 1), Wiesbaden 1962, S. 88; DIES.: Die älteste Namensschicht im Stromgebiet des Neckar, Beitr. z. Namenf. 12 (1961) S. 244 ff.

³⁰) So SNYDER, Beitr. z. Namenforsch. NF. 3 (1968) S. 26.

das allen Anforderungen entspricht. Der Ablaut *e : o* und der Suffixwechsel *r : m* zeugen für idg. Herkunft. Der Übergang von *o* zu *a* in *Pfatter* ist in Süddeutschland (und auch außerhalb von Deutschland) sehr häufig, vgl. Naab, alt *Napa*, in der Oberpfalz < **Nobhā*, Rednitz, 793 *Radantia* < idg. **Rodantiā*, Pegnitz, 889 *Pagniza* < idg. **Bhogantiā*³¹. Auf die in letzter Zeit mehrfach behandelte Frage nach dem Ursprung dieses alteuropäischen *a* < idg. *o* kann hier nicht eingegangen werden³². Die Bewahrung des idg. *p-* in *Pfatter*, *Pfettrach* ist in Süddeutschland nicht vereinzelt, wie Pfreimd in der Oberpfalz < **Prīmuda* 'Nebenbach'³³, Kupfer, Nebenfluß des Kocher, 789 *Cupfere* (für den gleichnamigen Ort) < idg. **Kupara*³⁴, Schefflenz, Nebenfluß der Jagst, der darnach benannte Ort 8. Jh. *in villa Scaplanzu* < idg. **Skopilantia*³⁵ zeigen. Die Bewahrung des *p-* verrät, daß es sich nicht um keltische, sondern vorkeltische Namen handelt, wie mit Recht immer betont wird. Das Keltische hatte die Möglichkeit, ältere Namen mit *p* und *a* zu übernehmen, denn es hatte ein neues *p* aus *qʷ* und seit ältester Zeit ein *a*. Auf nichtkeltischem Gebiet wie in Westfalen kann ein altes *o* in germanischem Munde im 1. vorchristlichen Jh. zu *a* geworden sein.

Der *Padus* 'Po' kann nicht zu den süddeutschen Flußnamen gestellt werden, weil hier ein **pad-* und eventuell **pod-* vorliegt. Krahe hat mit Vorbehalt versucht, das vermutlich ligurische *Bodincus* für den Oberlauf mit *Padus*, dessen kurzes *a* metrisch gesichert ist, zusammenzubringen³⁶. Da die Indogermanen in Italien zugewanderte Völker darstellen, ist es möglich, daß es sich bei *Padus* um einen voridg. Namen handelt, obwohl es auch idg. Flußnamen auf der Halbinsel gibt. Eine Ableitung aus dem Idg. hat Pokorny versucht³⁷.

³¹) Darüber zuletzt E. SCHWARZ: Sprache und Siedlung in Nordostbayern, S. 21 ff.

³²) Darüber, mit weiteren Literaturangaben, E. SCHWARZ: Die Naristenfrage in namenkundlicher Sicht, Zs. für bayer. Landesgeschichte 32 (1969) S. 453 ff.

³³) E. SCHWARZ: Sprache und Siedlung, S. 18 ff.

³⁴) KRAHE: Süddeutsche Flußnamen, Beiträge 69 (1943) S. 485; Beitr. zur Namenforsch. 8 (1957) S. 4.

³⁵) KRAHE, Beitr. 69, S. 486 ff.; A. SCHMID, Beitr. z. Namenf. 13 (1962) S. 122 ff., 212.

³⁶) KRAHE: Zu einigen alten Gewässernamen aus idg. **bbedh-*, ebda. 14 (1963) S. 185 ff.; dazu auch G. ROHLFS: Studia Onomastica Monacensia I, 1960, S. 10, Anm. 35.

³⁷) POKORNY: Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier, Halle 1938, S. 94. Nach A. SCHERER: VII Congresso internazionale di scienze onomastiche, Atti e Memorie II, Firenze 1963, S. 417 fehlt bei *Pad-* eine sichere Etymologie.

KULTISCHE FLURNAMEN IN NIEDERSACHSEN

Von Heinrich Wesche

Über das Alter von Flurnamen denken wir jetzt anders als vor wenigen Jahrzehnten. Noch mein Lehrer Edward Schröder legte bei seiner Namenforschung nicht sonderlich Wert auf sie. Zwar hat er in den Aufsätzen über *harug* und *Balder* sich auf FlrN gestützt. Aber, das war bei ihm und das war in seiner Zeit eine seltene Ausnahme. Da besonders in Norddeutschland die Quellen für FlrN erst seit dem 16. Jh. stärker fließen, glaubte man wohl auch, die meisten FlrN seien relativ jung. Das erklärt sicher zum einen Teil, daß man sich früher so wenig mit ihnen beschäftigt hat. Nun ist natürlich unbestritten, daß in der Tat ein großer Teil, vielleicht sogar der größte Teil von ihnen verhältnismäßig jung ist. Aber ebenso steht ohne Zweifel fest, daß wir Gruppen von FlrN haben, die auf ein recht hohes Alter zurückgehen. Die sog. vorgerm. ON und FlrN, über deren Zahl und Verbreitung noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, lasse ich hier außer Betracht. Wir behandeln hier eine andere Gruppe alter Namen, die heidnisch-kultischen FlrN. Sie müssen bis in die Zeit vor der Christianisierung Nordwestdeutschlands zurückgehen, sie sind über 1000 Jahre alt. Ich versuche Forschungen weiterzuführen, über die ich zuerst auf dem VI. Internationalen Namenskongreß 1958 in München berichtet habe¹.

Ein Nachtrag dazu. Noch zweimal kann ich *Negenborn* mit *Helle* vergesellschaftet nachweisen. Einmal unmittelbar vor den Toren der Stadt Einbeck; das andere Mal im Gartetal, südöstlich von Göttingen, wo sich beim Wirtshaus Waterloo ein *Negenborn* vorfindet, der schon im 15. Jh. eine *Helle* neben sich hat. Auch der Ort Kalefeld OHA ist damals mit einigen FlrN genannt. Ich trage nach: *de Hellegaren, der Heiligencamp*, mda. *Hiljenkamp, die Tillysteine* und der *Aspfluß*. Im Nachbardorf Imbshausen liegt an der

¹) Stud. Onomastica Monacensia IV (1961) 780 ff.

Autobahn *die Hellgewiesche, der Asberg, der Aslochborn* mda. verballhornt *Aschlochborn*².

Die *Wuöldersteine* oder *Wöl'ersteine* am Kahlberge sind eine bemerkenswerte Felsgruppe im Auetale. 1912 wurden hier noch Osterfeuer von Kalefeld abgebrannt³. Schon Lampe denkt an einen Zusammenhang mit *Wodan*. Wegen der anderen kultischen Namen hier und im Nachbarort Drögerode halte ich seine Ansicht für sicher. Kalefeld war auch eine bekannte alte Gerichtsstätte; der FlrN *Dingsteh* westlich des Dorfes weist bis heute darauf hin.

Das Alter der schriftlichen Überlieferung fällt dabei kaum ins Gewicht. Wir haben in Niedersachsen Gemeinden, von denen vor dem 18. Jh., ja teilweise vor 1800 überhaupt kein FlrN überliefert ist. Trotzdem können auch sie alte FlrN aufweisen. Eine gewisse Skepsis in bezug auf das Alter der FlrN scheint aber in der Tat nicht unberechtigt. Dieser Aufsatz ist ein Versuch und ein Wagnis.

In manchen Fällen läßt sich dem Mißtrauen begegnen und seiner Herr werden. Kultische FlrN kann es nur in altbesiedelten Gebieten geben. Wer mit der Natur des Landes von heute bekannt ist, wer sie für ältere Zeit deuten kann und wem archäologische Methoden nicht ganz fremd sind, der wird hierbei nicht oft in die Irre gehen. Autopsie ist leider nicht immer zu erreichen; in zweifelhaften Fällen aber ist sie notwendig. Ich habe diese Voraussetzung zu erfüllen gesucht. Noch etwas anderes kommt uns zur Hilfe und das halte ich für sehr wichtig. Ich habe in Niedersachsen immer wieder gefunden, daß kultische FlrN selten allein auftreten, sondern meist gehäuft. Man ist oft beinahe versucht, von kultischen Klein- oder Kleinstlandschaften zu sprechen. Nur selten habe ich hier auf isolierte FlrN hingewiesen. Ein einziger FlrN von vielleicht kultischem Charakter hat immer etwas Dubioses an sich; es ist nur selten möglich, ihn religionsgeschichtlich auszuwerten, meist auch nicht zu verantworten. Ich betrachte daher immer landschaftlich eng beieinanderliegende FlrN. Das ist auch nicht ein x durch ein y und beide wieder durch ein z erklären, sondern hier stützen sich die Namen dann gegenseitig. Der einzelne Name mag kein besonderes Gewicht haben und isoliert würde ihn vielleicht niemand hierher stellen, aber sämtliche Namen einer Gruppe, einer Sinngruppe, um einen Ausdruck

²) Das ON-Paar aus dieser Landschaft *Oppershausen* und *Ablshausen* gehört aber nicht in unseren Zusammenhang. *Ablshausen* ist kein unechtes Kompositum zu *alah* wie *Alsfeld*, sondern ein altes *Adeleshusen*.

³) W. LAMPE, Kreiskalender Osterode 1913, 73ff.

von Kaspers zu gebrauchen, dürften doch wohl eindeutig sein und auf kultische Bezüge hinweisen.

Aus diesem Grunde scheint es mir noch verfrüht, einzelne Wörter, an deren kultischer Bedeutung in manchen Fällen nicht zu rütteln ist, isoliert über das ganze Gebiet Niedersachsens zu verfolgen. Natürlich können schon zwei Wörter zusammengenommen für sichere kultische Bedeutung sprechen. Aber das scheint mir im großen und ganzen doch noch eine zu schmale Basis. Als Beispiel nenne ich *belle*; es hat die verschiedensten Bedeutungen. Die kahle Stelle, die Blöße (etwa abgeholztes Waldstück), der Abhang, die verborgene Stelle u. a. m. Wo es aber mit dem ON und FlrN *Negenborn* vergesellschaftet auftritt und dazu meist noch andere hierhergehörige FlrN im Gefolge dieser beiden Namen sich finden, da wird auch der stärkste Skeptiker von einer profanen Deutung absehen müssen⁴. Ich verzichte i. allg. darauf, nicht nur die bisherigen *belle*-Belege vorzuführen, sondern auch die, wo es nur mit einem anderen FlrN wie *Himmelreich*, *Teufelsküche*, *Predigtstuhl* u. a. zusammen auftritt⁵. Wenn unsere FlrN-Sammlungen vermehrt sind und wenn alle besser ausgewertet werden können, wird man auch bei *belle* klarer sehen.

Eine in Südniedersachsen häufiger vorkommende Gruppe *Beddebure* und *Bollas* wird mein Schüler Wolfgang Kramer demnächst in seiner Arbeit über die Flurnamen des alten Amtes Moringen untersuchen.

Auch die vielen *Hengstberge* der Lüneburger Heide warten auf eine zusammenfassende Behandlung. Jedenfalls sind viele *Hengstberge* sicher niemals Orte gewesen, die als Hengstweide hätten dienen können. Das hat schon v. Hammerstein-Loxten gewußt (Bardengau S. 563 ff.). Bei einigen von ihnen kann man vielleicht die profane Bedeutung ansetzen, bei vielen anderen läßt mich der Augenschein das absolut bezweifeln.

Auch die vielen niedersächsischen *Bocks-* und *Blocksberge* harren einer einwandfreien Sammlung. Viele sind mir kultisch verdächtig, oft mit anderen ähnlichen Namen vergesellschaftet; oft aber auch allein, wie etwa der *Blocksberg* bei Dohren WL, der Hügelgräber trägt, und ein anderer *Blocksberg* bei Vietze DAN, der eine vorgeschichtliche Wallanlage hat.

Meine Beispiele stammen fast alle aus dem Gebiet Niedersachsens östlich der Weser. Es liegt nicht daran, daß im westlichen Teil solche Kultgebiete fehlten⁶, sondern nur daran, daß mir nur für den östlichen Teil FlrN-Sammlungen im ausreichenden Maße zur Verfügung stehen.

⁴ Wie ein FlrN *in de Hölle* in der Neuzeit entstehen kann, zeigt dieser Name in der Gemeinde Strang bei Iburg; hier wohnte früher eine Familie *Düwel*. Breetze LG hat auch einen FlrN *in der Hölle*. Das ist guter Lehm- bzw. Tonboden, ein Bruch mit Eichengehölz und mannigfachen Quellen. Hier soll einmal ein Reiter ertrunken sein.

⁵ Wie etwa *Hellekamp*, *-weg* und *Himmelreich* in Hüddersum und *Hellbornbach*, *am Donnerkopf* und *Höllermöllerkamp* in Sorsum, beide HI.

⁶ Der Hümmling, das Gebiet um die Externsteine, das Rintelner Becken scheinen mir Landschaften zu sein, die für unsere Frage ergiebig sein könnten.

Beginnen wir bei der zentralen Lüneburger Heide mit einigen kleinen Kultlandschaften. Bei Hermannsburg CE liegt die räumlich größte Lüneburger Landgemeinde Weesen mit vielen Einzelhöfen. Weesen ist ein uralter Siedlungsplatz. Bei Schmarbeck und den Ohehöfen liegt *der Hilkenlob*, d. i. *der hlg. Lob*; in seiner Nähe wird im 16. Jh. *die Hilkenawe*, *die hlg. Aue* genannt. Benachbart dem *Hilkenlob* ist *die Dübelshei*; 1777 wird hier auch *der Dübelsgrund* noch erwähnt. Heute hier *der Hilgenberg*, bei ihm *der Düwelsbrühl* und *der Tempel*, die höchste Erhebung des Hauszelberges. Bei den Ohehöfen liegt der *Barbusch*. Man bringt den Namen oft mit *bar* "Eber" zusammen; schwerlich mit Recht. Der Eber heißt und hieß hier immer *Kempe*; man müßte also einen *Swīn-* oder *Kempenbusch* erwarten. Auch landwirtschaftlich ist im *Barbusch* Schweineweide unmöglich. Der Boden ist so steril, daß hier weder Eichen noch Buchen wachsen können, also Schweinemast nicht in Frage kommt⁷. Ist es zu gewagt, in *Barbusch* das alte *baro* 'heiliger Hain' zu vermuten, wie es mir z. B. auch in *Barel* LIN wahrscheinlich erscheint⁸?

Bei Weesen liegt der Hiesterhof, einer der schönsten und größten Heidehöfe. Bis gegen 1900 wurde in den Dörfern um Hermannsburg das Pferd, wenn Ältere mit Kindern sprachen, *hiest* genannt. Der Hofname scheint mir darauf irgendwie Bezug zu haben. Interessant ist, daß auf dem Hiesterhof nachweislich seit dem hohen Mittelalter bis in den ersten Weltkrieg hinein nur Schimmel gehalten wurden und hier eine ausgesprochene Schimmelzucht betrieben wurde⁹. Ich stelle nur die Frage, sollte sich in dieser Zucht ein Rest heidnischer Tradition erhalten haben? In diesem Zusammenhang gehört wohl auch, daß in nicht allzuweiter Entfernung (8–10 km) nordöstlich über die Ohe-Höfe hinaus in Dreilingen UE früher ein sehr großer Findling¹⁰ *de griese Page*

⁷) Ich habe mir dies Gelände mit dem Besitzer, dem Dipl.-Forst- und Landwirt W. v. d. Ohe, der mit der Natur und Geschichte seines Hofes und seiner Heimat sehr gut vertraut war, eingehend angesehen.

⁸) Ein anderer *Barbusch* in Vollbüttel GF 1615 bis heute bedarf noch näherer Untersuchung; er ist dürftiges, sehr trockenes Ackerland und liegt nicht allzuweit von der Maassel, vgl. u. S. 263.

⁹) Im ersten Weltkriege wurden die Schimmel von der Wehrmacht eingezogen und dadurch das Zuchtmaterial fast ganz vernichtet; sie ist später mühsam wieder aufgebaut.

¹⁰) Im 19. Jh. für den Straßenbau oder Eisenbahnbau gesprengt.

‘das graue Pferd’ genannt wurde¹¹. In Dreilingen gibt es außer dem *Drullberg* und dem *Donnerberg* auch noch die Flur *Woolsschnä* (*Woolsschneise*). Eine Verbindung zwischen den *griesen Pagen*¹² und der *Woolsschnä* (*Woole* = *Wodan*) liegt nahe.

Ein paar km südlich des Hiesterhofes begegnet uns ein anderer Heidehof *Miele*, wohl ein altes *tom I-lob*; auch das vielleicht nicht ohne tiefere Bedeutung. Die Eibe ist ein heiliger Baum; *Miele* wäre der *heilige Eibenhain*, wie *Iber*, *I-baro* bei Northeim.

Aus Weesen selbst führe ich an: *Studtloh*, *Dodenwiesch*, *Hexenberg*, *Hellwiese*¹³. Bei Hermannsburg treffen wir auf den *Schimmelberg*¹⁴, beim Galgenberg auf den *hilligen Staul*¹⁵ ‘*blg. Stuhl*’; *Schillohsbarg* 1770 (*Schelch-lob?*). Bei Bonstorf den *Hilkenbarg*, den *Hellbrauk* und den *Hollob*. In Müden a.Ö. finden wir *die hillige Eek*, *die Hexenheestern*, *die Tempeltannen* (kein Kirchenland); bei Willighausen die *Tillylinde*, eine alte *Ti-lob-Linde*, Gerichtslinde.

In der Nähe von Bergen CE an der B 3 im Gebiete des Nato-Platzes stoßen wir auf eine andere Sinngruppe. Bei Bleckmar und Blecklingen gibt es eisenzeitliche Siedlungen. Das Becklinger Holz überzieht den *Hingstberg*, in dessen Nähe wieder ein *Schimmelberg*. Nördlich davon erstreckt sich *Abrends Helweg*. In der Nähe liegen hier *der Hunnenborn*; in Bleckmar *die Hölle*, so schon 1666, 1587 *Hölremen*; *der Hölleberg*, *die Holriethe*. Bei Wardböhmen *der Hellberg* und *der Goldberg*; hier sind bronzezeitliche Hügelgräber, dort sächsische Urnen gefunden; die Sage weiß von einer germanischen Opferstätte. Das *Hundebergfeld*, mda. *Hunnebarg* will ich als nicht “unbedenklich” doch anführen. Am *Paaschenhoop* ist bei einem alten Brunnen ein alter Mahlstein gefunden. Becklingen beschert uns neben dem *Hanlob*, dem *Harkenbarg*, der *Himmelsdör*, *auf der Halle* so schon 1666, auch die

¹¹) In Bramstedt WEM treffen wir auf einen parallelen “grauen Hengst”; in Freußenbüttel OHZ auf *den Hingstkamp* mit dem *grauen Hingst*.

¹²) Auch als Grenzort vielleicht wichtig, vgl. LÜNTZEL: Ältere Diözese Hildesheim und E. H. MEYER, Verhandlg. 28. Vers. dt. Phil. u. Schulm., Leipzig 1873, S. 201.

¹³) Eine *Hellwiesche* und ein *Hexenberg* auch bei Dalle nÖ Eschede CE.

¹⁴) Auch das Kloster Wienhausen CE hat einen *Schimmelberg*, der kaum Pferdeweide gewesen sein kann.

¹⁵) In Groß Hesepe MEP *der hilligen Staul* neben dem *Bocksberg*.

Dillschen Fuhren. Bei Wernigerode¹⁶ ist *Dill* der Eingang zur Unterwelt. Bei Hasselhorst liegt *der Höllen-* bzw. *Hüllenberg*, auch hier eine Sage, bei Bergen der einfache *Hüllen*. Eine *Hühnenburg* und ein *Lebberg*¹⁷ bei Beckedorf vervollständigen diese Gruppe.

In der Nähe der 7 Steinhäuser bei Fallingbostel liegt das Dorf Ostenholz mit dem *Hellhof* und dem *olen Tie*. Um den *Hellhof* gibt es noch eine lebendige Sage vom *Helljäger*, einer Inkarnation *Wodans*. *Hinter den hilligen Büchen*, 1667 *beim Hellhof*, und *bei den heiligen Blöcken* dicht beim Dorfe passen gut in diesen Zusammenhang. *Der Hellbarg* und *der Opperbarg* bei Einzingen mit einer springenden Quelle und eisenzeitlichen Funden, der naheliegende *Hexenbarg* und *der hillige Wadersteen* (großer Findling) bei Benhorn, *der Hackelsberg* bei Oberhode, Osterfeuerplatz mit Resten von großen Steinblöcken, *die Hölle*, *die hillige Sehle* bei Örbke und *der Düwelsloh* auf dem Dür runden das Bild ab.

Je ein *Hellhof* auch in Scharmbeck OHZ und Groß Lafferde PE. Dieser wird schon 1301 erwähnt; mda. *Höllenhof*, er hatte im Dorfe besondere Vorrechte. Auch mehrere *Hellhöfe* im Norden der Lüneburger Heide sind bemerkenswert. In Wesel, Gemeinde Wehlen WL finden wir einen *Höllenhof* mit einer Kultsage und daneben den *Hingstberg* mit Hühnengräbern. Nach der Überlieferung war hier eine Opferstätte; später, vielleicht nicht ohne Tradition, fand und findet hier eine Pferdeschau der dortigen Heidedörfer statt, bei der das beste Pferd prämiert wurde. Wehlen selbst hat noch *die Hellwisch* und *inn'ə Höll*. In Appel WL in einem Talkessel ebenfalls ein *Hellhof*. Hier bewegt sich ein Licht. Eine *iserne Sög* soll durch den *Hellhof* gehen. Einer der mysteriösen *Botterberge* in der Nähe. Aus dem Hasenwinkel ist die Nachbarflur von *Hellberg*, *-camp – rihe* in Gr. Twülpstedt HE, *der heilige Kamp* und *der Teufelskamp* in Volkmarsdorf. Auch in Haukenberg OS ein *Hellberg* mit einem *Heidenpohl*, auf dem eine Kultstätte gewesen sein soll. In Lohne VEC *die Hölle* neben den *Hellbargen*. In Holtum-Marsch VER ein *Hellort* neben einem *Pagenkamp*; in Raven WL *die Hellkuhlen* mit *Himmelsacker* und *Opferberg*.

Auf den *Helljäger* stoßen wir auch in Grünhagen LG beim *Helljägers Grund*. Hier ist alter Klosterbesitz. Daß sich Klöster oft in Nachfolge heidnischer Kultstätten auf deren Grund befinden, ist be-

¹⁶⁾ W. GROSSE: Geschichte der Stadt Wernigerode S. 54; vgl. auch H. KUHN: Westf. Sagen S. 318 und öfter; *Till, Dill*, mehrmals in der Landschaft um Gandersheim, vgl. Namenkongreß a.a.O. S. 783; manche andere FlrN mit *dill, till* harren der Deutung.

¹⁷⁾ s. u. S. 266.

kannt. Einige andere FlrN aus derselben Feldmark: *Blutriethe, Galgenberg* zeugen wenigstens für eine alte Gerichtsstätte; am Ilmenauknick noch ein *Hellmoor*.

Südö von Dreilingen liegt Hösseringen UE. Hier fanden vom Mittelalter bis ins 18. Jh. hinein die Landtage der Lüneburger Ritterschaft statt; Hösseringen also ein Ort von zweifelloser staatlicher Bedeutung. FlrN zu unserer Frage: *Hellberg, Dükersloh, Eitersloh, Dullob*. Nordw von Dreilingen liegt der kleine Ort *Wichtenbeck*; in dem ursprünglichen Bachnamen war Bückmann¹⁸ geneigt, einen alten *Elfenbach* zu sehen. Auch den Waldnamen *Wicht* bei Dreilingen stellt er damit zusammen. Bohlsen im Nordw bietet einen *Bockebarg* und einen FlrN *im Wieh*. Veerßen, am südlichen Stadtrand von Uelzen, hat einen *Opferkamp*, angeblich kein Kirchenland, eine *Opferstraße*, einen *Hellberg* und eine Wiese *Hellbergsgrund*, mda. *Hellwisch*, früher *in der Helle*.

Das Kloster Medingen UE wurde nicht dort, sondern in Altenmedingen gegründet. Zwar hat dies Dorf anscheinend keine kultischen FlrN¹⁹. Stattdessen aber stoßen wir in den Nachbardörfern Bostelwiebeck und Groß-Thondorf auf ein paar solcher Namen. *Bostelwiebeck* 1290 *in silva Wibeke*; das GW stellt Bückmann²⁰ nicht zu *bēke* "Bach", sondern zu *buki* "kleiner Hügel". Da hier anscheinend kein Bach vorhanden ist und wohl auch nicht gewesen ist, dürfte auch die Herleitung des BW richtig sein: *wie* < *wib*. Groß-Thondorf wartet mit einem *Blocksberg* und mit einem *Satansborn* auf. Auf dem *Gaudenbarg* in Gollern²¹ UE befinden sich heute noch 4–5, zu Zeiten v. Estorffs 12 Hügelgräber. Ganz in der Nähe das Spukgebiet des Aufhockgeistes *Zögenbock*. Die Zuordnung zu *Gode, Wode*, die Lüdecke erwägt, dürfte richtig sein. Ob *Holdenstedt*, 6 km südlich von Uelzen, 947 *Hullanstedi*, 956 *Hullansteti* hierher gehört? Für *Hollenstedt* WL, 804 *Holdunsteti* wird es teilweise angenommen²².

Auf die Sinngruppe *Heiligendorf, Bisdorf* und *Ochsendorf* in Hasenwinkel GF habe ich schon einmal hingewiesen²³ und *Ochsendorf* als

¹⁸⁾ Ndt. Zs. f. Volkskde 1, 48

¹⁹⁾ *Wobbach* dürfte wohl ausscheiden, es ist ein Name ähnlich wie der der *Wuttach*.

²⁰⁾ ebda.

²¹⁾ Handschriftl. Manuskript einer guten Geschichte des Dorfes Römstedt von Lehrer LÜDECKE in Bevensen.

²²⁾ KÜCK: Zelle der Mundart 24 f.

²³⁾ BzN 8 (1957) 180 f.

altes *Asendorf* erklärt. Ich führe noch zwei Parallelen dazu an: im großen Forst Maassel im Papenteich, der Landschaft nördlich von Braunschweig, liegt eine Wüstung *Ossenroe*²⁴. In engster Nachbarschaft mit der sicher as. Gerichtsstätte *Dingbänken* und der wohl fränkischen Konkurrenzgründung der Wüstung *Stapel*²⁵. Die Bezeichnung *Dasenek* in der Hildesheim-Halberstädter Grenzbeschreibung²⁶ (10. Jh.) ist mit Sicherheit hier zu lokalisieren. Ob mit *d*-Vorschlag ein altes *asen-eeek*?! Unmittelbar westlich kann der *Heeseberg* ein altes *Herseberg* (*Roßberg*)²⁷ sein. In starker räumlicher Nähe liegt im Norden der *Hellwinkel* und die *Hehlenriede*. Südlich Bremen das große Dorf *Asendorf* auch mda. so genannt, mit einer alten Marcellus-Kirche. In der Nähe treffen wir nicht nur das Prämonstratenser-Kloster *Heiligenberg* mit einer ungeheuer großen doch wohl prähistorischen Wallanlage, sondern außerdem noch *Heiligenfeld*, *Heiligenloh*, *Heiligenrode*, *Heltzendorf*, früher *Helsendorf*, den Staatsforst *Wiehe*; beim benachbarten Vilsen eine *Hölle* und einen *Hellkamp*.

*Harsefeld*²⁸ ist eine kleine Stadt in der Nähe von Stade und seit alters Mittelpunkt seiner Landschaft. Im ON *Harsefeld* liegt im BW trotz Bahlow das alte *Hers* 'Roß' vor; 1070 mit Metathese als *Rosefeld*, 1101 als *Hersefeld* überliefert. Auch der *Haslah* kann mit Ausfall des *r* wie beim eben genannten *Heeseberg* auf *herse* Bezug nehmen und braucht nicht unbedingt zu *hasel* gestellt zu werden. Unmittelbar an die Siedlung stößt der *Wullberg*, im 18. Jh. *Wollberg*. Hier liegt ein Urnenfriedhof aus der Langobardenzeit mit 5–8000 ausschließlich Männerbestattungen. Der oberste Gott der Langobarden war *Wodan*. Als Beigaben wurde hier alles gefunden, was zum Leben in Walhall

²⁴) Hier müßte ein Wechsel des GW vorliegen und ein älteres durch *-rode* ersetzt sein.

²⁵) Eine "rechtliche" Gruppe aus meinem Heimatdorf Hillerse GF: Auf dem *Brink* eine romanische Kapelle, benachbart der *Stellberg* und der *Spillkamp*. Die Bedeutung der vielen FlrN mit *spiel* *-spill* ist bisher nicht geklärt; es bieten sich die verschiedensten Bedeutungen dafür an.

²⁶) Hild. UB. I Nr. 40; Nr. 51 (1013) *Dasanbec*.

²⁷) Vgl. Rethen GF *Hersfeld* 1825, 1728 *Heeswiese*, mda. heute *Heese*; Rötgesbüttel GF auf dem *Heersewinkel* um 1615, beide Dörfer in unmittelbarer Nähe vom *Meeseberg*; in Wathlingen CE *Hersefeld*, aber 1780 *Heesefeld*.

²⁸) Eine gute Sammlung der Harsefelder Flurnamen verdanken wir H. GRANZ im Stader Jb. 1962, 83 ff. Gegen seine von mir an Ort und Stelle nachgeprüften im allgemeinen richtigen Deutungsversuche wendet sich H. BAHLOW, ebda. 1968, 75 ff. Auch hier geraten fast alle jene Namen unverdient in seinen bekannten Moor-Sumpf-Sog.

nötig war: von Schwert und Speiß und Schild bis zum Trinkhorn und zum Würfel. *Wodan* erscheint in volkstümlicher Überlieferung auch als *Wōde* und *Wōle*²⁹. Der verballhornte *Wullberg* ist ein alter *Wölberg*, ein *Wodansberg*. Am Fuße liegt ein Forst, *der Wieh*, der alte heilige Ort.

Um 250 n. Chr. brechen die langobardischen Bestattungen am *Wullberge* ab. Das dürfte mit dem Abzug der Langobarden aus dieser Landschaft nach Osten und Südosten zusammenhängen. Gleichzeitig scheint das Sachsenreich entstanden zu sein. *Ziu* hat bei den Sachsen eine große Rolle gespielt, man vermutet *Saxnot* in ihm. Man hat ihn auch mit dem für manchen allerdings nicht gesicherten Gott *Er* identifiziert. Helm leugnet ihn, auch für *Jan de Vries* scheint er nicht zu existieren. Ich bin optimistischer, aber ich bin – ganz abgesehen von *J. Grimm* – nicht der einzige. Den *Ertag* für *Dienstag* kennen wir aus Bayern. Seit *Kluge* sieht man in *Ertag* griechisch-gotischen Einfluß und deutet *Er* als *Ares*. Gesichert ist das noch nicht. Die *Eresburg*, bzw. den *Eresberg* würde auch *Kluge* nicht mit *Ares* zusammenbringen. Weshalb soll man sich dann scheuen, *Eresberg* mit dem Gott *Er* zusammenzusehen? Es reizt mich, auch den Harsefelder FlrN *Ernsberg*, mda. verengt zu *Irnsberg* mit *Er* zu verbinden. Die grammatischen Schwierigkeiten sehe ich. Bei starker Deklination gibt das *n* Rätsel auf, bei schwacher das *s*. Aber ein unorganisches *s* ist in der Kompositionsfuge nicht ganz ungewöhnlich. Dieser *Ernsberg* liegt an der Feldmarksgrenze. Die Lage kommt uns entgegen. Aus Dänemark sind uns eine Reihe von Kultstätten des Tyr, unseres *Ziu*, bzw. *Er* bekannt. Sie liegen immer außerhalb des jeweiligen Ortes, meist so, daß mehrere Gemarkungsgrenzen zusammenstoßen wie hier in Harsefeld, wo 4 Feldmarken sich berühren. Wir hätten hier dann den einzigartigen Fall, daß wir aus FlrN einer Gemeinde die Kultstätten zeitlich einordnen können: die Langobarden den *Wollberg*, die Sachsen später den *Ernsberg*³⁰. Auch bei einer anderen Erklärung des Namens bleibt uns der kultische Bezug erhalten: *Ernsberg* zu *arin*, *erin* ‘templum, sacellum’ Ahd. Gl. I 38, 24 und I 98, 40³¹. Der

²⁹) Das mnd. *ō*¹ macht zwar gewisse Schwierigkeiten; i. allg. ist es hier erhalten: *bröder*, *blöm*, *blöt*; aber gelegentlich doch auch mit Kürzung wie in *ropt* statt *rōpt*.

³⁰) Eine mögliche nordische Parallele etwa *Niardarlög* und *Tysnesö*, Wanen und Asen lösen sich ab. Vgl. H. SCHNEIDER: Götter 205.

³¹) Verf.: Das Heidentum in der althochdeutschen Sprache, I. Die Kultstätte. Diss. Göttingen. 1932, 41.

Name wäre dann wie *Alsfeld* zu *alah*, *Harxheim* zu *harug* ein unechtes Kompositum.

In unmittelbarer Nähe des Ortes liegt der *Bärberg*. Im BW *Bär* wird man auf den ersten Blick *Bär* oder *Beere* vermuten, jedenfalls ein rein profanes Wort. Aber *der große* und *kleine Bärlob*³² im Eselwald, der mit dem *Düwelsloh* und dem *Spillkreuz* vergesellschaftet ist, läßt auch hier die Vermutung, das BW zum alten *baro* 'heiliger Hain' zu stellen, nicht völlig abwegig erscheinen.

Einen anderen *Wotelberg*³³ treffen wir zwischen Pattensen und Holtorfsloh WL. Früher lagen dort 15 Hühnengräber, auf dem benachbarten Kreuzberge 3 Hühnengräber; der *Kreuzberg* hat einen *Kreuzborn*. 2 km nördlich geht von der Flur *Hohenkirchen* die Sage, der Teufel habe dort einen Kirchenbau verhindern können; dazwischen eine Flur *Hoben Körchen* (ob verballhorntes *Hohenkirchen*?) Diese beiden Namen sind heute noch gebräuchlich, wie auch der etwas südöstlich vom *Wolberg* gelegene *Spökenskamp*. Der *Galgenberg*, die alte Gaugerichtsstätte, liegt etwas östlich vom Dorf.

Zum Schluß einige Beispiele aus Südniedersachsen. Als erstes *Alfeld* mit seiner weiteren Umgebung. *Alfeld* ist der Hauptort des Gaus Aringo. Das südliche Nachbardorf ist Föhrste³⁴. Trotz Krogmanns Einwand³⁵ halte ich die drei niedersächsischen Förste für alte Gerichtsorte. Dies Föhrste wäre die alte Gerichtsstätte für den Gau Aringo. Kult- und Gerichtsstätte sind entweder dasselbe oder liegen dicht beieinander. *Alahfeld* 'Kultort' scheint mir die beste Erklärung für den ON *Alfeld*. Es ist ein altes echtes Kompositum im Gegensatz zum hessischen *Alsfeld*, das man ebenso erklärt³⁶.

Der Name des Nachbarortes *Godenau*, das öfter mit *Wodan* in Zusammenhang gebracht wird, gehört nicht hierher. *Godenau* ist die junge Kolonie eines Kalibergwerkes und eine Art romantischer und sentimentaler Namensgebung. Kein alter FlrN scheint hier auf *Wodan* zu deuten³⁷. Auch die *Baldurwiese*,

³²⁾ Ein *Barloh* bzw. eine *Barloh* auch in Neustadt am Rübenberge. Mir fehlen weitere FlrN, um hier klarzusehen.

³³⁾ v. HAMMERSTEIN-LOXTEN: Bardengau 566. Die Karte der Hann. Landesaufnahme Blatt Winsen/Luhe hat *auf dem Wohl Berge*. Heute ist der Name dort nicht mehr bekannt.

³⁴⁾ BzN 8 (1957) 180 ff.

³⁵⁾ ebda. 9 (1958) 104 f.

³⁶⁾ wie etwa EDW. SCHRÖDER: Nkde.² 246.

³⁷⁾ Auch *Wunstorf* NRÜ hat nichts mit *Wodan* zu tun. In einer Urkunde Ludwig des Deutschen von 871 wird es *Uuonberesthorp* genannt.

sogar mda. so, in Harsum HI lassen wir außer Betracht. Die Wiese ist Eigentum der Schule. Im 19. Jh. amtlich noch *Ballerwiese*. Einer der früheren Lehrer muß germanistische Neigungen gehabt haben. Er hat daraus eine *Baldurwiese* gemacht. Dieser Name ist dann durch die Schulkinder im Dorfe allgemein gebräuchlich geworden. Methodisch scheint das sehr interessant, wie hier durch einen einzelnen durch falsche Volksetymologie ein scheinbar alter theophorer Name entstanden ist. Auch die *Balderwiesche*, teilweise *Bartols-wiese* genannt, in Kleinförste HI ist nicht heidnisch-kultisch, sondern eine alte *Bartholomäuswiese*. Einige niedersächsische ON, in denen man *Balder* als BW vermuten kann, wie *Bellersen* HX, *Bollersen* CE, *Ballerburg* bei Oldendorf MEL, *Beldersberg*, Wüstung bei Lüthorst EIN bedürfen noch näherer Untersuchung. Zu *Balder* in ON vgl. Edw. Schröder, NoB 10, 13 ff.

Nach der um 1913 noch lebendigen Überlieferung gab es auf dem Rathoberge oberhalb von Langenholzen (östlich von Alfeld), einen Götzenaltar³⁸. Auch ein *Hellekamp* und ein *Gottesbrunn* werden hier genannt.

5 km nördlich von Alfeld liegt ein alter Königshof, das heutige große Dorf Brüggen^{38a} mit einem bekannten Adelssitz. Am Rande des Dorfes liegt auf einem erhöhten Platz die Kirche, die Straße dorthin die *Kummelstraße*, am Wege zwischen Alfeld und Brüggen der *Himmelberg*, beide alte Komposita wie *Alfeld*³⁹. Dieser alte Platz, der heutige Dorfgemeinschaftsplatz, der sonst in Niedersachsen *Ti* genannt wird, heißt hier *Lee*. Sprockhoff hat eindringlich gezeigt, daß Gericht, Kult und Totenreich räumlich oft eng verbunden sind. Hier haben wir ein Beispiel dafür. *Lee* gehört zu got. *blaiws*, ae. *hlāw*, as. *hlēo*. Beowulfs Totenfeier findet auf einem *hlāw* statt. *hlēo* zuerst also Begräbnisstätte, dann Gerichtsstätte, später und auch heute noch der gemeinsame Dorfplatz. Wir stoßen auf denselben Namen als GW noch einmal bei der *Beusterburg*⁴⁰ bei Nordstemmen, etwas weiter nördlich. Auf ihr liegt ein großes bronzeisenzeitliches Gräberfeld, *die Goselei*. Ein kleiner Bach fließt hindurch; es ist also der *hlēo* an der *Goose*. Die verschiedenen Formen hier *lei*, dort *lee* dürfen nicht wunder nehmen. Wir haben hier ein Gebiet, in dem das germ. *ai* oft von Dorf zu Dorf wechselt⁴¹.

³⁸) W. LAMPE a.a.O. 74.

^{38a}) Brüggen ist ein alter Königshof, auf dem z. B. Otto d. Gr. oft geweiht und geurkundet hat.

³⁹) Beide nicht kultisch, wenn auch uralt; vgl. Verf., Zs. d. Gesellsch. f. Gesch. Schlesw.-Holst. 91 (1966) 245 ff.

⁴⁰) Zum Namen vgl. H. KUHN, West. Forsch. 12, 1 ff.

⁴¹) Vgl. DSA Kte 32. Das germ. **saiþjo* heißt allg. wie *lee Seepe*; wie *lei* in Kaierde, Harsum und Rautenberg *Saipe*.

Wahrscheinlich gehört auch der Bergname *Wohlberg* bei Eitzum und *Irmenseul* als theophorer Name hierher. Wenn *wald* das BW wäre, erwartete man ein *Wohlenberg*, wie er hier mehr als einmal vorhanden ist⁴².

Für den ON *Lamspringe* lehnt zwar mein Schüler Kettner⁴³ die kultische Deutung des Namens von Edw. Schröder ab. 1 km südlich liegt der *Schabellenbrunnen*. *Schabelle* ist die Maske. Masken verwendet man bei kultischen Umzügen. *Lamspringe* ist ein uraltes berühmtes Kloster. Wir wissen, daß die Klöster und die ersten Kirchen oft an heidnischen Kultstätten errichtet wurden. Ein *Höllengrund* und eine *Tilly* (*Tilloh*) *Eiche* soll hier angemerkt werden.

Es lohnte einmal zu untersuchen, wieviele der alten Kirchen bei oder auf Quellen errichtet wurden. Daß in solchen Fällen dort ein früheres heidnisches Quellheiligtum vorhanden gewesen ist, scheint sicher. Beispiele etwa *Visselbövede* ROH (Edw. Schröder, Nmkde² 378) und *Ohrdorf* GF. Hier ist bei der Restaurierung der Kirche vor einigen Jahren unter dem heutigen Altar eine verschüttete Quelle zutage getreten. W. Lampe weist a.a.O. 76 noch auf die *Barwartsquelle* in der Krypta der Michaeliskirche zu Hildesheim, auf die Kirche in Brunshausen bei Gandersheim, auf den Kapellenborn in Fredelsloh NOM und auf die Wittwarterkirche bei Kalefeld OHA hin.

Etwas südwestlich von Lamspringe liegt die große Winzenburg mit der Hohen Schanze und der Tiebenburg. Hier wird von W. Barner⁴⁴ seit mehreren Jahren systematisch und mit großem Erfolg gegraben. 1963/64 kam ein Kirchengrundriß aus der Zeit um 800 zu Tage. Die *Tiebenburg* kann wie die Beusterburg idg. Lautgestalt bewahrt haben⁴⁵. Unterhalb liegt der *Apenteich* (*apa*) mit frühgeschichtlichen Quellfunden, ähnlich wie beim Pyrmonter Brunnenfund⁴⁶. Diese Landschaft hat auch sonst noch eine Reihe wahrscheinlich vorgerm. Bergnamen. Auf das Kultische weisen Bergnamen der allernächsten Umgebung: *Teufelskirche*, *Zwergenlöcher*, *Bocksberg*, *Paradiesgarten*, *Düwelsborn*, *Pater-*

⁴²) Das lange *o* macht zwar auch hier Schwierigkeiten. Im Kreis Alfeld ist aber die Entwicklung \bar{o}^1 und \bar{o}^2 durchaus nicht einheitlich; ein \bar{o} < \bar{o}^1 halte ich hier nicht für unmöglich.

⁴³) K. in seiner noch nicht veröffentl. Diss. 1968.

⁴⁴) Aufsätze in mehreren Zeitschriften; z. B.: Kunde, Alt-Hildesheim, Schriften d. Heimatmuseums Alfred, Nachr. aus Niedersachsens Urgeschichte, Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen u. a.

⁴⁵) **ten-*, **təu-* 'schwollen' mit *bb*-Erweiterung; vgl. an. *þúfn* 'kleiner Hügel', POKORNY: Idg. Wb. 1080.

⁴⁶) E. FRISCHBIER: Germ. Fibeln, Mannus-Bibl. 28, Leipzig 1922.

kamp und *Hellekamp*⁴⁷, vielleicht auch *Ossenborn*^{47a}, auf einer Karte von 1694 *Assenbrunn*. Es gibt hier viele Sagen vom Hödeke.

Teuts "Heilige Linien" sind auch mir durchaus suspekt. Es ist aber verwunderlich, daß genau auf der Linie, die die Kirche der Hohen Schanze mit dem Altar des Domes in Hildesheim verbindet, die Kirche des Dorfes *Irmenseul* (einige km nordöstlich der Winzenburg) liegt. Das Dorf spielt in der Literatur um die *Irminsel* eine Rolle. Nach mittelalterlichen Quellen hat man hier den Zug überfallen, der die bekannte *Irminsel* von ihrem ersten Standort nach Hildesheim bringen sollte. Das ist möglich; ebensogut aber auch, daß hier eine andere Irminsäule gestanden hat. Ein *Paradiesgarten*, eine *Teufelskirche*, ein *Wohlberg* auch hier; dazu ein *Heiliges Holz*, das kein Kirchenland ist.

Westlich der Leine im Hils liegt in hervorragender Lage oben auf einem Berge die *Bloße Zelle*. Der Name ist klar. *Zelle* ist eine palatalisierte *quelle*. Die Örtlichkeit entspricht dem. Von einer *cella*, einer Klosterzelle, ist hier nirgends etwas überliefert, wohl aber verdanken wir Merian⁴⁸ folgende Nachricht: "Am ende des Hilßes nahend am Duierwalde befindet sich ein sehr hoher vnd kahler Berg, wird genant *vff den Blossenzellen*, woruff dem Vorgeben vnd Einbilden nach die Hexen in der Walpurgis-Nacht gleich wie auff dem Brockenberge am Hartze ihre Tántze halten sollen." Wir haben es sicher mit einer alten Kultstätte zu tun. In der Nähe *die Teufelsküche*, zu der ein Bocksstieg führt. Sie ist ein großer Felsstein mit einer starken Vertiefung; als Opferstelle nicht ungeeignet. In der Nähe, bei Grünenplan, treffen wir auf einen *Tanzberg* und einen *Hochzeitsberg*. Bei Warbsen HOL liegt an der *Twargskuil* (Zwergenloch) der *Teufelsstein* auf dem *Panrui* (Pagenrücken).

Günter Neumann⁴⁹ hat für den Namen der Stadt *Göttingen* zu der alten Herleitung: Verbindung mit *god*, *goði* ‚Priester‘ eine neue profane Deutung aus **geutan* ‚Ort an einem Bach‘ gegeben. Mich hat das nicht völlig überzeugt. Wir haben bei Elze (nördlich von Alfeld) die alte Gaustelle *Gudingen* für den

⁴⁷⁾ Auf mehrere *Hellberge* im Krs. Alfeld will ich aufmerksam machen: Wrisbergholzen und Wetteborn mit 30–40 Hügelgräbern, in der Nähe *die Hölle* und *der Kirchof*.

^{47a)} Der *Ossenborn* liegt unterhalb der Hohen Schanze und der Winzenburg. Aus ihm wurde für diese Burgen das Quellwasser geworben. Bei seinem Transport mögen auch Ochsen eine Rolle gespielt haben. Es läßt sich daher eine profane Bedeutung, zu der W. BARNER (im Gespräch) neigt, natürlich nicht ausschließen.

⁴⁸⁾ *Topographia . . . Braunschweig-Lüneburg* 1664, 97.

⁴⁹⁾ *Nachr. Akad. d. Wiss. Göttingen I, Phil-Hist. Kl.* 1962, Nr. 5.

Gau Gudingo, nachweislich ist es der alte Gauversammlungsort. Für diesen Ort scheint mir die alte Deutung wahrscheinlicher. Auf ein drittes *Goddingen* in der Nähe von Dielmissen in der Mulde zwischen Hils und Ith ist G. Schnath gestoßen⁵⁰. Die Örtlichkeit kann ich bisher nicht identifizieren⁵¹. Für die Erklärung des Namens *Göttingen* müßten auch die süddeutschen und westdeutschen Namen wohl mit herangezogen werden.

Aus den südlichen Kreisen Niedersachsens führe ich noch einige Namen an, die öfter nur mit einem anderen kultischen Namen zusammenstehen, die aber wohl später, wenn mehr FlrN-Sammlungen zur Verfügung stehen, noch stärker in kultischen Bezug gebracht werden können.

Bei Dransfeld HMü führt eine weithin sichtbare Basaltkuppe den Namen *Ossenberg*; bei dem Dorfe *Ossenfeld* finden wir den *Hellgengrund*, bei Dransfeld den *Opfergrund* und den *Sonnenberg*. Ebenfalls treffen wir dort eine *Hölle*, und 500 m südlich lag auf einer inzwischen durch Basaltabbau abgetragenen Kuppe eine der in Nordwestdeutschland sehr seltenen Trojaburgen; auf einem Tanzplatz (*Danseplatz*) am *Kattenstaul* in unmittelbarer Nähe finden oder fanden unter sieben alten Linden bis in die jüngste Zeit zu Himmelfahrt oder Pfingsten Volkstänze statt⁵². Bei Löwenhagen gibt es eine *Helle*. In der Nähe liegt der *Hellberg*. In Jühnde gibt es vom *Opperbarge*, auf dem sich die Martinskirche befindet, mehrere Zwerg- und Riesensagen. Der *Hackelberg* ist eine bekannte Sagengestalt des Brahmwaldes. Im östlichen Leinetal liegt Niedernjesa GÖ mit dem *Hellberg* und unmittelbar südlich davon der *Hackelberg*⁵³. Am östlichen Weserufer finden wir in Hemeln die *Hellnbreie*, das *Duiwelssik* und die *Opperwiese*. Im Scheedetal liegt bei Oberscheden vor dem *Hellsiek* der *Donnerplatz*, in Lippoldshausen der *Elbendanzeplatz* und eine *Helgenlah*. Im Forstorte Gahrenberg treffen wir auf den *Osterberg*, die *Heilgen Läger*, die

⁵⁰) Herr Kollege Schnath teilt mir seine 1920 genommene Abschrift aus dem im Kriege vernichteten Kop. x 5 des Staatsarchiv in Hannover mit; es handelt sich um ein Güterverzeichnis der Herrschaft Homburg vom Jahre 1400. Der Anfang der Stelle lautet: "*Goddingen*. Hans Vathauer hefft dar einen hoff mijt III hoven landes, . . ." *Goddingen* ist heute wüst. Schnath lokalisiert den Ort mit Recht in die Nähe von Dielmissen in der Niederbörde der Vogtei Homburg. *Gudingen* bei Elze ist zweifellos nicht gemeint.

⁵¹) Auch auf der Karte des Landes Braunschweig im 18. Jh., Blatt Eschershausen ist kein FlrN zu finden, der auf diesen alten Ort hinweisen könnte.

⁵²) Darüber wird demnächst Joachim Jünemann berichten.

⁵³) Andere H. bei Harbarmen ALF und Ellierode GAN.

Teufelswiese, die *Schwarze Hohl*; im Kattenbühl den *Spiegelberg*, die *Hölle*, den *Hohloh*, am *Heiligenberg*.

Aus dem Eichsfelde nur ein paar FlrN: in Wolbrandshausen DUD die *Hellenstermen* (?); die frühere *Teufelsküche* wird jetzt *Neie Hellenbreie* genannt. In Gieboldehausen: *Up den Höllen* (auf dem Höllberge); *var dä Hölle*; *Helle Wieschen*; *Sunnbarg*. In Brochthausen korrespondieren *Osterberg* und *Helle Kuble*; in Hilkerode *Siebenspringe* und *an dä Hölle*. Rhumspringe hat einen *Bockshurnbarg*; Bilshausen den *Oppergrund*, wo dem Götzen Bill geopfert wird.

Auch aus dem Vorharz bei Osterode einiges: Förste hat neben dem *Hellenberg* noch einen *Ossberg* und ein *Heiliges Holz*. Im Nachbardorf Dorste hält man *Hackelbargs*⁵⁴ *Leiksteen* für eine alte Kultstätte; noch vor 100 Jahren sollen dorthin einige Familien in einer bestimmten Nacht zu gewissen Zeremonien gegangen sein. Eine mda. *Wauenbreie* heißt schriftdeutsch *Woden Breite*, was richtig sein könnte. Aus derselben Gegend bei Wallershausen schließlich *das Teufelsbad* und *das Teufelsbachfeld*.

⁵⁴) W. LAMPE, Kreiskalender Osterode 1963, 49 erklärt den Namen profan und bringt ihn mit der *Haubechel* zusammen.

MITTELNIEDERDEUTSCH *BEHALVEN*, *BEHALVER*

Von Märta Åsdahl Holmberg

In den westgermanischen Dialekten erscheint eine Verbindung mit der Präposition *bī* 'bei' und dem Dat. Sg. oder Pl. des Substantivs **halbō(n)*- 'Seite', die als Adverb oder als Fügewort (Präposition bzw. Konjunktion) verwendet wird: ahd. *pi halbu* 'ex adverso', *pi halbun* 'ex obliquo' (Graff 4, 885 f.), andfrk. *behalvo(n)* 'retrorsum'¹, ae. *be healfe* 'by the side of'², me. *bihalve(n)*, *bihalves* 'bei Seite', 'daneben', me. *bihalve(s)* 'neben', 'by the side of'³. Ein seltenes *behalben* 'zur Seite' begegnet noch frühmhd., Annolied 736 (*bihalvin*), Lamprechts Alexanderlied V. 6806 *er nam behalben do ein teil siner heimlichen holden* (vgl. Lexer 1, 151), sonst finden sich in den kontinentalgermanischen Sprachen vom Adverb offenbar keine weiteren Spuren. Dagegen kommt das Wort als Konjunktion bzw. Präposition mit der Bedeutung 'außer', 'ausgenommen' in einem beschränkten Raum vor: altfries. *bihalva*, *bihalve(n)*, altwestfries. auch *bihala*, *bihale*, spätmnl. (holl.) *behalven*, mnl. *behalve*, mnd. *behalven*, *behalver*.

Merkwürdig ist das im Mittelniederdeutschen neben *behalven* vorkommende *behalver*, das sich offensichtlich von der gemeinsamen etymologischen Grundlage entfernt hat. Ehe wir eine Erklärung dieser Abweichung versuchen, stellen wir die mnd. Belege nach Dialektgebieten geordnet zusammen⁴.

¹) Die altniederfränkischen Psalmenfragmente ed. VAN HELTEN (1902) Ps. 55, 10 (*behaluo*) und Gloss. Lips. 81–82 (*behaluo*, *-on*).

²) Vgl. W. W. SKEAT: An Etymological Dictionary of the English Language (Oxford 1910) s. v. *behalv*. Die me. Wendung *on my bihalve* ist aus ae. *on healfe* entstanden "blended with a second common phrase" *be healfe* 'by the side of'.

³) Vgl. KURATH-KUHN: Middle English Dictionary (Ann Arbor, Michigan 1956).

⁴) Die Grundlage der Belegsammlung bilden die Texte, die ich für meinen Aufsatz *Einschränkende Konjunktionen im Niederdeutschen* (Nd. Mitteilungen 24, 1968, 13 ff.) exzerpiert habe. Das Material wurde durch die Belege des Mittelniederdeutschen Wörterbucharchivs in Hamburg (WA) ergänzt, die mir Frl. Dr. Annemarie Hübner zur Verfügung gestellt hat. Dafür möchte ich an dieser Stelle danken. Einige Belege stammen aus dem Wörterbuch von SCHILLER-LÜBBEN (SL).

Die Quellen werden nach den bei LASCH-BORCHLING: Mnd. Handwörterbuch Bd. 1, 1081 ff. benutzten Abkürzungen zitiert.

behalven

westfälisch: Rüdener StR. (1310) Seibertz Ub. 2 Nr. 540 – Münst. Ub.⁵ Nr. 197 (1369), Nr. 369 (Ende 14. Jh.) – Münst. Chr. S. 280 u. 284 (1424; Hs. Ende 15. Jh.) – Veghe Lect. 477, 538, 546 – Veghe Wyng. 99, 212, 226, 229, 232⁶ – Monotess. S. 24.

oldenburgisch: Verleihung des Stadtrechts an Oldenburg (1345) Stammeler Lb. S. 14 – Oldenb. Ub. 1 Nr. 50 (1355) – Ub. Bremen 3 Nr. 291 (1367)⁷.

nordalbingisch: Bremer StR.⁸ III 1, 11 (1303/08) – Ub. Bremen 3 Nrr. 95, 96 (1357), 218 (1363), 383 (1370), 431 (1373), 470 (1375), 547 (1379) – Stader StR. ed. Korlén V: 30 (Zusatz um 1350) – Buxtehuder Knochenhauer-Statuten (1387) Nd. Jb. 76,19 – Lüneb. Donat. S. 217 (1375) – Hamb. ZR. (öfter, Ende 14. bis Mitte 15. Jh.) – Hamb. Testament v. J. 1375 (WA) – Staphorst I 4 S. 400 (Copia Testamenti Her Erichs van Zeuen v. J. 1441) – Hamb. Burspr. bearb. v. J. Bolland, 2 S. 214 (1500) – Hamb. Chr. ed. Lappenberg 1861, S. 242 u. 264 (1534)⁹ – *behalwen* Altdithm. Rqu. S. 253 (1496) – Gebetbuch ed. Mante¹⁰ S. 29 (Ende 14. Jh.).

ostelbisch – baltisch: Lüb. Ub. 2 Nr. 1000 (1300/50), Nr. 1003 (1. Hälfte 14. Jh.), 4 S. 131 (1360/70), 10 S. 441 (1463) – Lüb. ZR. (1386) – Hanserec. 2. Abt. 7. Bd. S. 399 (Lübeck an Danzig, 1474) – Wismarer Zollbestimmungen (1328) Stammeler Lb. S. 12 – Parchim (1421) Meckl. Jb. 23, 374 – *bohalueu* Garz a. Rügen (1406) Lasch Lb. S. 30 – Lüb. Chr. 2, 407 (s. auch SL) – Fastnachtsspiele in Lübeck (1482) Nd. Jb. 6, 5 – Körner (SL) – Reynke de Vos (SL) – Schaekspel, Druck v. J. 1489 (SL) – Lüb. Bibel Gen. 39,9, Exod. 3,19 – B. d. Könige S. 127 u. 128¹¹ – Speygel der leyen ed. Katara 1952, S. 8 (Lüb. Druck v. 1496) – Seebuch S. 55 (Hs. 2. Hälfte 15. Jh.) – Vita Ansgar (15. Jh.) Nd. Jb. 86, 64¹² – Goth. Arzneib. S. 91 (um 1400) – *bihalueu* (*be-* nur einmal) Wisbyer StR. S. 23, 31, 55, 69, 91, 96 (Mitte 14. Jh.) – Rig. StR. ed. Oelrichs S. 83, 94, 100, 102 (1542) – Falsterbo (1509) Rost. Beitr. III 1, 69 – Reichsarchiv Stockholm (1. Hälfte 16. Jh.; WA).

ostfälisch: Magdeb. Schchr., Chr. d. dt. St. 7, 1 S. 285.

⁵ Bearb. von J. PRINZ, Quellen u. Forsch. zur Gesch. der Stadt Münster, N.F. 1 (1960).

⁶ Die Zugehörigkeit des Lectulus flor. und des Wyngaerden zu Veghes Werken wird heute stark bezweifelt, vgl. die Bemerkung bei P. KATARA: Das französische Lehngut in mnd. Denkmälern von 1300 bis 1600 (Helsinki 1966) S. 528.

⁷ Aussteller: Graf von Oldenburg.

⁸ = Brem. Rqu. ed. ECKHARDT.

⁹ Vgl. auch SCHILLER-LÜBBEN unter *behalven*.

¹⁰ Lund. germ. Forsch. 33 (1960).

¹¹ Zur Sprache dieses Textes s. G. ISING: Zur Wortgeographie spätmittelalterlicher deutscher Schriftdialekte (Berlin 1968) I S. 33 f.

¹² Vermutlich ein nordniederdeutscher Text, der von einem Magdeburger Schreiber abgeschrieben ist; vgl. ib. S. 61.

behalver

westfälisch: Westfäl. Ps. 106, 35; 142, 6, Cant. 6, 4 (um 1300) – Bielefeld (1325) Westfäl. Ub. 10 Nr. 985¹³ – Monotess. S. 30, 62, 95, 104, 225, Lesartenvariante in der Bielefelder Hs. 07 (= *sunder* in der Paderborner Hs.) ib. S. 177 – Diefenbach, Novum Gloss. Nr. 38¹⁴.

ostelbisch – baltisch: Wismarer Zollbestimmungen (1328) Stammler Lb. S. 13 – *bihaluer* Wisbyer StR. S. 149.

ostfälisch: Ub. Hameln 1, 573 u. 574 (Donat 1344)¹⁵ – Ub. Hildesh. 2 Nr. 481 (1360/80) – Eintragungen im Rothen Buche der Kaufmannsinnungen der Stadt Hannover (dreimal; 1365) Zs. Nds. 1878, 132 – Hanöv. StR. (SL) – Locc. Hist. S. 6, 46, 82, 96, 101, 109 – Braunschweig I, Chr. d. dt. St. 6, 175 (1406) – Braunschweig II, Chr. d. dt. St. 16, 58 (Das Pfaffenbuch, 1418).

Im niederdeutschen Stammland liegt der Schwerpunkt von *behalven* im Nordalb.-Oldenb.-Münsterländischen, das mit dem Friesischen und Holländischen eine zusammenhängende nordwestliche Wortfläche bildet. In welchem Umfang das Westfälische im weiteren Sinn daran Anteil hat, geht aus den spärlichen Nachweisen weniger deutlich hervor.

Aus der Materialsammlung ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß *behalver* eine andere geographische Lagerung hat als *behalven*. Die Form *behalver* begegnet im südwestfälischen (sauerländ.) Psalter und in Quellen aus dem östlichen Westfalen bzw. westlichen Ostfalen. Diese Verbreitung legt die Vermutung nahe, daß es sich bei *behalver* um eine in der Peripherie eingetretene Entgleisung handelt. Allem Anschein nach ist die Form auf *-er* in Anlehnung an *sunder* entstanden, das im Sinne von 'außer' und 'ohne' und auch als Adversativkonjunktion gebraucht wurde¹⁶. Das mnd. *behalver* kommt mit allen drei Bedeutungen vor. Bemerkenswert ist vor allem, daß es im Gegensatz zu *behalven* auch für 'ohne' verwendet wird. Diese Bedeutung hat *behalver* in sämtlichen Fällen aus dem Westfälischen Psalter und auch im Monotessaron S. 62.

Die Bedeutung von *außer* berührt sich inhaltlich mit der adversativen, was zur Folge gehabt hat, daß viele Wörter mit der ursprünglichen Bedeutung 'außer' zu Adversativkonjunktionen geworden sind

¹³) Bearb. von R. KRUMBHOLTZ (Münster 1940).

¹⁴) *absque, sine, an, ane, behaluer*. Das Glossar gehört wahrscheinlich in das Gebiet Mittelwester-Ostwestfalen; vgl. E. ROOTH: Zu den Bezeichnungen für 'Eiszapfen' in den germanischen Sprachen (Stockholm 1961) S. 66, und G. POWITZ: Zur Geschichte der Überlieferung des Engelhus-Glossars, Nd. Jb. 86 S. 83 ff.

¹⁵) An beiden Stellen von anderer Hand nachgetragen.

¹⁶) Vgl. Nd. Mitteilungen 24, 36 ff.

(vgl. Nd. Mitteilungen 24, 33). Eine entsprechende Entwicklung läßt sich auch bei *behalver*, *behalven* beobachten, aber nach meinem Material zu schließen, nur in den Randgebieten, wo die Form *behalver* auftritt. Wenn in dem Satz *Seldene kriget een mensche der werlde gud sunder der werlde laster* (Monotessaron S. 177) die Bielefelder Handschrift *behalver* statt *sunder* schreibt, so ist dies ein sonst nicht bezeugter Gebrauch. Dasselbe gilt für den Fall *Behaluen Iohannes gaf tuchmysse von emme* (Monotessaron S. 24), wo *behalven* keine vorhergehende Aussage einschränkt, sondern im Sinne eines schwachbetonten *aber* (lat. *autem*) steht. Ungewöhnlich ist auch die Verwendung von *behalver* in dem Satz *Der werlde ere gyft god allene, behaluer lust der ere ys van bosheit* (Monotessaron S. 30).

Die Loccumer Historienbibel zeichnet sich durch eine Vorliebe für Doppelformen aus, was insofern aufschlußreich ist, als daraus die inhaltliche Nähe der Wörter *behalver*, *sunder*, *alleine*, *ûtgesecht* deutlich wird, wie die folgenden Parallelen zeigen: *behaluer uthghezecht de presters* S. 96, *alleyne uthghezecht alle ore varenden have* S. 101, *vthghezecht wyff vnde kyndere* S. 106, *sunder uth-ghezecht de zake* S. 109.

Die geläufige Bedeutung des mnd. *behalven* (*behalver*) ist 'außer', 'ausgenommen', 'abgesehen davon (daß)'. In diesem Sinne erscheint es vor einer Präposition (*behalven van, umme* usw.) oder vor einem mit einer unterordnenden Konjunktion oder mit einem Relativpronomen eingeleiteten Gliedsatz (*behalven wen* 'wenn', *behalven als, dat, wat* usw.). Selten sind Sätze mit Ersparung der unterordnenden Konjunktion, wie z. B. *behalven men nympt* Münst. Ub. 1 Nr. 197. Konjunktionalen Charakter zeigt *behalven* auch in Fällen wie *Neghein radman zal enes anderen mannes word halden vor richte oder vor rade bihaluen sines sylues* Wisbyer StR. S. 91, *nement was dar mid vns inne behalven wi twe* Bücher der Könige S. 128. In den meisten Fällen läßt sich nicht entscheiden, ob das auf *behalven* folgende Substantiv im Nom. oder Akk. steht, Typ: *man ofte vruwen scriven laten behalven gheysleke lude* Bremer StR III 1. Vermutlich hat das mnd. *behalven* vorwiegend die Funktion einer Konjunktion¹⁷; Beispiele mit eindeutiger präpositionaler Verwendung sind nämlich selten: *Vortmer vortye*

¹⁷ Vgl. *behalfen ik* bei TEN DOORNKAAT KOOLMAN: Wb. der ostfries. Sprache 1, 131. Zum schwankenden Gebrauch im Neuniederl. s. Wdb. der Nederl. Taal, 2, 1, 1463.

*wi aller lenware bynnen der muren to Oldenborch behalven paght unde unsen regten tyns Oldenburg 1345 (Stammler Lb. S. 14), Benedye du desse entuoldighen watere mit dineme munde, dat se behaluen de naturliken reyninghe, de se . . . Gebetbuch ed. Mante S. 29, Gheyt en vth der dore sunder orlof, dat is en varwedde, behaluen synes makes Buxtehuder Knochenhauer-Statuen*¹⁸.

Was die oben gestellte Frage nach der Verbreitung unseres Wortes im Westfälischen betrifft, so lassen das dreimalige *behalver* im Westfäl. Psalter und das *behalven* im Rüdener Stadtrecht, die neben den beiden Belegen im Bremer Stadtrecht die frühesten Nachweise des Wortes bilden, sowie das im westfäl.-ostfälischen Grenzgebiet öfter bezeugte *behalver* auf weite Verbreitung in diesem Sprachraum schließen. Das häufige Vorkommen von *behalven* im nördlichen Kolonisationsraum Lübeck–Mecklenburg–Baltikum kann demnach auch auf westfälischem Einfluß beruhen. Beachtung verdient dabei, daß die im Südwestfälischen offenbar früh entstandene Formvariante *behalver* vereinzelt auch im Norden auftaucht: Wismar 1338, Wisbyer Stadrecht.

Niederfränkische Belege für *behalven* finden wir in van der Schuere's Teuthonista und in Diefenbachs Glossar Nr. 11, das ebenfalls die kleverländische Mundart vertritt¹⁹. In einem mit dem letzteren verwandten rheinischen Glossar, Diefenbach Nr. 19²⁰, erscheint dafür die Form *behalber*. Jüngere Nachweise aus dem Kleverländ., Südniederfränk. und aus Aachen bringt mit der Bemerkung, "doch im Veralten" das Rheinische Wörterbuch 3, 129, und zwar mit Beibehaltung der formalen Differenzierung *behalben* neben *behalber* (*bəhalvə*, *behalwer*), die seit alters her den äußersten Südwesten kennzeichnet.

Im Ostfälischen ist *behalver* eine für den Westen typische Form, die offensichtlich auf westfälischen Einfluß zurückzuführen ist. Der südwestliche Teil des Ostfälischen ist bekanntlich durch viele sprachliche Gemeinsamkeiten mit dem benachbarten Westfälischen verbunden (vgl. u. a. FOERSTE, Aufriß², 1853 f.). Das Wort, das sonst nur sporadisch vorkommt (*behalven* in der Magdeburger Schöppendchronik, *behalver*

¹⁸) Vgl. *Wan wer is got behalben vnserem gote* im Dresdener Psalter 17, 32, Das Auftreten des Wortes in diesem Text ist dem nd. Einfluß zuzuschreiben, der sich hier gelegentlich bemerkbar macht, s. die Ausgabe von H. EGGERS: Zwei Psalter aus dem 14. Jh. (DTM 53), XIV.

¹⁹) Vgl. ROOTH: Die Bezeichnungen für 'Eiszapfen', 51 Fn. 12.

²⁰) Vgl. ROOTH a.a.O., 64.

in Braunschweiger Chroniken), scheint also im Ostfälischen nicht bodenständig zu sein.

Im Neuniederdeutschen ist *behalven* untergegangen. Einige ältere Mundartenwörterbücher verzeichnen es noch, so das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch (1767) und Dähnert, Platt-Deutsches Wörterbuch der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart (1781). Berghaus erwähnt es in seinem Sprachschatz der Sassen (1880), und das Mecklenburgische Wörterbuch führt einen Beleg aus Lambert Slaggers Chronik des Klosters Ribnitz an. Das Niedersächsische Wörterbuch (1964) kennt das Wort nur noch in dem Gebiet bei Neuenhaus (Benth.), und zwar in der zum Neuniederländischen stimmenden Form *behalve*. Sie dürfte wohl eher eine Entlehnung aus dem Ndl. sein, als ein Relikt²¹.

Im Niederländischen ist die Entwicklung anders verlaufen als im Niederdeutschen. Die Verbreitung des mnl. *behalven* kennen wir nicht, da das Wort im Mittelniederländischen Wörterbuch fehlt. Es wird jedoch unter *halve* 3, 61 erwähnt und dort als "zeer gewoon in het mnl." bezeichnet. Nach dem etymologischen Wörterbuch von Frankvan Wijk (s. v. *behalve*) war im Mnl. *sonder* das übliche Wort für 'außer' und das erst spätmnl. *behalven* ursprünglich eine auf das Holländische beschränkte Vokabel. Daß *behalven* im Norden des niederländischen Sprachraums einst weitgehend im Gebrauch war, ist anzunehmen, sonst hätte es sich in der neuniederländischen Schriftsprache nicht durchsetzen können. Die holländische Provenienz des Wortes wird durch die im *Woordenboek der Nederlandsche Taal* 2, 1, 1462 ff. angeführten ältesten Belege bestätigt. Viele Beispiele stammen aus der *Staatenbijbel*, deren Sprache holländisch geprägt ist, andere aus den Werken Vondels und Hoofts, beide Vertreter eines holländisch gefärbten Sprachtyps²². Offenbar hat die sog. "holländische Expansion" *behalve* zur schriftsprachlichen Geltung gebracht. Die vorherrschende Stellung, die Holland mit dem wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung im 15. und 16. Jahrhundert bekam, ist bei der Herausbildung der neuniederländischen Sprachform nicht ohne Folgen geblieben²³.

²¹) Zur Sonderstellung dieses Gebietes s. FOERSTE, *Aufriß*², 1866, und FRINGS-LERCHNER: *Niederländisch und Niederdeutsch* (Berlin 1966), 95 mit weiteren Literaturangaben.

²²) Auffällig sind zwei Belege für *behalve(n) dat* bei K. STALLAERT: *Glossarium van verouderde Rechtstermen . . . uit Vlaamsche, Brabantsche en Limburgsche Oorkonden* (Leiden 1886–90) 1, 148. Wir finden *behalven* auch bei Kilian verbucht.

²³) Vgl. u. a. G. G. KLOEKE: *De Hollandsche Expansie in de 16de en de 17de*

Das mnl. *behalven* wäre nach dem oben gesagten ein neuer Beweis dafür, wie sich im Niederländischen die Sprache des Nordens oder Nordostens von der des Südens abhebt; für weitere Fälle sei auf Frings-Lerchner a.a.O., 53 und auf die dort angeführte Literatur hingewiesen. Eine bestechende Ähnlichkeit zeigt *behalven* sowohl in der geographischen wie in der chronologischen Lagerung mit mnl. *vake*, mnd. *vaken*, deren ostmnl. bzw. westmnd. Geltungsbereich van den Berg und Hård festgestellt haben²⁴.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das sprachgeschichtliche Fundmaterial für *behalven* die Aufdeckung von Zusammenhängen gezeigt hat, die in den heutigen Mundarten verwischt sind. Deutlich tritt ein nordwestliches Kerngebiet mit dem Fries.-Holl.-Nordalbingischen hervor, an dem sich das Westfälische mit Ausläufern einmal in die ndfränk.-mfränk. Nachbarschaft, zum anderen ins westliche Ostfälische anschließt

Die Bedeutung 'by the side of' des ae. *be healfe* und me. *bihalve(s)* ist die ältere, die auch als Vorstufe für die Bedeutung 'außer', 'ausgenommen' des festländischen *bihalva*, *behalven* angesetzt werden muß²⁵. Ob die ae.-me. Bildung auf ingwäonischer Grundlage beruht oder eine autochthone Entwicklung ist, bleibt dahingestellt. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß die Vorliebe für mit *be-* (< *bī*) präfigierte Adverbien wie auch für die aus diesen entstandenen Fügewörter eine typisch eng-fries.-nl.-nd. Erscheinung ist. Vermutlich liegt hier eine nordseegermanische Tendenz vor, die bereits altsächsisch und altenglisch greifbar ist (as. *būtan*, ae. *būton*, afries. *būta*)²⁶. Man vergleiche in diesem Zusammenhang z. B. eng. *above*, *behind*, *below*, *beneath*, *beside(s)*, *between*, *beyond*, mnl. *bachten*, *bachter*, *banderside*, *bewest*, *begonside*, mnd. *bachten*, *bachter*, *beneden*, *beneven*, *besiden*, *belangen*, *boven*. Einige dieser Bildungen, wie *būten* und *binnen*, haben im Deutschen weite Verbreitung gefunden, andere eine beschränktere Geltung, die im jeweiligen Fall näher zu bestimmen wäre.

Eeuw (*s-Gravenhage 1927); J. W. MULLER: De Uitbreiding van het Nederl. Taalgebied, vooral in de 17. Eeuw (*s-Gravenhage 1939).

²⁴) B. VAN DEN BERG: Oude Tegenstellingen op Nederlands Taalgebied (Leiden 1938); J. E. HÅRD: Mittelniederdeutsch 'oder', 'oft' und Verwandtes. Göteborg. germ. Forschungen 8 (1967).

²⁵) Eine semantische Parallele bietet das eng. *beside(s)*.

²⁶) Vgl. hierzu Nd. Mitteilungen 24, 15.

BEFEHLSAUSDRÜCKE IN MITTELNIEDERDEUTSCHEN BIBELÜBERSETZUNGEN¹

Von Laurits Saltveit

Die Auswahl der mittelniederdeutschen Formen, die hier behandelt werden sollen, ist nach folgenden Gesichtspunkten getroffen:

1. Wenn aus einer Sprache in eine andere übersetzt wird, stimmen Teile der beiden Systeme häufig so gut überein, daß eine Form der Vorlage unschwer durch die entsprechende Form der Übersetzersprache wiedergegeben werden kann.

2. Wenn es sich, wie im vorliegenden Fall, um Bibelübersetzungen handelt, wo möglichst wenig im Wortlaut geändert werden darf, kommt es leicht vor, daß der Übersetzer seine eigene Sprache bis zum Äußersten anpaßt, mit dem Ergebnis, daß die Übersetzung bei einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung mit Mißtrauen betrachtet werden muß.

3. Teile des Systems der Übersetzersprache lassen sich nicht in die Formenbildung und Satzgliederung der Vorlage hineinzwängen, oder der Übersetzer berücksichtigt aus anderen, uns oft unbekanntem Gründen nicht das System der fremden Sprache. – Gerade diese abweichenden Teile müssen für die Sprachbetrachtung von besonderem Interesse sein. Deshalb sollen in diesen Ausführungen solche Teilsysteme bzw. Systemteile besonders berücksichtigt werden. Denn bei den niederdeutschen Bibelübersetzungen muß ein solcher Restbestand als besonders echtes Niederdeutsch – oder jedenfalls Deutsch – betrachtet werden können².

¹) Nach einem nur wenig erweiterten auf der 81. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1968 in Goslar gehaltenen Vortrag.

²) Ein derartiges konfrontatives oder kontrastives Verfahren wurde bisher nur bei der Gegenüberstellung moderner Sprachen und besonders in der angewandten Sprachwissenschaft benutzt. Daß eine Konfrontation von Sprachen vergangener Epochen und auch von Sprachsystemen auf zeitlich auseinanderliegenden Stufen zu neuen Einsichten führen kann, wird sich hoffentlich aus diesen Ausführungen ergeben.

Nach dem Grund, weshalb einzelne Textteile "freier" übersetzt werden als andere, soll nicht gefragt werden. Es wird lediglich festgestellt, daß eine derartige freiere Wiedergabe in einer Übersetzung auch an Stellen vorkommen kann, wo in anderen wortwörtlich übersetzt wird.

Die Befehlsausdrücke, die behandelt werden sollen, sind G. Isings bekannter Ausgabe der niederdeutschen Bibelfrühdrucke (Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. 54, 1–3) entnommen. Bekanntlich sind folgende Texte dort enthalten:

1. Die beiden um 1478 in Köln gedruckten Bibeltexte, K, die schon 1775 von Johann Melchior Goeze, je nachdem ob die Konjunktion "und" *unde* oder *ende* lautete, in zwei Klassen eingeteilt wurden und seither als Ku bzw. Ke bezeichnet werden.

2. Die 1494 in Lübeck gedruckte Bibel, L.

3. Die 1522 in Halberstadt gedruckte Bibel, H.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß sämtlichen Texten die Vulgata zugrunde lag. Welcher Vulgatatext dabei benutzt wurde, liegt nicht fest, und dies ist selbstverständlich bei einem Verfahren wie dem oben beschriebenen eine Beeinträchtigung, die bei den Folgerungen eine gewisse Behutsamkeit verlangt.

Nicht weniger Beachtung verdient der Umstand, daß ohne Zweifel bereits vorliegende Übersetzungen als Hilfsmittel herangezogen wurden.

So ist nach T. Ahldén³ für Ku bei der Anordnung des Textes wahrscheinlich eine Handschrift aus dem Kreise, dem die sog. vierte deutsche Bibel (gedruckt von Günther Zainer 1475/76 in Augsburg) entstammt, herangezogen worden. Besonders in den Evangelien bestehen Übereinstimmungen mit dieser Bibel, die auf eine mittelbare Beeinflussung durch eine gemeinsame Vorlage deuten.

Sowohl T. Ahldén⁴ als auch W. Walther⁵ finden außerdem Übereinstimmungen zwischen Ku und der niederländischen Delfter Bibel. Da aber diese erst ein Jahr vor Ku (1477) im Druck vorlag, schließt Ahldén mit Recht, daß eher eine Delfter Handschrift dem Übersetzer von Ku bis zu einem gewissen Grade als Vorbild gedient haben kann. Allerdings fehlt in der niederländischen Übersetzung das neue Testament, und eine Beeinflussung ist deshalb nur für das alte Testament denkbar

³) Die Kölner Bibelfrühdrucke, Lund 1937, S. 57 ff.

⁴) a.a.O., S. 77 f.

⁵) Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, Braunschweig 1889–92, S. 664.

und hier besonders in den Büchern Tobias, Judith und Esther spürbar. Ke ist lediglich als eine Bearbeitung von Ku zu betrachten. Während Ku hauptsächlich ost-westfälische oder ostfälische Charakteristika aufweist, deuten die sprachlichen Merkmale von Ke auf eine west-westfälische Mundart.

Ku/Ke scheinen nun ihrerseits einen unzweifelhaften Einfluß auf die anderen niederdeutschen Übersetzungen ausgeübt zu haben. So hat L dieselben Inhaltsübersichten wie diese, wie auch eine entsprechende Einleitung und z. T. dieselben Erklärungen der Bibelsprüche. Allerdings ist der Anfang (bis 2. Reg. 7) anscheinend völlig selbständig. Die Sprache ist nordniedersächsisch.

H folgt zum großen Teil L, aber nach S. Joost⁶ verbessert die Halberstädter Übersetzung die Lübecker an vielen Stellen und weist außerdem für Gen. bis 1. Paralip. 9,3, wie auch für 3. und 4. Esdra und das Hohelied einen selbständigen Text auf. – Andererseits sind bei H Nachwirkungen der sog. 14. deutschen Bibel (1518 in Augsburg bei Silvanus Otmar gedruckt) spürbar.

Das erwiesene Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen niederdeutschen Übersetzungen untereinander verhindert nicht, daß in der Ausdrucksweise häufig bedeutende Unterschiede bestehen, die z. T. auf Sprech- und Schreibgewohnheiten der einzelnen Mundarten zurückgeführt werden können. Den bereits vorliegenden hochdeutschen Übersetzungen gegenüber bezeichnen sie einen unzweifelhaften Fortschritt. Trotz der dem Vulgertext erwiesenen Treue machen sie durchschnittlich nicht denselben schwerfälligen Eindruck wie diese. Gelegentlich lösen sie sich klar von der Satzform der lat. Vorlage, was sie für eine Untersuchung nach dem oben umrissenen Verfahren geeignet machen müßte.

Das System der Befehlsformen im weiteren Sinne, also Verbalformen für Willensäußerungen – wobei auch mehrgliedrige Ausdrücke als Formen angesehen werden – setzt sich im Latein der Vulgata aus folgenden Teilen zusammen:

1. Imperativ

a) Einfachem Imperativ: *fac, facite; facito, facitote*.

Bereits im Spätlatein hatte die längere Form, der sog. "futurische Imperativ", seinen besonderen "futurischen" Charakter verloren und

⁶) Die Halberstädter Bibel, Diss. Rostock 1948, S. 28.

wurde lediglich als eine betontere Variante benutzt⁷. Bei den hier behandelten Übersetzungen wird zwischen den beiden Formen kein Unterschied gemacht.

b) Imperativ von *nolle* (*noli/nolite*) mit folgendem Inf.; Imperativ von *videre* (*vide/videte*) oder von *cavere* (*cave/cavete*) mit *ne* und dem Verb im Konj. Präs. bzw. Perf. in Verboten.

2. Konjunktiv

Im Lateinischen wie im Deutschen war dieser größtenteils auf die 1. und 3. P. Sing. und Plur., wo kein Imp. vorliegt, beschränkt; nur bei Verboten mit *ne* oder *non* oder *nihil* auch in der 2. P. Perf. benutzt: *nihil feceris* (Ap. Gesch. 16, 28).

3. Futurum

Das lat. Futurum findet sich in auffordernder Funktion bereits bei Plautus, und in der Vulgata ist es z. T. als Hebräismus reichlich belegt: *Sex diebus operaberis et facies omnia opera tua* (Exodus 20).

Auch das Gerundiv und *debere* mit Inf. können Willensäußerungen bezeichnen. Da diese aber recht selten vorkommen, werden sie im folgenden nicht berücksichtigt.

Zum Grad der systematischen Übereinstimmung läßt sich nach einer vorläufigen Zählung der Belege in Genesis und Exodus⁸ zusammenfassend folgendes sagen:

Von 236 aufgezählten lat. Imperativen hat K 229, L 197, H 223 mnd. Imperative. Die übrigen sind zum großen Teil mit *schöllen* und Inf. übersetzt; L zeigt im ganzen 38 solche Fälle. – Daß *schöllen* mit Inf. im Mnd. für den Imp. eintreten kann, ist bekannt: "Daß *schöllen* mit dem Inf. ganz dieselbe Bedeutung haben kann wie der Imperativ, geht allein daraus hervor, daß beide in ein und derselben Periode abwechseln können."⁹ – Nach O. Behaghel¹⁰ besteht ein ähnlicher Wechsel bereits im As. und im Ags. – *Schöllen* mit Inf. brauchen wir also nicht, wo es lat. Imp. übersetzt, als eigentliche Abweichung vom Sy-

⁷) J. B. HOFMANN u. A. SZANTY: Lateinische Syntax und Stilistik, München 1965, S. 340 u. 757.

⁸) Diese und die meisten weiteren Zählungen verdanke ich einer Schülerin, die für ihre Examensarbeit Belege solcher modalen Fügungen in den mnd. Bibelübersetzungen gesammelt hat. Diese Arbeit (ANNE HASUND: Mittelniederdeutsche Befehlsformen), die auch sonst interessante Materialaufstellungen enthält, ist handschriftlich in der Universitätsbibliothek Oslo vorhanden.

⁹) E. R. MAGNUSSON: Syntax des Prädikatsverbuns im Mittelniederdeutschen, Lund 1939, S. 82.

¹⁰) Deutsche Syntax 2, 679.

stem zu betrachten; wir können vielmehr in dieser Fügung – jedenfalls in der 2. P. – gewissermaßen eine Formvariante des Imp. sehen.

Ähnliches gilt für den *Konjunktiv*, der im Lat. wie im Mnd. vornehmlich in der 3. P. auftritt. Hier ist aber in den Übersetzungen der Anteil der periphrastischen Form mit *schöllen* verhältnismäßig größer als beim Imp.: Von 82 lat. Konj.-Formen übersetzt K 47, H 43, L 15 mit dem Konjunktiv, während K 18, H 28, L 48 mit *schöllen* umschreibt. Von anderen Umschreibungen kommen bei L 12 mit imperativischem *laten*, sonst verstreute Beispiele mit *willen* und *mögen* vor. Die verhältnismäßig selten vorkommenden lat. Fälle mit dem Konj. der 2. P. werden allgemein durch mnd. Imp. wiedergegeben. – Auf eine interessante von den obigen Typen abweichende Übersetzung werden wir bald zurückkommen.

Im lat. Bibeltext ist das *Futurum* sehr frequent in Willensäußerungen. Besonders scheint es für gesetzmäßige Vorschriften der adäquate Ausdruck zu sein. – Da sich für lat. Futurum, auch zur Bezeichnung der Zukunft, im Mnd. *schöllen* mit Inf. sehr leicht einstellt, darf es bei der lexikalischen Bedeutung dieses Modalverbs nicht wundernehmen, daß gerade das jussive Futurum leicht so übertragen wird. – Dies kann übrigens kaum als eine besonders nd. Eigenart gelten; in den vorlutherischen Bibeln ist *sollen* mit Inf. für lat. jussives Futurum seit Zainer nicht selten und bei Luther besonders in Verboten sehr häufig.

Von 458 lat. Futurformen dieser Art gibt K 399, H 396, L 363 durch die Fügung mit *schöllen* wieder. Daneben kommen Imperative vor: K hat 44, H 28, L 18. – L weist also die niedrigste Zahl sowohl an *schöllen*-Fügungen als auch an Imperativen auf. Dies liegt daran, daß in L eine verhältnismäßig hohe Anzahl Fügungen mit *werden* vorkommt, und zwar 61 Fügungen mit *werden* und Part. Präs. und 1 mit *werden* und Inf. – Bei K fehlen im untersuchten Textausschnitt beide *werden*-Fügungen als Wiedergabe des jussiven Futurs, dagegen sind sie in H nicht selten, aber geringer an Zahl als in L. Außerdem ist die Verteilung der beiden Grundtypen hier die umgekehrte von der in L: H hat 11 Belege der Fügung mit Inf. und nur 1 mit dem Part. Präs.

Bereits die Tatsache, daß die beiden *werden*-Fügungen lat. befehlendes Futurum übersetzen, ist bemerkenswert, vor allem sind die 12 Belege der Inf.-Fügung überraschend.

Ich darf hier einschieben, daß in den hochdeutschen vorlutherischen Bibelübersetzungen, wie auch bei Luther selbst, *werden* mit Inf. für lat. jussives Futurum eine Seltenheit ist. Mentel-Zainer-Otmar haben in diesen Fällen Imp., Präs. Ind. oder (seit Zainer) *sollen* mit Inf. Sporadisch übersetzen sie allerdings ein solches Futurum auch mit *werden* und Inf., wie z. B. *ipsum audietis* (Ap. Gesch. 3, 22): *den wert ir hören*. Luther übersetzt das jussive Futurum bekanntlich recht konsequent mit *sollen* und Inf. (seltener Imp.) – auch die Textstellen, die in L und H eine der beiden *werden*-Fügungen haben.

Die Verteilung 61 Belege der Part.-Fügung gegenüber einem der Inf.-Fügung in L und 11 Belege der Inf.-Fügung gegenüber einem der Part.-Fügung in H macht es notwendig, die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis zwischen diesen beiden Fügungen zu stellen: Ist es wirklich so, wie bisher meist behauptet wurde, daß der Infinitiv in der Fügung mit *werden* nur eine jüngere "abgeschliffene" Form des Part. Präs. ist¹¹?

Die Chronologie verbietet eine solche Annahme zunächst nicht. L ist tatsächlich 28 Jahre älter als H, und diese Jahre könnten vielleicht für einen solchen Übergang ausreichen.

Allerdings muß man hier eines berücksichtigen: Die noch 16 Jahre älteren Kölner Bibeln weisen zwar in dem untersuchten Textausschnitt nur einmal die Inf.-Fügung als Befehlsform auf; dagegen übersetzen sie auf 378 untersuchten Textseiten lat. Futurum zur Bezeichnung der Zukunft 18 Male mit *werden* und Inf. (etwa 3 Prozent der gesamten Zukunftsausdrücke), dagegen nur zweimal mit *werden* und Part. Präs.¹² (etwa 0,3 Prozent der Zukunftsausdrücke). Von diesen 18 Belegen der Inf.-Fügung finden sich allerdings 13 in der 4. deutschen Bibel, die für die Kölner Bibeln indirekt als Vorbild gilt (s. o.), die übrigen 5 aber nicht.

Eine rein chronologische Betrachtung läßt also diese wichtige Frage

¹¹) Dies ist für das Niederdeutsche wohl zuletzt von E. R. MAGNUSSON behauptet worden, der a.a.O. S. 73 f. die Inf.-Fügung zunächst als "die jüngere Fügung" bezeichnet, und dann fortfährt: "Der Inf. in dieser Fügung ist durch die Abschwächung der Endung *-ende* zu *-en* entstanden (SARAUW, S. 226)." Zu den verschiedenen Ansichten über die entsprechenden Erscheinungen im Hochdeutschen siehe VERF.: Studien zum deutschen Futur, Bergen/Oslo 1962, S. 29 ff. und 248 ff.

¹²) Diese Zählung hat mein Schüler A. W. ZICKFELDT in seiner Examensarbeit: "Die Fügung *werden* mit Inf. in den mnd. Bibelfrühdrucken" (handschriftlich in der Universitätsbibliothek Oslo) vorgenommen.

in der Schwebe: Die Inf.-Fügung kann aus der Part.-Fügung hergeleitet sein, muß es aber nicht. Nach der Reihenfolge, die sich aus der obigen Bestandsaufnahme in den Kölner Bibeln ergibt, muß ein solcher Übergang einem eher recht unwahrscheinlich vorkommen.

Eine grammatische Betrachtungsweise vermag aber auf das schwierige Problem etwas mehr Licht zu werfen.

Am eindeutigsten voluntativ sind die Fügungen, wenn sie in der 2. P. als Befehle stehen. Sehen wir uns nun die beiden Fügungen in dieser Funktion an, entsteht folgendes Bild: Von 6 Inf.-Fügungen in H und 1 in L haben alle *werden* in der Präs.-Form.

Belege in H:

in eynen ellebogen werstu vullenbringhen de hōge (Gen. 6.16; in cubito consumabis summitatem eius. – Der unmittelbar vorausgehende Satz übersetzt *facies* mit dem Imp. *make.*).

twe vnd twe werdestu vōren in de Arcken (Gen. 6.19; bina induces in arcam).

vnd sede. Du werdest tho my yn gaen (Gen. 30.16; Ad me, inquit, intrabis).

Du werst antworden (Gen. 32.18; Respondebis).

Gy werden dat vefte deel dem kōninge gheuen (Gen. 47.24; Quintam partem regi dabit).

in dem lande Chanaan werst du my begrauen (Gen. 50.5; in terra Chanaan sepelies me).

In L:

vnde den suluen werdestu houwen in stucken (Ex. 29.17; Ipsum autem arietem secabis in frusta).

Etwas anders sieht es in den Fällen in L aus, in denen jussives Futur in der 2. P. mit *werden* und Part. Präs. wiedergegeben wird. – Allerdings hat auch hier *werden* in den meisten Fällen die Präs.-Form, wie folgende Beispiele zeigen:

Hirumme werstu mit dy nemende van aller spyse . . . vnde werst se mit dy to hope dreghende (Gen. 6.21; Tolles igitur tecum ex omnibus escis . . . et comportabis apud te). *Tho my werstu sede se inghande* (Gen. 30.16; . . . intrabis; vgl. o. unter H).

Sōs daghe lank werdestu arbeydende vnde werdest donde alle dine werke (Ex. 20.8; Sex diebus operaberis et facies omnia opera tua).

Van den rinderen . . . werstu des gheliken donde (Ex. 22.30; De

bobus similiter facies). – Die weiteren Belege sind: Gen. 9.4; 47.24; Ex. 22.29; 23.10,12,15; 25.11,16,21,29; 27.3; 29.10,11,36,37; 30.16; 40.12.

In den übrigen Belegen der Part.-Konstruktion steht aber *werden* im Imperativ:

werde antwerdende (Gen. 32.18; Respondebis).

dat werde mi nicht buwende van houwen stenen (Ex. 20.25; non aedificabis illud de sectis lapidibus).

Werde nicht afboghende in dat richte des armen (Ex. 23.6; Non declinabis in iudicium pauperis).

Werde de lögbene vleende (Ex. 23.7; Mendacium fugies).

Nycht werde donde ere werke (Ex. 23.24; non facies opera eorum). – Die weiteren Belege: Ex. 22.29; 23.32; 28.40; 40.7.

In keiner der drei Übersetzungen findet sich eine einzige solche Imperativ-Form von *werden* mit dem Inf.

Dies scheint mir ein wichtiges Kriterium syntaktischer Art zu sein: Eine Konstruktion mit *werden* im Imperativ und prädikativem Part. Präs. ist nämlich jederzeit sinnvoll und nachweislich heute noch, wenn auch nicht gerade gebräuchlich, kaum als ungrammatisch zu bezeichnen: *werde gehend*; bei einem weniger verbalen Charakter der Part.-Form ist ein solcher Imperativ noch annehmbarer: *werde sehend*! Die Inf.-Fügung mit *werden* ist dagegen im Imperativ undenkbar: **werde gehen/sehen*! Um so gebräuchlicher ist aber im heutigen Deutsch die Präs.-Form von *werden* mit dem Inf. und mit dem entsprechenden Tonem als Ausruf oder Befehl: *du wirst gehen!* bzw. *wirst du gehen!*

Dieser Tatbestand spricht dafür, daß die Inf.-Fügung auch im Mnd. andere grammatische Eigenschaften besaß als die Part.-Fügung, sonst hätte man unter so vielen Inf.-Belegen auch Beispiele für *werden* im Imp. wie bei der Part.-Fügung erwarten müssen. Es liegt deshalb sehr nahe, die Inf.-Fügung als ein notwendigerweise selbständiges sprachliches Gebilde zu betrachten, das sich grundsätzlich von der Verbindung *werden* mit dem prädikativ verbundenen adjektivischen Part. Präs. unterscheidet.

Diese Annahme bestätigt sich durch eine inhaltliche Betrachtung der Inf.-Fügung. Wir setzen dabei voraus, daß, während die Part.-Fügung eine Aktionsart darstellte und den Eintritt eines Vorgangs bezeichnete, die Inf.-Fügung einen modalen Charakter besaß¹³.

¹³) Vgl. Studien zum deutschen Futur, S. 249.

Bei der Behandlung des auffordernden Konjunktivs hatten wir einen Restbestand festgestellt, in dem die lat. Konjunktivform weder durch mnd. Konjunktiv noch durch *schöllen* mit Inf. wiedergegeben wurde. Ein interessanter Teil dieses Restbestandes ist eine Textstelle in den beiden Kölner Drucken, wo ein lat. Konj. Präs. durch *werden* mit Inf. übersetzt wird:

Ku: *vnde he wert vor sijn den visschen des meres;*

Ke (nur mit graphisch-phonetischen Unterschieden): *ende hy wert voersin den vyschen des mers.* (Gen. 1. 26; et praesit piscibus maris).

Bei einer lat. Verbalform der 3. oder 4. Konjugation wäre es vielleicht möglich, in einem solchen Fall eine Verwechslung des lat. Konj. mit dem Futurum anzunehmen, aber gerade bei der Form *sit* muß ein solcher Irrtum als ausgeschlossen gelten.

Ebenfalls ist das mnd. *sijn* eindeutig Infinitiv und nicht als "abgeschliffenes" Part. Präs. denkbar, da das Part. Präs. *wesende* und im "abgeschliffenen" Zustand *wesen* lauten müßte. Man muß also hier eine emphatische Verwendung eines modalen *werden* mit Inf. als Wiedergabe des lat. voluntativen Konjunktivs voraussetzen.

Dagegen ist es unsicher, ob diese Stelle eine originale mittelniederdeutsche Übersetzung der lat. Textstelle sein kann. Kurrelmeyer hat nämlich auch die Fassung: *er wirt vor sein den vischen des meres* und für Zainer bis Schönsperger gibt er "wirt oder soll" an, ohne darüber genaue Auskunft zu erteilen, welcher Druck *wirt* und welcher *soll* hat¹⁴.

Der modale Charakter der Fügung *werden* mit Inf. wird durch einen noch klareren Fall bestärkt, diesmal eine Stelle in H, wo es um einen entsprechenden Restbestand des Imperativs geht:

Vth allen reynen deren werstu nemen seuen vnd seuene (Gen. 7. 2.; Ex omnibus animantibus mundis tolle septena et septena).

Daß die deutliche Imperativform *tolle* mißdeutet worden sein sollte, ist sehr unwahrscheinlich; und eine Textvariante der Vulgata mit lat. Futurum ist mir unbekannt.

Hier muß die Übersetzung wohl auch ursprünglich niederdeutsch sein; denn hochdeutsche Vorbilder, die einen Einfluß ausüben konnten, fehlen. Die hochdeutschen Bibeln vor Zainer übersetzen die Stelle mit dem Imperativ: *Du nim*, die Bibeln von Zainer bis Otmar mit *sollen* und Inf.: *solt nemen*.

¹⁴) KURRELMAYER 3, 47.

Selbstverständlich besagt dies nicht, daß wir es hier mit einer nd. Eigenart zu tun hätten. Ich habe selbst an anderer Stelle¹⁵ auf Martin von Ambergs oberdeutsche Übersetzung des Dekalogs von 1382 hingewiesen, wo in den meisten Handschriften der Befehlsgehalt der Gebote durch *werden* mit Inf. ausgedrückt wird: *du wirst nicht haben fremde goter; du wirst nicht toten* etc. – Der einzige mir sonst bekannte Fall ist das erste Gebot (Ex. 20. 3) in Pflanzmanns Bibelausgabe (Augsburg 1473): *Du wirst nit haben fremde gött*¹⁶.

Diesen Übersetzungen liegt allerdings das lat. jussive Futurum zugrunde, aber wie in den obigen mnd. Beispielen, die sowohl lat. Futurum als auch Konj. und Imp. übersetzten, zeigen sie, daß die Fügung *werden* mit Inf. bereits imstande ist, einen befehlenden Inhalt wiederzugeben.

Unsere mnd. Übersetzungen zeigen überdies, daß *werden* mit Inf. als selbständige modale Fügung auch auf niederdeutschem Gebiet existierte.

Die Fügung *werden* mit Inf. in zeitlicher Funktion haben wir hier nur kurz berühren können. Es steht aber fest, daß sie in den ältesten mnd. Drucken, den Kölner Bibeln, neben *schöllen* mit Inf. lateinisches Futurum mit zeitlicher Bedeutung übersetzt – auch in Fällen, wo das Vorbild, die Zainer-Bibel, eine andere Übersetzung aufweist. Da die Lübecker Bibel nachweisbar auf die Kölner Übersetzertradition zurückgeht, müssen die zahlreichen Belege der Fügung *werden* mit dem Part. Präs. in L, die sowohl für *werden* mit Inf. als auch für *schöllen* mit Inf.-Fügung erscheinen, jünger sein als diese; und da, wie oben gezeigt wurde, die Part.-Fügung im Gegensatz zur Inf.-Fügung in Befehlen häufig *werden* im Imperativ hat, ist der grammatische Charakter der beiden Fügungen offenbar unterschiedlich.

Die Verwendung der Inf.-Fügung in Befehlen – auch wo die Vorlage Konj. oder Imp. hat – spricht für die Berechtigung, die Inf.-Fügung inhaltlich als modal zu bezeichnen.

Die verhältnismäßig hohe Frequenz der Inf.-Fügung in H deutet auf eine größere Verbreitung dieser Fügung im Ostfälischen als in den westlicheren Gebieten, wo *sollen* mit Inf. viel häufiger ist.

Da L nur wenige Beispiele für *werden* mit Inf. aufweist, und das lat. Futurum hier auch in Befehlen in hohem Maße durch *werden* mit

¹⁵) Studien zum deutschen Futur, S. 224 ff.

¹⁶) Vgl. KURRELMAYER 3, 286.

Part. Präs. wiedergegeben wird, scheint diese Konstruktion besonders im Norden lebendig und verwendbar zu sein. Selbstverständlich darf man dabei eine gewisse archaisierende Schreibertradition, wie bereits W. Walther¹⁷ angenommen hat, nicht ausschließen, aber "archaisierend" darf dann nicht in dem Sinne verstanden werden, als hätte man statt einer jüngeren Form, des Infinitivs, zu einer älteren, dem Part. Präs., gegriffen. Als eine sich aus der Schrifttradition ergebende Erscheinung der gehobenen Sprache kann die Part.-Fügung in Fällen, wo sich die Funktionsbereiche der beiden Fügungen überschneiden, auch ein ursprüngliches *werden* mit Inf. abgelöst haben¹⁸.

Ich habe früher¹⁹ die durch das Zeugnis der "Münsterschen Grammatik" entstandene Auffassung, das Niederdeutsche kenne keine Fügung *werden* mit Inf. – zumindest nicht mit der im Hochdeutschen üblichen modalfuturischen Bedeutung – bestritten. Die verbreitete Verwendung dieser Fügung in mnd. Bibelübersetzungen scheint diesen Zweifel zu rechtfertigen.

Auch in den heutigen Mundarten scheinen die Verhältnisse entsprechend zu liegen, obwohl systematische Untersuchungen, die ausreichende Beweise liefern könnten, fehlen. Das Folgende muß deshalb mit jedem Vorbehalt hingenommen werden.

Besonders im westlichen Niederdeutsch scheint nach meinen recht sporadischen Stichproben *werden* mit Inf. in dieser Funktion eine Seltenheit zu sein. Dagegen machen sowohl Fritz Reuter als auch John Brinckman häufiger von der Fügung in verschiedenen modalen Bedeutungen Gebrauch, so z. B. als Drohung: *Em ward ick dorachter bald dat Mul stoppen mit sin Kaweln un sine dæmlichen Fragen* (Fritz Reuter: Sämtliche Werke, Wismar 1902, I 138)²⁰. – In der eigentlichen befehlenden Funktion ist die Fügung bei diesen beiden Schriftstellern selten, aber ein Beleg wie dieser, steht jedenfalls dem Befehl sehr nahe: *Um Gotteswillen . . . Sei warden doch so nich æwer de Strat gahn!*

¹⁷) a.a.O., Sp. 675 f.

¹⁸) Ähnliche Tendenzen scheinen auch im Mhd. vorzukommen; vgl. Studien zum deutschen Futur, S. 209 u. Anm. 250.

¹⁹) Studien zum deutschen Futur, S. 245.

²⁰) Belege bei Brinckman finden sich in Studien zum deutschen Futur, S. 147 ff. – Die überall im Niederdeutschen verbreitete Verwendung der Fügung mit *inchoativer* Bedeutung führe ich ebd. S. 84 ff. auf ein ursprüngliches *werden* mit Part. Präs. zurück; sie kann durch ein Beispiel bei FRITZ REUTER, a.a.O. II, 172, veranschaulicht werden: *un wildess, dat ick in de Stuw 'rin gung, sach ick man, dat bei mit Jochen reden würd.*

(Fritz Reuter, ebd. 93). – Bei Gustav Grannas (Plattdeutsche Volkserzählungen aus Ostpreußen, Marburg 1957) findet sich eine größere Belegdichte einer unmittelbar befehlenden Ausdrucksweise dieser Art als bei irgendeinem mir bekannten hochdeutschen Mundartschriftsteller: *warscht mal ruhig sen!* (98); *warscht du dem rechte gäwe!* (80); *du warscht äm met Goodem koame!* (133); *du Schnoddrak, du warscht mi hoale koame* (102; ironisch); *warscht du Krät horche!* (102).

Eine Übernahme solcher Wendungen aus dem Hochdeutschen muß gerade auf dieser sehr volkstümlichen Stilstufe unwahrscheinlich erscheinen. Von einem hochsprachlichen Einfluß auf literarischem Wege kann wohl überhaupt abgesehen werden. Am einfachsten setzt man schlechthin voraus, daß die besonders in H häufig vorkommenden Belege der Fügung *werden* mit Inf. in der oben beschriebenen modalen Verwendung mit dem System der damaligen Mundart übereinstimmen. Inwiefern die Tatsache, daß die modale Verwendung der Fügung vor allem im östlichen Bereich des niederdeutschen Raumes lebendig zu sein scheint, mit den nach anderen Kriterien erwiesenen sprachlichen Bewegungen im niederdeutschen Raum übereinstimmt, wäre noch zu untersuchen²¹.

Mit einem gewissen Recht stellt man sich überhaupt die Frage, in welchem Maße die Begriffe "Hochdeutsch" und "Niederdeutsch" bei der Erforschung der deutschen Sprache auf den einzelnen Ebenen ihre Berechtigung haben. Es scheint z. B. von vornherein fraglich, ob es eine Syntax gibt, die sich durch eine nach dem Grad der Durchführung gewisser Lautvorgänge gezogene Linie abgrenzen läßt. Bei der Erforschung grammatischer Eigenheiten wäre es vielleicht ergiebiger, in höherem Maße als bisher mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Grenzen grammatischer Erscheinungen anders als die der lautlichen verlaufen.

²¹) Ich denke vor allem an W. FOERSTES Geschichte der niederdeutschen Mundarten, in: Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. 1, und an die von K. BISCHOFF durchgeführten Untersuchungen, wie z. B. Nd. Jb. 85 (1962), S. 9 ff.

ZWEI LATEINISCH-NIEDERDEUTSCHE GLOSSARE IN DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK UPPSALA

Von Margarete Andersson-Schmitt

In der Universitätsbibliothek zu Uppsala befinden sich zwei kleine lateinisch-niederdeutsche Glossare, die hier bekannt gemacht werden sollen. Beide sind Eintragungen auf der letzten Seite bzw. dem Innendeckel von Codices. Sie haben den Charakter kleiner Wörtersammlungen, die jemand unter einem bestimmten Gesichtspunkt notiert haben kann, etwa als Exempel zu Unterrichtszwecken. Beide sind unabhängig von den übrigen Texten der jeweiligen Handschrift.

Glossar 1

Dieses Glossar befindet sich auf fol. 64v (der letzten Seite) der Handschrift C 671¹. Diese Handschrift aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts enthält Eberhardi Bithuniensis "Liber grecismi". Sie hat, ehe sie im 17. Jahrhundert nach Uppsala kam, der Dombibliothek zu Frauenburg, Ostpr., gehört. Der Schreiber, der sich fol. 66r "Johannes hedwyci" nennt und zwei Reime in mitteldeutscher Mundart eingetragen hat, war offensichtlich ein Deutscher.

Das Glossar ist von zwei Händen des späten 15. bzw. des frühen 16. Jahrhunderts eingetragen worden und verhältnismäßig sorgfältig geschrieben.

Incipiuntur vocabila

Funda	vsen myt stenen
proficior	ik warpe
fondus	eyne love
fondum	dy depe des meres
fonda	eyne sludere
pedite ditis	eyn votgener

¹) Die Handschrift ist beschrieben bei M. ANDERSSON-SCHMITT: Supplement zu E. Rooths Katalog über die mittelalterlichen deutschen Handschriften der Universitätsbibliothek zu Uppsala, in: *Corona amicorum. Studier tillägnade Tönnes Kleberg* (Acta Bibliothecae R. Universitatis Upsaliensis, 15), 1968, S. 9 f.

<i>nutum</i>	eyn wille
<i>scutum</i>	pvese
<i>clipeus</i>	r'sersclit[?]
<i>fibula</i>	spange
<i>spinter</i>	soluerne nal
<i>molnile</i>	
<i>turques</i>	malgen
<i>annulus</i>	vingerlin
<i>armilla</i>	scrowe
<i>perigellides</i>	scrowe an dem armel
<i>inhauris</i>	orrink
<i>ppopulus</i>	volk
<i>fibra</i>	en ader
<i>clamis</i>	rudel eyn clet
<i>claua</i>	eyn kule
<i>clauis</i>	eyn sletel
<i>clauus</i>	eyn nagel

Die erste Zeile *Funda usen myt stenen* ist in der Hs. ausgestrichen worden, wahrscheinlich weil die Vokabel *fonda* mit der gewöhnlicheren Übersetzung *sludere* kurz darauf folgt. Schiller-Lübben² kennt *ose*, *osene* u. a. in der Bedeutung 'Handgriff, Schlinge', die der Bedeutung 'Schleuder, Schlinge, Fangnetz' entspricht, die Diefenbach³ unter *funda* gibt.

Die zweite Zeile *proficior ik warpe* ist völlig deutlich zu lesen. Die Bedeutung 'werfen' für *proficere* ist jedoch in den großen lateinischen Wörterbüchern nicht zu belegen; die deutschen Wörterbücher belegen ihrerseits keine Bedeutung für *werpen*, *warpen*, die dem lat. *proficere* entsprechen könnte. Am wahrscheinlichsten ist, daß eine Fehlschreibung für *projicior* vorliegt. – Der Schreiber hat hier, wie auch mehrmals im folgenden, konjugierte bzw. deklinierte Formen der lateinischen Vokabeln niedergeschrieben; möglicherweise hat er sie so aus einem ihm vorliegenden Text herausgeschrieben.

fondus eyne love: Dief. belegt unter *fundus* u. a. 'ein lehen guot o. acker'; Sch.-Lübb. kennt *love* u. a. in der Bedeutung 'Lehen' (Bed. 4; mit ? versehen). *Lovede* entspricht lt. Sch.-Lübb. im *Vocabularius*

²) K. SCHILLER – A. LÜBBEN: *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*, 1875 ff. (= Sch.-Lübb.).

³) L. DIEFENBACH: *Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis, Francoforti ad Moenum 1857* (= Dief.).

Engelhusius dem lat. *foedus, pactum*. Verwijs-Verdam⁴ hat eine derartige Bedeutung nicht.

pedite eyn votgener: Offensichtlich eine Fehlschreibung für *votgener*, die gewöhnliche Übersetzung für *pedes*.

nutum eyn wille: Diese Bedeutung ist bei Dief. belegt, neben der gewöhnlicheren Bedeutung 'Wink'.

scutum pvese: Anscheinend das bei Dief., Sch.-Lübben, Lexer⁵ und anderen belegte *pavese* 'Langschild'.

Bei der deutschen Übersetzung für lat. *clipeus* habe ich die Verkürzung nicht auszuschreiben gewagt, da es mir nicht gelungen ist, das Wort zu deuten. Nach Ausweis der lateinischen Vokabel muß es sich um einen Schild handeln. *-sclit* kann eine Fehlschreibung für *schilt, scilt* sein; das Problem ist der erste Teil des Kompositums.

spinter, molnile soluerne nal: *molnile* ist wohl eine Fehlschreibung für *monile*. Bedeutungen wie 'Nadel' sind bei Dief. belegt.

turques malgen: *mallie, malge* ist belegt bei Sch.-Lübb. als 'kleiner Ring oder Spange', vor allem aus ostdeutschen Texten. *turques* = *torques*.

armilla scrowe: Dief. kennt eine solche Bezeichnung nicht; sie ist jedoch belegt im Mnd. Hdwb.⁶ als *schrûve* 'Zierknopf, Kugelschelle aus Edelmetall' (Bed. 3), bei Sch.-Lübb. 'Geschmeide'.

inhausis orrink: Belege bei Dief. unter *inauris*.

Ab *fibra en ader* setzt Hand 2 ein, die eine etwas jüngere Schrift schreibt.

clamis rudel eyn clet: Anscheinend eine Kreuzung von *clamis* 'Kleid' und *clavus* 'Ruder'. Es ist nicht auszumachen, ob die Handschrift *clamis* oder *clavus* schreibt; die Übersetzungen lassen ja beide Möglichkeiten zu.

Glossar 2

Das Glossar ist eingetragen auf dem hinteren Innendeckel der Hs. C 925⁷. Die Hs. aus dem späteren 15. Jahrhundert besteht aus 178 Papierblättern und enthält lateinische grammatische Werke. Sie ge-

⁴) E. VERWIJS – J. VERDAM: *Mittelniederlandsch woordenboek*, 's-Gravenhage 1885 ff.

⁵) M. LEXER: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, Leipzig 1872 ff.

⁶) A. LASCH – C. BORCHLING: *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, fortgef. von G. CORDES . . ., Neumünster 1956 ff.

⁷) Siehe M. ANDERSSON-SCHMITT a.a.O. S. 14.

hörte dem Kloster Vadstena, wo sie offenbar gebunden worden ist; sie hat den typischen Vadstena-Einband. Die Buchdeckel werden aus Pergamentblättern gebildet. Möglicherweise befand sich das kleine Glossar bereits auf dem Pergamentblatt, als dieses zum Einbinden verwendet wurde. Die Schrift kann indessen kaum älter sein als der übrige Text der Hs.; sie hat vielmehr denselben Charakter. Leider ist sie sehr verblaßt und abgeschabt; einiges kann man nur mit Hilfe von Infra-Beleuchtung entziffern; eine Vokabel konnte ich überhaupt nicht sicher lesen (durch --- angegeben).

Das Glossar geht von dem Verb *fero* aus, gibt dessen Zusammensetzungen mit verschiedenen Präfixen, dazu mögliche lateinische Synonyme mit ihren deutschen Bedeutungen.

<i>fero</i>	<i>re</i>	<i>refero</i>	<i>narro</i>	kundigen
			<i>reporto</i>	wedder bryngen
			<i>pertinet</i>	to horen
			<i>disto</i>	tweygstan
	<i>re</i>	<i>refero</i>	<i>predesse</i>	vor wesen
			<i>inquit</i>	seggen
	<i>de</i>	<i>defero</i>	<i>honoro</i>	eren
			<i>accuso</i>	wrogen
			<i>deo --- fero</i>	to rugge dregen
	<i>Con</i>	<i>confero</i>	<i>dono</i>	geuen
			<i>perficere</i>	vullen bryngen
			<i>loqui</i>	spreken
	<i>E</i>	<i>effero</i>	<i>clino</i>	vp negen
	<i>pro</i>	<i>[pro]fero</i>	<i>dico</i>	seggen
	<i>Jn</i>	<i>infero</i>	<i>ingero</i>	<i>jn</i> dregen
	<i>ab</i>	<i>aufero</i>	<i>demo</i>	Of nemen
	<i>ad</i>	<i>affero</i>	<i>apporto</i>	to dregen
	<i>trans</i>	<i>transfero</i>	<i>mitto</i>	ouer se[nden]

Lexikalische Besonderheiten und Schwierigkeiten bietet das Glossar nicht, abgesehen von der unleserlichen Vokabel *deo---fero*. Deutlich sind nur die drei ersten Buchstaben, sowie ein *f* + *o* oder *e* am Schluß, dagegen nicht die *r*- oder *er*-Abkürzung, die bei den übrigen *fero*-Belegen verwendet wird. In der Mitte des Wortes glaubt man ein *m* erkennen zu können. Ich möchte die Lesung "deorsum fero" vorschla-

gen. Forcellini⁸ belegt (unter *deorsum*) “Cum pondere et gravitate directo deorsum feratur” und erklärt (unter *defero*) “Defero proprie est deorsum fero”. Die Übersetzung *to rugge dregen* gibt die lateinische Vokabel nicht eindeutig wieder.

Diese beiden kleinen Glossare sind die einzigen lateinisch-mittel-niederdeutschen, die in dem Bestand an mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Uppsala bekannt sind. Außerdem sind noch folgende lateinisch-hochdeutsche Glossare bekannt⁹:

C 676, fol. 1–41v: lateinisch-hochdeutsches alphabetisch geordnetes Glossar. – In derselben Hs. ein kleiner lateinisch-hochdeutscher Herbarius (fol. 42r–42v), sowie lateinische Denkverse mit übergeschriebenen deutschen Text (fol. 44r–47v).

C 678: Eine lateinische Grammatik, die stellenweise mit hochdeutschen Glossen versehen ist¹⁰.

C 679, fol. 67r–94r: Alphabetisches hochdeutsch-lateinisches Glossar. – In derselben Hs. der “Vocabularius de significacione nominum” von Jacob Twinger von Königshofen. Dieser Vocabularius hat häufig hochdeutsche Glossen.

⁸) Totius Latinitatis lexicon opera et studio Aegidii Forcellini . . . , Prati 1858 ff., Appendix 1864 ff.

⁹) Die folgenden Hss. sind beschrieben bei E. РООТН: Die mittelalterlichen deutschen Handschriften . . . der Universitätsbibliothek zu Uppsala, in: Uppsala universitetsbiblioteks minnesskrift 1621–1921 (Acta Bibliothecae R. Universitatis Upsaliensis, 1), 1921, S. 46–48.

¹⁰) Nähere Angaben bei РООТН a.a.O. S. 47.

DAS IDIOTICON MECKLENBURGENSE

von Ernst Johann Friedrich Mantzel

Von Hermann Teuchert

Dem Mecklenburgischen Wörterbuch sind zwei Vorstufen vorausgegangen, der Nomenclator latino-saxonicus des Nathan Chytraeus, Rostock 1582, und das Idioticon Mecklenburgense juridico-pragmaticum des Rostocker Rechtsprofessors Ernst Johann Friedrich Mantzel (1699–1769), dessen erster Teil als eine akademische Disputation im Jahre 1757 veröffentlicht worden ist, während die übrigen in den Bützowschen Ruhestunden von 1761 bis 1766 abgedruckt sind. Unter diesem Titel ist eine Mantzelsche Zeitschrift zu verstehen, die der Gelehrte für seine literarische Tätigkeit in Bützow 1761 gegründet hat. In dieses Landstädtchen hat der Herzog Friedrich infolge eines Zwistes mit dem Rat der Stadt Rostock die Hälfte der Rostocker Universität im Jahre 1760 verlegt, wovon neben Mantzel der bedeutende Orientalist Olaus Gerhard Tychsen betroffen worden ist.

Stand das Werk des Chytraeus im Zuge des großen Zeitgeschehens der Reformation, indem es dem geistigen Unterricht der Jugend diente, so war die Lage zweihundert Jahre später gänzlich gewandelt. Der plattdeutschen Sprache war, nachdem die hochdeutsche in der Kirche, der Schule, vor Gericht, im wirtschaftlichen Verkehr obgesiegt hatte, nicht mehr zu ihrem früheren Range zu verhelfen. Jetzt galt es, niederdeutsche Ausdrücke, die aus alten Schriften noch im Gebrauch waren, zu erklären und die Mundart, welche auf dem Lande und in fast allen Schichten der städtischen Bevölkerung gesprochen wurde, den Geistlichen, Behörden und Kaufleuten verständlich zu machen. Diesen Zweck meint der Ausdruck pragmatisch im Titel der einzelnen Abhandlungen, mit dem Zusatz juridisch ist dieser weiter eingengt. Als Gutachter und oberinstanzlicher Beurteiler der Niederschriften von Verhandlungen ländlicher Gerichte legt Mantzel häufig den Sinn der plattdeutschen Aussagen fest oder warnt die Anwälte und Richter vor falscher Auslegung. Ein Beispiel aus Ruh(estunden) 4, 65: *De seelige N.*

wohlwardete so im Bedde. Eens schmeet he sick vam Kop tho 'n Föten, ock stangelde he sick dat Aewerbedde af. Dazu bemerkt Mantzel: 'Cave tibi, JCTe (jurisconsulte) cautelaris, cave tibi, judex examinans, ne ex tua stulta phantasia quid dicitites. Retine dicta ad syllabas.' Anderseits äußert sich Freude an der Urwüchsigkeit der plattdeutschen Rede, die er wohl selbst bei einem Verhör vernommen hat: '*Ahnwatt* impotens in sexu masculino: *Ihr Herren! he iß een Ahnwatt; ick bin een vulständig Minsk. He hett nicks.*' Auch eigenes Erlebnis ist die Quelle seiner Wortangabe, so wenn er einen Wortwechsel zwischen einem Bauern und einem Postillion in dieser Weise berichtet: '*Jochen* (das ist der Postillion), *worum peepst du nich? Du plegst jo süß hier immer tho piepen; haddst du man peepen! Up en anjer mahl, so piep hübsch; wenn du piepst, holden wy stracks still.*' Das Übermaß an Sprichwörtern schätzt er nicht: 'Ein wahres, eigentliches Sprichwort muß eines besonderen Witzes seyn, eine Metapher oder sonstigen künstlichen Ausdruck bey sich haben . . . Der diß schreibt, hat zweene geringe Männer gekannt, welche beständig in und aus Sprichwörtern und Gleichnissen, und zwar viel zu reden pflegten . . . Vieles war auf eine kurtze Zeit nicht übel zu hören, vieles aber war närrisches und schlecht zutreffendes Zeug' (Ruh. 5, 31 ff.). Sinnige Sprichwörter sind halb-schockweise, dann in Fünfigergruppen in die Sammlungen aufgenommen. Die Deutungen sind in hochdeutscher Sprache geboten, ein Anzeichen, daß sie zum Unterschiede von den Worterklärungen erst beim Sammeln gesucht sind, manchmal wird bekannt, daß man den Sinn nicht verstehe. Einige Beispiele seien angeführt: '*Schnack iß goden Koop*: es ist leicht zu lügen, zu wischwaschen und Wind zu machen' (Ruh. 5, 35); '*Pingst-Maandag!* heißt soviel, als es sey vergeblich, diß und das zu hoffen' (36); '*Still! munx de Canter de kümpt*: ist leicht zu erklären'; '*He heft synen eegenen Willen, aß de Hund im Sode*': versteht Mantzel nicht (6, 73); '*De dat Latien nich versteiht, de laht et unbrüdet*': die bisher übliche Erklärung des letzten Wortes durch das hochdeutsche *brühen* weist Mantzel ab, indem er *dat Latien* durch *dat Platdütsche* ersetzt (73); '*He iß mit Uhlensaar beseyet*: er ist nicht glücklich. Hier rufet man um Hülfe' (5, 35), d. h. er ersucht die Leser um Auskunft. Andere Bitten finden sich in den Wortlisten: '*juvent amicorum ingenia*' zu *berabber*; '*dicat qui matricem novit*' zu *schwiede difficilis*. Diesem Ansuchen konnte damals freilich niemand genügen, da Kenntnis der Sprachgeschichte fehlte und die hochdeutsche Laut-

form *geschwinde* nicht als verwandt und ursprünglich gefühlt wurde. Man hielt sich an dem Wortklang und meinte, durch ihn den Sinn des heimischen Wortes zu erfassen. Wo aber die Bedeutung des gleichgebauten *lieden* tauen vertraut war, unterließ Mantzel einen etymologischen Ansatz; ein solcher müßte zu *gelinde* führen. Bei *wanschapen* bemerkt er: 'expectantur amici'. Völlig befriedigt ihn aber die Deutung des *Land-Drost* als Landtrost (Ruh. 7, A 2^a), worin sich die loyale Gesinnung des Verfassers kundtut. Sein Mißfallen andererseits erregt das folgende Beispiel: 'Aal, non anguilla, sed colluvies. Nostra plebs infrunite (albern) dicit *Adel* unde *Adel-Pütt*.' In der Wortform *Adel* Jauche statt des vermeintlich ursprünglichen *Aal* argwöhnt er einen Ständespott gegen die Edelleute (Ruh. 4, 38). Den Vokalstand beachtet die Etymologie von *prusten* niesen nicht, es wird einfach mit *prosten* zusammengebracht (Ruh. 8, 54). Mit *ruhm* geräumig (8, 58) wird das hochdeutsche *ruhmredig* verwechselt. Bei *Oekelnahm* war die ältere Bedeutung Beiname bereits vor Mantzels Zeit verloren gegangen, er gesteht, daß er gegen die Aussprache in Protokollen *Eckelnahme* schreiben läßt; jedoch, da 'der *Eckel*, taedium mit *Eekel* ausgedrückt' werde, so bescheidet er sich mit der Bemerkung: 'ingeniis superest forte alia derivatio', d. h. Kenner haben vielleicht eine andere Herleitung (2, 58). Für *fühnsch* lag Mantzel das lat. *venenum* und das daraus gebildete *feniensch* nahe, wie noch bis in die Gegenwart keine bessere Quelle bekannt war. Jetzt wird bei Mensing, Kück und im Meckl. Wörterbuch ein älteres Substantiv *Fün* f. Laune nachgewiesen. Fehl greift Mantzel auch, wenn er die nd. Vorsilbe *Ein-* oder *Ei-* in dem Worte *Einspänniger* der hd. *Ein-* gleichsetzt; er erklärt nämlich, diese Landreiter hätten ihr Pferd nicht nur zu Ordonnanzritten nötig gehabt, sondern auch mit 'einzuspannen in herrschaftlichen Angelegenheiten' (15, 32). Für das Verbum *tünen* zäunen in der Redensart 'he *tühnt abn Strück*' er trägt Erfundenes vor gelangt er nicht zur anfänglichen Bedeutung flechten; er denkt an *zunähen* (6, 75). Das hd. *zähmen* verbindet er richtig mit nd. *tähmen*, aber in der Wendung 'he *thämt sick dat nich*', z. B. ein Glas Wein, d. h. er gönnt es sich nicht, scheint ihm *thomäten* passender (2, 65). Einmal hält er den gewöhnlichen Sinn des nd. Wortes nicht für zutreffend: '*Ganth* eine Bauren-Strafe; hat nichts mit dem Gänserich zu thun, sondern mit der Benennung des *Concurs-Prozesses*, den man in einigen Landen den *Ganth-Prozeß* nennet' (25, 62). Diese Glosse ist doppelt unrichtig: *der Gante* war ein Strafgerät der Patrimonial- und

Amtsgerichtsbarkeit, benannt nach dem Gänserich, als Benennung der gerichtlichen oder freiwilligen Versteigerung gab es im Oberdeutschen das Wort *die Gante*; dies ist durch den Schwaben Chytraeus zu Unrecht in sein nd. Wörterbuch eingefügt worden, vgl. Meckl. Wörterb. 3, 36 f. Im übrigen hat Mantzel seiner etymologischen Kunst kein völliges Vertrauen entgegengebracht. Das läßt sich aus der Bemerkung zu *Ambolt* (Ruh. 9, 33) erschließen: 'Nostri vocant incudem Ambolten . . . B. von Stade incidit in *anpultern*. Sic ludimus, luditis, ludunt'. Den Idiotiken Strodtmanns und Richeys waren zuverlässige Deutungen nicht zu entnehmen; die im Etymologischen zum Teil fortgeschrittenen des Bremischen Wörterbuchs und Dähnerts sind ihm nicht mehr zu Gesicht gekommen. Aber selbst ein Leibniz war nicht imstande, die vorgefaßte Meinung des Bützower Rechtsgelehrten von der Eigenheit der Etymologie zu erschüttern. Ruh. 15, 20 führt er folgende Sätze Leibnizens an: 'Etymologica res conjecturis, non demonstrationibus agitur, et credo, veras interdum esse origines, quae minime sunt verisimiles. Casus igitur magis in linguarum mutationibus quam consilium dominatur (. . . ich glaube, daß die wahren Ursprünge manchmal solche sind, die am wenigsten wahrscheinlich sind. Zufall herrscht daher mehr im Wandel der Sprachen als ein Plan).' Mantzel setzt hinzu: 'Herr Dreyer giebt ihm Beyfall; ich muß ihm meinen, mit geneigter Erlaubniß, versagen.' Indessen der Einblick in die Wortbildung hat doch zu einigen sprachlich richtigen, freilich sachlich nicht immer zulänglichen Deutungen verholfen; das gilt für *Bucht* zu *biegen*, *dinnyssen* zu *Dionysius*, *Drooß* Teufel zu *Drüse*, *Etheninne* weibliche Spukgestalt (vgl. Meckl. Wörterb. 1, 482 *Äteninne*), *galstrig* zu *garstig*, *grälen* zu *Grahl*, *Imt* zu *Inbit*, *Jahrte* zu *Gard*, *Krancht* Teufel zu *Krankheit*, *Lemmel* zu lat. *lamina*, *wrogen* zu *rügen*. Besonderes Lob verdient die einsichtsvolle Erklärung des plattdeutschen *murß doot* (Ruh. 8, 48), älter *mors dot* morsch tot, wodurch ein plötzliches und völliges Zerbrechen ausgedrückt wird. Mantzel setzt hinzu: 'Corruptio inde fecit *mausetodt*, in quo nullum est ingenium' (worin kein Sinn ist). Ausführlich dargestellt im Meckl. Wörterb. 4, 1260. Einige Fälle aus Berufs- und Sondersprachen werden beachtet: der Plural *Dinger* für die Schafe, *dat Eisk* als verhüllender Name des Wolfs, das kindersprachliche *Krickelkrummüm* für einen krumm laufenden Weg. Von der Reimliebe der plattdeutschen Rede sagt Mantzel Ruh. 4, 32: 'Bey manchen Wörtern, deren zwei zugleich ausgesprochen werden, scheint die Reimliebe

der Mecklenburger gantz neue, zum Theil unverständliche aufgebracht zu haben.' Als Belege bietet er *nich Nüll edder Düll, Hütt un Mütt, holl und boll* u. a.

Den Vorgang, durch den nd. *mors, muß dot* zu *musedot*, hd. mausetot umgewandelt wird, schreibt Mantzel der lässigen Aussprache der Bauern zu, von denen er verschiedene Klassen unterscheidet: 'Die untersten derselben . . . nehmen . . . die Mund so voll oder sprechen alles so lahm und faul aus' (Ruh. 10, 18). Seine Schreibweise meidet die Diphthonge *ai (ei)* und *au* in *Bein* und *Hut* und das zu *r* verschobene zwischenvokalische *d*. Statt *Mien gaure Braurer du* fordert er *Min gode Broder du* (10, 18). Wie noch heute die städtische Bevölkerung die mnd. Lautform bewahrt, so hat es auch Mantzel getan. Selbst *Perd* Pferd, *Ehre* und *wert*, worin schon zu seiner Zeit die Mundart ein *-i-* sprach, bleibt bei ihm unverändert. Doch schlüpfen gelegentlich junge Lautformen in seine Angaben ein, wenn ihm die sprachliche Urform nicht bekannt war. Dergleichen Fälle sind etwa *de Wierigkeit* Würdigkeit, *Lauthe* Schar, Menge, *laumig* schwül, flau, *een Löschen* fabelhafte Erzählung, 'manche sprechen es härter aus: *een Läuschen*'; der Umlaut in der Präposition *üm* um bleibt meistens unbezeichnet; *de Muendt* wird als besonders platt neben *Mund* aufgeführt. Für die langen Vokale *ä* und palatales *ö* begnügt sich seine Rechtschreibung mit dem einen Buchstaben *ä*; so ist bei ihm *Flätz* zu finden, während Lauremberg bereits *Flöts* schreibt. Ruh. 3, 55 stehn nebeneinander *Täte* equa und *Täve* femina canina, wovon das erste Wort palatales *ö* (lautschriftlich *œ*), das zweite *ä* besitzt. Ein Übelstand, den noch Reuter nicht behoben und den erst das Meckl. Wörterbuch beseitigt hat. Doch Ruh. 24, 63 findet sich eine einmalige *ö*-Schreibung in dem Worte *Sövensteern* Siebengestirn. Für die stimmhafte Aussprache des *s*-Lautes in *russeln* ist sein Ohr empfänglich: 'strepitu fit minori' (Ruh. 4, 62). Fehlerhaft sind die Angaben *Flade* homo incivilis statt *Unflade* und *Schäper* für *Scheper* Schäfer.

Das erste Stück seines Idioticon Mecklenburgense hat Mantzel im Jahre 1757 als akademische Disputation mit dem Respondenten Hans Carl Larson herausgebracht. Vorbild war ihm die berühmte 'Exercitatio academica de linguae Saxoniae inferioris neglectu injusto Von unbilliger Verachtung der Plat-Teutschen Sprache' seines Rostocker Kollegen, des Theologen Franz Albert Aepinus, vom Jahre 1704. Diese Arbeit geht fälschlich immer noch unter dem Namen des Respondenten

Bernhard Raupach. Zu seinem Bedauern ließ sich der Rostocker Brauch an der neuen Lehrstätte Bützow nicht fortsetzen: 'es hat an academischen Respondenten gefehlet, weil absonderlich dieser Art Schriften unter denen vermögenden jungen Herren wenige Freunde in Betref der Cathedral-Vertheidigung haben. Es ist also der Entschluß gefasset, in diesen Ruhestunden almählig etwas mitzuthellen.' Die Worterklärungen lagen in lateinischer Sprache vor und sind zumeist in die Zeitschrift übergegangen.

Nach ungefährender Schätzung sind gegen 1500 plattdeutsche Wörter in den Bützowschen Ruhestunden mitgeteilt worden, Einzelwörter in acht Gruppen zu je hundert, der Rest in sieben Listen von Sprichwörtern. Daraus habe ich diejenigen Wörter, die vor Mantzel im Mecklenburgischen nicht belegt sind, und solche, die er allein hat, ausgesondert.

Frühbelege

Aden un Eve, Dat wären een Paar Deve; Ahnwatt ein impotenter Mann; *anwarsch* albern; *appeldwatsch* töricht; *asen* im Schmutz wühlen.

beholden sin sparsam, genau sein; *Bisse* geiles Frauenzimmer; *bissen* wild umherlaufen, von Kühen und Schafen; *Block* kleiner viereckiger Teil eines Ackers; *Böhlkenkinder* Schwester- und Brüderkinder (Wörterb. = Wb. -äu-); *Bukbargung* kümmerliche Ernährung von Menschen und Vieh; *Bulster* Samenhülse von Korn und Klee; *Bünne* großes Wassergefäß.

deffen mit der Faust schlagen; *dinnÿssen* die Dienststelle wechseln (Wb. *dinsen*); *eene Dise Heede* Bund Werg; *Döhnken* Liedlein; *Dracht* Trage (*Brot-, Holt-dracht*); *Drümpel* (Holt, Steen) Haufen; *dat Weder steiht so im Druse* ist ungewiß; *Düming* das Reiterchen auf der Deichsel des Sternbildes des Großen Wagens; *düren* aushalten; *endlings* eilends.

fack müde, matt, flau; *flott* üppig, reichlich; *fusen* sich hastig und fahrig bewegen.

glei schmuck: *glatt un gley un liekerst entwey* von äußerem Putz und zerrissener Unterkleidung; *gludern* finster hochsehen; *Glumm* Glut unter Asche; *gnäterswart* pechschwarz; *gniden* Leinwand oder Zeug durch Reiben und Klopfen glätten; *gnucken* ohne lauten Ton murren; *Gnupp* Schlag, Stoß, Puff; *Göder mobilia*, quae aliorum vehuntur (s. Wb. 3, 83); *gungeln* aufdringlich bitten.

hapern stocken, stecken bleiben; *Hartschlag* familia, societas: *he was dar mit sinem ganzen Hartschlag*; *heisterkopp* kopfüber; *Hellbessen* zänkisches Weib; *Hellhörn* Ofenwinkel; *hesebesen* abgelenkt, zerstreut sein bei der Arbeit (Wb. -ä-); *hucheln* versteckt lachen; *hudalsken* ständig schelten, schimpfen; *huddecken* vor Kälte zittern; *hufrostig* leicht fröstelnd; *hummelt* gestutzt von Schwänzen und Ohren der Haustiere, auch von Gefäßen ohne Fuß; *humpeln* hinken; *hüntlick* klein, zurückgeblieben, unentwickelt; *hurl* zitternd, ängstlich, graulich.

jahren gedeihen, vom Korn; *jökeln* spaßen, scherzen, tändeln.

kabecheln sich abmühen, anstrengen; *kakeln* gackern, von der Henne, die ein Ei gelegt hat; *klamm* müde, erschöpft; *krieschen* kreischen; *kudeln* kränkeln; *Küffe* altes, auffälliges Haus; *kulen* kugeln, rollen; *Kunkel-fusen* Flausen, Durchstechereien; *kütebüten* betrügerisch tauschen.

Löweringe Pflingstlaube, Laubhütte; *lungern* unverschämt bitten, betteln, herumlungern.

Made coenum, Kot bes. in Wegen, auch in Sümpfen und Teichen; *Maldy* Melodie; *micken* Zeichen von Schmerz geben; *midern* enthalt-sam im Essen und Trinken, auch in der Unterhaltung; *mulen* maulen, das Maul verziehen; *munden* schmecken.

Nabklapp Nachspiel; *nahlünsen* nachdenken, nachsinnen; *Nahmatt* der zweite Grasschnitt; *niedsch* neidisch; *nüsseln* langsam arbeiten; *nüsterbleek* bleich um die Nase; *Nüßler* langsamer, saumseliger Mensch: 'familia celebris derer Nüßlers'.

öckern nörgeln, kritteln; *olmig* vermodert, morsch, von Holz; *ort-scheef* schiefwinklig, verschlagen.

Päcks (Wb. *Pæks*) fettes Vieh, bes. Ferkel, übertragen auf dicke oder faule Menschen; *eene Padde* verbindet Mantzel mit *pedden* treten und belegt *een olde Padde* laboriosus agricola; *päseln* (lautl. -æ-) schwer arbeiten; *Pingstvoß* ein verschlagen oder schadenfroh lächelnder Mensch; *pisacken* quälen, peinigen; *plusen* raufen, verprügeln; *Pölk* unausgewachsenes Schwein, das kein Ferkel mehr ist; *Prange* Stange als Mal- oder Grenzzeichen; *Pucken* (Wb. *Puuch*) schlechte Bettstücke; *Publaf* so nennen die Landleute den Raben oder die Krähe; *Pulten* geringes Leinen: *willen unse Pulten thosamen schmietten* heiraten.

quabbeln sich bewegen, von einer weichen, fetten Fleischmasse; *quäcken* (lautlich langes ä) den Acker von Quäken befreien; *Quatz* Backenstreich, Ohrfeige; *eene Queene* ein schwindsüchtiger Mensch; *quirren* weinen.

Raack Feuerstelle mit glühender Kohle und Asche auf dem Herde; *Wat de Ollen seggen up de Raacke, Dat seggen de Jungen up de Strate; rampen* im Ramsch einkaufen; *rask* rüstig; *Reff* Klippe; *Rebbuck* Ruf auf einen leeren Wurf beim Kegeln; *repelthänen* zahnluckig; *Riff* Gerippe; *Rist* Ruhe: *de Sünn geiht to Rist; röcken* (lautlich langes ö) sorgsam behandeln, Kranke pflegen; *Rülps* unhöflich essender Mensch, dem es aufstößt; *Rumprecker* Folterer.

Sarras Schelte bes. für alte Weiber; *Schabernack* offensio, potissimum clancularia; *Sckinkendeef* Name einer Finkenart; *schmeetsch* schmal, dünn, gebrechlich; *Schrap Rölfken* Spottgeste, wobei man einen Finger mit einem der anderen Hand, wie eine Rübe schrappt; *schwögen* seufzen, jammern, lamentieren; *Schwönne* Schwere, Gewicht; *spalunken* lärmern, toben; *spannern* prahlerisch spazieren; *spietsch* spitzig in Gebärden und Worten; *Stedigkeit* Ruhe, Ausdauer; *sick stengen* sich stopfen, übersättigen; *sick stieden* wie das Vorige: *he hett sick all stiedet; Stuten* Weizenbrot.

Taltern Fetzen, Lappen; *tanger* stark, kräftig, meist von Pferden; *teutfegen* übel behandeln; *tolken* Ausdruck beim *Schätelspill*, eine Spielkugel nach und nach weiter schieben; *triezen* drücken, pressen; *tulen* zausen.

Ulensaat: *he isß mit Uhlen-Saat beseyet* er ist nicht glücklich, ist vom Pech verfolgt.

verhaten bezwingen, verzehren, aufnehmen: *he predigt so lange, man kan dat nich al mit eenschen un dat een äver dat ander nich verhaten.*

Waacke Eisloch zum Fischen; *walballen* sich hin und herbewegen; *Wetick* Enterich; *een will Dode* ein erwünschter Toter, obiit indesirabilis; *woog* verwegen, übermütig.

Zick Ziege: *he heßt nich Zick edder Buck* hat kein Vieh, hat nichts; *zimpfern* leise weinen; *zipp*: *segge zipp un sette de Mund in de Pünt; zissen* zischen.

Einzelbelege

agathen sich prude zeigen oder untätig herumsitzen.

Behnen Bienen, in einigen Teilen des Landes üblich; *belitzen* betrügen; *berabber* rüstig; *bisetten* Geld leihen; *Bisse-Botter* aus der Milch bissender Kühe gewonnene Butter; *Butenlüde* Vorstädter.

Däcks (mit langem ä) kräftiger Schlag; *Delf* dummer Mensch; *sick dörchhulfern* sich kümmerlich durchbringen; *dormen* im Halbschlaf sein; *Drüdken* Dreischillingsstück (Wb. *Dütten*).

Entekas ein böses Weib.

fucheln zu gelinde sein, obenhin behandeln.

gelsprig spröde, leicht zerbrechlich.

heusterbeuster holterpolter, kopfüber; *Horn-Telgen* abgestorbene, hornähnlich geformte Zweige, bes. von Eichen; *Hufenflyer* Hauben-aufputzer, weibliche Arbeiten ausführender Mann; *Huppaß* kurzer Sprung in die Höhe; *Hußinn* Türeingang, *-uht* -ausgang.

Juchbeyer Verschwender.

Kläterdäwk (-æ-, -œ-) Schaumschläger, Wichtigtuier, 'einer, der bloßes Geräusch machet und nichts rechts treibet. Es kömmt aus dem Bilde einer ledigen Tonne, wohinein der kleine Zapf gefallen'; *Kumm* Carcer in Rostock.

Labl m. verzogenes Kind; *Laht* f. das Äußere, die Erscheinung, bes. der Gesichtsausdruck eines Menschen; *Lodderer* ein bissig aufbrausender Mensch.

Murmelmey übles Gerücht, Gerede.

Nab-Jens wurde der Mann genannt, der die Witwe eines Jens geheiratet hatte; *nahtägsch* (-æ-) nach sich ziehend, sich aneignend, betrügerisch; *Nimmel* Leierkasten, Drehorgel; *Nöte-Wort* Wort, das nicht ernst gemeint ist, sagt der wegen Beleidigung Angeklagte.

Petz-Crütz Friedenskreuz, eine kirchliche Monstranz bezeichnend; *peuß* verträglich, friedlich; *prenten* drücken: *seet, wo he prentet* nämlich der Drückepenning, der Geizhals.

Que Einwand, Hindernis: *dar iß een Que by* es ist ein Aber dabei; *Quempaß* Kirchengesang in der Weihnachtsnacht, der vor der revidierten Kirchenordnung von 1708 gesungene Hymnus 'Quem pastores laudavere'; *Quintenmaker* Ränkeschmied.

racheln 'heißt derer Frösche Frühlings-Musik'; *up eenen Rump-Schlump* gehandelt in Bausch und Bogen gekauft.

schamper gestutzt; *Striedewiet* ein Mann, der weite Schritte macht; *stüeck* strenge: *he was so stüeck*.

Taaschke ein verzärteltes Kind; *Tabbert* 'in alten Zeiten und Büchern eine Art von vornehmen Hühten, die denen jetzigen Bireten (Baretten) ähnlich kamen'; *Tews-Oß* ein Scheltwort, einen rohen Menschen bezeichnend; *Todd-Kalf* zu nachsichtig aufgezogenes Kind; *trabandeln* spazieren gehn.

Wiedhoht jemand, der einen sehr großen Hut zur Schau trägt.

Der sachliche Inhalt der beiden Wortgruppen beschreibt eine ländliche Gemeinschaft in ihrer Tätigkeit und ihrem geselligen Leben. Herausgegriffen durch kennzeichnende Wörter werden Züge aus dem Ackerbau und der Ernte, der Viehhaltung, dem Gesindewesen und dessen Arbeitsleistung, den ländlichen Festen, der Einrichtung des Hauses, der Kindererziehung, namentlich wird ein Bild der guten oder schlechten körperlichen und seelischen Eigenschaften aller Glieder eines solchen Verbandes dargeboten. Diesen Ausschnitt aus der Umwelt zu beschreiben, bedarf es eines treffend gewählten Wortschatzes. Dessen bedient sich offensichtlich Mantzel, was aber daran auffällt, ist der verwunderliche Umstand, daß alle Wörter, die er vorführt, vordem entweder unbekannt gewesen sind oder mit einer neuen Bedeutung auftauchen. Zwar gebührt nun Mantzel nicht der Ruhm, der Schöpfer der gebrauchten Sprachmittel zu sein – eine solche Annahme wäre unvernünftig –, wohl aber hat er sie als erster in das Schrifttum eingeführt. Daher ist ihm mit Recht ein bedeutender Platz in der Vorgeschichte des Mecklenburgischen Wörterbuchs zugewiesen.

Die Eindrücke aus der Jugendzeit, welche er bis zwei Jahre vor dem Abgange zur Universität auf dem Lande zubrachte, und die berufliche Verbindung mit dem bäuerlichen Gerichtswesen haben seine nüchterne Natur mit Erinnerungen bereichert, die an der plattdeutschen Mundart hafteten. Daher rührt sein Bemühen, außer der natürlichen, d. h. realen Bedeutung den übertragenen Sinn der Wörter anzugeben und mit Hilfe der Etymologie zu ihrem Ursprunge vorzudringen. War anfänglich der Zweck seines Idiotikons auf die Vermittlung praktischer Sachaufschlüsse für Gericht und Verwaltung gerichtet, so überrascht im 25. Theil der Ruhestunden (1766) das nachstehende Bekenntnis: 'Das Geheimniß derer Sprachen . . . machet meinem Geiste allerley zu schaffen. Es bleibet mir bey dem Nützen und Ergötzen, und da, wegen der Vertrackungen und derselben Ursachen mir mehrere vortrefliche Männer beytreten, komme ich immer weiter in das ersagte Geheimniß.' Eine zu hoch greifende Meinung. Dagegen verdient Mantzels Verständnis für das Missingisch Anerkennung; er hat dessen gesellschaftliche Rolle erkannt. Darüber ist im Meckl. Wörterb. 4, 1212 f. und in der Festschrift für E. Karg-Gasterstädt, Halle 1961, gehandelt.

ZU DANNEILS ALTMÄRKISCHEM WÖRTERBUCH

Von Karl Bischoff

Vor drei Jahren ist von Johann Friedrich Danneils zuerst 1859 in Salzwedel erschienenem "Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart" ein unveränderter Neudruck herausgekommen¹. Da die moderne Mundartforschung der Altmark eine umfassende Darstellung ihrer Sprache schuldig geblieben ist und sie sich im ganzen nur mit Einzelfragen beschäftigt hat, und da das Mittelelbische Wörterbuch, das die Altmark mit einschloß, nicht zum Abschluß gekommen ist, wird man noch lange zum "Danneil" greifen, wenn man sich über die sprachlichen Verhältnisse in dem links der Elbe und nördlich der Ohre liegenden Teil der ehemaligen Provinz Sachsen unterrichten will. Danneil spricht im Titel von der "altmärkisch-plattdeutschen Mundart". Das erweckt den Eindruck, daß es ein "Altmärkisch" gibt. Daß der politische Raum Altmark zumindest im Bereich des Wortschatzes eine solche Einheit nicht kennt, haben im letzten Menschenalter die Bemühungen um die niederländischen Siedlungswörter und die Karten des Deutschen Wortatlasses gezeigt. Es erscheint anlässlich des Neudrucks angebracht, einige wortgeographische Bemerkungen zu dem mehr als hundertjährigen Wörterbuch zu machen.

Johann Friedrich Danneil ist 1783 in Kalbe an der Milde, ungefähr in der Mitte der Altmark, als Sohn eines Glasermeisters geboren². In seinem zweiten Lebensjahr zogen die Eltern nach Salzwedel. Dort ist

¹) Im Verlag Sändig, Wiesbaden. – Die handschriftlichen Zusätze im Handexemplar Danneils hat P. PFLANZ im 52. Jb. d. Altmärk. Ver. (1938), S. 39–50 herausgegeben.

²) "Mein Vater Johann Friedrich Danehl – so schrieb er sich, bis die Furcht vor Lösener's (des Hauptlehrers der Salzwedeler Quinta) Stock mir den fremden Namen "Danneil" octroyirte . . ." Joh. Fr. Danneil, Lebenserinnerungen. Hrsg. v. H. KROMPHARDT im 50. Jb. d. Altmärk. Ver. (1936), S. 11–61. Darauf beruht ein Lebensbild, das sein Sohn, Dr. med. DANNEIL, 1868 im 16. Jb. d. Altmärk. Ver., S. 1–26 gegeben hat. Es stimmt vielfach wörtlich mit ihnen überein, kürzt sie, erweitert sie aber auch sicherlich nach den Erzählungen des Vaters. – Einen kurzen Lebensabriß gibt HEINRICH DANNEIL: Mitteldeutsche Lebensbilder 1, S. 71–77. Magdeburg 1926.

er bis auf seine in Halle verbrachte Studienzeit bis zu seinem 1868 erfolgten Tode geblieben. Er war seit 1804 Lehrer und seit 1819 Rektor am dortigen Gymnasium, seiner alten Schule. "In den ersten zwanzig Jahren seines Lebens hat er fast nur plattdeutsch gesprochen", wie er in der Vorrede zu seinem Wörterbuch schreibt, und auch später ist er "in mannigfacher Berührung mit dem Volke" geblieben. Der vertraute Umgang mit der gleichaltrigen Salzwedeler Jugend bis hin zum "Stapeln", den wochenlangen Singfahrten der Stadtschüler "in die Umgebung Salzwedels und weiter hinein in's Hannoversche und Mecklenburgische", das enge Zusammenleben während vieler Jahrzehnte mit Salzwedeler Bürgern der verschiedensten Schichten, der Verkehr und der Ärger mit den Bauern bei seinen Ausgrabungen³ haben ihn sein ganzes Leben lang mit der Mundart in Verbindung gehalten. Jede Seite seines Wörterbuches zeugt davon, wie er in ihr zu Hause war.

Schon bald nach 1800 hat ihn Richeys *Idioticon Hamburgense* (und später auch das *Bremische Wörterbuch*) angeregt, auf die Unterschiede zwischen seinem altmärkischen Plattdeutsch und dem in Hamburg (und in Bremen) zu achten. Seine Notizen wurden durch Beiträge seiner "Schüler aus verschiedenen Theilen der Altmark"⁴ vermehrt, aber erst spät ist ihm der Gedanke gekommen, ein Wörterbuch daraus zu machen. Nach seinem "Rücktritt in den Ruhestand", also erst um 1854/55, begann er, "das Material zu sichten". Schon 1856 muß eine erste Fassung abgeschlossen gewesen sein. Sie lag Jacob Grimm vor, dessen Beurteilung vom 7. April 1856 stammt⁵. Es ist merkwürdig, daß Danneil in seinen am Ende des gleichen Jahres abgeschlossenen Lebenserinnerungen auf das Wörterbuch mit keinem Wort zu sprechen kommt, während er auf seine historischen und vorgeschichtlichen Arbeiten ziemlich ausführlich eingeht⁶.

Sprachliche Unterschiede innerhalb der Altmark waren Danneil vertraut, vor allem sind ihm "nicht unbedeutende Verschiedenheiten be-

³) Der kleine Artikel *Stênkaomer* auf S. 211 des Wörterbuches gibt einen Widerspruch seiner ihn außerordentlich stark beschäftigenden vorgeschichtlichen Bemühungen: "*Stênkaomer* heißen die in der Altmark zahlreich vorkommenden Hünengräber. Sie führen in den verschiedenen Gegenden noch verschiedene Namen, als: *Riesensbetten, Hünenbetten, Stênkissen, Stênberg, Stênklumpen*".

⁴) Vorrede zum Wörterbuch S. III f.

⁵) Abgedruckt im 50. Jb. d. Altmärk. Ver. (1936), S. 62.

⁶) In der im Mai 1860 geschriebenen Fortsetzung, die ganz seinen beiden Ehen gewidmet ist, erwähnt er das Wörterbuch natürlich nicht.

sonders Hinsichts der Vokalisation” aufgefallen, am stärksten im nahen Hansjochenwinkel, der sich von Salzwedel aus westwärts nach Diesdorf erstreckt. Diese Gegend hob sich “vielfach” von den übrigen Teilen der Altmark ab, weil sie sich “am längsten vor dem Einfluß städtischer Civilisation geschützt” hatte. Sie mit einem Hansjochenwinkler



zu verständigen, war wegen der “Menge von Diphthongen, mehreren Triphthongen, selbst Quadriphthongen” auch für den übrigen Altmärker nur schwer möglich, “dem südlichen Bewohner der Altmark” erschien diese Mundart als eine fremde Sprache. Am altmärkischen Südrand, von Gardelegen an, meinte Danneil “einen sichtbaren Einfluß” des Magdeburgischen feststellen zu können. “Der Theil der Altmark,

welcher dem Braunschweigischen näher liegt“, hatte nach ihm “viel von dem schlechten braunschweigischen Patois angenommen“, der Westen und Nordwesten näherte sich “am meisten der hannoverschen und meklenburgischen Vokalisation“. Über den Osten und Nordosten macht er keine Bemerkung.

Die unterschiedlichen “Vokalisationen” der Randgebiete, ganz gleich, ob sie in Beharrsamkeit oder in Hinneigung zu den Nachbarn ihren Grund hatten, und inneraltmärkische Eigentümlichkeiten finden im Wörterbuch nur einen geringen Niederschlag. Gewöhnlich werden die Wörter in der Form gebracht, die der mittelniederdeutschen Schriftsprache am nächsten steht. Das geht bis zum einheitlich durchgeführten g-, obwohl “der Altmärker ebenso wie der Berliner sich stets des consonantischen J statt desselben im Sprechen bedient”⁷⁾. Die Apokopierung des auslautenden -e ist allerdings durchgeführt.

Danneil hatte eine deutliche Vorstellung von der landschaftlichen Mannigfaltigkeit im Wortschatz und der räumlichen Begrenztheit vieler Wörter. In der Vorrede heißt es: “Sehr verschieden sind auch in der Altmark die Benennungen mancher Pflanzen, Thiere etc. so wie die Bedeutungen, die einzelnen Wörtern innewohnen; in einigen Gegenden kennt man einzelne Bezeichnungen, selbst sichtbarer Gegenstände, gar nicht, und andere treten an ihre Stelle; die Sitten und Gebräuche besonders bei ländlichen Festen, Spielen etc. sind nicht selten in benachbarten Dörfern verschieden”⁸⁾. In Salzwedel selber bekam er von seinen Schülern aus der engeren und weiteren Umgebung und von der in der Stadt zu Markte gehenden Landbevölkerung Unterschiedliches genug zu hören. Die Danehls hatten seit langem als Leineweber in Kalbe gesessen und nebenbei auch Ackerwirtschaft betrieben, sein Vater erst hatte die Hopfendämme, die Wiesen und Bienenkörbe verkauft, von ihm aus hatte er den Zugang zum Wortschatz des Kalbeschen Werders. Mancherlei Hilfe wird ihm für sein Wörterbuch von auswärts zugekommen sein. “Das Material”, das “aus den verschiedensten Theilen der Altmark” herrührte, wird er sicherlich nicht nur von seinen Schülern erhalten haben. 1834 war auf seine Anregung hin der “altmärkische Verein für vaterländische Geschichte und Industrie” in Salzwedel gegründet worden, dessen langjähriger “erster Secretair” und “eigent-

⁷⁾ Wörterbuch S. 59.

⁸⁾ Vorrede S. VI.

liche Seele⁹⁾ er war. Wenn sein Sohn im Wörterbuch “die Erfüllung einer der Aufgaben, welche der Verein sich gestellt hatte”, sah¹⁰⁾, dann wird man annehmen dürfen, daß er auch bei den Mitgliedern gewisse Unterstützung gefunden hat. Allerdings hat das Vereinsleben von 1847/48 an zehn Jahre geruht, und als die auf Beschluß der Generalversammlung von 1859 zur Erhellung der Frage, “ob die Altmark zuerst von Deutschen oder Wenden angebaut sei”, an die “Geistlichen, Lehrer und Schulzen jeder Ortschaft in der Altmark” verschickten “Formulare” auch mit “höchst schätzenswerthen Aufzeichnungen und Nachrichten darin, welche dem Geschichts- und Sprachforscher von Interesse sein können”, zurückkamen¹¹⁾, war Danneils Wörterbuch schon erschienen. Da zwischen 1848 und 1859 kein Jahresbericht veröffentlicht ist, erfahren wir auch aus dieser Quelle nichts über sein Entstehen. Zu den “Beförderern” des Wörterbuches, denen Danneil in der Vorrede dankt, gehörte der Pastor Lachmann in Kerkau, 20 km südöstlich von Salzwedel. Ihm hatte er, wie er 1859 Ludolf Parisius erzählt hat, nach ganz moderner Wörterbuchpraxis die Korrekturabzüge vor dem Umbrechen geschickt, in die Lachmann aus “seinen überaus reichen Kenntnissen des Plattdeutschen” umgehend “bedeutende Ergänzungen” eintrug. Der in Gardelegen geborene und aufgewachsene und dort von 1854–64 als Kreisrichter tätige Parisius, dessen Sammlung von altmärkischen, magdeburgischen und jerichowschen Volksliedern erst in unsern Tagen veröffentlicht ist¹²⁾, hat seinem ehemaligen Lehrer Danneil seit 1859 Ergänzungen geschickt, die aber nur noch für die “Zusätze und Berichtigungen” verwendet werden konnten¹³⁾. Ob die von Danneil zu den “Beförderern” gerechneten Pastoren Sültmann in Thüritz (etwa 20 km südöstlich von Salzwedel) und Krüger in Lagendorf erst während des Druckes oder schon früher ihre Beiträge zusteueren, steht dahin. Man möchte annehmen, daß Danneil wenigstens mit dem hart an der Grenze des hannoverschen Wendlandes im Hansjochenwinkel

⁹⁾ ZEHLIN im 16. Jb. d. Altmärk. Ver. (1668), S. 99.

¹⁰⁾ 16. Jb. d. Altmärk. Ver. (1868), S. 24.

¹¹⁾ 13. Jb. d. Altmärk. Ver. (1863), S. 6.

¹²⁾ INGEBORG WEBER-KELLERMANN: Ludolf Parisius und seine altmärkischen Volkslieder, Berlin 1957.

¹³⁾ Zusammen mit den von Pastor H. Schreck in Lindstedt (nw. von Gardelegen) gesammelten Ergänzungen hat L. Parisius seine Zusätze 1879 im 19. Jb. d. Altmärk. Ver. S. 37–80 veröffentlicht. Darin S. 38 die angeführte Mitteilung über Pastor Lachmann.

seit 1831 amtierenden, 1805 in Salzwedel geborenen Lagendorfer Pfarrer, der in Salzwedel die Schule besucht hatte und wie Danneil (wahrscheinlich von ihm angeregt) leidenschaftlich an Geschichte und Volksüberlieferung interessiert war, seit langem in Verbindung gestanden hatte. Danneil hat sodann die "Mundartdichtung" der Altmark gekannt und wohl auch benutzt. "Das beste altmärkische Platt" schrieb seiner Meinung nach Fritz Schwerin, damals Kantor in Altenhausen im Magdeburgischen. Er stammte aus dem westlich der oberen Jeeitze gelegenen Rohrberg. Den seit 1810 erscheinenden, seinerzeit viel gelesenen "Plattdeutschen Gedichten" des aus Gardelegen gebürtigen Wilhelm Bornemann stand Danneil mit Zurückhaltung gegenüber, weil sich in ihnen zu viel neuhochdeutsch Gedachtes fand, das nur "in plattdeutsche Worte eingekleidet" war. Für die Westhälfte der Altmark flossen demnach auch seine zusätzlichen Quellen ziemlich reichlich. In ihre Osthälfte wird er vor allem über seine Schüler hineingegriffen haben. Dazu waren ihm die zwischen 1817 und 1822 anonym erschienenen "Plattdeutschen Gedichte von einem altmärkischen Landmanne" bekannt. Er wußte, daß sie den 1840 in Gr. Beuster bei Seehausen in der Wische verstorbenen Pastor Fr. W. Albrecht, der zeitlebens über die Wische und ihre nächste Umgebung kaum hinausgekommen war, zum Verfasser hatten. Seinem Urteil nach hatte Albrecht "das Idiom des altmärkischen Landmannes" besser aufgefaßt als Bornemann. Ob er das kleine handschriftliche Idiotikon Bratrings aus dem altmärkischen Nordosten aus der Zeit um 1800 zu Gesicht bekommen hat, wissen wir nicht.

Danneils Hauptaugenmerk war auf die "Synonymie" gerichtet. Es ist erstaunlich, was er an Sinngleichen und Sinnähnlichen zusammengetragen hat. Er stellt sie nebeneinander oder führt sie an verschiedenen Stellen mit den Bedeutungsangaben an, so z. B. "*Aodebaor* der Storch; heißt auch: *Edebaor*, *Heilebaor*, *Heinotter*, *Hannotter*, am häufigsten: *Stork*, zuweilen auch *Odebarr*"; "*Erpel*, der Enterich, das Männchen der Ente" und "*Wänack*, der Enterich, Erpel"; "*Kauk*, die Dohle, . . . außerdem heißt dieser Lieblingsvogel unserer Kinder *Klaos* und *Taolk*"; "*Hunger*, *Hungerblôm*, die Kornblume . . ., heißt auch *Roggenblôm*"; *Schraopels* oder *Schraobsel* 'was abgeschabt ist'; "ein Zuruf der Landleute, wenn die Pferde . . . nach links hin (gehen sollen), heißt: *tûl*, auch *hi* od. *naosch*"; "*Brid'n*, jeder durch die Sinne wahrnehmbare Dunst, besonders wenn er aus erhitztem Wasser od. von gekocht. Spei-

sen aufsteigt" und "Waos'n, aufsteigender Wasserdampf"; "Hergottswörmk'n, Herrgottsäönk'n, Pûthôn, Pûtworm heißt die Coccinelle, besonders die siebenpunktige"; für die Libelle werden angeführt *Jumfer Sibold, Jumfer Lischen, Schillebold, Spinnjumfer, Bruthaomelmann, Gâspârd*. Zuweilen wird auf die räumliche Beschränktheit ausdrücklich hingewiesen, z. B. "die Heidelbeere wird in einigen Gegenden *Büsing* (ohne Zusatz) genannt, in anderen Gegenden dagegen *Bickbär*, auch: *Kreinogen*", später wird noch angeführt "in einigen Gegenden" *Kôtâk'n*; in welchen Gebieten diese Bezeichnungen üblich waren, wird nicht vermerkt. Bei *Grêb'n* 'Grieben' wird angegeben, daß sie "in einigen Gegenden" *Köj'n, Kaoj'n* heißen, bei *Haorfleit'n*, daß der Acker-schachtelhalm "in andern Dörfern" *Katt'nswans, Katt'nstärt* genannt werde. Ziemlich bunt ist die zusammenlesbare Synonymik für den Wiedehopf: *Hupp-upp, Wuppwupp, Kösterwupk, Kuckucksköster; Fül-Piper* erhält den Zusatz "in einigen Gegenden", und nur für *Lupk* wird der Nordwesten als Verbreitungsgebiet angegeben. Genauer begrenzt ist *Paggeleiz* 'eine Art Weizenbrot in Hufeisenform' auf das Hannover-sche und "die angrenzenden Dörfer der Altmark". Danneil weiß auch, daß das gleiche Wort in verschiedenen Gegenden Verschiedenes bedeutet: unter *Dickkopp* 'Hundskamille (*Chrysanthemum leucanthemum*)' versteht man "in andern Dörfern die *Centaurea paniculata*, in noch andern Dörfern die *Anthemis Cotula*"; mit *Hannotterblôm* 'Wiesenschaumkraut' bezeichnet man "in andern Gegenden der Altmark" die *Waldanemone*.

Gelegentlich werden auch ungefähre Verbreitungsangaben für die oder wenigstens für eins der angeführten Synonyme gemacht. Bei *Ach'l, Hach'l* vermerkt er: "im Süden heißt diese Gerstengranne *Eimen*" und erweitert das in den Zusätzen "*Aim* im Nordwest". "Im Süden *Grêp*" fügt er zu *Mëssfork* 'Mistgabel'. Zu *Pogg'* und *Padd'* 'Frosch' gesellt sich *Ütsch* "im Süden". Neben *Hätitsch* 'Eidechse' stellt er ohne weitere Angabe *Vêrfôtsch*, wobei er nicht das ihm aus dem Salzwedelschen vertraute *Vêrfôtsch*, sondern das ostaltmärkische Wort voranstellt, und er fügt hinzu: "im Süden *Aorskröpp'l*". Etwas genauer sind die geographischen Angaben bei den Bezeichnungen für den Pirol: "*Schult von Bülau* (od. wie hier meist gesprochen wird: *von Tülau*) im Süd.: *Koch von Külau*". Unter "hier" ist Salzwedel und seine Umgebung zu verstehen. Der *Koch von Külau* ist heute noch im Südosten im Bereich der

Letzlinger Heide anzutreffen, der *Schult von Bülow* im Osten der Altmark.

In den "Zusätzen und Berichtigungen" des Anhangs mehren sich etwas die geographischen Angaben, wenn sie auch noch immer recht allgemein gehalten sind. Als im Nordwesten vorkommend werden angegeben *Blackschît'r* Schimpfname für den 'Amts- und Gerichtsschreiber', *Lümm'l* 'Stier', *Neber* 'Bohrer von mittlerer Größe', *Ütlucht* 'Raum vor der Stubentür' (während es sonst "noch hie und da in der Altmark" den Vorbau an den Bauernhäusern meint). Vielleicht hat Danneil hier vor allem die Kenntnisse des Lagendorfer Pastors nützen können. Verschiedentlich wird auch nur eine Begrenzung der Verbreitung angemerkt, aber diese nicht näher bestimmt: in "einigen Gegenden" kommen vor *Bolz* 'Kater', *Gaor* 'Fruchtbarkeit des Bodens', in "manchen Gegenden" bedeutet *Dwêl* nicht nur 'Handtuch', sondern auch 'Tischtuch', *Kein* "besondere Art von Flachs, der besonders in den Dörfern am Drömling gebauet wird", heißt in "mehrern Gegenden der Altmark" *Kînlîn*, unter *Pûch* wird nicht überall ein altes schlechtes Bettstück verstanden, sondern "in mehrern Theilen" das Oberbett, auch wenn es in dem besten Zustande ist. Dann aber werden auch in den "Zusätzen" die Synonyme wieder einfach nebeneinander gestellt: *Plûm* 'snî(d)n, ûthäömeln, ûtluchten' 'Pflaumen entsteinen', *Bîhasp'l* und *Bîlöp'r*.

Danneil wußte schon um die Wichtigkeit geographischer Angaben, aber den Wert ihrer größeren Genauigkeit hatte er noch nicht erkannt. Wenn Schambach in seinem Göttingisch-grubenhagenschen Wörterbuch, das ein Jahr vor dem Danneilschen erschienen war, ohne aber einen "wesentlichen Einfluß" auf es ausüben zu können, weil dieses bereits fertig war, nur "dann und wann" Varianten anführt, diese aber von ihm "fast nie lokalisiert werden"¹⁴, dann ist Danneil doch schon ein paar Schritte weitergegangen.

In sehr vielen Fällen ist das von Danneil ohne zusätzliche Bemerkung angeführte Wort in der ganzen Altmark gebraucht gewesen. Dazu gehören etwa *Dêrn*, *tôb'n*, *knütt'n*, *Fôtbank*, *wättern* 'das Vieh tränken', *Aust* 'Ernte', *Ûlk* 'Iltis', *Gripp* 'Entwässerungsgraben', *Stoff* 'Staub', *Enk* 'Ableger von Blumen', *Heister*, *Hêster* 'Elster'. Aber das kann nun nicht von jedem der synonymlos gebuchten Wörter gesagt werden.

¹⁴) TORSTEN DAHLBERG: Studien über den Wortschatz Südhannovers. Erläuterungen zu Georg Schambachs Wörterbuch der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen, Lund 1941, S. 12.

Danneil hat als einzelner weder den Gesamtbestand des in der Altmark vorkommenden Wortschatzes noch die genaue Verbreitung der einzelnen Wörter erfassen können, dazu reichte auch die Hilfe seiner Schüler und "Beförderer" nicht aus. Man muß heute, wenn man das Wörterbuch benutzt – und der Neudruck läßt es wieder häufiger zur Hand nehmen – von der räumlichen Begrenztheit vieler Ausdrücke innerhalb der verhältnismäßig kleinen Altmark wissen, zumal die älteren Wörterbücher ständig für wortgeographische und historische Fragen herangezogen werden. Was bei Danneil steht, ist zwar altmärkisch in dem Sinn, daß es in der Altmark vorkam, aber nicht in dem, daß es überall und ohne räumliches Gegenwort in ihr gebraucht wurde.

Man hat den Eindruck, daß auch im Wörterbuch wie bei der Erwähnung der verschiedenen "Vokalisationen" die Osthälfte der Altmark am wenigsten berücksichtigt ist. Nicht, daß das Wörterbuch aus ihr gar nichts bringt, es verzeichnet z. B. *Bún* "in der Elbgegend" oder ausgesprochen ostaltmärkische Wörter wie *túl* 'links herum', *Naomaot* 'Grummet'¹⁵. Solche Ausdrücke könnte Danneil noch von seiner Mutter gehabt haben, die die Tochter eines Ackermanns aus Vielbaum bei Seehausen war. Verwandtschaftliche Beziehungen dorthin wurden von seinen Eltern anscheinend nicht gepflegt¹⁶, so daß ihm die eigene sprachliche Verbindung zur Wische und zu den Elbgegenden abging. Danneil war eben Westaltmärker, und es ist manchmal erstaunlich, wie wenig sein Blick über seinen engeren "mundartlichen Lebensraum" hinausgegangen ist. Obwohl *bringen* heute nur westlich der Jeetze und wenig östlich von Salzwedel vorkommt und die ganze übrige Altmark *bringen* sagt, verzeichnet Danneil nur die *i*-Form. In der gleichen Gegend heißt die Dachtraufe *Droppenfall*, *Drippenfall*. Das Wörterbuch kennt allein diese Bezeichnung, das sich nach Osten hin anschließende *Dak-*

¹⁵) Dazu könnte auch *Kattenstól* 'Pilz' (S. 97) gehören. Die Wortatlaskarte in Bd. XI verzeichnet es in der Altmark nicht. Doch wird im Wortregister S. 25 einmal *Katzenstuhl* bei Stendal aufgeführt, das dann einziges Relikt wäre. Vielleicht handelt es sich aber um ein von Danneil verhöres oder verlesenes *Paddenstól*. Das fehlt auf der genannten Wortatlaskarte zwar auch, aber sie ist hier ungenau, sie muß das im Osterburgischen resthaft vorkommende *Paddenstól* mit dem prignitzschen *Poggenstól* unter *Poggenstuhl* zusammengefaßt haben. Herr Dr. Wiesinger in Marburg hat auf meine Bitte die Verhältnisse an den Fragebogen dankenswerterweise nachgeprüft und meine Vermutung bestätigt.

¹⁶) Lebenserinnerungen, S. 12 f.

drüppe, *-drippe*, und *Daklāk* ganz im Nordosten in der Gegend von Seehausen bleiben unerfaßt. Für die Raufe der Pferde, Schafe und Ziegen wird *Hild* angeführt, ein für die Westaltmark typisches Wort, das auch im Hannöverschen und Magdeburg-Braunschweigischen vorkommt. Die Stendaler und Osterburger Gegend hat *Benn*, die Wische sagt *Rōp*, beide fehlen im Wörterbuch. Für das Hühnerauge verzeichnet Danneil das westaltmärkische *Kreinōg*, das sinngleiche *Hesterōg* in den alten Kreisen Osterburg und Stendal und an den Osträndern der Kreise Salzwedel und Gardelegen sucht man vergeblich. Die für den Star allein angeführten *Sprê*, *Spräg'n* überschreiten nach Osten hin nur wenig die Jeetze, das in dem weit größeren übrigen Teil der Altmark gebräuchliche *Stōr* bleibt unerwähnt. Die für den Maulwurf angegebenen Bezeichnungen *Mollworm*, *Mullworm* lassen nicht erkennen, daß der weitaus größte Teil der Altmark, von Gardelegen bis Werben, *Moll* hat und im Südosten *Mull* gebräuchlich ist. Für die Hornisse bucht Danneil *Holmk*, *Hormk*, das für den Kreis Osterburg charakteristische *Horning* und das von Gardelegen – Kalbe – Bismark bis zur Elbe (und über sie hinaus) geltende *Spannagel* sind Danneil entgangen. *Enten-*, *Aontenflott* 'Wasserlinsen' haben in der Altmark ein begrenztes Verbreitungsgebiet, die *Entengrütte* im Osterburgischen östlich von Aland und Uchte und südlich der Biese und im gesamten Stendalschen hat er nicht gekannt. Mit *Seiss'l*, *Sêss'l* 'Sense' ist wieder nur die Westhälfte der Altmark berücksichtigt, der Osten hat *Seis(s)e(n)*. Für das dünne Hölzchen zum Verschließen des Darms, in den Wurst gestopft wird, ist nur *Woststicken* angegeben, das nordostaltmärkische, vor allem im Osterburgischen geltende (*Wost-*)*Prune* fehlt. *sît* hat nach dem Wörterbuch die Bedeutung 'seicht, niedrig', zu ihm gehören die westaltmärkischen Ortsnamen *Siedendolsleben*, *Siedengrieben*, *Siedenlangenbeck*, *Siedentramm*. *lêg* bezeichnet alles, was in seiner Art schlecht ist. Aber am ganzen Elbrand ist *lêch* Synonym von *sît* 'niedrig', und das fehlt. Für den Rohrkolben gebraucht der größte Teil der Altmark das von Danneil angegebene *Pumpkûl*, die *Dunmerkûl* im Bereich von Aland und unterer Biese und Uchte ist nicht ins Wörterbuch gelangt. Auch die Form *Kosser* in der Wische statt des sonst in der Altmark üblichen und von Danneil allein gebuchten *Koster* 'Kätner, Kossat' ist unberücksichtigt geblieben. Neben *Krätöt*, *Lork* und *Padd'* erscheint für den Frosch nicht das aus dem Slawischen erhaltene *Losk* des Nordostens. Da die niederländischen Siedler des 12. Jahrhunderts vor allem in der Nähe

der Elbe angesetzt waren, lassen derartige Ausfälle im altmärkischen Osten ihren sprachlichen Nachlaß nur unzureichend erfassen.

Auch Wörter anderer Gegenden sind Danneil natürlicherweise entgangen. Der von ihm angeführte, in der Weihnachtszeit die Kinder schreckende *Klaosbûr* ist vor allem nordaltmärkisch, vom Hansjochwinkel reicht er bis an die Elbe; die zweite Bezeichnung *Bûrklås*, die ebenso geschlossen in den nordohreschen Dörfern des alten Kreises Gardelegen anzutreffen ist, ist unbeachtet geblieben. Mit *schurr'n* und *sliddern* werden zwar die beiden verbreitetsten Ausdrücke für 'auf der Eisbahn gleiten' angeführt, aber unbeachtet geblieben sind die kleinräumigen *glippen* im äußersten Nordosten, *glussen* im Gardelegenschen und das mit der Magdeburger Börde im Zusammenhang stehende *glissen* am Nordufer der unteren Ohre.

Nun wird man bei den von Danneil verzeichneten Wörtern nicht ohne weiteres von ihrer heutigen Verbreitung ausgehen dürfen, weil sich in den vergangenen mehr als hundert Jahren mancherlei Veränderungen vollzogen haben oder vollzogen haben können. Ich habe deshalb nur solche Beispiele ausgewählt, die auch bei eingerechneten Verschiebungen für unsere Fragen auswertbar sind.

Danneil führt für den Engerling *Zabben* an. Auf der Wortatlas-karte¹⁷ kommt dieses Wort in der Altmark in geschlossener Verbreitung so gut wie überhaupt nicht vor, das von Süden her über die untere Ohre in sie hineinreichende winzig kleine *Zappe*-Gebietchen wäre sicher nicht in Danneils Netz geraten. Aber eine Handvoll verstreuter Einzelbelege innerhalb der Altmark und kleinere *Samm*-, *Zappe*-Restgebiete im engeren und weiteren Umkreis der Altmark sichern Danneils Angabe. Nur wird man sein *Zabben* nicht als gesamtaltmärkisch auffassen. Der Wortatlas¹⁸ gibt für den Sperling in der Altmark geschlossen *Spelling*, *Sparling*, am äußersten Ost- und Westrand auch *Spatz* an. Damit scheint sich Danneils alleinige Bezeichnung *Lüning* nicht zu vertragen. Auch die nächste Nachbarschaft kennt dieses Wort nicht. Aber ein ganz vereinzelt *Lünk*-Zeichen auf der Wortatlaskarte in der Gegend von Dähre (westl. Salzwedel) verbietet es, Danneils *Lüning* als für die Altmark nicht zutreffende Bezeichnung hinzustellen. Die östlichen *Sperlinge* und *Spatzen* werden im vergangenen Jahrhundert das alte *Lüning* weit nach Westen hin zurückgedrängt haben, in Dan-

¹⁷) W. MITZKA und L. E. SCHMITT: Deutscher Wortatlas, Gießen 1952 ff., Bd. XIII.

¹⁸) Ebd. Bd. XV.

neils Zeit wird man es dem konservativen Hansjochenwinkel noch zutrauen. Vor dem ungestümen Vordringen des ursprünglich niederländischen *Erpel* ins niederdeutsche Altland und dem nach Westen ausweichenden *Wänack*, die Danneil beide anführt, hat sich das alte niederdeutsche *Drake* zurückgezogen. Nach dem Wortatlas¹⁹ liegt seine schon sehr brüchige Ostgrenze im Hannöverschen westlich der altmärkischen Grenze. Wenn Danneil aus "einigen Gegenden" *Drók* meldet, so ist das ein wertvolles historisches Zeugnis für sein einstiges Vorkommen in der Westaltmark. Neben *Quâk* wird für die Quecke in Danneils Wörterbuch auch *Pägen* verzeichnet. In den dreißiger Jahren wurden dem Mittelelbischen Wörterbuch nur noch ganz vereinzelte Vorkommen dieses Wortes aus dem altmärkischen Osten gemeldet, ferner einzelne *Peue*, *Peun'*, *Peul* an der Elbe im Stendalschen. Da der Osten bei Danneil nicht voll berücksichtigt ist, wäre *Päde*, wenn es so selten wie heute gewesen wäre, von ihm kaum aufgegriffen worden. Erst später muß von Westen her eine altmärkische *Quäke*-Einheit herausgebildet worden sein. Für das Endstück des Brotes wird nur *Knüst*, *Knüstke'n* verzeichnet. *Kanten* fehlt, und das ist heute das gängige Wort in der ganzen Altmark, während *Knüst* nur noch vereinzelt vorkommt. Wenn *Kanten*, das als niederländisches Restwort von Hause aus ostaltmärkisch ist, zu Danneils Zeit schon in der Salzwedeler Gegend üblich gewesen wäre, hätte er es sicher aufgenommen. Man kann schließen, daß es erst im letzten Jahrhundert mit hochdeutsch-umgangssprachlicher Unterstützung bis zur altmärkischen Westgrenze vorgedrungen ist. Heute findet es sich schon vereinzelt im Braunschweigischen und Hannöverschen. Grummet heißt nach Danneil *Gramm* und *Naomaot* und, wie er an einer späteren Stelle nachgetragen hat, *Naogras*. Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts war *Naogras* nach dem Deutschen Wortatlas²⁰ in der Altmark nicht vorhanden. Da aber unmittelbar nördlich von Salzwedel ein kleines *Nahgras*-Gebiet im hannöverschen Wendland an die Altmark anschließt, darf man annehmen, daß sich das zu Danneils Zeit auch noch in die Altmark hineinzog. Danneil hat mit ihm wieder ein zurückweichendes, in der Altmark aussterbendes Wort festgehalten. Dasselbe gilt für sein *Liljen konfal'jn* 'Maiblume', von dem der Wortatlas²¹ keine Spur mehr in der Altmark kennt. Nur

¹⁹⁾ Ebd. Bd. VII.

²⁰⁾ Ebd. Bd. XIV.

²¹⁾ Ebd. Bd. X.

nördlich Salzwedel gibt es links und rechts der Jeeze noch damit zusammenhängendes *Ni(e)lje*, *-r(n)g(e)n*. Wenn Danneil in der Vorrede bemerkt: "nur die Wörter, die noch im Gebrauch sind, werden berücksichtigt und die ausgestorbenen sind weggelassen", so wird man doch sagen können, daß er auch ältestes, absterbendes Wortgut der Aufzeichnung für wert gehalten hat. Wir sind ihm dafür dankbar.

Solche Beispiele zeugen von der Zuverlässigkeit des Danneilschen Wörterbuchs. Was es bringt, wurde zu seiner Zeit irgendwo in der Altmark gebraucht. Nur kann man nicht sagen, daß es das, was nicht verzeichnet ist, nicht im Wortschatz der Altmark gegeben hat. Es fehlen nicht nur, wie wir gesehen haben, Synonyme zu angeführten Wörtern, es gibt auch sonst Lücken im Wortbestand. So ist etwa der Bereich der bäuerlichen Geräte nicht sonderlich gut bestellt, und wer in Hildegard Schlomkas Buch über das Brauchtum der Jahresfeste in der westlichen Altmark²² blättert, der stößt darin auf Wörter wie (*Spinn-*)*Koppel*, *Påråmd*, *Afspånegeld*, *Kliese*, *kliesen*, *Schiljenafsingen*, *Pingstkerl*, *Maikerl*, *Königsknecht*, *Fistmeier*, die vor einem Menschenalter in den westaltmärkischen Dörfern noch vorkamen, aber bei Danneil nicht zu finden sind. Jacob Grimm, der Danneils handschriftliches Wörterbuch "des Druckes für werth" gehalten hatte, weil es "mit einsicht und fleiß abgefaßt" ist und "einen willkommenen Beitrag zur Kunde der deutschen mundarten liefert", hatte doch auch bemerkt: "hin und wieder hätte ich mehr Vollständigkeit gewünscht, namentlich in bezug auf Pflanzennamen, auf namen der kleinen Vögel und insekten, auf namen, die man den rindern, ziegen, hunden gibt, auch Benennungen der feldflur und äcker . . . (?) Vielleicht läßt sich manches der art noch nachtragen". Danneil hatte danach sein Manuskript "einer Revision unterworfen"²³, bei der sicher erst der eine oder der andere jetzt gar nicht so seltenen Pflanzen- und Vogelnamen hineingekommen ist. Nach Vollständigkeit hat er aber nicht gestrebt, um alle Einzelheiten zu berücksichtigen, "hätte ein Aufenthalt von Wochen fast in jedem Dorfe dazu gehört"²⁴. Es kam vielleicht noch etwas anderes dazu. Danneil kam aus dem "Bürgerstand", wie er auch in der Vorrede betont, aus "den untern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft"²⁵ einer kleineren Stadt. Die war

²²) Köln u. Graz 1964.

²³) Vorrede S. III.

²⁴) Vorrede S. VI.

²⁵) Lebenserinnerungen S. 33.

zwar vielfältig mit dem Land und dem Acker verbunden, aber sie war doch Stadt. Es ist auffallend, wie oft Danneil von sprachlichen Eigenheiten "des Landmanns" spricht, die sich doch offenbar von seiner Mundart abgehoben haben. *Bitterkrût* z. B. "nennt der Landmann den Wasserpfeffer", *de Snê blôt* ist "ländliche Bezeichnung des sogenannten Sommers", "die Frucht der Akerbrombeere nennt der Landmann aber *Brumbäsing*", "*Fûlsnût* heißt auf dem Lande der, welcher sich nicht gewaschen hat". Es ist bezeichnend, daß erst die Ergänzungen in seinem Handexemplar das erwähnte *Fistenmeier* aus dem dörflichen Brauchtum bringen.

Das Wörterbuch führt Beispiele an, die zeigen, wie sich das Plattdeutsche in Danneils Zeit in Stadt und Land im Lautlichen unterschied. Der Städter sagte *ick sall*, der "Landmann" *ick schall*. *Wask'n* war für *waschen* "auf dem Lande gebräuchlich", *Flêsch* hieß "auf dem Lande" *Flêsk*, die *Wisch* 'Wiese' wurde "auf dem Lande *Wisk* gesprochen". In den achtziger Jahren war nach Ausweis der Aufnahmen für den Deutschen Sprachatlas die *sk*-Form in der Altmark so gut wie ganz aufgegeben, nur im äußersten Hansjochenwinkel hatte sie sich noch gehalten²⁶. Was in der Zeit Danneils mindestens in der westlichen Altmark noch einen Gegensatz zwischen städtischem und ländlichem Plattdeutsch ausmachte, war ein Menschenalter später zugunsten der städtischen, nun allgemein altmärkisch gewordenen Lautung ausgeglichen. Auch im Wortschatz lassen sich in Danneils Wörterbuch solche Unterschiede erkennen. *wâs'n* war "mehr auf dem Lande in Gebrauch", in der Stadt, also in Salzwedel, begann sich von der Schriftsprache her *sîn* einzubürgern. Der Lehrer, der nicht zugleich Küster war, hieß "beim Landmann" *Schölke'r*, *Schöler*; *jenn'* kam "auf dem Lande" in andern Verbindungen vor als in der Stadt. Wenn bei *ick bin sädigt* bemerkt wird, daß das "beim gemeinen Mann" eine Ablehnung sei, wenn er zum Mitessen aufgefordert wird oder wenn es heißt, daß "der gemeine Mann" *Pissëmken* zur Ameise sagte, so war das offenbar in der Stadt nicht üblich oder kam nur in den unteren Kreisen vor. Danneil hat auch einen Blick für die sozial bedingte Schichtung im Plattdeutschen der Altmark gehabt.

²⁶) WREDE, MITZKA, MARTIN: Deutscher Sprachatlas, Marburg 1926 ff., Kte. 41.

NIEDERDEUTSCH GANZ

Von Walther Mitzka

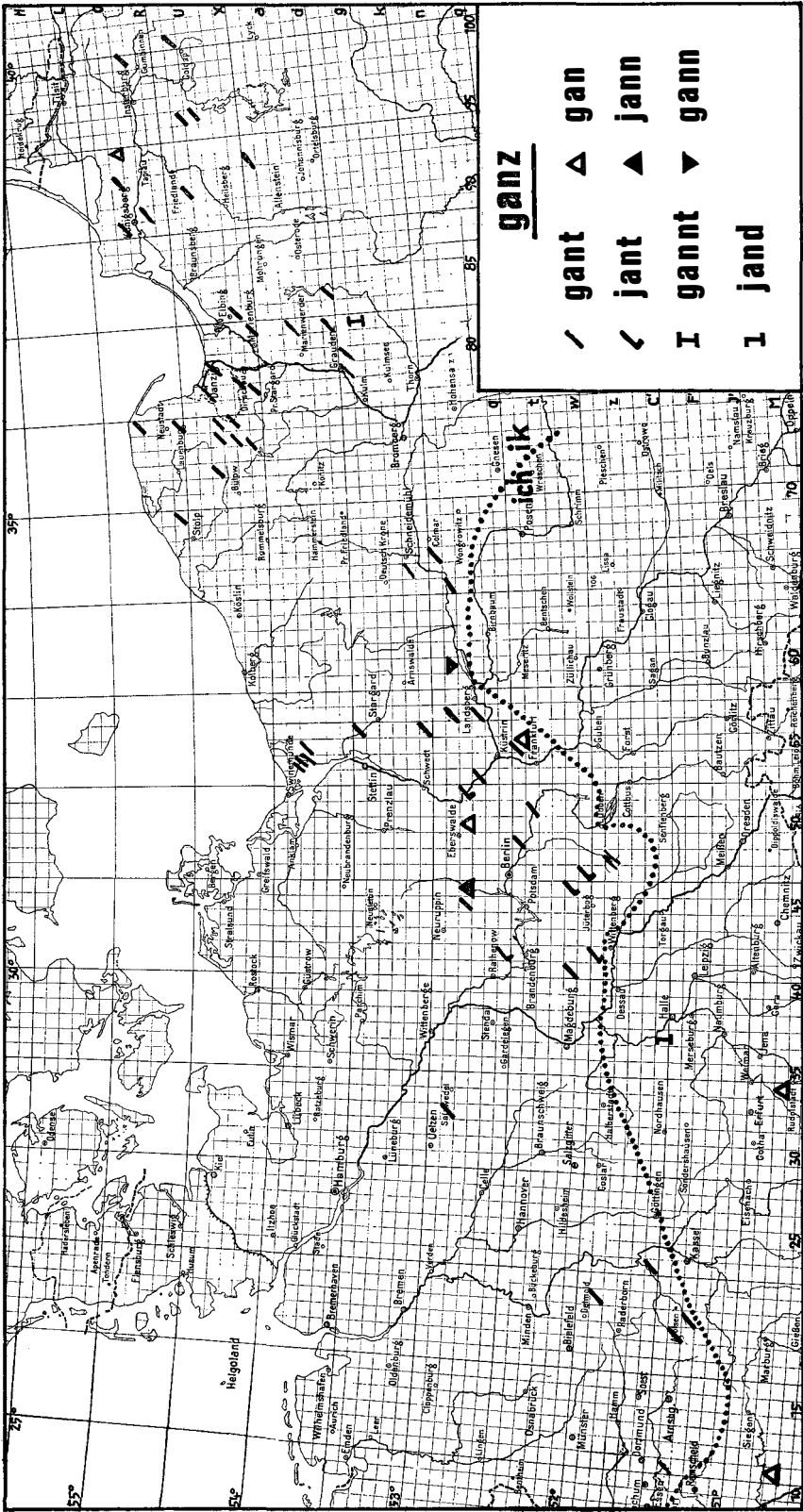
Das eigentlich niederdeutsche Wort ist *hēl* (hd. *heil*), erklärt das Deutsche Wörterbuch 4 I 1, 1286, bearbeitet von J. Grimm, K. Weigand, R. Hildebrand. Nd. *ganz* sei Lehnwort aus dem Süden. Das Hochdeutsche stehe mit *ganz* den gesamten Schwestersprachen gegenüber mit *heil*, das ja das Hochdeutsche auch besaß, während *ganz* ins Niederdeutsche erobernd ausgegriffen hätte, nur von der See gehemmt, "man begreift nicht wie. *ganz* muß von einer besonderen gewalt in wichtigen lebensgebieten getragen gewesen sein, im handelsleben, rechtsleben, hofleben oder sonst wie". Aber Verdam en Verwijs: *Middel-nederlandsch Woordenboek* 2, 911, leiten *gans*, *ganse*, *gants*, *gantz* mit der ursprünglichen Bedeutung 'gesund, ohne Gebrechen' von einem (erschlossenen) *gant* ab: "De zuiver nederfrankische vorm is *gant*; het daarvan afgeleide ww. *genten* 'sanare' is bewaard gebleven in een Gloss." Auch verweisen sie auf *genten*: Sp. 1455 wird dies von jenem *gant* abgeleitet. Diese Form erscheint, merkwürdig häufig, in den 1879/80 geschriebenen Formularen zum Deutschen Sprachatlas. Wenker hatte um die Übertragung in die Ortsmundart des Satzes 6 gebeten: "Das Feuer war zu heiß, die Kuchen sind ja unten ganz schwarz gebrannt." E. Maurmann hat die Antworten der Lehrer zu 'ganz' auf Manuskriptkarten übertragen. Eine Erklärung dieser Karten fehlt. Vom Dänischen und vom Niederländischen reichen geschlossene Flächen mit *hēl*, einzelnen *heelmol*, *helendall*, *heltomal*, *alheile* herein. Sehr dicht ist das Vorkommen von *gans* im Niederdeutschen, auch mit *-ss*, *-ß*, *-ds*. Eine Umsetzung von vermeintlichem oder wirklichem hd. *-nz* in phonologisch gewohntes *-ns* liegt nahe. Nun ist vom Altsächsischen her das *n* vor *-s* im Niederdeutschen weithin geschwunden (Karte 45 des DSA 'Gänse'). Dies ist analog in *gans* nur sehr beschränkt nachvollzogen worden, so oft in Westfalen, mehrmals südlich von Bremen und vereinzelt nordöstlich von Braunschweig und von diesem Ostfälisch her im Ostpommerschen. Da hat aber im Brandenburgischen und im Niederpreußischen

jenes Lautgesetz schon in 'Gänse' gewirkt. Übrigens sind außer jenen Rand- und Resterscheinungen des ehemals offenbar auf ganzer Fläche allein geltenden germ. *heil* nur verstreute *all(e)*, auf Fehmarn mehrmals *gänzlich belegt*. An besonderen Formen kommen in der Lüneburger Heide *garns, garnz* vor. Suchen wir zu hd. *ganz und gar* nach der Möglichkeit einer Kreuzung, so kommt *gar* weiterab öfters in Hessen vor. Als Vereinfachung von Dreikonsonanz sind die im Rheinfränkischen und Obersächsischen recht häufigen *gans* zu werten. Vereinzelt sind sie auch sonst im Mitteldeutschen und im Oberdeutschen zu finden.

Schiller-Lübben konstruieren in ihrem Wörterbuch 2,11 zwar ein Lemma *ganz*, ihre Belege haben aber kein *z = ts*: *ganselken, gansliken*, S. 62 *gens-*, (*genz*)*like, genstlike*. Borchling-Lasch: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch 2, 14 buchen *gans, gancz, ganz*, vereinzelt Umsetzung *gant*. Agathe Lasch formuliert in ihrer Mittelniederdeutschen Grammatik, Wortverzeichnis: "*gans* adj. adv.", § 328: "*ganse ganze*", § 330 II: "Es wechseln: *gantz, genczliken, gentsliken, ganzc, gans*". Binnendeutsche Konsonantenschwäche zeigt *gands* neben *gans* (Lemma), *ganz* bei O. Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch 2, 300.

Die Etymologie wurde lange Zeit für unerklärt gehalten und manche germanische (J. Grimm: got. *gansjan*; G. Weitzenböck, ZMF 12, 129, oder außermanische (Möller, ZfdA. 36, 330; vgl. Hellquist: Etymologisk Ordbok 270, Franck-van Wijk: Etymologisch Woordenboek, Suppl. van Haeringen 1936, 52) verworfen. Aber festen Boden erbrachte die lautgerechte und semantische Gleichung mit litauisch *gande'ti* mit Formans *d* 'genügen, genug haben, befriedigt sein' zu *ganà* 'genug', altind. *abanas-* 'schwellend', idg. *gubono-*: E. Fraenkel, Zvgl. Sprachw. 72 (1955) 57 [so muß der Hinweis bei Kluge: Etym. Wb. lauten, auch 8. Jh. statt 7.]. Suchen wir zu *gand-* nach einem *-sa*, so bietet F. Kluge dies; Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte, § 215.

Wie haben wir nun zunächst die *gant, jant, gannt, jand* unserer Karte zu beurteilen? Außer dem vereinzelt *jand* liegen sie im niederdeutschen Raum. Das niedersächsische Altland bietet vier westfälische und zwei ostfälische *gant*. Für Wengern Kr. Hagen (E 11,1), schreibt der aus Berleburg stammende Lehrer sehr sorgfältig echte einheimische Mundart mit *Koackliäppel, tum diärschen* 'zum Dreschen', *met ink, van ink* 'euch', also mit *chit* 'ihr' die alten Duale der bäuerlichen Grundschicht des Ruhrgebiets. Da spricht nichts gegen dortiges *gant schwatt*.



ganz

- / ganz
- △ gant
- △ jant
- I gannt
- I jand

Der Bogen aus Padberg (E' 19, 5) bei Brilon hat *gant schwart te brennt*. Da ist *ge-* (landschaftlich *e-* = *ebrennt*) und das *-t* von *swart* vor *e-* gesetzt. Der Mundarttext stammt diesmal von Schülern. Halten wir hier ausdrücklich fest: da wirkt Sandhi. Der Korbacher Lehrer aus dem nd. Berleburg hat zwei Ortsbürger gefragt (F' 20, 3) und schreibt *gant schwort*. Für Hümme Kr. Hofgeismar (C' 23) schreibt der aus Hümme selbst stammende Lehrer inmitten wieder vortrefflich wiedergegebener Mundart mit ostfäl. *dick 'dir'*: *gant schwart*. So auch Steinheim (y 21) südöstlich von Detmold. Weiter bleibt Gr. Grubenstedt (m 32), Kr. Salzwedel vertrauenswürdig: *Dat Füer was tau hitt, de Kauken's hebben ja unnen gant schwart brennt*.

Im brandenburgisch-mittelpommerschen Bereich treffen wir den vom Niederländisch-Rheinischen vertrauten Anlaut *j-* an. Im Westhaveland bietet der durch Schüler gelieferte Text von Müztlitz (q 42) *jant*, im Osthaveland Hohenbruch (n 45) *gant*. Im Kreise Niederbarnim gilt dies auch für Schöneiche (r 49, 5). Sehr sorgfältig ist weiter der Mundarttext von Wiesenburg (v 41, 4) Kr. Zauche-Belzig: die Diphthonge erhalten durch den Gewährsmann, den Pastor ("der hiesige Lehrer kennt den hiesigen Dialekt nicht genug") einen Bogenstrich drübersetzt wie *noa 'nach'*, *Kueken*, dazu auch *gant* über *nt*. Die phonetische Absicht durchschauen wir zum letzten nicht, aber da ist die dem Phonem *nt* zuge dachte Sorgfalt bemerkenswert und somit *gant* eine zutreffende Schreibung. Den Bogen für Straach (x 42, 5) westlich von Wittenberg mit *jant* füllt der aus dem Ostmitteldeutschen bei Torgau stammende Lehrer aus; Schüler den von Damm (x 45, 1) westlich von Jüterbogk mit *jant schwart jebrennt*. Inmitten niederdeutscher Sprachfläche erscheinen *jant* in Alt Wustrow (n 52, 5) "durch Vermittlung Erwachsener"; *gant* in Kienitz (o 53, 3) durch den Lehrer, in Hohenziethen (k 56, 3) durch Schüler, und in Hinzendorf-Friedrichswalde (e 56) durch Schüler und ältere Ortsangesessene.

Waren wir vorhin schon mehrmals in die Nähe der nd.-md. Mundartgrenze gelangt, so geraten wir weiter nach Osten hin in den breiten Mischstreifen, so zwischen der nördlich von Berlin laufenden Grenze *maken* : *machen* und der südlich bleibenden *ik* : *ich*. Da hat Paserin (y 48, 4) in dem vom Lehrer glaubwürdig gelieferten Text *gant* neben *ick*, *gi 'ihr'*, *Salz*, *heß* und die auch sonst dort wohlbezeugten Mischformen *Ziten*, *bießen* 'beißen'. Für das Nachbardorf sind Schüler als verantwortlich genannt. Da ist nicht voneinander abgeschrieben oder

sonstwie zusammengearbeitet worden. Paserin: Langengrassau (48, 10) schreiben *dree: treen* 'trockenen'; *rum: rümm*; *besser: bäter*; *jude: jute* 'gute'; *Fier: Füer*; *Wasser: Wasser* (auch *Water*); *Ziten: Zieten*; *nach Hause: hem*; *machen: maken*; *schonn: schonst*; *gi müssen: chi müsst*; *gi derben: chi derpt* 'ihr dürft'; *auf: uf* 'euch'. Danach sind die beiden benachbarten *gant* von einander unbeeinflusst, also als richtig zu werten.

Aber Beeinflussung ist in der vierfachen Nachbarschaft in und um Wollin deutlich. Da ist der Text von Cunow der gleiche wie der von Schwichow (a 54, 2 = 54, 3). Zu Paulsdorf hat ein Bearbeiter im Sprachatlas als Überschrift notiert: hat von Sager abgeschrieben, also a 54, 4 von 54, 1. Das überlegene Vorbild ist der Lehrer von Cunow. Er stammt aus dem gut niederdeutschen Kreis Greifenhagen und beantwortet den Bogen "mit Hilfe eines Einheimischen". Er kann eine kaum einmal beantwortete Frage Wenkers auf der Rückseite des gedruckten Fragebogens fachgerecht erledigen: "Die Hofanlage ist die fränkische, d. h. die Scheune und Ställe an der Straße und zu beiden Seiten des Hofes und das Wohnhaus, an der 4. Seite des Hofes, dem Gebäude der Straße gegenüber, so daß der ganze Hof von Gebäuden eingeschlossen ist". Die andern, allesamt auch aus niederdeutscher Nähe stammend, kürzen diesen gelehrten Text ab: "Die Hofanlage ist die fränkische". In dem wesentlich mitteldeutsch gewordenen Rand bei Halle schreibt für Volkmaritz (C' 37, 7) der Lehrer den durch Schüler bestimmten Text: *Das Feier wär ze haiß, d'Kräppelchen sinn jo ungene jand schwart gesenget*. In den Rand des Wendischen, also in den Bereich der deutschmundartlichen Nachbarschaft mit slawischer Mundart, zugleich wieder Berührungs- und Mischzone von Mittel- und Niederdeutsch, führen die *gant* von Steinhöfel (s 51, 3, durch Schüler beantwortet), Spudlow (r 55, 1, Schüler) und Dühringshof (o 57, 5, Schüler). Das Schriftbild *gan(z)t* bieten Schüler für Seeheim (i 69). Gemeint ist: *gant* und *ganz*, wie der Bogen in andern Fällen solche Einklammerung für Doppelformen anwendet.

Recht dicht liegen die zahlreichen *gant* auf der Danziger Höhe und Nachbarschaft beisammen. In diese sog. Hüttengegend ist deutsche Mundart mit Köhlern und Pottaschebrennern aus Ostpommern eingewandert. Diese Gruppe blieb sozial einfach. Jene Berufe im Dienste von Großgrundbesitzern räumten den Waldbestand bedrohlich auf, und neuere Industrieformen beschränkten die Nachkommen zu kleinbäuerlichem Dasein auf magerem Boden (Mitzka: Kleine Schriften

1968, 245). Die Nachbarschaft mit dem Kaschubischen ist in ihrer sprachmischenden Wirkung mit der Symbiose im wendischen Randgebiet vergleichbar. Da haben *gant* Krockow (O 76, 5, Schüler), Petroschin (R 76, 1, Schüler), Borreck (U 73, durch den Lehrer beantwortet), Nieder Brodnitz (U 75, von dem aus dem Orte selbst stammenden Lehrer), Kelpin (U 76, Lehrer), durch Schüler: Alt Grabau (V 75, 3), Althütte (76, diese beiden Nachbardörfer haben von einander unabhängige Mundarttexte), Lubahn (W 75, 7). Dicht an Danzig heran rücken Zigankenbergerfeld (T 78, Schüler), Kriefkohl (V 79, Lehrer), Gottswald (V 76, 6, Lehrer). Zu diesem ist Rostau (V 79, 1, Lehrer) benachbart. Auch diese Nachbardörfer haben verschiedene Mundarttexte. Weiter ab nach Westen liegt Damnitz (R 70, 7, Lehrer). Östlich von Graudenz gibt es noch zweimal ein *gant*: Klein Tarpen (e 79, Lehrer), Grutta (e 80, Schüler). Stangenwalde (d 82) schreibt *gannt*.

Wir schreiten nach Altpreußen weiter. Am mitteldeutschen (hochpreußischen) Rande, also im Bereich nd.-md. Mischung haben Riesenkirch (a 82, 3, Schüler), Königsdorf Kr. Marienburg (X 82, Schüler), südlich des Hochpreußischen Bansen (Y 93, 4) *gant*. So auch Sommerfeld (O 92, 4, Schüler); Penthen (T 96, 3, durch einen Einheimischen); Gr. Bajohren (U 96, 1, Schüler); Goldschmiede (O 89, Schüler); Wermsdorf (Q 90, 3); Kampken (N 92, Lehrer); Radschen (P 100, Lehrer); Rominten (T 101; die Frage, ob Schüler oder Lehrer, ist nicht beantwortet).

Seltsam muten die sechs Meldungen von *gan*, *gann*, *jann* an. Weit im mitteldeutschen Bereich liegt *gan* in Thüringen, in unvollendeter Verschiebungszone mittelfränkisches *gan*. Die übrigen liegen in unmittelbarer Nachbarschaft zu *gant*, (*jann* Friedrichsthaler Glashütten n 46, *gan* Klein Rade r 55) oder nur etwas weiter entfernt *gan* (Trampe-Oberbarnim n 50, 7): *Det Füer wer tu heete, die Kuhken sind ja ungen gan schwarz gebrennt*; *gann* Lichtenow m 60; *gant* Gertlauken o 94 bei Labiau. Die Schriftzüge sind durchweg sorgfältig, auch macht die Wiedergabe der Mundart einen zuverlässigen Eindruck. Am Schriftduktus ist auch nicht etwa ein Stutzen beim Schreiben, ob nun *-z* oder *-t* einzusetzen wäre, zu erkennen. Als ob der Schreiber dazu vergessen hätte, nun eins von beiden anzufügen. Die Lösung dieses besonderen Problems des Fehlens von *-z*, *-s* oder gar *-t* ist: Sandhiwirkung im Aufeinandertreffen von *s-š* (auch in *-tz=z*) und *-schwarz*, *-schwart*. Die semantische Verstärkung von *schwarz* zu *ganz schwarz* rückt im Satz

beide Wörter auch syntaktisch, Adverb zum Adjektiv, eng zusammen. Die "falsche" schriftliche Trennung *gant[s] schwart* ist auch neben der mechanischen Rückverschiebung $-z > -t$ denkbar. Dazu paßt das ober-sächsische *gand[s] schwarz*, wie thüringisches *gan* zu *gan[z] schwarz*. Beide, *gand* und *gan*, sind deutlich vom Lehrer dort und hier geschrieben, *j-* ist in ursprünglichem *gand* aus *g-* korrigiert; das Mundartwort ist mithin überprüft worden. Zur falschen Trennung, mündlich oder erst schriftlich, vergleichen wir oben *swart te brennt*. Ein isoliertes *gan* können wir uns nicht vorstellen. Das thüringische *gan* steht inmitten einer wieder vortrefflichen Mundartwiedergabe, z. B. schreibt der Lehrer gut überlegt *schprache* 'sprechen' mit überoffenem *e*. Der ostpreußische Beleg vom Südufer des Kurischen Haffes ist durch noch eine besondere Art von Sorgfalt ausgezeichnet: der aus Jaeksten im Reg.-Bez. Gumbinnen, also von niederdeutscher Gegend stammende Lehrer ergänzt den geforderten Wortlaut durch Synonyme wie Satz 2: *Doh (leg, schmit, söd) Kable enne Awe (Kachel)* oder die persönliche phonetische Schreibung *Stöekke* 'Stückchen', wobei der kaum hörbare Diphthongteil *ø* durch *e* in Antiqua gegen die sonstige Fraktur geschrieben ist. Die *-kk-* (meines alten Dialektwandergebietes) sind tatsächlich *k + k*. Das Synonym *schmit* mit nur einem *t* hinter kurzem *i* ist auch wohlüberlegt geschrieben, und *söd* 'setze' geht auf die dort gewöhnlich verwendeten Torfziegel.

Für die Masse der niederdeutschen *gant*, *jant*, *gannt*, *jannt* liegt mechanische Umsetzung, also die Herstellung von vermeintlich echt niederdeutschen "unverschobenen" Formen nahe. Auch könnte mündlich unbewußte Analogie wirken. Der Rückschluß auf niederfränkisches *gant* hatte schon für die Urheimat keine sichere Basis. An ein Hereintragen von solchem Erbe wäre dann für unsere Ballungsräume mit *gant*, das Brandenburgische mit seinem Weiterlauf ins Mittelpommersche und das Weichselland mit seinen auch an die Memel weitergewanderten Mennoniten, denkbar gewesen. Aber es streuen zu viele *gant* auch außerhalb dieser niederländisch bestimmten Flächen.

Unsere *gant* gehören in den niedersächsischen Raum, und zwar nur dorthin: von daher wird die These von mechanischer Umsetzung verstärkt, vor allem durch das häufige Erscheinen in der Nähe des Mitteldeutschen und der gemeinsamen Mischzone, auch in der Nähe zu nichtdeutscher Sprachnachbarschaft. In Ostpreußen ist auch die soziologisch geringe Reichweite des allerdings in sich durchaus lebensvollen und

sprachlich sicheren Niederpreußischen in die Mittel- oder gar Oberschicht zu bedenken. Nun sind unsere Belege nur schriftlich gesichert, und zwar nur in einer einzigen Quelle: dem Deutschen Sprachatlas. Keine der allerdings hoffnungslos spärlichen Ortsgrammatiken meldet unsere Formen. Eine Nachforschung an Ort und Stelle ist nach über acht Jahrzehnten utopisch, die größte Fläche mit *gant* untergegangen.

ZUR GESCHICHTE DER KURZEN VOKALE IN OFFENER SILBE

Von Felix Wortmann

In der Geschichte der kurzen Vokale in offener Silbe nimmt das Westfälische durch seine Kürzendiphthonge eine Sonderstellung ein. Sie sind daher schon öfter behandelt worden, ohne daß man sich über ihre Entstehung einig geworden wäre. Sind die kurzen Vokale erst gesenkt worden oder nicht? Sind die Kürzen direkt diphthongiert oder sind sie erst gedehnt worden? Ist die Diphthongierung immer auf Westfalen beschränkt gewesen oder hat auch das übrige Niederdeutschland daran teilgehabt? Im folgenden soll vom Westfälischen ausgehend auf einige lautliche Erscheinungen in nd., nl. und hd. Mundarten aufmerksam gemacht werden, die wohl etwas Licht in die Geschichte der kurzen Vokale werfen können.

Die westfälischen Kürzendiphthonge. Die Ausdehnung der westfälischen Kürzendiphthongierung ist nicht bei allen Vokalen gleich. Im Dt. Sprachatlas ist sie für *o* in "gebrochen" angegeben. Bei einer Angabe der weitesten Ausdehnung wäre die Grenze im NW noch in die Twente hinein auszuweiten, denn hier finden sich ja noch viele Spuren der Diphthongierung. Es sei nur an Vriezenveen erinnert¹. Im Süden, im hd. Siegerland, spricht man ebenfalls solche öffnenden Diphthonge wie in Westfalen².

Im Normalfalle sind die westfälischen Kürzendiphthonge kurz³, aber vor einigen Konsonanten, vor allem sth. Reibelauten, sind sie gedehnt. Im nordwestlichen Münsterland wird sehr wenig gedehnt; je

¹) G. G. KLOEKE: De taal van Overijssel, in: Verzamelde opstellen, Assen 1954, S. 114 u. 117; H. ENTJES: Westfalisierung der Overijsselse dialecten, Driemaandelijks Bl. 21 (1969) 35-57.

²) H. REUTER: Beiträge zur Lautlehre der Siegerländer Mundart, Halle 1903, S. 58 f.

³) Zum folgenden vgl. E. NÖRRENBERG: Die Herkunft von mnd. *dele*, f. (zugleich ein Beitrag zur Geschichte der "westfälischen Brechung"), Westf. Forsch. 1 (1938) 326-357.

weiter nach Osten, desto ausgeprägter ist die Dehnung, auch sogar vor Tenues. Die Diphthonge aus den hohen Vokalen *i*, *u*, *ü* neigen eher dazu als die aus den tieferen *ë*, *o*, *ö*. Die ersten werden oft, besonders im Osten, zu langen *ī*, *ū*, *ȳ*; *vītn* 'wissen'. Bei diesen Monophthongen kann gar kein Zweifel bestehen, daß sie aus Diphthongen hervorgegangen sind. Deshalb wird auch im Lande Lippe, in dem heute, abgesehen von ein paar südwestlichen Orten, keine Kürzendiphthongierung vorkommt, diese früher gewesen sein, wenigstens bei *i*, *u*, *ü*, da sich hier die langen *ī*, *ū*, *ȳ* finden. Ein langes *īə*, *ūə*, *ȳə* oder *ī*, *ū*, *ȳ* für alte Kürzen in offener Silbe spricht man allerdings auch östlich der Weser⁴. Aber diese Laute sind nicht mit den westfälischen gleichzusetzen. Sie gehen, wie auch die ostfälischen Mundartforscher annehmen, auf lange geschlossene Monophthonge *ē*, *ō*, *ö* zurück. Auch die *īə*, *ūə*, *ȳə* oder *ī*, *ū*, *ȳ* im nordöstlichsten Westfalen neben Monophthongen für *ë*, *o*, *ö*, werden so entstanden sein.

Die westfälischen Kürzendiphthonge sind meistens fallend, also auf dem ersten Teil betont. Doch gibt es auch einige Ortsmundarten, in denen der Akzent auf den schallkräftigeren zweiten Teil verlegt ist. Älter sind die fallenden Diphthonge, denn bei Dehnung liegt der Akzent immer auf dem ersten Teil, z. B. in Mettingen, Kr. Tecklenburg, zwar *jēdn* 'essen', aber *īəbn* 'eben'. Bei der Dehnung fallen zuweilen die Diphthonge aus den offenen Vokalen *ë*, *o*, *ö* mit denen aus den geschlossenen Umlauts-*e*, *i*, *u*, *ü* zusammen, so in einigen Orten des Ennepe-Ruhr-Kreises, von Groß-Essen, in Mettingen, Kr. Tecklenburg.

Am Rande der westfälischen Kürzendiphthongierung hört diese nicht plötzlich ganz auf⁵. Vor sth. Reibelauten nimmt sie im Westen und Norden einen etwas größeren Raum ein als vor Verschlusslauten. In der nordwestlichen Grafschaft Mark reichen die aus *i*, *u*, *ü* entstandenen gedehnten Diphthonge etwas weiter nach Westen als die entsprechenden aus *ë*, *o*, *ö*⁶. Gewöhnlich werden am Rande der Diphthongierung die kurzen Diphthonge durch kurze Monophthonge, die langen Diphthonge durch geschlossene lange Monophthonge abgelöst. Ein Beispiel aus dem Kr. Bersenbrück: Im SO vor allen Konsonanten Diphthonge, kurze und gedehnte. Nördlich anschließend kurze

⁴) Vgl. die entsprechenden Karten bei R. MEHLEM: Atlas der Celler Mundart, im Blickfelde der niedersächsischen Dialekte und deren Grenzgebiete, Marburg 1967.

⁵) vgl. E. NÖRRENBURG, a.a.O. 337 Anm. 40b.

⁶) ebd. Anm. 40h.

Monophthonge *e*, *o*, *ö* vor *p*, *t*, *k*, *l*, *m*, *n*, aber lange Diphthonge vor dehrenden Konsonanten. Daran wieder nördlich anschließend noch die kurzen Monophthonge, statt der langen Diphthonge aber jetzt geschlossene lange Monophthonge \bar{e} , \bar{o} , $\bar{ö}$. Noch nördlicher auch für die kurzen Monophthonge lange \bar{e} , \bar{o} , $\bar{ö}$. Schließlich noch weiter nördlich in allen Fällen lange offene \bar{e} , \bar{o} , $\bar{ö}$ ⁷.

Zuweilen kann man feststellen, daß abgelegene Orte Diphthonge sprechen, die größeren aber Monophthonge⁸. Damit ist zu vergleichen, daß mitten in Westfalen die Stadt Gütersloh im Gegensatz zum umliegenden Land für die kurzen *i*, *u*, *ü* in offener Silbe *e*, *o*, *ö* spricht, gedehnt aber wie das Land $\bar{i}a$, $\bar{u}a$, $\bar{ü}a$ ⁹. Monophthongisch sind auch die Städte Coesfeld und Enschede, während das umliegende Land noch Diphthonge kennt.

Wie ist die oben am Beispiel des Kr. Bersenbrück gezeigte Aufeinanderfolge von Diphthongen und Monophthongen zu erklären? Sie spiegelt keine Entwicklung in der Zeit wider, etwa $i\bar{a} \rightarrow e \rightarrow \bar{e} \rightarrow \bar{e}$, denn der Übergang von geschlossener Länge zur offenen widerspräche all unserer Erfahrung mit der Lautgeschichte der letzten 1000 Jahre. Der Annahme, die Entwicklung wäre umgekehrt verlaufen, also von $\bar{e} \rightarrow i\bar{a}$, widerspricht 1. die Feststellung, daß Kürzung von langen *e*, *o*, *a*-Lauten vor einfachem Konsonant im Normalfall in den germanischen Sprachen nicht festzustellen ist; 2. daß die Diphthonge von Monophthongen verdrängt werden, die ältere Generation Diphthonge spricht, die jüngere nicht mehr¹⁰. 3. ist diese Entwicklungsrichtung auch deshalb unmöglich, weil der Norden mit seinem \bar{e} , \bar{o} die alten altsächsischen Laute *i*, *ë* bzw. *o* und *u* nicht mehr unterscheidet, wohl aber der Süden. Deshalb werden wir annehmen müssen, daß der heutige Zustand auf einem Ausgleich zwischen einem Gebiet mit langen offenen Monophthongen und einem mit Diphthongen beruht. In dem Grenzgebiet etwa zwischen $i\bar{a}$ und \bar{e} schloß man sich der monophthongischen Aussprache an, behielt aber die Kürze bei, sprach also *e* oder *ɛ*. Zwi-

⁷) H. VEHS LAGE: Die Mundart des Artlandes auf der Grundlage der Mundart des Kirchspiels Badbergen, Borna-Leipzig 1908, § 68.

⁸) H. L. BEZOEN: Klank- en vormleer van het dialect der gemeente Enschede, Leiden 1938, § 10 ff.

⁹) H. WIX: Studien zur westfälischen Dialektgeographie im Süden des Teutoburger Waldes (DDG IX), Marburg 1921, § 51, 69, 74.

¹⁰) E. NÖRRENBURG, a.a.O. Anm. 40 i; H. H. SOOST: Studien zur Dialektgeographie Nordhessens, Diss. Marburg 1920, Ms. § 277.

schen gedehntem $i\bar{a}$ und \bar{e} konnte das Ergebnis nur \bar{e} sein. In der Nachbarschaft der langen offenen Monophthonge werden die Diphthonge vor allen Konsonanten lang gewesen und dann also auch alle durch geschlossene \bar{e} , \bar{o} , $\bar{ö}$ den offenen Monophthongen angeglichen sein. Die kurzen und die geschlossenen langen Monophthonge der Ausgleichszone werden also auf älteren Diphthongen beruhen.

Zeugen früherer Diphthonge in heute monophthongischen Mundarten sind Wörter mit ausgefallenem d , bei denen das i bzw. u , $ü$ erhalten ist; z. B. in Essen $v\bar{i}v$ 'wieder', $bet\bar{s}t\bar{i}d$ 'Bettstelle', $r\bar{ü}d$ 'Hund'; in Gelderland¹¹ $kiel$ 'Kittel', $niend\bar{o}re$ 'Niedentür' am Bauernhaus.

Kürzendiphthonge in niederfränkischen und hd. Mundarten¹². Während im nördlichen niederländischen und im außerwestfälischen niederdeutschen Sprachraum an Stelle der westfälischen Kürzendiphthonge keine sich öffnende Zwielaute gesprochen werden, finden sich solche in den südniederländischen und hd. Mundarten an vielen Stellen. Diese Diphthonge stehen aber hier nicht wie im Westfälischen nur vor einfachem Konsonant, sondern auch vor manchen Konsonantenverbindungen und alten Doppelkonsonanten. Gewöhnlich läßt man diese Diphthonge aus vorher gedehnten Kürzen entstehen, da hier auch oft etymologische Längen zu solchen Zwielaute geworden sind. Wie weit das zutrifft, kann hier nicht im einzelnen untersucht werden.

Von den siegerländischen Diphthongen ist jedenfalls zu sagen, daß sie mit den westfälischen unmittelbar zusammenhängen. Um Freudenberg und im Sayn-Wildenburger Gebiet¹³ ist $\bar{e} > e\bar{a}$ diphthongiert: $\bar{s}we\bar{a}w\bar{a}$ 'Schwefel', $le\bar{a}w\bar{a}$ 'leben', gedehnt $> \bar{e}\bar{a}$: $m\bar{e}\bar{a}$ 'Mehl'; im eigentlichen Siegerland steht dafür \bar{e} . Das Umlauts- e ist dagegen auch hier diphthongiert, ebenso o : in Hilchenbach $i\bar{a}s\bar{a}$ 'Esel', $hi\bar{a}w\bar{a}$ 'heben', $u\bar{a}w\bar{a}$ 'Ofen'; in Freudenberg $e\bar{a}s\bar{a}$, $he\bar{a}w\bar{a}$, $o\bar{a}w\bar{a}$; in Siegen $e\bar{a}s\bar{a}$, $h\bar{e}\bar{a}w\bar{a}$, $\bar{o}\bar{a}w\bar{a}$. Das kurze o geht also hier nicht wie im Westfälischen dem kurzen \bar{e} parallel. Dasselbe finden wir im südlichen Westmünsterland: $\bar{e} > \bar{e}$, aber $o > \bar{o}$. Auch im nördlichen Waldeck wird zwar

¹¹) J. H. GALLÉE: Woordenboek van het Geldersch-Overijsselsch dialect, 's-Gravenhage 1895; K. HEEROMA: Taalatlas van Oost-Nederland en aangrenzende gebieden, Assen 1960, Kaart 12 achterdeur.

¹²) Die Lautschrift der zitierten Literatur ist meist vereinfacht und der des Teuthonista angeglichen.

¹³) H. REUTER, a.a.O. S. 29.

ë vor sth. Konsonanten > ē; o bleibt aber kurzes *uo*¹⁴. Altem *i* und *u* in offener Silbe entsprechen ē und ō. Diese Laute gehen aber wohl auf Diphthonge, etwa *iə*, *uə* zurück. In Eisern im südlichen Siegerland sagt man nämlich *eijl* 'Igel', *reijl* 'Riegel', mit demselben Laut, der aus langem *i* im Hiatt entstanden ist¹⁵. Das *g* fällt in Eisern, wie in vielen Mundarten nur nach tl. Vokalen aus. Das ist wohl so zu verstehen, daß es zwischen zwei "Murmelvokalen" ausfiel, etwa in der Stellung zwischen einem auf *v* oder *ə* ausgehenden Diphthong und folgendem *ə* der Nebensilbe. So wurde *iəgəl* > *iəl*. Das *i* wurde dann wie im Hiatt diphthongiert. Die geschlossenen ē, ō für *i* und *u* sind zu vergleichen den ē und ō im Westen der Grafschaft Mark und am Nordrand der westfälischen Kürzendiphthongierung. Das Umlauts-*e* ist weder mit altem *i* noch mit altem *ë* zusammengefallen, und *o* geht nicht mit *ë* parallel wie in Westfalen, aber auch nicht mit *u*, *i* wie in Ostfalen, sondern mit dem Umlauts-*e*.

Verglichen mit dem Westfälischen hat das Siegerländische also öfter Monophthonge. Diphthonge hat es aber, wenn man vom ans Hessische grenzenden Gebiet absieht, nur in den Fällen, in denen auch das Westfälische solche hat.

Weit ab von Westfalen, in der NO-Ecke der Provinz Lüttich, in dem Ort Moelingen sind die Kürzen in offener Silbe zu ganz ähnlichen Diphthongen geworden wie in einigen Mundarten Westfalens, nämlich *a* > *ua* bzw. *uā*: *h_ua.mər* 'Hammer', *z_uā.k* 'Sache', Umlauts-*e* und *ë* > *iē*, *iĕ*: *n_iē.və* 'neben', *b_iĕ.k* 'Bach'; *i* > *iē*, vor sth. *Kōns.* > *i*: *z_ikəər* 'sicher', *γ_i.vəl* 'Giebel'; *o* und *u* > *uo*, *uō*: *k_uo.kə* 'kochen', *n_uō.t* 'Nuß'; *ō* und *ū* > *iō*: *h_iō.vəl* 'Hügel', *k_iō.kə* 'Küche'¹⁶. Die Diphthonge vertreten nur alte Kürzen in offener Silbe. Man vgl. mit diesen steigenden Zwielaute die ebenfalls steigenden der Mundart von Mettingen, Kr. Tecklenburg: *a* > *ā*; *ë* > *ie*, gedehnt > *iā*; *i* > *ie*, gedehnt > *iā*; *o* > *uo*, *uō*; *u* > *uo*, *uō*. Der Unterschied besteht eigentlich nur in der Diphthongierung des *a* und darin, daß auch die gedehnten Diphthonge steigend sind. Für das nd. tonlange *ā* nahm A. Lasch auch eine diphthongische Vorstufe an, und Welter schreibt: "Es ist also im

¹⁴) B. MARTIN: Studien zur Dialektgeographie des Fürstentums Waldeck und des nördlichen Teils des Kreises Frankenberg (DDG XV), Marburg 1925, § 259 u. 272.

¹⁵) B. SCHMIDT: Der Vocalismus der Siegerländer Mundart, Halle 1894, S. 39.

¹⁶) Nach W. WELTER: Die niederfränkischen Mundarten im Nordosten der Provinz Luettich, Haag 1933 (*e*, *o*, *ö* sind halboffen).

Gesamtgebiete [des Südniederfränkischen] die Bildung sekundärer Diphthonge festzustellen, wobei zu berücksichtigen bleibt, daß die Normalform von 'Sache' und 'machen' strenggenommen *zāa.k*, *maa.kə* bzw. *zāə.k*, *maə.kə* geschrieben werden müßten.¹⁷ Der Zusammenfall des *o* mit *u* ist, abgesehen vom Westfälischen, anscheinend auch allgemein niederdeutsch.

Die rheinischen Mundartforscher nehmen für ihre öffnenden Diphthonge aus Kürzen vorhergehende Dehnung an. Das wird auch für den engeren Kölner Kulturraum stimmen. Hier entsprechen diese Diphthonge nicht nur alten Kürzen, sondern auch alten Längen und vor bestimmten Konsonantenverbindungen gedehnten Vokalen. Damit ist aber noch nicht die Dehnung der alten Kürzen in offener Silbe erklärt. Ist es nicht möglich, daß die Kürzen erst zu öffnenden Diphthongen geworden sind, diese dann wieder entweder zu kurzen oder zu langen Monophthongen, die letzten schließlich nicht eigentlich diphthongiert, sondern mit einem *ə*-Nachschlag versehen wurden, wie es in vielen Mundarten geschieht, so etwa bei Dortmund: *akrōət* 'akkurat', *kēəzə* 'Käse'?¹⁸ Moelingen hat dagegen wirkliche öffnende Diphthonge. Das Nachschlag-*ə* wie im Rheinland ist hier nicht übernommen. Auch so wichtige ripuarische Neuerungen, wie Dehnung vor Spiranten, Kürzung der aus Kürzen in offener Silbe gedehnten Längen, Ausfall des *ch* vor *t* mit Dehnung des Vokals, Diphthongierung von altem umgelaute-ten *â*, von *ê* und *ô* (= hd. *ê*, *ô*), Gutturalisierung von *n* und *nd* > *ŋ* u. a.¹⁹ hat Moelingen nicht mitgemacht. Es wäre deshalb gut möglich, daß sich hier auch eine alte Diphthongierung der Kürzen in offener Silbe gehalten hätte, während die Diphthonge im Ripuarischen unter dem Einfluß der Schärfung oft gekürzt, d. h. monophthongiert wurden, sonst sich zu langen Monophthongen entwickelten. Diese Kürzung verliert sich nach Westen. Die Moelinger Diphthonge werden gegenüber den ripuarischen kurzen Monophthongen Relikte sein. So wie am Rande der westfälischen Kürzendiphthongierung, im Westmünsterland, nur statt der innerwestfälischen Kürzendiphthonge kurze Monophthonge gesprochen werden, das "tonlange" *ā* aber lang bleibt, so hat auch im Ripuarischen das "tonlange" *ā* seine Länge behalten. Dieser Unter-

¹⁷) ebd. § 115.

¹⁸) H. BEISENHERZ: Vokalismus der Mundart des nordöstlichen Landkreises Dortmund, Borna-Leipzig 1907, § 36, 59.

¹⁹) WELTER, a.a.O. § 245-47.

schied in der Behandlung des *a* in offener Silbe gegenüber den übrigen kurzen Vokalen ist schwer zu verstehen, wenn man für alle erst eine Entwicklung zu Längen annimmt, leicht dagegen, wenn man Diphthonge voraussetzt, wobei der Diphthong aus *a* wegen seiner besonderen Natur früh zum langen Monophthong verschmolz.

Im ripuarischen und südniederfränkischen Raum, also auch in Moelingen, sind einige Wörter mit alten langen *â-*, *ê-*, *ô-* Lauten so behandelt, als ob sie kurze Vokale in offener Silbe gehabt hätten: in Moelingen²⁰ *bruo.məl* 'Brombeere', *ī.ms* 'jemand', *vī.dəl* 'Viertel' *jūō.n* 'gehen', *stūō.n* 'stehen', *slūō.n* 'schlagen', *dū.n* 'tun' (*o,ō* immer halboffen), die auf kurzes *gon*, *ston*, *slon*, *dun* zurückgehen; in Montzen, etwas weiter östlich als Moelingen, nach Eupen zu, noch *šīətə*, *šliətə*, *jiətə* 'schießen, schließen, gießen'. Diese Diphthonge werden genau so zu beurteilen sein wie die westfälischen Kürzendiphthonge in einigen Wörtern mit alter Länge wie *viənix* 'wenig' u. a., die S. 336 genannt werden.

Der lose Anschluß. Die Bedingung für die Diphthongierung oder Dehnung der kurzen Vokale ist der lose Anschluß des folgenden Konsonanten. D. h. der Übergang von der klaren Aussprache des Vokals zukommenden Artikulation zur Artikulation des folgenden Konsonanten ist verhältnismäßig lang, während er bei dem festen Anschluß sehr kurz ist²¹. Zum losen Anschluß gehört ein schwach anlautender, zum festen ein stark anlautender folgender Konsonant. Deshalb hält sich die Kürze vor stark anlautenden Konsonanten, d. h. vor allem den Tenues, besser als vor den Lenes und neigen Längen vor Tenues zur Kürzung. Nur bei losem Anschluß sind Vokale überhaupt dehnbar. Bei festem Anschluß kann der Vokal nicht gedehnt werden²². Umgekehrt kann man für das Nd. in der Regel sagen: wo heute gedehnt ist, war vorher loser Anschluß; wo heute kurzer Vokal gesprochen wird, herrschte von alters her fester Anschluß oder ein loser Anschluß ist durch den festen ersetzt worden. Der lose Anschluß ist die Bedingung, nicht der Grund der Dehnung oder Diphthongierung.

1. Loser Anschluß herrscht vor allem in offenen Silben, wenn also auf den Vokal nur ein einfacher Konsonant folgt und auf diesen wieder ein Vokal. Deshalb spricht man gewöhnlich von Dehnung bzw. Di-

²⁰⁾ ebd. § 165 u. 124.

²¹⁾ O. VON ESSEN: Allgemeine und angewandte Phonetik, Berlin ³1962, S. 149.

²²⁾ ebd. 150.

phthongierung in offener Silbe. Sie ist im Deutschen überall, außer in hochalemannischen Mundarten und im Zimbrischen, eingetreten²³.

2. Loser Anschluß ist auch eingetreten, wenn Geminaten geschwächt wurden²⁴.

3. In Südwestfalen ist auch im einsilbigen Nominativ mit einfachem Schlußkonsonant Diphthongierung eingetreten, genau wie in den flektierten Formen, z. B. *šmiät* 'Schmied', *vevx* 'Weg', *bovf* 'Hof', entsprechend der Dehnung im Hochdeutschen. Man erklärt das gewöhnlich durch Analogie. Nun gibt es aber eine Reihe einsilbiger Wörter, zu denen es keine flektierten Formen gibt, wie die Pronomina *iək*, *diək*, *miək*, *evt*, *vovt* (<*wat*) 'einige' (alle Wörter aus Müschede, Krs. Arnshausen), *düät* 'dies' (oft in der Grafschaft Mark), *biët* (Soest), *bit* 'bis' (Rhoden in Waldeck), *dovx* 'doch' (öfter in Südwestfalen). Erklärung durch Analogie ist bei solchen Wörtern nicht gut möglich, auch nicht durch Stellung vor vokalisch anlautenden Wörtern, da diese doch sicher seltener war als vor konsonantisch anlautenden. Der einfache Konsonant in diesen einsilbigen Wörtern wird genau so lose angeschlossen gewesen sein wie in den mehrsilbigen. H. Hille²⁵ bemerkt: "Der Länge in *ān*, *āf* steht . . . die Kürze in *an*, *af* (*annə*, *ābbə*) gegenüber. Mit der Kürzung in *an*, *af* fällt unerklärlicher Weise diejenige in *dax* 'Tag' zusammen". Das ist sehr gut zu erklären, wenn man keine Analogie annimmt. Die hd. Lautverschiebung der Tenues zu Spiranten auch in einsilbigen Wörtern wie *Schiff*, *mich*, *Loch* setzt doch auch eine Aussprache der Silbe voraus, die von der Aussprache geschlossener Silben wie *Speck*, *Stock*, *Satt* (Satz), *Napp* (Napf) verschieden war. Weiter: wenn diese Dehnung in den Einsilblern analogisch zu erklären wäre, warum ist sie dann nur im Süden, nicht im Norden eingetreten? Analogie ist doch überall möglich. Und wiederum ist die Dehnung vor bestimmten Konsonanten, wie *l*, *m*, *r* weiter verbreitet als vor andern? Schließlich werden in einem Teil des Hochalemannischen zwar die kurzen Vokale in offener Silbe nicht gedehnt, wohl aber gerade in einsilbigen Wörtern mit einfachem Konsonant, d. i. die sogenannte

²³ L. JUTZ: Die alemannischen Mundarten, Halle 1931, S. 153 ff.; E. KRANZMAYER: Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes, Wien 1956, § 27 h 2, 3.

²⁴ JUTZ, a.a.O. S. 157 f.; KRANZMAYER, a.a.O. § 34 j.

²⁵ H. HILLE: Die Mundart des nördlichen Harzvorlandes, insbesondere des Huygebietes, Quedlinburg 1939, § 84 Anm. 1.

hochalemannische Dehnung²⁶. Hier ist die Erklärung durch Analogie ja ganz unmöglich. Man muß also davon ausgehen, daß in solchen einsilbigen Wörtern mit einfachem Konsonant loser Anschluß herrschte, der aber in einigen Mundarten zum festen wurde.

4. Einige Konsonanten können so eng miteinander verbunden sein, daß sie nicht auf zwei Silben verteilt werden. Dann haben wir auch vor ihnen losen Anschluß. Vgl. *fybiästyt*^{26a} 'eingeschüchtert' (Bracht, Kr. Meschede), *kwięstān* 'ächzen' (Benkhausen in Waldeck), *roast* 'Rost' (Hemer, Kr. Iserlohn), *vispāltā* 'Wespe' (Benkhsn i. W.), "*Rirspe*" 'Rispe' (Belecke, Kr. Arnsberg), *Hiāspen* 'Beine' (Niedersfeld, Kr. Brilon). Dazu gehören oft auch die Sonorlaute *m*, *n*, *l*, *r* vor Konsonant. Diese Laute werden schwach artikuliert. Sie neigen ja sogar zum Schwund. Die wichtigste dieser Lautverbindungen ist *r* vor Konsonant. W. Henzen²⁷ schreibt: "Bei Diphthongen und Langvokalen, ferner bei Kurzvokalen vor Sonorkonsonant oder Geräuschlenis liegt zweifellos schwachgeschnittener Silbenakzent vor, und zwar sowohl in offener wie in geschlossener Silbe: *xalb*; *bōdā*. Aber auch bei Kürze vor Geräuschfortis herrscht . . . kein scharfgeschnittener Akzent, wie er auch im Jaun fehlt". Welche Konsonantenverbindungen sich lose und welche sich fest an den vorhergehenden Vokal anschlossen, darin weichen die einzelnen Mundarten voneinander ab. Im Nd. kommt der lose Anschluß vor Konsonantenverbindungen, abgesehen von Sonorlauten, kaum vor, gelegentlich vor *st*. "Im Ostschwäbischen, Bairisch-Österreichischen mit Ausnahme von Südtirol und Kärnten, dem Ostfränkischen, dem angrenzenden Südwestthüringischen und Schlesischen sind die Vokale der mhd. einsilbigen Wörter mit Doppelkonsonanz heute in der Regel gedehnt, nicht jedoch die in den heutigen Dialekten einsilbigen Wörter, die mhd. zweisilbig waren und ein unbetontes *e* eingebüßt haben. Es muß also vor dem Abfall des unbetonten *e*, wenn auch nicht die Dehnung, so doch die Durchführung des schwachgeschnittenen Akzentes in den einsilbigen, des starkgeschnittenen in den mehrsilbigen Formen eingetreten sein; damit zusammenhängend die Herabminderung oder Steigerung der Energie bei der Artikulation der Konsonanz. Bei der auslautenden Doppelkonsonanz trat die Artikula-

²⁶) L. JUTZ, a.a.O. S. 156 f. ^{26a}) *r l m n* immer = *r l m n*

²⁷) W. HENZEN: Die deutsche Freiburger Mundart im Sense- und südöstlichen Seebezirk, Frauenfeld 1927, S. 31.

tionspause vor derselben, bei der auf zwei Silben verteilten in der Mitte ein: *kò/pf*, aber *kö p/fe*.²⁸

5. Wenn lange Vokale gekürzt werden, wird gewöhnlich auch fester Anschluß durchgeführt. Es kann aber auch der lange Vokal zwar verkürzt, aber der feste Anschluß noch nicht durchgeführt sein, wie etwa im heutigen Niederländischen, wo die eigentlich langen *ie*, *oe* vor Verschlusslauten sich nur wenig von den kurzen Vokalen unterscheiden. Auf Kürzung alter Längen gehen z. B. folgende Wörter mit Kürzendiphthongen zurück: sauerländisch *hiälzə*^{28a} 'heilige', *viönix* 'wenig', *xiätlink* 'Drossel', *niän* 'kein', *iätərbiät* 'verdrießliches Kind', *tiän* 'zehn', *sevlix* 'selig', *sevmix* 'sämig', *brevmə* 'Brombeerstrauch', *xrevvenstään* (mit dem Ton auf *stään*) ON Grevenstein, Kr. Arnsberg, *bəšoalən nuet* 'Muskatnuß', ravenbergisch *üam* 'Oheim'; weiter *brüäm* 'Bräutigam', *rüäklus* 'sorglos', *rüädln* 'Röteln, Masern' *drüätian* 'dreizehn' (Herdecke, Kr. Ennepe-Ruhr). Bei *tiän* und *üam* wird die häufig nebetonige Stellung die Kürzung verursacht haben, sonst die schwere Nachsilbe. Auch im nichtwestfälischen Niederdeutschen finden sich solche Kürzungen, natürlich mit den entsprechenden Monophthongen, so im ostfälischen Emmerstedt²⁹ *brədəjam*, *lənəvant*, *brönswik* 'Braunschweig', *döwər* 'Tauber'; im mnl. *-hede* (< *-heide*, hd. *-heit*), *-lede* (< *-liede* 'Leute' im Personalpronomen). Hierher sind auch die Ortsnamen auf *-hosen* statt *-hūsen* zu stellen.

6. Loser Anschluß kann auch eintreten, wenn haupttonige Silben mit festem Anschluß nebetonig werden, wie etwa in münsterländisch *Siäpperä* ON Seppenrade. Der ON hat altes *pp*.

Die genannten Möglichkeiten des losen Anschlusses sind in den verschiedenen Mundartgebieten und auch in den einzelnen Wörtern nicht immer alle verwirklicht. Zudem konnte der ursprünglich lose Anschluß durch den festen ersetzt werden. In all den angeführten Fällen mit losem Anschluß finden wir in hd. und, wenn auch seltener, in nd. Mundarten öffnende Diphthonge.

Entstehung der "gesenkten" Monophthonge. Meistens sind aber heute, abgesehen vom Westfälischen, die alten kurzen Vokale bei losem Anschluß durch kurze oder lange Monophthonge vertreten. Diese Monophthonge haben in manchen Mundarten eine andere Quali-

²⁸⁾ V. MICHELS: Mhd. Elementarbuch, Heidelberg 1921, § 79. Zur Einsilblerdehnung s. auch E. KRANZMAYER, a.a.O. § 34 k. ^{28a)} *z* stets sth. gutt. Reibelaut.

²⁹⁾ E. BRUGGE: Vokalismus der Mundart von Emmerstedt, Lund 1944.

tät als die zugrundeliegenden ursprünglichen Vokale. Sie sind gegenüber diesen gesenkt.

Die kurzen Monophthonge vor *r*-Verbindungen. In dem Gebiet der Kürzendiphthongierung vor einfacher Konsonanz sind auch die Kürzen vor *r*-Verbindungen zu öffnenden Diphthongen geworden. Die Grenzen zwischen Monophthong und Diphthong der einen Gruppe fallen mit denen der anderen zusammen. Die Stadt Schwelm z. B. spricht Kürzendiphthonge, das benachbarte Langerfeld Monophthonge für die kurzen Vokale in offener Silbe. Genau entsprechend sagt Schwelm *vovst* 'Wurst', Langerfeld *vɔst*.

Den Monophthongen aus den Kürzen vor *r*-Verbindungen sind Diphthonge vorausgegangen. Wie soll das *r* sonst geschwunden sein, wenn nicht durch Vokalisierung? Im Paderbornischen sagt man *vūst* 'Wurst', *būstə* 'Bürste', in Rhoden in Waldeck *vust*, *būstə* mit kurzem ganz geschlossenem *u*, *ü*. Das sind genau die gleichen Laute, zu denen hier sonst kurzes *u*, *ü* in offener Silbe über *uə*, *üə* geworden sind. Im nördlichen Westfalen, wo *u* vor *r* mit *o* in offener Silbe geht, sagt man *vɔst* mit einem *ɔ*, das offener ist als *o* in geschlossener Silbe. Wenn man nun annähme, das *r* wäre einfach ausgefallen, dann wäre es schwer zu verstehen, daß der ursprüngliche Vokal einmal geschlossener, einmal offener geworden ist. Man muß folgern, daß ein Diphthong wieder monophthongiert wurde.

Entstehung des *a* aus *e* und *o* vor *r*-Verbindungen: In den dt. und nl. Mundarten ist der Wandel von *e* vor *r*-Verbindungen > *a* weit verbreitet. Das westfälische Kürzendiphthongierungsgebiet liegt wie eine Insel im Meere dieses Lautwandels. Nur der NO hat etwas daran teilgenommen. In den hd. Mundarten wird er früher noch weiter verbreitet gewesen sein als heute³⁰, ebenso in Overijssel³¹. Am häufigsten wird altes *ë* > *a*, seltener *i*, *o* und *u*. Wie kann man sich diesen Lautwandel vorstellen? Das *r* oder sein Anfang wurde vokalisiert. Dazu konnte noch die Diphthongierung des vorhergehenden Vokals kommen. Der zweite Teil des so entstandenen Diphthongs war offener als der erste und konnte durch Dissimilation und weitere Vokalisierung des *r* noch offener werden, bis zum *a*, wie z. B. in Hiddenhausen, Kr. Herford, in *bīax* 'Berg', *pīat* 'Pferd', *dūap* 'Dorf'. Wenn

³⁰) P. SCHACH: Zum Lautwandel im Rheinpfälzischen: die Senkung von kurzem Vokal zu *a* vor *r*-Verbindung, *ZfMaf.* 26 (1958) 200–222.

³¹) KLOEKE, a.a.O. 109.

der Diphthong steigend ausgesprochen wurde, konnte sein erster Teil zu *j* bzw. *w* werden. So z. B. in Hasselt in belgisch Limburg³² *jār* 'Erde', *jā.sbēr* 'Erdbeere', *pjār.t* 'Pferd', *kjā.s* 'Kresse', *wjār.rə* 'werden', *kjā.l* 'Kerl', *kjā.n* 'Kern'; in Luxemburg³³ *dwarəf* 'Dorf', *kwarəf* 'Korb'; im südwestlichen Schwäbisch³⁴ *dwarff* 'Dorf', *wargəl* 'Orgel'. Von Bürserberg schreibt Jutz³⁵: "Ganz vereinzelt, noch von einer kleinen Anzahl alter Leute wird in Bürserberg die Entsprechung *ja* verwendet [für *ë* vor *r*-Verbindung], der *j*-Vorschlag ist sehr kurz; als heute vorzugsweise gesprochener Vokal gilt wie in Brand *æ*. Nach Aussage meines Gewährsmannes in Nenzing hört man dort selten noch den Vorschlag eines sehr schwachen *j*, also *jæ*. Sollten das vielleicht noch erhaltene Anzeichen, Überreste eines Vorganges sein, der mit der Dehnung des Vokales in Zusammenhang stand?" Im nördlichen Teil der Rhön³⁶ sagt man *jār* 'Ähre', *jan* 'Hausgang', *jarm!* 'Ärmel' (immer mit palatalem *a*, *ā*). Auch in Westfalen wird stellenweise der Anlaut des Diphthongs zum Reibelaut, so in Mettingen, Kr. Tecklenburg, *jem!n* 'Läuse auf den Bohnen', *jerzn* 'ärgern', *hjerfst* 'Herbst', aber vor *t* *hētə* 'Herz'; in Wünnenberg, Kr. Büren, *jet* '(er) hat', *jövə* 'Höfe' (*e*, *ö* halboffen); in Henglarn, Kr. Büren, *vuof* 'Hof'; in Rösebeck, Kr. Warburg, *hē vuopat* 'er hofft'; in Nordhessen³⁷ wird *ię* im Anlaut > *ję*, *uę* > *wuę*. In der Stellung nach Konsonant konnten *j*, *w*, bzw. schon ihre Vorstufen *ĵ*, *ŵ* leicht ausfallen.

War der Diphthong aber fallend oder schwebend, so konnten seine beiden Bestandteile miteinander verschmolzen werden, indem der erste Teil schon mit dem Öffnungsgrad des zweiten artikuliert wurde³⁸. Je nach der Offenheit des Diphthongs war das Ergebnis dann ein mehr oder weniger offener Monophthong von *e* bis *a*. Fast schon Monophthong hat z. B. Rauschenberg, Kr. Kirchhain³⁹ in *havts* 'Herz', *gavn*

³²) L. GROOTAERS en J. GRAULS: Klankleer van het Hasseltsch dialect, Leuven 1930, § 122 f.

³³) R. BRUCH: Grundlegung einer Geschichte des Luxemburgischen, Luxemburg 1953, S. 153 f.

³⁴) JUTZ, a.a.O. 63.

³⁵) L. JUTZ: Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein, Heidelberg 1925, S. 64.

³⁶) K. GLÖCKNER: Die Mundarten der Rhön, Fulda 1913, § 16.

³⁷) H. H. SOOST, a.a.O. Ms. § 273, 299.

³⁸) VON ESSEN, a.a.O. S. 103.

³⁹) E. BROMM: Studien zur Dialektgeographie der Kreise Marburg, Kirchhain, Frankenberg (DDG VII), Marburg 1936, § 28.

‘gern’ (mit palatalem *a*). Bei früher Dehnung vor sth. Konsonanten wurde der erste, der geschlossener Teil des Diphthongs gedehnt und erhielt dadurch auch bei Kontraktion das Übergewicht. Vor *r* mit sth. Dentalen wird deshalb *e*, *o*, *u* nicht zu *a*, so in den nd. Wörtern für *wert*, *Wort*, *Turm*, *Hürde*. Wenn aber die Silbe mit *-er-* ganz kurz ausgesprochen wurde, sei es wegen Nebentonigkeit, schwerer Folgesilbe oder wegen besonderen Nachdrucks, dann konnte *er* > *a* werden auch in solchen Mundarten oder in solchen Wörtern, in denen das im Normalfall nicht geschah; z. B. in vorangestelltem “Herr”: *halēr* ‘Herr Lehrer’ (Ampen, Kr. Soest); *harə* in der Altmark; auch in *barnaxərn* ‘hernach’ ebenda⁴⁰; münsterländisch *fakát* ‘verkehrt’. Im Bergischen heißt es zwar *pē:t* ‘Pferd’, aber *patšən* ‘Pferdchen’, *patskötəl* ‘Roßapfel’, ebenso *šēt*, aber *štatšən* ‘Schwänzchen’⁴¹. Für *alert* ‘flink’ (< frz. *alerte*) ist die Aussprache *alát* weit verbreitet. Der ON *Natrup* (z. B. bei Osnabrück) geht auf *Nordtrup* zurück. Altendorf bei Nordhorn heißt ‘t *Olldarp*, während “Dorf” hier *Dorp* oder *Dörp* heißt. Häufiges *Paträtt* ‘Schimpfwort für eine Frau’ kommt von *Porträt*. Im Westerwald, in Sörth, ist *o* vor einfachem *r* > *ō* geworden; es heißt aber *jafrarən* ‘gefroren’, *folar(ə)n* ‘verloren’⁴².

Durch diesen Lautwandel in der Stellung vor *r* ist auch am besten das nordniedersächsische *a* in Wörtern wie *vadr* ‘wieder, Wetter’, *ladr* ‘Leder, Leiter’, *jadr* ‘Euter’ zu erklären, also aus *Werder*, *Lerder*, *Jerder*. Man vergleiche damit *uōdan* ‘Ader’ in Sandebeck, Kr. Höxter, *giestern* ‘gestern’ in Fürstenberg, Kr. Büren, das nordwestfälische *Üörnern* ‘Nachmittag’ und *Hiēmerte* ‘Himbeere’ in Röckinghausen, Kr. Wiedenbrück. Mnd. Beispiele für solches vor der Endung *-er* eingefügte *r* sind nicht gerade selten⁴³. In einem kurzen Brief vom Ende des 15. Jh. steht *berkeren* ‘Becher’, *berteren* ‘bessern’, *Perters* ‘Peters’⁴⁴. Schon ahd. ist *wirdira* ‘wieder’ belegt. Das Wort *ladr* ‘Leiter’ kommt auf der Stader Geest in denselben Orten vor wie *wadr* ‘wieder’. Das *a* in *ladr* wird deshalb hier nicht aus dem Friesischen stammen.

⁴⁰) E. BRUGGE, a.a.O. § 125 u. § 82.

⁴¹) E. LEIHENER: Cronenberger Wörterbuch (DDG II), Marburg 1908.

⁴²) E. HOMMER: Studien zur Dialektgeographie des Westerwaldes (DDG IV), Marburg 1915, § 39.

⁴³) A. LASCH: Mnd. Gr. § 249.

⁴⁴) A. WORMSTALL: Eine westfälische Briefsammlung des ausgehenden Mittelalters, Z. f. vaterländische Geschichte und Alterthumskunde 53 (1895) 180.

Der Lautwandel von *e* und *o* vor *r*-Verbindungen ist schon alt, im Mnd., am frühesten im Norden, seit 1300 belegt⁴⁵. Doch findet sich in Ortsnamen das *a* schon viel früher. Im Moselfränkischen ist der Übergang von *i* > *a* in Flurnamen seit etwa 1200 belegt⁴⁶. Schon im As. wird zuweilen *a* für *e* und *o* geschrieben⁴⁷. Vielleicht gehört auch *hār* (Zuruf an die Pferde), obwohl schon ahd. *hara*, hierher. Die angebliche Angleichung von *ber* an *dār* würde lautlich gar nicht stimmen; *hār* hat tl. *ā*, *dār* altlanges. Der Wandel von *e* oder *o* > *a* ist aber kein einmaliger, zeitlich beschränkter Lautwandel, sondern auch später und heute noch möglich; vgl. *alatt* für *alert*.

Neben dem Wandel von *er* > *ar* gibt es auch in manchen Mundarten den von *ar* > *er*⁴⁸. Er wird auch am besten durch die Monophthongierung eines Diphthongs, etwa *aə*, auf dem oben angegebenen Wege zu erklären sein.

Entstehung des *a* aus *e* und *o* in offener Silbe. Nicht nur vor *r*-Verbindungen ist *e* und *o* > *a* geworden, sondern auch in offener Silbe. Im Westmünsterland gab es eine heute veraltete Aussprache *kalə* 'Kohle', *āwən* 'Ofen', *stāwən* 'Stube', *hāzə* 'Strumpf', *fəz!* 'Vogel'. Man vgl. damit die Vriezenveener Aussprache *kwallə* 'Kohle', *kwakken* 'kochen'. Das westmünsterländische *a* tritt nach Herdemann⁴⁹ in Wessum in einzelnen Wörtern vor *z*, *v*, *z* auf und selten in Ottenstein. Die Aussprache *a* für *o* war früher auch in der Twente verbreitet⁵⁰. Ob nicht auch *māl* 'Mehl' in dem Vechtegebiet von der Niedergrafschaft Bentheim bis zur Zuidersee so zu erklären ist⁵¹? In Otfingen, Kr. Olpe, ist *o* in offener Silbe > *ɔa* geworden, gedehnt > *ōa*. Man sagt aber *xadəl* 'Patentante', im benachbarten Gerlingen *xovdəl*. Ein Schmallerberger Familienname *Hünervogt* heißt plattdeutsch *haunərɔfas*. Für das Osnabrückische ist *šatstēr* 'Schornstein', *lak* 'Loch' verzeichnet, für Horn, Kr. Detmold, *schraff* 'schroff', für den NW Lippes vereinzelt

⁴⁵) A. LASCH: Mnd. Gr. § 76.

⁴⁶) W. JUNGANDREAS: Der Lautwandel von *i* > *a* im Moselfränkischen, ZfMaf. 34 (1967) 142–146.

⁴⁷) F. HOLTHAUSEN: As. Elementarbuch § 82 Anm. 2, u. § 86 Anm. 1; G. CORDES in ZfMaf. 24 (1956) 75 f.

⁴⁸) A. LASCH: Mnd. Gr. § 76 u. 83; L. GROOTAERS en J. GRAULS, a.a.O. § 193 ff.

⁴⁹) F. HERDEMANN: Versuch einer Lautlehre der Westmünsterländischen Mundart, Diss. Münster 1925, Ms. § 117 u. 121.

⁵⁰) BEZOEN, a.a.O. § 12.

⁵¹) Anders G. G. KLOEKE: De 'Meel'-kaart als reflektor van een historisch ontwikkelingsproces, Driemaandelijke Bladen 7 (1955) 49–55.

Haff 'Hof', weiter für Lippe *Radhacke* 'Hacke zum Roden', für das Osnabrückische *Radbester*, *Radebester* 'Baum, der gerodet werden muß'. In Vrees, Kr. Aschendorf, sagt man *Batter* 'Butter', in Benkhäusen in Waldeck *ladərən* 'lottern', *nax* 'noch', früher *dach* für südwestfälisch *doxx*. Oft wird auch das häufige *wall* 'wohl' am besten hierher zu stellen sein.

Auch im nichtwestfälischen nd. Sprachgebiet kommt *a* für altes *ë*, *i* vor, so *Baddel*, *baddeln* 'Bettel, betteln'⁵², *Badden* 'Boden', *Baggel* 'Bügel', *Flaggel* 'Torflügel', *Hawwel* 'Hobel', *Lagge* 'Lüge'⁵³. In all diesen Wörtern ist das *a* am leichtesten aus einem öffnenden steigenden Diphthong zu erklären. Auch im Mnd. kommt dies *a* schon vor⁵⁴. Namen wie *Godeke* werden öfter mit *a* geschrieben.

Wenigstens hingewiesen sei auf einige Wörter, die schon seit ahd. und as. Zeit den Wechsel *o* : *a* zeigen: Ortsnamen auf *-rade* statt *-rode*, deren mundartliche Aussprache aber heute meist (wieder?) auf *-rode* beruht; nordwestfälisch *hanix*, *bānix* statt *hovnix* oder *huənəx*, as. *hanig*; ahd *sumarlata*, *sumerlatta* neben *sumarlota* 'einjährige Lode'; hd. mundartlich *Schmat*, *Schmatte* neben westfälisch *šnovdā*, in Altona und Olpe aber *Schnā*, *Schnāde*, 'Rispe des Hafers'; südwestfälisch *Jakken* statt regelmäßigem *juəkən* 'Querbalken zwischen den Sparrenpaaren', *Statte* 'ein junges Füllen'⁵⁵ neben sonstigen ostwestfälischen Formen, die auf *-u-* bzw. *-o-* in offener Silbe beruhen. Ebenso wird aus Ochtrup, Kr. Steinfurt, *Appelstappen* 'Fohlen mit apfelförmigen Flecken' zu sonstigem *Stuēpen* gemeldet.

Soll man in all diesen Wörtern Ablaut (Reduktionsstufe?) annehmen? Sehr wohl fühlt man sich dabei nicht.

Kurze *e*- u. *o*-Monophthonge statt Kürzendiphthonge. Im westfälischen Kürzendiphthongierungsgebiet wird in der Stellung vor *r*, gefolgt von einem stl. Konsonant oder Labial oder Guttural, meist, abgesehen von NO-Westfalen, ein öffnender Diphthong gesprochen, z. B. in Müschede, Kr. Arnsberg, *kiasə* 'Kirsche', *hevtə* 'Herz', *bovst* 'Brust', *vövstə* 'Würste' mit den gleichen Diphthongen wie in offener Silbe. Doch treten manchmal, vor allem am Nordrand der

⁵²) Nieders. Wb. 1, Neumünster 1965; TORSTEN DAHLBERG: Studien über den Wortschatz Südhannovers, Lund 1941, Karte 3.

⁵³) W. FLECHSIG in: Der Landkreis Braunschweig. Kreisbeschreibungen, Bremen-Horn 1965, S. 343.

⁵⁴) Aus dem 14. Jh. Belege bei A. LASCH: Mnd. Gr. § 85.

⁵⁵) J. CHR. STRODTMANN: Idioticon Osnabrugense, Leipzig u. Altona 1756.

Kürzendiphthongierung, auch kurze Monophthonge an ihre Stelle, z. B. nordmünsterländisch *hesntop* 'Stirnhaare des Pferdes' zu nl. *bersenen* 'Hirn'; in Lüdinghausen *krisbetŋ* 'Stachelbeere', (-*betŋ* ist Ableitung von *Beere*); in Mettingen, Kr. Tecklenburg, *bēsŋ* 'bersten', *hētə* 'Herz', *bōst* 'Brust', *kōt* 'kurz', *dōst* 'Durst'; in Rheine sagt man *fədiv/ŋ* 'verzärteln', aber mit -*k*-Suffix *fədetkŋ* dass. (*e* halboffen); in Vorhelm *bēs* '(er) birst'. Während der Sterz etwa *stevt* heißt, wird das Wort in den Namen für die Bachstelze oft *stetkŋ* ausgesprochen. *Nordenau*, Kr. Meschede, heißt *nedvnō* dies wird aus *Nördernâ* entstanden sein mit der dort üblichen Entrundung von *üv* > *iv*.

Auch in der Stellung vor einfachem Konsonant finden sich diese kurzen offenen *e*- und *o*-Laute. In der Südhälfte Westfalens zeigen die Wörter, der Dehnung im Hochdeutschen entsprechend, im einsilbigen Nom. Sg. denselben Kürzendiphthong wie in den flektierten Formen, z. B. *šmiət* 'Schmied', *vevx* 'Weg', *hovf* 'Hof'. Nördlich davon erstreckt sich eine Zone mit Monophthong im Nom. Sg., aber nicht mit dem ursprünglichen Vokal, sondern mit einem offeneren Laut, also nicht *šmit*, sondern *šmet* oder *šmēt*, nicht *vex*, sondern *vəx*, nicht *hof*, sondern *hōf*, d. h. mit ähnlichen offenen Kürzen, wie wir sie in der Übergangszone am Rande der westfälischen Kürzendiphthongierung gefunden haben. Solche offene Vokale treffen wir auch in andern Wörtern an, so in *belt* 'Bild', *henə* 'hin' *unvəxŋs* 'unterwegs', *eksŋ* 'Axt', *əfkəs* 'eben', *bōtvŋ* 'Butter', *mōlŋ* 'Müller', *fōlŋ* 'Füllen', *mōntə* 'Münze'⁵⁶, in der 2. u. 3. Sg. Präs. von starken Verben: *hē ət* 'er ißt', *hē hef* 'er hat'. Alles Wörter, in denen ein Vokal hinter der Wurzelsilbe ausgefallen ist, die Silbe also geschlossen wurde.

In Südwestfalen lauten die Pronomina ich, dich, mich, uns etwa *iək*, *diək*, *miək*, *uəs*. In Ostfalen entspricht diesem Diphthong im Süden des Göttingisch-Grubenhagenschen *dēk*, *mēk*. Darauf folgt nach Norden, immer im Anschluß an die westfälischen Zonen, *dək*, *mək*, dann *dik*, *mik*, ganz entsprechend, wie sich bei den einsilbigen Substantiven *ē*, *ē*, *i* ablösen. Das ostfälische *ē* in *dək*, *mək* ist daher nicht durch Schwachtonigkeit zu erklären, sondern in die Geschichte der Kürzen in offener Silbe zu stellen. Dasselbe gilt für ostfälisch *ōš* und *jōk* 'uns, euch'. Das lange *ū* wurde gekürzt, bewahrte aber noch den losen Anschluß.

⁵⁶) Genauere Angaben zu den meisten dieser Wörter bei E. NÖRRENBURG, a.a.O. Anm. 34 u. 37.

In Wessum, Kr. Ahaus, ist *i* in offener Silbe zu einem halboffenen *e* geworden, *veln* 'wissen', aber vor sth. Reibelauten > *ɛ*, *nɛzŋ* 'neun', *tɛvə* 'Hündin', *vɛsbōm* 'Heubaum', gegenüber *sezŋ* 'sagen', mit geschlossenem *e*; entsprechend *u* > halboffenem *o*, aber *fɔz!* 'Vogel'. Man vgl. damit den oben für Wessum angeführten Wandel von *o* > *a* unter der gleichen Bedingung. Ähnlich ist auch *ë* in offener Silbe > halboffenem *e* geworden, vor sth. Reibelaut > *ē*. Diese offeneren Monophthonge sind dadurch zu erklären, daß vor sth. Reibelauten die Kürzung und damit die Monophthongierung erst später eintrat, als der Diphthong schon weiter entwickelt war. Daß am Rande des westfälischen Kürzendiphthongierungsgebietes vor den sth. Reibelauten noch Diphthonge, in den anderen Stellungen aber schon Monophthonge gesprochen werden, ist bereits am Anfang dieses Aufsatzes erwähnt. Ein entsprechender Unterschied liegt auch in Lesse, Kr. Wolfenbüttel, vor⁵⁷, z. B. *wɛtn* 'wissen', aber *nazənə* 'neun', (mit palatalem *a*); ebenso in Eilsdorf bei Halberstadt⁵⁸ *vetn* 'wissen', *blɛbm* 'blieben'.

So wie diese kurzen, besonders offenen Monophthonge vor sth. Reibelauten aus öffnenden Diphthongen hervorgegangen sind, und so wie die aus Vokal mit folgender *r*-Verbindung entstandenen offeneren Monophthonge Diphthonge voraussetzen, so werden überhaupt alle kurzen Monophthonge vor früher einfacher Konsonanz, soweit sie gegenüber ihrem Ursprungslaut offener sind, aus öffnenden Diphthongen hervorgegangen sein. In einsilbigen Wörtern, vor Doppelkonsonanz, die durch Synkope eintrat, vor schwerer Nebensilbe konnte fester Anschluß durchgeführt werden. Dies kann nach einem öffnenden Diphthong nur dadurch geschehen, daß entweder sein erster Teil unsilbisch oder gar spirantisch wird (steigender Diphthong) oder daß der erste Teil gleich mit dem Öffnungsgrad des zweiten gesprochen wird. In beiden Fällen wird der neue Monophthong offener als der ursprüngliche.

Dieser feste Anschluß scheint im Norden früher durchgeführt zu sein als im Süden. Daher die Staffelung: im Norden etwa *lit* mit alter Kürze, dann *let* und schließlich *liət* bzw. hd. (*Augen-*)*lid*, *vex* – *vɛx* – *vɛvɛx* 'Weg', *hof* – *hɔf* – *hovf* 'Hof'.

⁵⁷) E. LÖFSTEDT: Ostfälische Studien. 1. Grammatik der Mundart von Lesse im Kreise Wolfenbüttel (Braunschweig), Lund 1933, S. 18.

⁵⁸) R. BLOCK: Die Mundart von Eilsdorf (bei Halberstadt), Z. f. dt. Maa. 1910, S. 331.

Lange Monophthonge statt Kürzendiphthonge. Statt der westfälischen Diphthonge finden wir im übrigen Niederdeutschen im Normalfalle lange Monophthonge. Sind auch diese aus öffnenden Diphthongen entstanden? Daß aus solchen Zwielaute lange "gesenkte" Einlaute entstehen, finden wir öfter. As. *eo*, *ia*, *ie* ist zu \bar{e} geworden. Schmalkaldener⁵⁹ *mē* 'mir', *dē* 'dir', *hē* 'hier', *bēl* 'Beil' (ahd. *bīhal*) mit demselben ganz geschlossenen \bar{e} , das für Umlauts-*e* in offener Silbe und für mhd. *ie* steht, wird ebenso wie *mē*, *dē* 'wir, ihr' in Holzhausen, Kr. Hofgeismar⁶⁰, auch nur über einen öffnenden Diphthong (mit vokalisiertem *r*) zu erklären sein. Mhd. alemannische und bairische Dichter reimen die Lautverbindung *ir* mit mhd. *ie*, *ur* mit *uo*⁶¹. Im Mittelenglischen haben frz. Lehnwörter mit dem Diphthong *ie*, *ué* stattdessen ein langes \bar{e} , heute \bar{i} gesprochen, z. B. *grief* 'Kummer', frz. *grièf*, *beef* 'Rindfleisch', mittelfrz. *buéf*. Auch das englische ∂ in Wörtern wie *bird* 'Vogel' ist aus *i* und einem aus *r* entwickelten ∂ zusammengezogen. Ebenso ist im Frz. $\mu\acute{e}$ > ϵ , *ue* > \ddot{o} (über $\ddot{u}\ddot{o}$) geworden, weiter *eage* > $\acute{a}ge$, *saoul* > *soûl*⁶².

Am Rande der westfälischen Kürzendiphthongierung finden sich, wie oben gesagt, neben den offenen Kürzen auch geschlossene Längen statt der Diphthonge. Solche Längen treffen wir unter bestimmten Bedingungen auch mitten im Diphthongierungsgebiet an. In Immecke bei Plettenberg, Kr. Altena⁶³, sind *e*, *o*, \ddot{o} vor sth. Konsonanten > \bar{e} , \bar{o} , $\bar{\ddot{o}}$ geworden, sonst zu Diphthongen *ie*, *uo*: *mēkn* 'Mädchen', *bēn* 'beten', *lēwn* 'leben', *ōwn* 'Ofen'; aber *veex* 'Weg'. In Boke, östl. Lippstadt, heißt der Weg *vi.ax* (mit halblangem *i*), die flektierte Form aber *vēzə*, der Trog *tru.ax* (halbl. *u*), der Pl. *trözə*. In den flektierten Kasus wird aber früher der gleiche Diphthong gesprochen sein, wie jetzt noch im Nom. Sg. In Haaren, Kr. Büren, sagt man *vēx* – *vēzə*, *brēt* 'Brett'. Bei älteren Leuten hieß der Weg aber *vi.ex* und Brett *bri.et*. Die langen \bar{e} , \bar{o} , $\bar{\ddot{o}}$ haben hier also als Vorstufe etwas gedehnte Diphthonge. Auch für *i*, *u*, \ddot{u} finden wir im Paderborner Lande lange \bar{e} , \bar{o} , $\bar{\ddot{o}}$, nämlich vor

⁵⁹) E. KAUPERT: Die Mundart der Herrschaft Schmalkalden, Marburg 1914 (Teildruck), § 62, 83.

⁶⁰) H. H. SOOST, a.a.O. § 20.

⁶¹) V. MICHELS, a.a.O. S. 81.

⁶²) W. MEYER-LÜBKE: Historische Grammatik der französischen Sprache 1, Heidelberg³ 1913, § 84, 89, 106.

⁶³) O. GREGORY: Flächengrammatik des Gebietes von Plettenberg in Westfalen, Gießen 1934, § 16, 29, 15.

sth. Reibelauten: *nēzn* 'neun', *krēvək* 'Krebs', besonders wenn ein folgender Konsonant, ein *g* oder *d* ausgefallen ist, z. B. in *sēə* 'Ziege', *tvētə* 'Weg zwischen zwei Hecken', *fōl* 'Vogel', *rōə* 'Hund'. Wir haben hier in besonderen Fällen die gleichen Monophthonge wie in Ostfalen im Normalfall und am Nordrand des Kürzendiphthongierungsgebietes vor dehrenden Konsonanten und schließlich auch vor Tenues.

Die Diphthonge aus kurzen Vokalen können auch zu offenen Längen werden. In Wewelsburg, Kr. Büren, sagt man *vīɛx* – *vēzə*, in Fürstenberg, Kr. Büren, *viex* – *vēə*. Solche *ē*, *ō*, *ō̄* treten am Rande der Kürzendiphthongierung zunächst für *ē*, *o*, *ö* in offener Silbe ein, während für *i*, *u*, *ü* noch die geschlossenen *ē*, *ō*, *ō̄* gesprochen werden, z. B. in Tonnenheide, Kr. Lübbecke, *brēkɛŋ* 'brechen', aber *vē/n* 'wissen'. Erst weiter nördlich gelten für beide Reihen *ē*, *ō*, *ō̄*. Wenn in nordniedersächsischen Gegenden heute geschlossene *ē*, *ō*, *ō̄* gesprochen werden, so können sie den geschlossenen Längen in unserm Randgebiet und in Ostfalen entsprechen. Wahrscheinlich sind sie aber erst im Laufe der Zeit aus offenen Lauten verengt worden. Einen allmählichen Wandel von *ē* zu *ē̄* hat auch Kloeke⁶⁴ in Overijssel festgestellt.

Die offene Aussprache des Monophthongs wird von der Offenheit des zweiten Teils des zugrundeliegenden Diphthongs herrühren. Die Aussprache des Zwielautes wurde sogleich mit der Kieferstellung für den zweiten Teil begonnen. Einen ähnlichen Vorgang finden wir öfter bei Schwund eines inlautenden *d*, *g*, *w*. Es seien nur einige Beispiele genannt. In Prenden bei Berlin⁶⁵ ist tl. *ā*, *ō* und altlanges *ā* > *ō̄* geworden. Man sagt aber *hāl* 'Hagel', *wān* 'Wagen', *plā* 'Plage', *bānə* 'oben', *fāl* 'Vogel'. Zu dem umgelauteten *ō̄^e* heißt es entsprechend: *flē̄* 'Flügel', *trē̄* 'Tröge'; zu *i^e* (< mnd. *ē⁴*) *flē̄* 'Fliege', *lēn* 'lügen'; zu *ū^e* (früher wohl *ū̄^ö* < *ō¹*) *plō̄* 'Pflüge'. In all diesen Fällen hat sich durch den Ausfall des Konsonanten der Vokal der Nebensilbe mit dem zweiten Teil des vorhergehenden Diphthongs verbunden; dieser hat dadurch das Übergewicht über den ersten Teil bekommen, der dabei ganz wegfiel⁶⁶. Derartige Kontraktionen finden wir in mitteldeutschen Mundarten oft. So wird im Kr. Wittgenstein⁶⁷ *a* in offener Silbe > *ā*, bei *g*-Schwund

⁶⁴) KLOEKE, a.a.O. S. 106.

⁶⁵) E. SEELMANN: Die Mundart von Prenden (Kreis Nieder-Barnim), Nd. Jb. 34 (1908) 20 ff.

⁶⁶) so auch SEELMANN S. 31.

⁶⁷) A. A. WEIERSHAUSEN: Dialektgeographie des Kreises Wittgenstein, Marburg 1929 (Teildruck), § 3, 21.

aber in einigen Orten \bar{o} : $s\bar{o}$ 'sagen', $dr\bar{o}$ 'tragen', $j\bar{o}$ 'jagen'; \ddot{e} in o. S. > $\bar{e}a$, aber $r\bar{o}$ 'Regen', in andern Orten $r\bar{a}$; entsprechend im Siegerländischen $j\bar{a}$ 'jagen'. In Wissenbach⁶⁸ ist a in o. S. > \bar{o} geworden, aber $n\bar{a}l$ 'Nagel', $m\bar{a}d$ 'Magd'; \ddot{e} normal > \bar{e}^a , aber $r\bar{a}^n$ 'Regen'; in Schmalkalden⁶⁹ $n\bar{o}w\bar{a}l$ 'Nabel', aber $n\bar{o}l$ 'Nagel'; in Unterellen⁷⁰ $n\bar{o}bl$, $n\bar{o}l$ dass. In diesen Fällen wird das g zwischen zwei "Murmelvokalen", zwischen dem zweiten Teil eines öffnenden Zwielautes und dem unbetonten Vokal der Nebensilbe, geschwunden sein.

Auch in der Stellung vor r haben wir entsprechende Laute; in Unterellen z. B.⁷¹ $h\bar{o}r$ 'Haar', $w\bar{o}r$ 'wahr', gegenüber $\bar{o}l$ 'Aal'. Wahrscheinlich sind überhaupt die Palatalisierungen von a vor r oder s , \check{s} > \bar{o} , \bar{o} durch Monophthongierung öffnender Diphthonge zu erklären, so wenn es etwa bei Fladungen in der Rhön $\bar{o}sl$ 'Achsel', $\bar{o}s\bar{a}$ 'Achse', $w\bar{o}s$ 'wachsen' heißt, aber gedehnt $w\bar{o}\bar{s}$ 'Wachs' und in der übrigen Rhön $-abs-$ zu $\bar{o}s$, im NW mehr $\bar{o}as$ (mit hellem a) geworden ist. Asche heißt in der Rhön $\bar{o}\check{s}a$, $\bar{o}a\check{s}a$, $a\check{s}a$ (mit hellem a)⁷². Es wäre auch zu überlegen, ob nicht die sonst schwer erklärlichen mannigfaltigen Vokale mittel- und süddeutscher Mundarten⁷³ über einen öffnenden Diphthong mit nachfolgender Kürzung zu erklären sind, etwa die Formen *Kend*, *Känd*, *Kand*, *Könd* neben *Keand*, *Kiand*; ebenso vielleicht die "Senkung" von \ddot{e} und \ddot{a} > a , gedehnt > \bar{a} im Elsässischen und Ostmitteldeutschen⁷⁴, soweit sie nur vor loseem Anschluß stattgefunden hat. In Suhl, Thüringen⁷⁵, wird z. B. \ddot{e} > \bar{a} in offener oder früher offener Silbe: $g\bar{a}w\bar{a}$ 'geben', $m\bar{a}l$ 'Mehl', $w\bar{a}g$ 'Weg'; auch vor einigen Konsonantenverbindungen: $n\bar{a}sd$ 'Nest', $g\bar{e}w\bar{a}sd$ 'gewesen', $k\bar{a}l\bar{a}$ 'Keller'; > a in sas 'sechs', $was\bar{a}l$ 'Wechsel', $\bar{a}wag$ 'weg', bad 'betet'. In geschlossener Silbe mehrsilbiger Wörter ist es dagegen als ϵ geblieben: $br\epsilon x$ 'brechen', $\check{s}r\epsilon g$ 'Schrecken', in einsilbigen als $\bar{\epsilon}$: $dr\bar{\epsilon}g$ 'Dreck', $f\bar{\epsilon}ld$ 'Feld', $gn\bar{\epsilon}xd$ 'Knecht'. Der Wandel von \ddot{e} > a , \bar{a} war demnach an die Stellung vor

⁶⁸) W. KROH: Beiträge zur Nassauischen Dialektgeographie (DDG IV), Marburg 1915, § 7, 26.

⁶⁹) E. KAUPERT, a.a.O. § 11.

⁷⁰) K. SPANGENBERG: Die Mundartlandschaft zwischen Rhön und Eichsfeld, Halle 1962, S. 3.

⁷¹) ebd. S. 6.

⁷²) K. GLÖCKNER, a.a.O. § 11 u. 8.

⁷³) V. M. SCHIRMUNSKI: Deutsche Mundartkunde, Berlin 1962, S. 247.

⁷⁴) Beispiele ebd. 242 f.

⁷⁵) J. KOBER: Die Mundart der Stadt Suhl im Thüringer Wald (DDG 63), Marburg 1962, § 8.

altem losen Anschluß gebunden. Dazu kann auch, wie oben gesagt, die Stellung vor *st*, *hs* gehören. Dies *a* < *ë* ist deshalb im Zusammenhang mit der Geschichte der Kürzen vor losem Anschluß zu erklären, nicht durch eine davon unabhängige Senkung.

Entsprechend wären auch manche *ä*, *ę* für altes *a* zu deuten, z. B. das ostsiegerländische *ę* in *glęt* 'glatt', *ręt* 'Rad', *šdęt* 'Stadt', *lętə* 'Latte', *rętə* 'Ratte'⁷⁶. Es werden Ausgleichformen sein zwischen sgl. *glat* usw. und hess. *glōət*; genauer gesagt: *glōət* ist nach dem Muster von *glat* gekürzt, wobei sogleich der zweite Teil des Diphthongs, aber mit der Artikulationsschärfe des vorhergehenden *ō* ausgesprochen und dadurch zu *ę* modifiziert wurde. Ähnlich werden *węt* 'was' und *dęt* 'das', die in einem größeren Gebiet gelten, zu erklären sein, vielleicht auch südsauerländisch *dāt* 'das', etwa aus **dāət*.

Die mnd. "Senkung". Für das Mnd. nimmt man an, daß die Kürzen in offener Silbe vor der Tondehnung gesenkt wurden. Gegen die Senkung von *i*, *u*, *ü* im Westfälischen hat sich E. Rooth⁷⁷ gewandt. Daß hier *i* mit Umlauts-*e* gleichlautet, erklärt er durch Weiterentwicklung des *e* zu *i* vor folgendem *i* oder *u*. Eine Einwirkung eines folgenden *i* bzw. dunkler Vokale auf den vorhergehenden Vokal ist aus ripuarischen und moselfränkischen Mundarten bekannt⁷⁸.

In den hd. Mundarten ist Umlauts-*e* sowohl von *ë* wie von *i* unterschieden; in den niederfränkischen und westmünsterländischen Mundarten geht es meistens mit *ë* zusammen, in den west- und ostfälischen meistens mit *i*; in den nordniedersächsischen lauten *ë*, *e*, *i* heute gleich. In den hd. Mundarten werden *o* und *u* auseinandergelassen; *o* entspricht dabei der Stellung des Umlauts-*e*⁷⁹. Im Westfälischen werden *o* und *u* auch unterschieden, *o* entspricht aber dabei der Stellung von *ë*; im Ostfälischen sind *o* und *u* gleichgeworden und entsprechen dem *i* (mit Uml. *e*); im Nordniedersächsischen sind *o* und *u* zu *ō* (*ō*) wie *ë*, *e*, *i* > *ē* (*ē*) geworden. In den hd. Mundarten werden also von den alten kurzen *ë*, *e*, *i*, *o*, *u* in offener Silbe noch alle 5, im Westfälischen 4, im Ostfälischen 3, im Nordniedersächsischen 2 unterschieden. Mit dem kurzen *a* in o. S. zusammen ist das Verhältnis 6:5:4:2.

⁷⁶) H. REUTER, a.a.O. § 42.

⁷⁷) E. ROOTH: Waren die alten Kurzvokale im Westfälischen jemals gesenkt? ZfMaf. 26 (1958) 97–111.

⁷⁸) SCHIRMUNSKI, a.a.O. S. 247 ff.

⁷⁹) Für das Bairische vgl. KRANZMAYER, a.a.O. § 4 u. 5.

Die Annahme einer Senkung steht auf schwachen Füßen. Erstens wäre es seltsam, daß die Vokale nur in offener Silbe gesenkt wurden. Zweitens: Wenn man annimmt, daß *ë* und *o* auch gesenkt wurden, ist es nicht zu verstehen, daß *o* im nichtwestfälischen Gebiet mit *u* zusammengefallen ist und in seiner Entwicklung nicht dem *ë* entspricht, sondern dem Umlauts-*e* und *i*. In Ostfalen und im Westmünsterland scheint jedenfalls *o* nicht gesenkt zu sein. Dasselbe muß man, wenigstens für Ost- und Westfalen, auch für das Umlauts-*e* annehmen. Aber auch die hohen Vokale *i*, *u*, *ü* sind wohl kaum gesenkt worden. Man kann doch z. B. für die im Sauerland vorkommende Form *lüəniŋk* 'Spatz', mit *üə* aus vor schwerer Silbe gekürztem langen *ü*, schwerlich eine gesprochene Form *löning* voraussetzen, da die vollkommen gekürzte nordniedersächsische Form *lüŋk* auch noch *ü* hat.

Ist es nicht viel einfacher, eine eigentliche Senkung fallen zu lassen, statt dessen anzunehmen, sie beruhe auf einer vorhergehenden Diphthongierung; sie sei die Monophthongierung von öffnenden Diphthongen. Wenn man bedenkt, daß im Ostfälischen *o* zu *u* gerückt ist und das Umlauts-*e* im Ost- und Westfälischen zu *i*, und dazu, daß bei offenen ungespannten Vokalen, wenn sie gespannt werden "eine Tendenz zutage tritt, mit dieser Spannung zugleich eine Hebung der Zunge zu verbinden"⁸⁰, so könnte man eher von Hebung als Senkung sprechen. Aber diese Hebung ist erst eine Folge der Spannung, d. h. der damit verbundenen Verdickung des Zungenmuskels, letztlich der kräftigeren Betonung der Silbe. Man kann annehmen, daß diese Spannung nur den Anfang des Vokals erfaßte, zum Ende hin aber wieder nachließ. Infolgedessen senkte sich auch die Zunge wieder, und der Vokal wurde wieder offener. Es entstand also ein öffnender Diphthong. In der Einebnung dieser Diphthonge wird die sogenannte Senkung bestehen. Dabei konnten die Unterschiede der aus Umlauts-*e* und *i*, bzw. *o* und *u*, *ö* und *ü* entstandenen Diphthonge ausgeglichen werden. Je nachdem, ob der Diphthong kurz oder lang war, wurde der Monophthong kurz oder lang, je nachdem, ob er eng oder weit war, wurde auch der Monophthong eng oder weit.

Auch die Geschichte der Kürzen vor *r* und *r*-Verbindungen gehört hierher. Die Kürzen wurden vor dem *r* zu öffnenden Diphthongen, zu kurzen oder langen, je nach dem auf *r* folgenden Laut. Auch das *r* wur-

⁸⁰) A. SCHMITT: Akzent und Diphthongierung, Heidelberg 1931, S. 42.

de ganz oder sein Anfang vokalisiert. Der so entstandene oder auch gerade entstehende Triphthong wurde vereinfacht, indem der Kürzen-diphthong monophthongiert wurde. Durch diese Monophthongierung entstand ein gegenüber dem ursprünglichen Vokal gesenkter Laut. Bei Dehnung entstanden lange Monophthonge, die mit ursprünglichen Längen zusammenfallen konnten; z. B. etwa in Müschede, Kr. Arnsberg, as. *hirdi* 'Hirte' > **hiærdæ* > *hēaræ* > *hēiaræ* (wie *bē²n* > *bēin* 'Bein'); as. *werth* 'Wert' > **vevort* > *vēvt* > *vēt* (wie *kē²za* 'Käse'); entsprechend *tęvvn* 'Turm', *vōt* 'Wort'. Ebenso werden die ursprünglichen Längen vor *r* "gesenkt", so in *fęiv* 'vier' (mit *ē²* statt *ę⁴*), *bęr* 'Eber' (mit *ā* statt mit *ē²*), *šņęuv* 'Schnur' (mit *ō²* statt *ō¹*), *ōr* 'Ohr' (mit *ā* statt *ō²*). Auch hier wird der ursprüngliche Vokal mit dem vokalisiertem *r* oder mit dem wenigstens vokalischen Anfang des *r* verschmolzen und dadurch offener geworden sein.

Die „gespannten“ kurzen *i*, *u*, *ü* im Waldeckischen. Im nördlichen Waldeck und im angrenzenden Paderborner Gebiet werden für Umlauts-*e*, *i*, *u*, *ü* in offener Silbe kurze ganz geschlossene *i*, *u*, *ü* gesprochen. Diese Kürzen stehen zwischen Diphthongen im südlich angrenzenden Gebiet und langen *ī*, *ū*, *ü* im Westen und Norden. Sie werden nicht aus diesen Längen gekürzt sein, denn die ursprünglich langen *î*, *û*, *ÿ*, die auch geschlossen waren, wenigstens sind sie das heute im nichtdiphthongierenden Teil Waldecks⁸¹, werden in diesem Gebiet bei Kürzung zu offenen *i*, *u*, *ü*⁸². Nach langen Vokalen ist inlautendes *d* in Rhoden ausgefallen, nach öffnenden Diphthongen und nach Kürzen nicht⁸³. Wenn also das "gespannte" *i*, *u*, *ü* früher auch lang gewesen wäre, wäre das *d* nach ihnen wohl auch ausgefallen. Es heißt aber z. B. *kidæ* 'Kette'. Etymologisch langes *ê* ist in *tijælə* 'Ziegel' und *kinæ* 'keine'⁸⁴ gekürzt. Nun wäre es doch ein unwahrscheinlicher Weg von *ê* → *e* → *î* → *ī* → *i*. All diese Gründe verbieten es, für die geschlossenen *i*, *u*, *ü* als Vorstufe *ī*, *ū*, *ÿ* anzunehmen. Haben sich also hier die alten Kürzen gehalten und sind nur gespannt worden? Dagegen sprechen Wörter wie *vust* 'Wurst', *bust* 'Brust', *dust* 'Durst', die doch schwer ohne eine wenigstens geringe Vokalisierung des *r*, also

⁸¹) B. MARTIN, a.a.O., § 293, 300, 301.

⁸²) ebd. § 66, 74, 77.

⁸³) ebd. § 144, 147.

⁸⁴) ebd. § 63, 83.

ohne einen vorhergehenden Diphthong, zu verstehn sind⁸⁵. Auch *jit* '(er) gibt' setzt einen Diphthong voraus.

In SO-Westfalen wird das *r* nur wenig vokalisiert und nur zu einem engen *ə*, nicht zu einem weiteren *ɐ* oder gar *a* wie sonst in Westfalen. So werden hier auch die hohen Kürzen *i*, *u*, *ü* in offener Silbe zu einem Diphthong geworden sein mit nur sehr engem zweiten Bestandteil. Wenn nun solche Diphthonge gekürzt wurden, konnte wohl ein geschlossenes *i*, *u*, *ü* das Ergebnis sein. Diese Kürzung könnte zusammenhängen mit dem auffallenden Reichtum an Nebensilben in den südöstlichen Mundarten, wie z. B. in waldeckisch *vidədə* 'Weite', *xrötədə* 'Größe'. Diese Nebensilben scheinen z. T. erst später eingefügt zu sein. Es finden sich nämlich Nebensilbenvokale auch an solchen Stellen, wo sprachgeschichtlich keine hingehören oder wo sie schon längst geschwunden waren. Man vgl. *dakəs* 'Dachs', *ʃawərik* 'Fabrik', *flextərɐp* 'Flechtendorf', *q̄dərɐp* 'Adorf', *kēɾən* 'Kern', *nq̄xtərən* 'nüchtern', *glēzərə* 'Gläser', *ānəbautə* 'Amboß', *baiərə* 'Eber', *im wintərə* 'im Winter', *salteläkə* 'Salzlecke', *grundələus* 'grundlos', *döütələk* 'deutlich'⁸⁶. Wahrscheinlich sind, als man die Endungen so hervorhob, die Diphthonge aus den hohen Vokalen, weil am wenigsten ausgeprägt, entsprechend verkürzt und dadurch monophthongiert worden.

Zeit der Kürzendiphthongierung. Wir meinen also, die niederdeutschen "gesenkten" Längen und Kürzen für alte kurze Vokale in offener Silbe seien aus öffnenden Diphthongen hervorgegangen, daß also nicht nur im Westfälischen sondern auch im übrigen Niederdeutschen die Kürzen in offener Silbe diphthongiert wurden. Wie weit das auch für die hd. Mundarten anzunehmen ist, soll hier nicht erörtert werden.

Der mnd. "Tondehnung" ging eine Diphthongierung voraus. Die neuen, sich öffnenden Diphthonge wurden im allgemeinen nicht geschrieben, wie auch heute die westfälischen Kürzendiphthonge in Laienschreibung oft nicht verzeichnet werden. Erst als sie im Nordniedersächsischen und Ostfälischen wieder monophthongiert und dadurch "gesenkt" worden waren, läßt sich erkennen, daß ein Lautwandel stattgefunden hat. Weil im Westfälischen die Diphthonge blieben, haben wir hier auch noch länger die alten *i*- und *u*-Schreibungen. Daneben

⁸⁵) E. NÖRREBERG, a.a.O. Anm. 40 k.

⁸⁶) Die Beispiele nach B. MARTIN a.a.O. und Waldeckisches Wörterbuch, gesammelt von KARL BAUER, hg. von HERMANN COLLITZ, Norden u. Leipzig 1902.

finden sich aber auch einzelne Schreibungen *ie*, *ye*, die man als Diphthonge wird lesen müssen,⁸⁷ ebenso die umgekehrte Schreibung *ei*, *ey*, z. B. *smeit*, *smeyt* 'Schmied', die auch heute oft in der Laienschreibung zur Bezeichnung öffnender Diphthonge angewandt wird. Entsprechendes gilt für die Diphthonge aus *o*, *u*, *ü*. Der Ort *Nütten* bei Soest, heute *nüə/n* gesprochen, wird 1344 *neotene*, 1346 *noytene* geschrieben⁸⁸. Auch die heute gern gebrauchte Bezeichnung des Diphthongs durch *r* kommt vor, z. B. Ende des 14. Jh. in *derme Groveburschape* (Stadtteil von Höxter)⁸⁹. Schließlich wurde aber auch in Westfalen, trotz diphthongischer Aussprache, die nordniedersächsische (lübeckische) Schreibart übernommen. Die Diphthongierung ist also wohl älter als das früheste Vorkommen von *e* und *o* für as. *i* und *u*. Im Hinblick auf die gelegentlichen as. *a* für *o*, besonders, aber nicht nur, vor *r*⁹⁰, könnte man versucht sein, sie noch in die spätaltsächsische Zeit zu verlegen. Auch A. Lasch und E. Rooth⁹¹ legen die Anfänge der "Zerdehnung" in diese Zeit. Die hd. Dehnung der Kürzen in offener Silbe wird für das Rheinland⁹² ab 1000 angesetzt, für das Alemannische⁹³ in die frühe mhd. Zeit, für das Bairische⁹⁴ in das 12. Jh.

Es wäre auch zu erwägen, ob nicht mit as. *i* für Umlauts-*e* in *biki*, *stidi*, *filis* u. a. schon ein Kürzendiphthong gemeint ist, da dies *i*, abgesehen von der Stellung vor Nasalverbindungen, anscheinend nur in offener Silbe vorkommt, vor losem Anschluß.

Wiederholung der Kürzendiphthongierung in neuerer Zeit. Eine Wiederholung der Kürzendiphthongierung finden wir heute im Ostfriesischen und gelegentlich im Nordniedersächsischen. In Emden⁹⁵ werden kurze Vokale vor mnd. "pp, tt, ck, bb, gg, ss, mm, nn, ll, cht, sk, nd, ng zu öffnenden Diphthongen, bzw. wird *a* > *ā* ge-

⁸⁷ E. NÖRREBERG a.a.O. Anm. 40c, S. 338; A. LASCH in PBB 39 (1914) S. 120 u. 40 (1915) S. 313.

⁸⁸ H. ROTHERT: Das älteste Bürgerbuch der Stadt Soest, Münster 1958, S. 128 f.

⁸⁹ Inventare der nichtstaatlichen Archive Westfalens, NF 1: Inventar des Archivs der Stadt Höxter, Münster 1961, S. 205.

⁹⁰ HOLTHAUSEN: As. Elementarbuch § 86.

⁹¹ Korr.bl. des Vereins f. nd. Sprachf. 43 (1930) S. 21.

⁹² TH. FRINGS: Rheinische Sprachgeschichte, Essen 1924 (Sonderdruck), S. 35.

⁹³ L. JUTZ: Al. Maa. 1931, S. 52.

⁹⁴ KRANZMAYER, a.a.O. § 3 b 1.

⁹⁵ E. NÖRREBERG: Zwei lautliche Eigentümlichkeiten der Emdener Mundart, in: Niederdeutsche Studien. Festschrift für C. Borchling, Neumünster 1932, S. 287-305, bes. 301-305.

dehnt. Doch muß der Konsonantengruppe entweder auslautendes *ə* folgen oder – dies aber nur nach altem *bb*, *gg*, *ss* (> emd. *z*) – ein mnd. *-ən*. Dagegen unterbleibt die Diphthongierung, wenn die Konsonantengruppe im Auslaut steht oder wenn *-l*, *-v*, *-əx*, *-kə*, *-(t)jə* oder *-ɥp* folgt.“ Z. B. *rōvtə* ‘Ratte’, *mōvtə* ‘Motte’, *zūənə* ‘Sonne’, *rōvzə* ‘Roggen’, *zōvkə* ‘Socke’, *truəmə* ‘Trommel’, *mūətə* ‘Sau’ *rūələ* ‘Rolle’, *lūəŋə* ‘Lunge’, *stūənə* ‘Stunde’, *trōvzə* ‘Schiffstrosse’, *dēvxtə* ‘Docht’, *vāzn* ‘wachsen’, *pāzn* ‘passen’, *kātə* ‘Katze’.

Die alten Geminaten sind hier vereinfacht, oder anders ausgedrückt, es ist offene Silbe, loser Anschluß eingetreten, ebenso vor den durch Assimilation gebildeten Konsonanten *n* < *nd*, *ŋ* < *ng*, dazu vor der Lautverbindung *sk*, die zur folgenden Silbe gezogen werden kann, und vor *chs*, *cht*, die auch in andern Mundarten oft Dehnung oder Diphthongierung bewirkt haben. Die Diphthonge sind nicht immer wie in Emden lang, sondern manchmal auch kurz, z. B. *zyən* ‘Sonne’, *tyən* ‘Tonne’, *pyət* ‘Brunnen’, *bivŋ* ‘Ferken’, *gəsjeəxt* ‘Geschichte’⁹⁶. Die Diphthongierung breitet sich anscheinend aus⁹⁷. Diese Diphthonge werden direkt aus Kürzen hervorgegangen sein⁹⁸. Auch für eine vorhergehende Senkung findet sich kein Anzeichen. Die Diphthonge sind weiter verbreitet⁹⁹. Das in Norddeutschland verstreut vorkommende *birsən* ‘wild umherlaufen’ ist wohl durch diese neue Diphthongierung zu erklären. Neben diesen Diphthongen stehen aber in andern Mundarten lange Monophthonge, so im an Ostfriesland anschließenden Ammerland. Statt ostfries. *brjvɔx* ‘Brücke’ sagt man ammerländisch *brōx*, statt *livŋ* ‘liegen’ *lēŋ*, statt *zəvŋ* ‘sagen’ *zēŋ*, statt *fvtēɛlt* ‘erzählt’ *fvtēlt*. Statt *myvŋ* oder *muvkŋ* ‘Mücken’ am Jadebusen heißt es im Ammerland *mōŋ*¹⁰⁰. Auch in Baden, Kr. Verden, ist vor *gg* gedehnt. Die gedehnten Vokale sind gleich den vor *r* mit folgendem Guttural oder Labial gedehnten. Für die Friesische Wede gibt U. Feyrer¹⁰¹

⁹⁶ H. JANSSEN: Die Gliederung der Mundarten Ostfrieslands und der angrenzenden Gebiete (DDG XXV), Marburg 1937, S. 24.

⁹⁷ ebd. S. 30.

⁹⁸ E. NÖRRENBURG: Eigentümlichkeiten S. 303.

⁹⁹ TH. RABELER: Niederdeutscher Lautstand im Kreise Bleckede, Z. f. d. Phil. 43 (1911) 201 f.

¹⁰⁰ JANSSEN, a.a.O. S. 24 u. Karte 5; W. SCHMIDT-BROCKHOFF: Die Gliederung der Marschenmundarten am Jadebusen und an der Niederweser, Oldenburg 1943, Karte 17.

¹⁰¹ U. FEYER: Deutsche Mundarten. Die Mundart des Dorfes Baden, Kreis Verden, Leipzig 1941, S. 17.

vor *gg* auch lange Monophthonge an, bemerkt aber, daß ein Sprecher behauptete, "eigentlich *p'p.vx* zu artikulieren, 'als ob ein *r* dabei ist'".

Alles spricht dafür, daß hier, ebenso wie bei der mnd. "Tondehnung", die Längen aus öffnenden Diphthongen entstanden sind und dabei scheinbar "gesenkt" wurden. Genau wie im Mittelalter ist auch jetzt wieder die Dehnung (Diphthongierung) vor schweren Endungen unterblieben. In diesen Fällen ist eben der feste Anschluß erhalten. Diese neue Kürzendiphthongierung stützt unsere Erklärung der mittelalterlichen. Übrigens muß man mit solchen neueren Diphthongierungen auch in Westfalen rechnen, wenn etwa *Antuën* für Anton, *Pluëne* für Appollonia, *bankerçvt* für bankrott und schließlich statt *atjūs* oder *atjūs* oft *atjües*, *atchiës* oder *adües* gesagt wird.

ERWÄGUNGEN
ZU EINER ÜBERREGIONALEN SYNTAX
DER NIEDERDEUTSCHEN MUNDARTEN

Von Gisbert Keseling

Fragestellung und Beschreibung der Belege

Bei den Vorüberlegungen zu einer neuniederdeutschen Syntax, die auf der 81. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung angestellt wurden, stand unter anderem auch die Konzeption einer überregionalen niederdeutschen Grammatik zur Diskussion¹. Dabei wurde erwogen, entweder die hochdeutsche Grammatik (Modell A) oder die Grammatik einer einzelnen niederdeutschen Mundart (Modell B) zugrunde zu legen und die dialektalen Besonderheiten durch "Sonderregeln" darzustellen. Die folgenden Ausführungen knüpfen an diese Überlegungen an.

Wenn man davon ausgeht, daß eine Gesamtdeskription explizit und zugleich ökonomisch sein muß, sollte vor der Entscheidung für ein bestimmtes Beschreibungsmodell die Frage nach dem Ausmaß und der Art der Divergenzen gestellt werden: Da eine einzige überregionale Grammatik nur dann zweckmäßig sein kann, wenn die Gesamtzahl der in einer solchen Grammatik enthaltenen Regeln kleiner ist als die Gesamtzahl der Regeln aller entsprechenden Einzelgrammatiken, wäre auf Grund der zu beobachtenden Divergenzen zu prüfen, ob diese Voraussetzung a) für die niederdeutschen Mundarten und b) auch für die niederdeutschen Mundarten und das Hochdeutsche erfüllt ist. Da bisher weder für das Hochdeutsche noch für irgend eine niederdeutsche Mundart eine vollständige und explizite Grammatik vorliegt, kann die Frage im gegenwärtigen Zeitpunkt nur annäherungsweise beantwortet werden, nämlich anhand eines z. T. aus Grammatiken und Wörterbü-

¹) Diese Diskussionen wurden vor allem im Zusammenhang mit einer auf dieser Jahresversammlung gegründeten Grammatikkommission geführt; vgl. dazu G. CORDES im Korrespondenzblatt Jg. 75, S. 39.

chern, zumeist aber aus Tonbandaufnahmen² plattdeutscher Mundartliteratur und direkten Befragungen gewonnenen Materials, das speziell unter dem Gesichtspunkt der interdialektalen Divergenzen und der Divergenz zum Hochdeutschen gesammelt wurde. Dabei sind nur syntaktische Tatsachen berücksichtigt. Vollständigkeit ist weder beabsichtigt noch zur Zeit überhaupt möglich.

Bevor wir auf die Art der Divergenzen eingehen, stellen wir zunächst die einzelnen divergierenden Erscheinungen zusammen.

1. Zur Nominalphrase

1.1 In einigen niederdeutschen Mundarten, wie z. B. im Ostfriesischen, sind Dativ und Akkusativ morphologisch zusammengefallen, so daß in diesen Mundarten nur ein einziger Objektskasus existiert; Sätze mit direktem und Sätze mit indirektem Objekt unterscheiden sich aber weiterhin dadurch, daß nur die ersteren ins Passiv transformiert werden können; Sätze wie engl.

(1) he was given the book

wären im Ostfriesischen ungrammatisch:

(2) *he weer dat Book geven

1.2 Ein flexivisch gekennzeichnete Genitiv ist im Niederdeutschen nur gelegentlich und in literarischen Texten belegbar, im übrigen aber ausgestorben. Hochdeutsche Sätze wie

(3) er gedenkt der Toten

(4) er ist sich dessen sicher

(5) Vaters Haus

(6) die Beerdigung unseres Vaters

werden im Niederdeutschen durch andere Konstruktionen wiedergegeben:

(3 a) hai denket an dai Douen (Jühnde, Krs. Hann. Münden)

(4 a) hai is seck dat säker (ebd.)

(5 a) min Vader sin Huus (ebd.)

(5 b) dat Huus von min Vader (ebd.)

(6 a) de Beerdigung von usen Vader (ebd.)

²) Dank der Tonbandaufnahmen des deutschen Spracharchivs, Münster (Leiter Prof. Dr. E. Zwirner) und der Aufnahmen des Niedersächsischen Wörterbuchs (Leiter Prof. Dr. H. Wesche) war es möglich, auch ein größeres Korpus gesprochener Sprache auszuwerten. Die Geldmittel für die Kopien der Tonbandaufnahmen wurden mir dankenswerterweise von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellt.

In den Fällen, in denen die genitivische Nominalphrase als Ergänzung zum Verb oder Adjektiv fungiert, wie in (3) und (4), steht anstelle des hochdeutschen Genitivs ein Präpositionalkasus oder der Akkusativ, für den possessiven Genitiv tritt ein Possessivpronomen oder die Präposition *von*, in allen übrigen Fällen ebenfalls die Präposition *von* ein. Nominalisierungen wie (6a) sind allerdings in vielen Mundarten nicht gebräuchlich und werden durch andere Konstruktionen umschrieben. Je nach seiner syntaktischen Funktion erscheint also für den hochdeutschen Genitiv im Niederdeutschen eine jeweils andere und zwar grundsätzlich nicht flexivische Form.

1.3 Verschiedene Verben und Adjektive regieren in den einzelnen Mundarten jeweils einen anderen Kasus (bzw. Präpositionalkasus), z. B. *βeggen for* (Südhanover) im Gegensatz zu *seggen to* oder *seggen* mit Dativ in den übrigen Mundarten, *schüllig βin up* (Jühnde) gegenüber *schüllig* mit Dativ in den nördlichen Gebieten.

1.4 In Teilen der Landkreise Göttingen und Hann. Münden wird im Gegensatz zum Hochdeutschen und vielen übrigen niederdeutschen Mundarten morphologisch zwischen dem Subjektsnominativ und dem prädikativen Nominativ unterschieden:

(7) *en* \bar{o} lt Junge kann nech lange toibm (Jühnde)

(8) *et* is *ne* \bar{o} len Jungen

Die ursprünglichen Akkusativformen *ne*, \bar{o} len und *Jungen* sind in den Nominativ eingedrungen, konnten sich in Jühnde und angrenzenden Gebieten jedoch nur im Prädikatsnominativ durchsetzen.

1.5 Beim Personalpronomen der 3. Pers. Sing. werden in Südhanover und Teilen des Westfälischen nicht drei, sondern vier Formen unterschieden, nämlich *hai*, *sai*, *et* und *öt*. Dieses Genussystem unterscheidet sich vom Hochdeutschen dadurch, daß außer dem natürlichen Geschlecht, das bei Personen und einigen Lebewesen höherer Ordnung durch *er* und *sie* gekennzeichnet wird, eine Unterscheidung "weiblich verheiratet" (*se*) und "weiblich nicht verheiratet" (*öt*) vorgenommen wird.

1.6 Im Ostlüneburgischen können nach H. Dützmänn verschiedene nicht persönliche individuierte Substantive sowohl mit dem Artikel *dēi* als auch mit dem Artikel *dat* gebraucht werden; *dēi* und *dat* bezeichnen in solchen Fällen nicht ein grammatisches oder natürliches Geschlecht, sondern das Kategorienpaar "zählbar" : "nicht zählbar":

dēi kē:z "der einzelne Käse" : *dat kē:z* "Käse"³; die entsprechenden Substantive sind also genusindifferent.

2. Infinitive

Der Gebrauch des Infinitivs weicht in verschiedener Hinsicht nicht nur vom Hochdeutschen ab, sondern zeigt auch etliche interdialektale Divergenzen.

2.1 A.c.I.-Konstruktionen, namentlich solche, bei denen das infinitivische Verb seinerseits durch ein Objekt oder eine adverbiale Bestimmung ergänzt ist (*ich sah ihn ein Stück Brot essen; ich hörte ihn mit eiligen Schritten herannahen*) sind im Nd. zwar nicht durchweg ungrammatisch, werden aber von vielen Sprechern als ungebräuchlich oder als nicht echt niederdeutsch zurückgewiesen.

2.2 Die auch in der Umgangssprache geläufige Konstruktion vom Typ *er ist am (beim) Arbeiten* usw. erscheint im Niederdeutschen z. T. mit anderen Präpositionen und unter anderen syntaktischen Bedingungen:

- (9) Un et was an Schnieen (Hullern, Krs. Recklinghausen)
- (10) Ganz gewaltig sind de hier ant Arbeiden (Wolfsbruch, Krs. Stade)
- (11) Bidem as ick an't Vertellen wör, koim een in de Dönz (Immenbeck, Krs. Harburg)
- (12) Du soßt sofort to use Mamma kommen, de is an't Kinnerkriegen (Castrop-Rauxel)
- (13) No, un wö horrn dat oll merket un de chanze Klasse de was den oll an Lachen över iusen Direkter (Eimke, Kr. Lemgo)
- (14) Un Discher, de is da noch so bi an Hobeln (Haar Ld. Hadeln)
- (15) He wör õbens bi'n Sarchmõken, denn he glöv, son Sarch dat möß möglichs õbens mõkt warden (ebd.)
- (16) Dißen Sünddach Morgen weer se so int Grubeln, dat se knapp antwoorten dä (Stille, S. 10)⁴

Als Präpositionen erscheinen also *an*, *bi*, *bi + an*, wobei *an* weitaus am geläufigsten ist, während die übrigen Präpositionen offenbar nur dialektal begrenzte Geltung haben. Die Belege divergieren außerdem in Hinblick auf den Artikel, der entweder ganz fehlt oder als *-t* oder *-n* erscheint, d. h. mit der Präposition kontrahiert ist; Sätze mit nicht kontrahierten Formen (**de sind hier an dat Arbeiden; *he wör bi den*

³) H. DÜTZMANN: Syntax von Nomen und Verb im Ostlüneburgischen auf Grund der Mundart von Kaarßen, Zeitschr. f. Mundartf. Jg. 15 (1939), S. 3.

⁴) GUSTAV STILLE: Dörpkinner. Roman, Hamburg 1918.

Sarchmōken) wären ganz und gar ungrammatisch; die beiden Formen *-t* und *-n* können in der gegenwärtigen Mundart nicht mehr als Flexionsformen (Akkusativ bzw. Dativ) aufgefaßt werden, da *-t* auch in Gegenden erscheint, in denen eigentlich der Dativ (*-n*) zu erwarten wäre; d. h. *-t* und *-n* sind feste Elemente, die in einer expliziten Darstellung noch nicht einmal als Artikel zu beschreiben wären.

Abgesehen von diesen im Grunde morphologischen Unterschieden erscheint die Konstruktion in allen niederdeutschen Mundarten unter ziemlich ähnlichen Bedingungen; sie ist bei allen normalen Verben mit imperfektiver oder iterativer Bedeutung zulässig, dagegen ungrammatisch, wenn das Prädikat aus einer Kopulaphrase mit Adjektiv, Substantiv oder Adverbial oder aus einer Verbalphrase mit perfektiver Bedeutung besteht, also **de Planten sünd an grötter warden*, **he is an in't Huus komen*. Nicht erlaubt sind ferner Perfekt- und Plusquamperfektformen: **ick bün (wör) an't Vertellen ween*. Die Form weist damit typische Eigenschaften eines imperfektiven Aspekts auf. Ob auch die umgangssprachliche Entsprechung so interpretiert werden kann, ist zu bezweifeln, da hier weitgehende Beschränkungen gelten: Sätze wie (12) und (13), in denen das Prädikat außer der Verbform noch Ergänzungen enthält, wären umgangssprachlich nicht voll grammatisch.

2.3 In der Position des Subjekts, Objekts und verschiedener sonstiger Verbergänzungen erscheint in allen niederdeutschen Mundarten oft ein substantivierter Infinitiv; ähnlich wie in 2.2 kann das infinitivische Verb seinerseits Ergänzungen neben sich haben; der substantivierte Infinitivkomplex konkurriert also mit den entsprechenden nicht substantivierten Infinitivformen; es stehen also nebeneinander:

a) als Subjektsinfinitive:

(17a) Un dat Saubermaken is ganz einfach (Waddens, Krs. Wesermarsch)

(17b) Et is ganz einfach sauber to maken (ebd.)

b) als Objektsinfinitive:

(18a) Denn fangt de Perpendikel wedder dat Snacken an (Brandt, S. 29)⁵

(18b) Un se fungen denn do an, so allmählich so'n beten dütsch to snacken (Dykhause, Krs. Wittmund)

⁵) MARGRETA BRANDT: *Ever an'n Priel. Vun Ebb un Floot*, Hamburg 1957.

Die beiden Konstruktionsweisen sind indessen nicht gleichwertig und auch nicht immer mit denselben Verben bzw. Prädikaten kombinierbar, wie die folgenden Sätze zeigen:

- (19) Do harren we ja aok kein Schtrom, da ching dat Buhren, dat Löckerbuhren in den Reifen un dat Schrubendrinmaken dat ching alles mit der Hand (Bad Sassendorf, Krs. Soest)
- (20) Eis kom dat Afchieven, dann düt, dann dat (Husen, Krs. Büren)
- (21) Un denn geiht dat Danzen heer loos (Goosefeld, Krs. Eckernförde)
- (22) Leider füng do dat Rägen an (Wense, Krs. Soltau)

Entsprechende Infinitivkonstruktionen mit *to* wären hier undenkbar. Dasselbe gilt für zahlreiche Sätze mit Objektsinfinitiv:

- (23) Dat full mi eben juß bi, as ick dat int Bett gahn opnöhm (Lüdingworth Ld. Hadeln)
- (24) Beester bedriewet dat Oberkauen so andächtich (ebd.)
- (25) Auk dat Driägen besuorget de Nöbers dann (Beelen, Krs. Warendorf)

Die Substantivierung und die Stellung mit dem bestimmten Artikel bewirken eine Institutionalisierung der genannten Vorgänge: wenn in Satz (25) die Nachbarn "das Tragen" (des Sarges) übernehmen, handelt es sich dabei um eine als bekannt und typisch vorausgesetzte, in diesem Falle sogar ritualisierte Tätigkeit; d. h. der bestimmte Artikel erfüllt die gleiche Funktion wie in einer gewöhnlichen Nominalphrase.

Nur aus dem Kreis Stade sind substantivierte Infinitive mit dem unbestimmten Artikel belegt:

- (26) Un Peer de fangt nich ehr en Swümmen an, de Peer de könnt ja gewaltig swümmen (Wolfsbruch, Krs. Stade)
- (27) Denn fangt se us un Drieben an (ebd.)

Speziell westfälisch ist ein artikelloser Subjektsinfinitiv zu einem Prädikat, der nur aus der Kopula besteht:

- (28) Lekenföhren mößte früher auk noch ween (Riesenbeck, Krs. Tecklenburg)
- (29) Niggejohr, dann is dann hauptsächlich erstmal Katerutschlappen (Dreifeld, Krs. Brilon)
- (30) Un dat is abends läten (Riesenbeck, Krs. Tecklenburg)

Wahrscheinlich lassen sich solche Sätze auf äquivalente Konstruktionen mit Vollverben zurückführen, wenn man annimmt, daß bereits

in dem zugrundeliegenden Satz ein Substantivierungselement "Inst" (Institutionalisierung) enthalten ist, das im Transformat durch das Infinitivzeichen ersetzt wird; Satz (29) ginge also etwa aus einer Struktur wie *Niggejohr slaapt Inst se erstmal eren Kater ut* hervor, wobei das Subjekt *se* und das sich darauf beziehende Possessivpronomen *eren* eliminiert werden.

Auf transformatorischem Wege können sicher auch Sätze wie

(31) *Dat Laden müssen dor de Deern moken, dat Koken mook ick* (Rantrum, Krs. Husum)

(32) *Dat Rökern maakt we vandaach nich mehr* (Wense, Krs. Soltau)

erzeugt werden, wenn ähnlich wie in (28) bis (30) "Inst" bereits in der Tiefenkette enthalten ist; in der entsprechenden Regel wäre zu formulieren, daß in einem Satz mit verbalem Prädikat das Verb in substantivierter Form an den Anfang tritt und Aux durch eine Form von *maken* ersetzt wird, also etwa: *wi röker Inst Aux vandaach nich mehr* → *dat Rökern maakt we vandaach nich mehr*.

2.4 Zur Infinitivmorphologie: Im Vergleich zum Hochdeutschen, das nur eine einzige Infinitivform kennt, sind im Niederdeutschen insgesamt fünf Formen gebräuchlich, von denen vier auch syntaktisch relevant sind:

- (a) die mit dem Hochdeutschen übereinstimmende Form auf *-en*, die in Teilen des Pommerschen *-e* lautet,
- (b) eine nur nach *to* vorkommende Form auf *-enne*, die in Teilen des Pommerschen *-en* lautet,
- (c) eine ebenfalls auf *-en* ausgehende, zugleich aber mit *e-* präfigierte Form (*ekomen*), die äußerlich der Partizipialform gleicht,
- (d) eine mit *be-* präfigierte Form (*behangen*).

Nur (a) gilt im ganzen niederdeutschen Gebiet; die Reihe der Kontexte, in denen es vorkommt, ist jedoch je nach dem Vorhandensein oder Fehlen der übrigen Infinitivformen verschieden groß. Die Form *-enne* (b) ist in einem vom Solling bis Hildesheim reichenden Gebiet gebräuchlich und historisch gesehen eine Fortsetzung des alten Gerundiums, des sog. flektierten Infinitivs (altsächs. *te seggianne*); sie kommt heute nur nach der Präposition *to* bzw. *te* vor:

(33) *wei hett jetz Anrecht up Beamte te werene* (Lauenförde a. d. Weser)

(34) *wenn he nits te seine krigt* (Schambach, S. 189)

Im Pommerschen erscheint diese Form als *-en*, während der Infinitiv in sonstigen Positionen auf *-e* ausgeht⁶.

(c) kommt innerhalb des niederdeutschen Gebietes nur im südlichen Niedersachsen vor, ist aber in der Form *g(e)-*, *k(e)-* usw. auch in vielen mittel- und oberdeutschen Mundarten geläufig. Das Präfix *e-* erscheint fakultativ in Infinitivformen nach Modalverben:

(35) eck kann deck nech (e)helfen (Jühnde, Krs. Göttingen)

(36) dat kann kein Düibel (e)fräten (ebd.)

(d) ist nur im Nordsächsischen heimisch; es ist ebenso wie das Präfix *e-* redundant und erscheint in Infinitivformen nach *blieven*:

(37) Fritz is mit de oll Dern behaften bläben (Tripkau, Krs. Lüneburg)

3. Partizipien

3.1 Das hochdeutsche Partizip Präsens ist im Nd. ausgestorben; Fügungen wie *schreiende Kinder* werden durch einen Relativsatz wiedergegeben: *Kindere, wekke bölket* (Jühnde).

3.2 Attributive Partizipia Präteriti sind im Nd. zwar nicht unbekannt, werden jedoch von vielen Sprechern gemieden und ebenfalls durch Relativsätze wiedergegeben. Konstruktionen wie *de afchehackede Boum* (Jühnde), *de utchetogenen Stewele* (ebd.) wurden von Sprechern aus Niedernjesa, Krs. Göttingen sogar als ungrammatisch erklärt.

3.3 Attributive Partizipien und Partizipien in zusammengesetzten Verbformen werden in weiten Teilen des Niederdeutschen morphologisch unterschieden:

(38) eck hewwe ne Boum awwehacket (Jühnde)

(39) de afchehackede Boum (ebd.)

4. Zum Auxiliarkomplex

Die hier anzuführenden Besonderheiten des Niederdeutschen sind weitgehend bekannt, so daß eine Aufzählung genügt:

4.1 Im Plural beider Tempora hat das Nd. nur eine einzige Personalendung (Einheitsplural auf *-(e)t* in den Stammlanden, auf *-en* in den Kolonialmundarten).

4.2 In den meisten nordsächsischen Mundarten sind Konjunktiv und Indikativ morphologisch zusammengefallen. Der Konjunktiv wird jetzt vielfach durch modale Hilfsverben umschrieben, während sich

⁶) Vgl. z. B. K. PIRK: Grammatik der Lauenburger Mundart = Vorarbeiten zum Pommerschen Wörterbuch, hsg. von W. STAMMLER, Greifswald 1928, S. 28.

für den Irrealis eine zusammengesetzte Verbform mit *doon* herausgebildet hat (*as wenn hei em dat glöben dee*)⁷.

4.3 Diese "tun"-Umschreibung erscheint auch im Indikativ (z. B. *wenn ick di dat seggen doo*), jedoch nur im Nebensatz; sie ist entweder redundant oder hat aspektähnliche Funktion⁷.

4.4 Der Gebrauch der Hilfsverben *hebben* und *wesen* ist in manchen Mundarten anders geregelt als im Hochdeutschen; so wird im Ostlünenburgischen nach Dützmans z. B. das Perfekt grundsätzlich nur mit *hebben* gebildet⁸, während in vielen anderen Mundarten wie im Hochdt. beide Hilfsverben gebräuchlich sind; bei gewissen Bewegungsverben können *wesen* und *hebben* z. T. frei alternieren⁹.

Auswertung

Wenn man sich vorstellt, daß das Hochdeutsche und jede niederdeutsche Mundart oder Mundartgruppe jeweils in Form einer generativen Grammatik dargestellt sind, lassen sich die Divergenzen wie folgt klassifizieren¹⁰:

a) Divergenzen in der kategorialen Komponente

Abweichend vom Hochdeutschen hätten alle niederdeutschen Grammatiken wahrscheinlich eine Kategorie "Inst" zu enthalten (vgl. 2.2 f.), aus der die verschiedenen substantivierten Infinitive bzw. Infinitivkomplexe hervorgehen. Außerdem sind mindestens zwei aspektähnliche Kategorien (Aspekt₁ und Aspekt₂) erforderlich, um dem Konstruktionstyp *an't Arbeiden wesen* und der "tun"-Umschreibung Rechnung tragen zu können; "Aspekt₁" ist gemeinniederdeutsch, "Aspekt₂", die "tun"-Umschreibung, nur nordsächsisch. Umgekehrt ist in manchen nordsächsischen Mundarten vielleicht die Kategorie "Konjunktiv" ent-

⁷) Dazu G. KESELING: Periphrastische Verbformen im Niederdeutschen, Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachforsch. Jg. 91 (1968), S. 139–151.

⁸) DÜTZMANN a.a.O., S. 12.

⁹) So z. B. in der von BERNHARDT beschriebenen Glückstädter Mundart: J. BERNHARDT: Zur Syntax der gesprochenen Sprache, Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachforsch. Jg. 29 (1903), S. 15.

¹⁰) Wir setzen voraus, daß jede Grammatik eine Basis und einen Transformations teil enthält; die Basis zerfällt ihrerseits in eine kategoriale Komponente, in der Kategoriensymbole erzeugt werden, eine subkategoriale Komponente, in der den Kategoriensymbole inhärente und kontextabhängige Merkmale zugeordnet werden, und in ein Lexikon; vgl. N. CHOMSKY: Aspects of the Theory of Syntax. M. I. T.-Press, Cambridge, Mass. 1965.

behrlich oder durch verschiedene, noch genauer zu bestimmende Modalverbkategorien zu ersetzen; zusätzlich ist aber im Nordsächsischen ein Symbol "Irrealis" vorzusehen, da dafür nur im Nordsächsischen eigene Verbformen existieren.

b) Divergenzen in der subkategorialen Komponente und im Lexikon

Jede Divergenz in der kategorialen Komponente, die also auf verschiedenen oder nur in einzelnen Dialekten vorhandenen Kategoriensymbolen beruht, kehrt auch im Lexikon wieder. Wenn also in der Grammatik einer südlichen Mundart das Symbol "Konjunktiv" erscheint, in den nördlichen Mundarten dagegen die Symbole "Irrealis" und "Aspekt₂", so folgt daraus auch eine unterschiedliche Lexikonstruktur: d. h. die Verben *doon*, *warden*, die Modalverben und das präteritale Endungsmorphem *-de* und seine Varianten müssen je nach den verschiedenen Kategorien, die von ihnen repräsentiert werden, jeweils andere Merkmale enthalten. Ebenso kehrt auch das Symbol "Inst" (in anderer Form) auf der Merkmalsebene wieder: diejenigen Verben, Adjektive und Prädikatssubstantive, die mit einem Subjekts- oder Objektsinfinitiv kombiniert werden können, müssen ein Merkmal [+ Inst Verb —] oder [– Inst Satz —] erhalten. Die gleichen Merkmale sind in der Basis kontextabhängig zu erzeugen.

Im Unterschied zu diesen Divergenzen, die also schon in der kategorialen Komponente angelegt sind, betreffen die meisten Erscheinungen, die mit unterschiedlichem Kasusgebrauch usw. zusammenhängen, nur das Lexikon: die Strukturen *seggen for* mit Nominalphrase und *seggen* mit dativischer Nominalphrase ohne Präposition werden in der Tiefenstruktur nur als "NP Verb" beschrieben, wobei "Verb" jeweils ein anderes kontextabhängiges Merkmal enthält, das für die richtige Präposition bzw. für den richtigen Kasus sorgt. – Die Divergenzen der ersten Art sind also höher zu bewerten als die Divergenzen der zweiten Art.

Im Bereich der Nominalphrase haben die südniederdeutschen Mundarten dem Hochdeutschen und den nördlichen niederdeutschen Mundarten ein inhärentes Substantivmerkmal [+ weiblich, – verheiratet] o. ä. voraus, das nicht nur semantisch, sondern auch syntaktisch relevant ist, da nur Substantive, die dieses Merkmal enthalten, durch das Pronomen *öt* substituiert werden können.

Ferner ist im Ostlüneburgischen ein noch genauer zu spezifizierendes Merkmalpaar [\pm individuell] vorzusehen, das die Artikelwahl und die Pronominalisierung der entsprechenden Substantive regelt. Obwohl solche inhärenten Merkmale erst in der subkategorialen Komponente eingeführt werden, also nicht als Kategoriensymbole erscheinen, sind die damit zusammenhängenden Divergenzen dennoch eher mit den kategorialen Divergenzen zu vergleichen; denn jedes in einer Basiskette erzeugte inhärente Merkmal kehrt im allgemeinen in zahlreichen Lexikoneintragungen wieder.

c) Divergenzen im Transformationsteil

Auch hier sind mehrere Divergenztypen zu unterscheiden, die jeweils verschieden zu bewerten sind. Wenn in einer niederdeutschen Grammatik spezifische Kategoriensymbole wie "Inst" oder "Aspekt₁" erscheinen, so sind zur Erzeugung der richtigen Oberflächenstruktur einige Transformationsregeln zu formulieren; unterschiedliche Basisregeln haben also z. T. auch unterschiedliche Transformationsregeln zur Folge. Die Tiefenkette "Inst Satz Verb Aux", die im Niederdeutschen einen substantivierten Infinitivkomplex ergibt, erfordert z. B. eine andere T-Regel als die entsprechende hochdeutsche Kette "Satz Verb Aux", die einen Infinitivkomplex mit *zu* ergibt. Umgekehrt ist die T-Regel der hochdeutschen Grammatik, die aus "Satz Verb" eine A.c.I.-Konstruktion herstellt, im Niederdeutschen entbehrlich.

Die meisten übrigen Transformationen, also diejenigen, die mit der Infinitivmorphologie, den Personalendungen, dem morphologisch markierten Prädikatsnominativ und den Possessivkonstruktionen vom Typ *min Vader sin Huus* oder *dat Huus von min Vader* (Genitiversatz) zusammenhängen, operieren dagegen auf den gleichen Tiefenkettensystemen wie im Hochdeutschen; d. h. die entsprechenden T-Regeln unterscheiden sich nur jeweils auf der rechten Seite. Die für das Niederdeutsche und Hochdeutsche identischen Tiefenkettensysteme "Verb Modalverb", "Poss NP" werden also zu jeweils verschiedenen Oberflächenketten transformiert.

In einer überregionalen Gesamtgrammatik lassen sich ohne Schwierigkeiten nur diejenigen Divergenzen der subkategorialen Komponente und des Transformationsteils darstellen, die nicht aus Divergenzen in den kategorialen Komponenten resultieren; denn alle Besonderheiten dieser Art können entweder im Lexikon vermerkt werden oder durch

besondere Transformationsregeln. Wann immer aber zwei oder mehrere Grammatiken schon in den präterminalen Symbolen divergieren, sind die daraus folgenden Unterschiede im Lexikon und in den Transformationsregeln nicht mehr aus sich selbst verständlich; d. h. Teilkomplexe der Grammatik müßten in diesem Fall für die divergierenden Mundarten gesondert formuliert werden.

Daraus folgt, daß die hochdeutsche Syntax als Beschreibungsgrundlage ausscheidet, da sie schon in der kategorialen Komponente erheblich vom niederdeutschen System abweicht. Aber auch die Syntax einer einzelnen niederdeutschen Mundart erweist sich nicht ohne weiteres als geeignet, da die nordsächsischen Mundarten mindestens im Auxiliarkomplex vom Ost- und Westfälischen abweichen.

Denkbar wäre dagegen eine vergleichsweise abstrakte Beschreibung, die nur die generellen Tatsachen formuliert, die regionalen Besonderheiten aber ausläßt. Dieser allgemeine, für alle Mundarten gültige Teil wäre dann durch regionale Teilgrammatiken unterschiedlichen Umfangs zu ergänzen. Das würde bedeuten, daß neben einem allgemeinen Lexikon auch regionale Lexika vorzusehen wären, in denen all diejenigen Lexeme aufzuführen wären, deren Merkmale auf die speziellen Symbole der Regionalgrammatik bezogen sind.

VERSCHILLEN EN OVEREENKOMSTEN TUSSEN ZEEUWS EN VLAAMS

Von Willem Pée

Op 12 januari 1944 werden voor de "Dialecten-commissie der Nederlandsche Akademie van Wetenschappen" te Amsterdam drie lezingen gehouden, aan "Zeeuwsche Dialectproblemen"¹ gewijd. Mw. H. C. M. Ghijsen sprak er over "Kenmerkend Zeeuws", A. Weijnen over "Merkwaardige overeenkomsten tussen de Woordenschat der Zeeuwse eilanden en die van Brabant" en P. J. Meertens over "Vlaamse invloed op de Zeeuwse woordenschat".

In die lezing behandelde P. J. Meertens heel wat meer dan de Vlaamse invloed op de Zeeuwse woordenschat en, voor zover mij bekend is, werd sindsdien niets nieuws op dat gebied gepubliceerd, althans niet wat de Vlaamse dialecten betreft.

Die lezing was een synthese van wat Dr. Meertens reeds vroeger over dat onderwerp had gepubliceerd. Over het vocalisme zegt hij: "Vergelijkt men de karakteristieken van het Zeeuws met die van het Vlaams, dan blijkt dat ze goeddeels samenvallen. Dit zijn dan o. a. 1) het niet-diftongeren van gm. \bar{u} en \bar{i} (*huus, muus, diek, liek*). 2) het wegvallen van de *r* voor *s* (*vös = vers, dwäs = dwars, döse = dorsen, böste = barsten*). 3) de overgang van \bar{o} in *eu* (*weune, beuter, zeumer*). [Het vb. *zeumer* hoort daar eigenlijk niet bij, want zowel in het Ovla. als in het Wvla. hebben we een *o*: *zomer*]². 4) de ronding van \hat{i} onder invloed van labialen en labio-dentalen tot \hat{u} (*bluve, pupe, twufel, vuve, wuuf*). [In het Wvla. maakt *twufel* hierop een uitzondering, het wordt met een korte *i* uitgesproken; in het Ovla. is het een *ij*-diftong of een

¹) door Dr. P. J. MEERTENS, Dr. A. WEIJNEN en Dr. H. C. M. GHIJSEN, verschenen in: Bijdragen en Mededeelingen der Dialecten-Commissie van de Nederlandsche Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, VI, N. V. Noord-Hollandsche Uitgevers Maatschappij, Amsterdam 1944.

²) Waar enigszins twijfel zou kunnen ontstaan, werd mijn mening tussen rechte haakjes geschreven.

daaruit ontstane [ɛ] of [æ]-monoftong.] 5) de overgang van *ǣ* + liquida tot *ò* (*òl* = *al*, *òltiet*, *bòlsem*, *òlf*, *twòlave*, *vòle*, *hòr*).

Dat voor het vocalisme.

Als typisch Vlaamse verschijnselen in West- en Oost-Zeeuws-Vlaanderen en in het Oosten van Z.-Beveland citeert hij de vorm *ze ziin* tegenover *ze bin* in het overige Zeeland en in de staatse kern in Oost-Zeeuws-Vlaanderen, alsook de slot-*n*, die in de rest van Zeeland ontbreekt.

Hij vraagt zich af of Zeeland de vele woorden en termen uit het dijk- en waterschapswezen die het met Vlaanderen gemeen heeft, te danken heeft aan de Vlamingen die met de Cisterciënsermonniken van Ten Duinen bij Veurne en Ter Doest bij Lissewege meekwamen om nieuwe grond op de zee in te dijken. Voorbeelden zijn *vers*, dat 'zoet' betekent als men van water en land spreekt, en *zout*, dat niet alleen van water wordt gezegd, maar tevens een specifieke aanduiding is van onbedijkt, met de zee gemeen liggend, dus buitendijks land. Een *verse* dijk is dus een binnendijk.

Een ander eigenaardig Zeeuws en Vlaams begrip is *vroon* (= heer); verder nog *heerness* (laag weiland); *zwin* of *zwen* (geul of kreek in buitendijkse gronden); *insete* was tot in de 14de e. in Vlaanderen en in Zeeland in gebruik voor "inlaag", d. i. een dijk die inwaarts wordt gelegd; *hevene*, een landmaat; *baander*, iemand die het land *baant* of bewerkt; *weel*, elders *weel* en *waal* voor een doorbraak in een buitendijk; *ree* in de bet. van een kleine vore of greppel in de akker; *belling*, een omheinde weide.

Meertens zegt van deze Vla.-Zeeuwse woorden: "Ik zou niet van al deze woorden met stelligheid durven beweren dat ze van Vlaamse herkomst zijn, maar van vele, zo niet van de meeste, zal men dit toch mogen aannemen."

Verder wijst hij nog op een paar Fra. ontleningen die via het Vla. in het Ze. en soms veel verder zijn doorgedrongen zoals *geernaat*, Noordfrans "grenade" (garnaal) en *freze* of *frenze* (aardbei).

Als diernamen citeert Meertens *beite* (*bette*, *bedde*) voor *ooi*, het vrouwelijk schaap en *zoe*, *zoog*, *zoo*, *zooge*, *zouw* voor het vrouwelijk konijn, dat ook in de vorm *zuwe* in Frans- en West-Vlaanderen voorkomt – verder nog *kachtel* voor veulen, *staassen(s)* dat op de Zeeuwse eilanden de naam is voor de boeren slobkousen, maar in mijn jeugd op het platteland in N.-W.-Vla. de naam was voor halve kousen, sokken.

Dan haalt Meertens nog de woorden *slag* (slaap), *vorst* (wreef v. d. voet) en *busse* (naaf v. h. wiel) aan en doet hij een greep in L. L. DeBo's Westvlaamsch Idioticon³: *bamisse*, *beier*, *bleine*, *bree* (slijkerige grond), *garre*, *gezelschepe* (levensgezel[lin]), *laaie* (vlam), *lijk* (begrafenis), *lijs* (bank), *muten* (ruien), *muishond* (wezel), *reeze(m)* (rist), *remeut* (rebels), *resteel* (ruif), *seute* (onhandige vrouw), *steekveugel*, *stremien* (vergiestest), *vlei* (*vlui*) (vlegel), *vrange* (draaier), *zwalm*.

Dr. Meertens besluit zijn belangrijke en boeiende lezing met de volgende woorden:

“Nu zou ik u nog graag willen vertellen wanneer, op wat voor wijze en onder welke omstandigheden deze woorden uit het Vlaams in het Zeeuws zijn opgenomen. Dat ik dit nalaat is niet zozeer wegens gebrek aan de nodige tijd als wel uit onmacht. Zolang we van al deze woorden en honderden andere geen betrouwbare dialectkaarten bezitten en dan liefst nog met de geschiedenis van de lotgevallen der woorden erbij zal het ons niet mogelijk zijn op deze vragen een antwoord te geven. Wél bezitten we de stenen, waaruit dit mozaïek moet worden opgebouwd, maar ons ontbreekt het patroon, waarnaar we ons richten kunnen, om uit deze chaos van verschijnselen een gaaf en harmonisch beeld op te bouwen.”

Alvorens na te gaan welke nieuwe stenen sindsdien werden aangebracht om dat gaaf en harmonisch beeld op te bouwen, zou ik nog enkele woorden willen wijden aan onze voorgangers, want de belangstelling voor de Zeeuwse en Vlaamse dialecten (met Vlaamse bedoel ik de Frans-, West- en Oostvlaamse) dagtekent reeds uit de eerste jaren van de 19de eeuw.

In 1838 publiceerde J. F. Willems een artikel getiteld “Overeenkomst van het Zeeuwsch en het Vlaamsch”⁴, nl. het Westvlaams en meer bepaald het Brugs, waarin hij a) de uitspraak, b) het gebruik van zekere woorden en uitdrukkingen, behandelde. Zijn artikel werd grotendeels geïnspireerd door Mr. A. F. Siffle's bijdrage “Over het Zeeuwsche Taaleigen”⁵.

³) Brugge, Boek & Steendrukkerij Edw. Gailliard & Comp., 1873, heruitgegeven door Joseph Samyn, Gent, A. Siffer, 1892.

⁴) in: Belgisch Museum voor de Nederlandsche Tael- en Letterkunde en de Geschiedenis des Vaderlands, uitgegeven op last der Maetschappy tot Bevordering der Nederduitsche Tael- en Letterkunde, door J. F. WILLEMS, Gent, by F. & E. Gyselyncq, dl. II (1838), blz. 48–53.

⁵) in: Taalkundig Magazijn of Gemengde Bijdragen tot de Kennis der Neder-

“Het Zeeuwsch, voor zoo veel het nog gesproken wordt – zegt Siffié –, kenmerkt zich vooreerst door eenige onder regels te brengende eigenaardigheden in de uitspraak; ten tweede, door eenige in Zeeland te huis behoorende woorden en spreekwijzen.”

Hij geeft zeven regels op voor de uitspraak:

1. De *sch* aan het einde en in het midden van de woorden luidt altijd [s] (gelijk ook behoort, zegt hij): *vissen*, *mensen*. [Dit is zeker niet het geval in het Vlaams⁶, waar *sch* in het midden van het woord [sχ –]χ – sk] enz. luidt.]

2. “De *h* wordt weggelaten” [Dus net zoals in het Vlaams].

3. “De lange *a* klinkt in de meeste steden minder helder dan in het Hollandsch, echter *niet* zoo naar de *o* zwemende als bij de Vlamingen.” Maar hij voegt eraan toe: “Doch te Zierikzee en in eenige andere plaatsen, vooral bij de landlieden in alle eilanden, als *ae* of *ê*, dat is gelijk de *a* of *e* ook veelal bij de Hollanders in *wareld* of *wereld*, ook in de Zeeuwsche steden geeft men dien *blaetenden*⁷ tusschenklank aan de lange *a*, waar zij oudtijds als *ee* geschreven werd, als in *paerd*, *zwaerd*, *staert*, voor paard of peerd, zwaard of zweerd, staart of steert.” [De meest voorkomende klank in Vlaanderen is een [ɛ.ə)], maar in Frans-Vlaanderen, een brede kuststrook en het N. van West-Vlaanderen komt dezelfde klank [æ] van de Zeeuwse eilanden voor].

4. “De tweeklank *ui* klinkt als *uu*, b. v. *uut uus* (uit huis). Een uitzondering maakt *duit*, dat nooit als *duut* wordt uitgesproken.” [Zelfde toestand als in het Westvlaams, waarin echter ook *duit duut* luidt.]

5. “De *ij* klinkt als *ii*, b. v. *een glas wien*, wel te onderscheiden van *wien*, waar de Zeeuwen den tweeklank duidelijk laten hooren. Zonder uit van dezen regel *puup* of *pupe* voor pijp, *wuuf* voor wijf, *bluven* voor blijven, waar men altijd de *uu* en nooit de *ii* in hoort.” [De *ij* van *wijn* luidt in het Zeeuws en het Frans- en Westvlaams [i], de *ie* van

duitsche Taal, bijeen verzameld door A. de Jager, te Rotterdam, bij T. J. Wijnhoven Hendriksen, 1e dl. (1835), bl. 169–174 (met een Bijvoegsel, blz. 175–177 van A. d. J.).

⁶) Met Vlaams bedoel ik steeds Frans-, West- en Oostvlaams.

⁷) Het is de klank die de Gentenaar JOAS LAMBRECHTS in zijn “Néderlādsche Spellinghe” (uutghesteld by vrāghe ende andwoorde tot onderwijs der jonghers voor haar earste beghin. Gheprentt te Ghend in tiaar M. D. L. – heliotypisch facsimile – Gent, Ad. Hoste, 1882) als *ae* / *æ* / of *ē* spelt en waarvan hij zegt: “Behoordmen te ghebruken in de naaruolghende ende dierghelike silleben ende woordē als Bae/gheljik de schapen bleaten; de aendē qwaeken: raet / gaemlic / ghēnd mannekin van den ganzen. raept dat / op zijn Zeausche:aerde / waesse / maet op zijn Zeausche:vaeze / hoarebeaste die noaid calf en hadde / etc.”

wien, zien etc. [î.]. *Pijp, wijf, blijven* hebben dus ook een [y]-klank, zoals trouwens ook *vijf*.]

6. “De zacht- en scherplange *e* en *o* worden hoorbaar onderscheiden,” [In de Vlaamse en in alle andere dialekten in Vlaams-België worden de zachtlange en scherplange *e* en *o* onderscheiden, maar die *e*'s en *o*'s verschillen van dialektgroep tot dialektgroep.] “maar *begeeren, betoogen, loochenen, goochelen, mededoogen* hebben de *e* en *o* altijd zacht, *begéren, betogen* enz. *Helen* voor verbergen, luidt bij de Zeeuwen even scherp als *heelen*, voor heelmaken of genezen.” [Deze voorbeelden kan ik met geen Vlaamse ekwivalenten vergelijken, omdat ze niet in het Vlaams voorkomen.]

7. “De korte *o* wordt *u* in *durrepel* voor *dorpel*, *wurrem, sturrem* voor *worm, storm* en dergelijke.” [Het woord *dorpel* schijnt mij onbekend in Vlaanderen, althans in Frans- en West-Vlaanderen en in het grootste gedeelte van Oost-Vlaanderen, want het komt niet voor bij Amaat Joos⁸; Is. Teirlinck⁹ zegt dat het in zijn streek onbekend is en L. Lievevrouw-Coopman¹⁰ geeft *durpel* als ongewoon op. Het gewone woord is in Vlaanderen *zulle*. De uitspraak *u* voor korte *o* van *wurrem, sturrem* is Noord-Oostvlaams, niet Frans- en Westvlaams.]

Verder citeert hij als Zeeuwse eigenaardigheid:

1. “De herhaling van het voornaamwoord *ik*, in geval van bijzonderen nadruk, b. v. *ik heb ik et nie gezien*” [is ook algemeen Vlaams].

2. “Het achtervoegen der zachte *e*, en het tusschenvoegen daarvan tot meerder gemak, b. v. *ën koeije* voor eene koe, *werreken* voor werken, *wolleken* voor wolken. [De vorm *koeije* is wel typisch Zeeuws; in het Vlaams is het *koe*; De Bo schrijft i. v. *koe*: (niet *koei*). Ook de tussenvoeging van *doffe* [ə] is Zeeuws, niet Vlaams.]

3. “Het uitlaten der *t* en *d* in sommige woorden, b. v. *men musse* voor mijne muts, de *kouë* voor koude, echter altijd *verkoudeid* en nooit *verkoueid* voor verkoudheid; zoo zegt men *ouë lû* of *ouwe lû* voor oude lieden.” [De vorm *musse* is onvlaams; de vormen *koue* en *oue*

⁸) Waasch Idioticon. Gent – A. Siffer, Sint-Niklaas – Strybol–Vercruyssen, 1900.

⁹) Zuid-Oostvlaandersch Idioticon, Koninklijke Vlaamsche Academie voor Taal- & Letterkunde, Gent – A. Siffer, 3 dln., 1908–1922 + 4de dl.: Klank- en Vormleer (1924).

¹⁰) Gents Woordenboek, Koninklijke Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde, Gent-Drukkerij Erasmus, 1950.

(*ouwe*), met synkope van de *d* komen niet voor in Frans- en West-Vlaanderen, maar zijn wel Oostvlaams.]

Als vierde punt haalt S. een aantal woorden aan die men in Zeeland bezigt en die, volgens hem, elders onverstaaenbaar zijn. Enkele, zoals *guus* (jongens), *dulleve* voor sloot, *pizel* (bergplaats voor graan of rast), *salet*, *gerridon* (theestof) zijn in Vlaanderen onbekend, maar *tote* (aangezicht), *puut* (kikvors), *veugel* (voor vogel), *solfer* (in Fra.- en W.-Vla. *sulfer*) voor lucifer, zijn ook Vlaams; *spinde* (met zijn nevenvormen *spinne* en *spin*) komt nog in geheel Zuid-Nederland sporadisch voor, maar vooral in de Noordelijke helft van West-Vlaanderen¹¹, *jenivers* voor aalbessen is ook de benaming in Frans- en West-Vlaanderen en komt ook in Oost-Vlaanderen voor¹², *bel* en *bellen* is ook algemeen Zuidnederlands voor schel en schellen, ook *ievers* en *nievers* is Vlaams zoals trouwens ook *wilder*, *julder*, *zulder* (wij, jullie, zij), *men* en *miin* voor *mijn*, *zen* en *ziin* voor *zijn* eveneens Westvlaams zijn.

“Ten slotte zij nog aangemerkt, – schrijft Mr. A. F. Siffié om te besluiten – dat hier alleen van het Zeeuwsch op de *eilanden* gehandeld wordt: want in Zeeuwsch Vlaanderen spreekt men een eenigszins naar den Zeeuwschen tongval overhellend Vlaamsch.”

De mij toegemeten plaatsruimte belet mij even uitvoerig de andere Zeeuwse bijdragen, hoe interessant ook, te behandelen, maar ik mag toch niet nalaten ze even vluchtig te vermelden.

In 1851 publiceerde Dr. H. A. Callenfels, naar aanleiding van een artikel van H. M. C. van Oosterzee over “Enkele bijzonderheden van het Zeeuwsche Taaleigen”, waargenomen op het eiland Schouwen, in de “Zeeuwsche Volks-Almanak voor het jaar 1846”¹³ een zeer interessante bijdrage, getiteld “Eenige bijzonderheden van het Zeeuwsche taaleigen, voornamelijk in het district Sluis”¹⁴.

Van Oosterzee had opgemerkt dat in het Schouwens een aantal zelfstandige naamwoorden op doffe *e* uitgaan: *mande*, *kerke*, *katte*, *matte*, *kasse flessche*, *padde* (het dier), *balke*, *bedde*, *kloete* (plat-

¹¹) Zie J. L. PAUWELS: Een stervend woord: De Spinde (met een kaart). Woordgeographische Studiën van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale, XVI, Handelingen van de Kon. Commissie voor Toponymie & Dialectologie, VIII (1934), blz. 37–45.

¹²) Zie L. GROOTAERS: De namen van de roode albes “*ribes rubrum*” in Zuid-Nederland (Met eene taalkaart), Leuvense Bijdragen XVI (1924), blz. 65–92. (Ook verschenen in: Mededeelingen van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale, 1924, nr. 4, blz. 65–82 en 1925, nr. 5, blz. 97–104.

¹³) Zierikzee XI (1846), uitg. J. van de Velde Olivier, blz. 130–140.

¹⁴) Magazijn van Nederlandsche Taalkunde V (1851), blz. 21–37.

boomde boomschuit; onbekend in het district Sluis), *hemde*, *schute* (schuit), alsook *krame* in de uitdrukking "in de krame liggen" en dacht dat die substantieven oorspronkelijk éénlettergrepig waren en dat men ze door het "aanhangen" van een doffe *e* had verlengd. Dat daarentegen een aantal andere, zoals *hand*, *werk*, *muis*, *bond*, *kunst*, *kant*, *voer*, *keruis*, *pad* (weg), *drift*, *bruid*, *perk*, *stad*, *kraam* (op de kernissen) niet werden verlengd. Dr. Callenfels konstateert dat de toestand in zijn distrikt identiek is: "alleen zegt men [daar] ook *kunste*. Zoude v. O. zich omtrent dit woord vergist hebben? of zouden wij het van de Vlamingen, met welke wij dagelijks in aanraking komen, hebben overgenomen?" vraagt hij zich af en merkt op "dat bij de Vlamingen het verlengen van veel meer woorden in zwang is, dan bij de Zeeuwen."

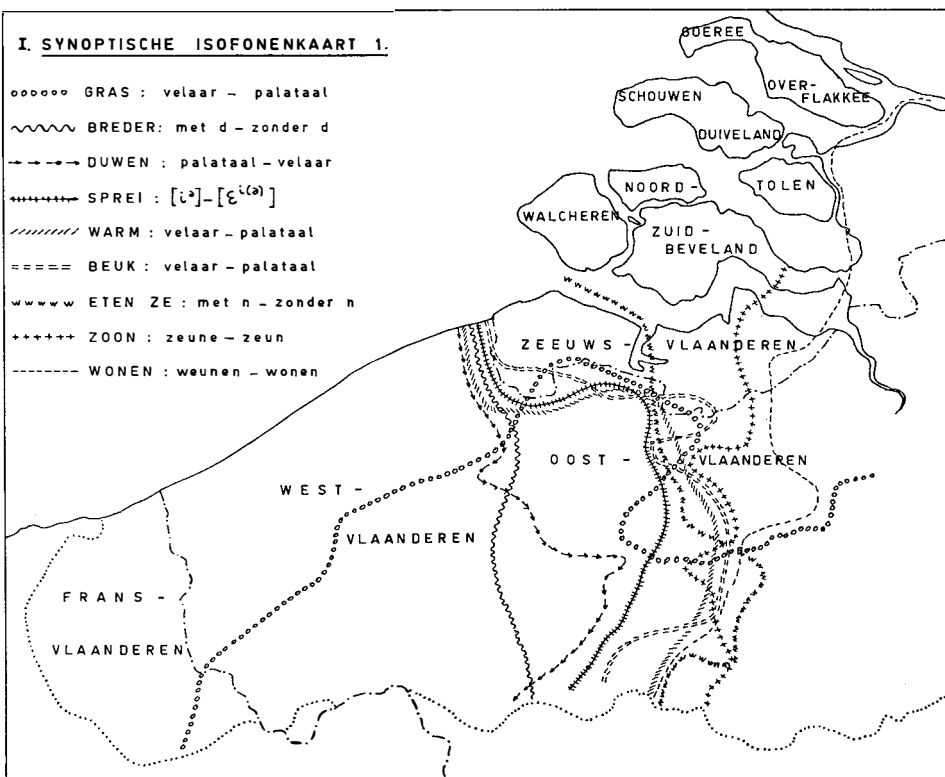
Kloete en de uitdrukking "in de krame" zijn in Vlaanderen onbekend, maar alle woorden op *-e* worden ook zo in het Vlaams uitgesproken. Van de tweede serie luidt *muis* zowel *muus* als *muze* in het Wvla., *kunst* steeds *kunste*, het woord *pad* (weg) is er onbekend, *drift* (m.) komt alleen voor in de bet. van gisting en snelle loop van een rivier, *drifte* (vr.) als beloop van een kudde schapen, *bruid* is nu onbekend in het Wvla., alleen *bruidstuk* (huwelijksgeschenk) is nog gebruikelijk. Maar *bruut* is zeker Westvla. geweest, want Simon de Rikelike¹⁵, vrijlaat te Sint-Pieters-op-den-dijk (Brugge) en weduwnaar, die ook bezittingen had te Heile en Kadzand, ging geregeld ter stove Ten Walle te Brugge en ging daar en elders even geregeld "ter bruut" of "ter vachte".

Ten tweede, zegt dr. C., wordt de *ij* uitsluitend als *i* uitgesproken en hij wijst ook op het verschil in uitspraak tussen *kiken* (kijken, met [i]) en *kieken* (kip, met [î.]). Hij vestigt ook de aandacht op de ronding in *vuve*, *vuvtig*, *wuv'*, *pupe*, *bluven*. In W.-Vla. is de ronding er ook bij *wuv*, *pupe*, *bluven* en ook bij *vuve*, maar niet bij *vijftig*, dat *viftig* of *vichtig* luidt.

Als derde punt behandelt hij de zachtlange en de scherplange *e* en *o*¹⁶. In het Zeeuws is er een verschil tussen *weer* (bijwoord) met scherplange en *weer* (nw.) met zachtlange *e*. Dat verschil is mij in het Wvla. onbekend. In "t is vandage *were* schoon *were*" luiden beide *were*'s gelijk.

¹⁵) Het Memoriaal van Simon de Rikelike, vrijlaat te Sint-Pieters-op-den-dijk, 1323-1336, uitgegeven door Jos. DE SMET, Bruxelles, Maurice Lamertin, 1933.

¹⁶) Zie blz. 370, 6.



Hij heeft het dan ook over de zeer open uitspraak van *paert, staert, paers, kaerel, waereld, vaerdig*¹⁷.

Als vijfde punt komt $\ddot{a} + r$ aan de beurt, waarvan Dr. C. denkt dat hij in gans Zeeland *e* wordt; b. v. *erbeid, erme, derm, erbermen, ert* (hart), *kernen, terwe, verken, werm*. Deze klank komt, naast andere, ook voor in Vlaanderen¹⁸.

6. De *i*-uitspraak van *i + ng* en *nk* zoals in *klinken, drinken, vinken, zingen, springen* en van *e + ng* en *nk* zoals in *ingst, ingels, inkloww, bringen* en van *u* voor *o + ng* en *nk* zoals in *schoenk, kloenk, zoeng, joenk* is ook Noord-Wvla. en komt nog elders in Vlaanderen voor.

¹⁷⁾ Zie blz. 369, 3.

¹⁸⁾ Zie M. HOEBEKE: Nog steeds de palatalisatie van Germ. a > e voor r + gutturaal en labiaal in de Zuidnederlandse dialecten, *Taal en Tongval* III (1951), blz. 121-127 en IV (1952), blz. 63-83.

7. Callenfels wijst dan op de vorm *brocht*, *gebrocht* voor bracht, gebracht en *rocht*, *gerocht* voor raakte, geraakt, maar schijnt niet de ingwaeoonse ronding van *a* tot *o* vóór *cht* te hebben opgemerkt.

8. Wel heeft hij palatalisering van *o* tot *eu* genoteerd in woorden als *neute* (noot), *veure* (voor, van een ploeg), *zeule* (zolen), *eunink* (honig), *deur* (door), *beuter*, *meulen*, *scheutel*, *weuning*. De palatalisering komt in het Wvla. ook voor, maar niet bij zoveel woorden als in Zeeland. *Veur* en *zeulen* blijven *voor* en *zolen*. *Honing* is een schoolwoord voor *zeem*¹⁹.

De zachtlange *o* vóór *r* die veelal [ʌ] wordt in Sluis is geen Wvla., eerder een N.-Ovla. verschijnsel.

9. *vier* – *stieren* – *dier* voor *vuur*, *sturen*, *duur* is zowel Oost- als Westvlaams. Het vocalisme van het woord *put* is in het Vla. zeer gevarieerd. Het woord *kus* is geen dialectwoord, maar *mus* dat in het district *mos* schijnt te worden uitgesproken, luidt in Vla. overal *mussche* met een korte of langere [ʌ]-klank.

10. In gans Zeeland, zegt C., behouden *fluite*, *tuite*, *duit*, *lui*, *spuute* en vele andere woorden de diftong (worden dus niet met [y] uitgesproken)²⁰. In het Wvla. heeft alleen *lui* een [œ.ʏ]-klank. Ook *stite* (stuitbeen) en *kiten* zijn algemeen Wvla. en Gents; *stute* (boterham), dat daar “oudtijds doorgaans en toen nog somtijds” gebruikt werd, schijnt nu nog in het Zeeuws gebruikelijk en is algemeen Wvla.

Als elfde punt behandelt hij het wegvallen van de *r* voor *s*, dat hij niet algemeen Zeeuws meent te zijn, in woorden als *vaarze* (jonge koe), *laars*, *paars*, *kersen*, *morsen*, *gers* (gras), *vorsch* en zelfs in vreemde woorden als *posie* of *possie* voor *portie*.

Dit is ook een algemeen Vlaams verschijnsel²¹.

In punt 12 wijst Dr. C. op de *-n*-uitspraak in het mv. van substantieven en van infinitieven, wat ook Wvla. en gedeeltelijk Ovla. is en

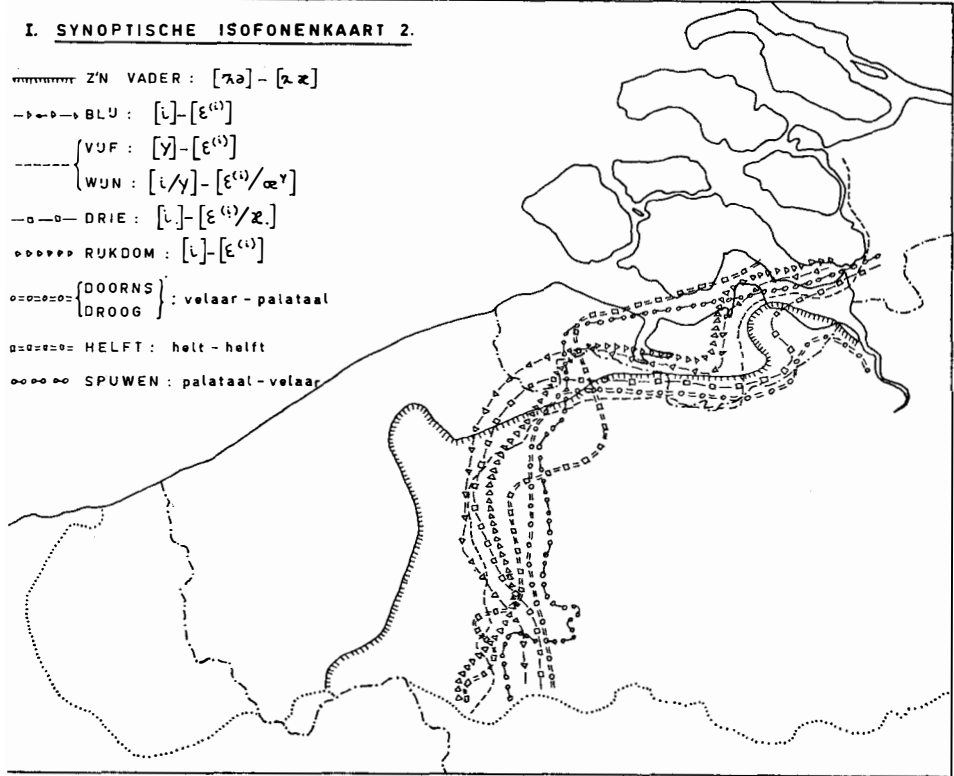
¹⁹) Zie CECILE VEREECKEN: Van “slutla” naar “sleutel” – Umlaut en Spontane Palatalisering op Nederlands Taalgebied, Handelingen van de Kon. Commissie voor Toponymie & Dialectologie XII (1938), blz. 33–100 (met 9 kaarten).

²⁰) Volgens het “Woordenboek der Zeeuwse dialecten”, bijeengebracht door de Zeeuwse Vereniging voor Dialectonderzoek, onder redactie van Dr. Ha. C. M. GHIJSEN. Den Haag, Van Goor Zonen (1964), is dat nog zo voor *fluite*, *duit*, *lui*, *spuute*, echter niet voor *tuite*.

²¹) Het woord *paars* is in Vlaanderen onbekend. Men gebruikt ervoor: *purper* of *mawve*.

I. SYNOPTISCHE ISOFONENKAART 2.

	Z'N VADER :	[ʔə] - [ʔæ]
->->->	BLU :	[i] - [ɛ ⁽¹⁾]
- - - - -	{ VJF :	[y] - [ɛ ⁽¹⁾]
	{ WJN :	[i/y] - [ɛ ⁽¹⁾ /œy]
- 0 - 0 -	DRIE :	[i] - [ɛ ⁽¹⁾ /æ]
o o o o o	RUJDOM :	[i] - [ɛ ⁽¹⁾]
o o o o o	{ DOORNS :	velaar - palataal
	{ DROOG :	
o o o o o	HELFT :	helt - helft
o o o o o	SPUWEN :	palataal - velaar



de invoeging van doffe *e* tussen twee konsonanten: *errebeid, mellek, melleken, merrekten, werrem, werreken*, enz.²².

Als dertiende punt wijst hij op de Zeeuwse *g-h*-wisseling, die ook Wvla. en in grote mate ook Ovla. is²³.

Verder wijst Dr. C. op het verdubbelen van de persoonlijke voor-naamwoorden, een verschijnsel dat in geheel Vlaanderen in verschillende vormen voorkomt, en het laatstehoofdstuk is gewijd aan woorden

²²) Zie blz. 370, 2.

²³) Zie hierover Jos. J. GIELEN: *G.-H. Wisseling in Zeeuws-Vlaams A. B., Ts. voor Taal en Letteren XVI* (1928), blz. 221-247, en *De G/H-Wisseling in het Zeeuws, ibid. XX* (1932), blz. 105-115; A. A. VERDENIUS: *Nog iets over G.-H.-Wisseling in het Zeeuws-Vlaams, ibid. XVII* (1929), blz. 26-27 en 130; Bredero's Klucht van de Koe, vs. 487: *Het zegendje bier, Ts. v. Ndl. Taal- en Letterk. XLIV* (1925), blz. 230-232; P. J. MEERTENS: *G.-H.-Wisseling in het Zeeuws, Ts. voor Taal en Letteren XVII* (1929), blz. 69-74.

die nooit in het district Sluis voorkomen: *hakken*, waarvoor men *kap-pen* zegt [ook Vla.], *bark: rive* [in Vla.: *rake, rakel(e)*]²⁴, *kies: dubbele tand* [in Vla. *hoofdtand, kak(e)tand* en *boktand*]²⁵, *kiekvorsch* – alleen in Sluis, anders *pud* [zoals in W.-Vl.]²⁶, *knolraap* [zoals in heel Vlaanderen], *kruik – pulle* [ook alg. Vlaams], *leer – ladder* [in Vla. is *leer* het gewone woord], *schel – bel* [*bel(le)* is ook alg. Vla.], *spinneweb – kop-pespinnet* [in Vla. *kobbenet, koppenet, spinnekop(net), spinnekopnest* en *koppespinne*]²⁷, *stuk slaan – aan stukken slaan* of liever *kapot slaan* [net zoals in Vlaanderen], *tuin* – wel voor *afmaak* – niet voor *hof* [Dr. C. gebruikt hier het Zeeuwse woord *afmaak* voor ‘afrastering’; *tuin* (afrastering) is ook Wvla. en N.-Ovla.; *hof* (Ndl. tuin) is alg. Vla.], *tuinier – hovenier* [id. in Vlaanderen], *wang – kaak* [kaak is alg. Vla.], *wikken – vitsen* [*vitsen* is Wvla., Z.-Ovla. en is niet onbekend te Gent], *wortelen – pejen* [*peeën* komt voor in W.-Vl., naast *karoten*, ook in het Land van Waas, maar niet te Gent en in Z.-O.-Vl., waar men *wortel* gebruikt].

Ik heb hier al herhaaldelijk gesproken van Westvlaams en Oostvlaams zoals men ook spreekt van Zeeuws en Brabants. Westvlaming en Oostvlaming zijn natuurlijk de namen van de bewoners van de provincies West- en Oost-Vlaanderen, maar alle Westvlamingen spreken geen Westvlaams en alle Oostvlamingen geen Oostvlaams. Voor de afbakening van deze twee dialectgebieden verwijs ik naar mijn artikel over “Het Westvlaams”²⁸ en vooral naar het “In Memoriam Dr. Jozef van den Heuvel”²⁹, waarin een kaartje met de verschillende grenzen tussen West- en Oostvlaams werden gepubliceerd. Voor de verdeling van het Westvlaams in onderdialekten verwijs ik naar boven-

²⁴) Zie J. L. PAUWELS: De Hark in de Zuidnederlandsche Dialecten, Hand. K. C. T. & D. VI (1932), blz. 153–165 (met een kaart); ook verschenen als nr. VIII van de Woordgeographische Studiën van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale te Leuven.

²⁵) Zie J. L. PAUWELS: De Bak- of maaltand in de Zuidnederlandsche dialecten, Hand. K. C. T. & D. V (1931), blz. 283–297 (met een kaart); ook verschenen als nr. VII van de Woordgeographische Studiën.

²⁶) Zie Reeks Nederlandse Dialektatlassen o.l. van E. BLANQUAERT en (sinds 1948) WILLEM PÉE, tekst 20.

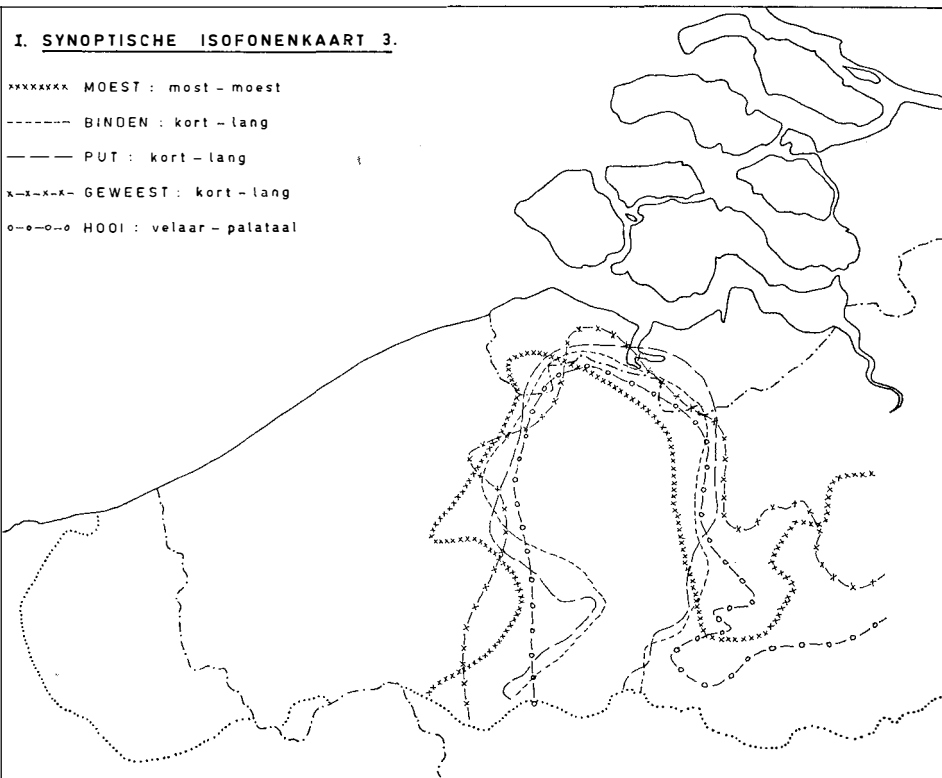
²⁷) Zie E. BLANQUAERT, W. PÉE en hun Studenten . . . : De Nederlandsche Dialectnamen van de Spin, den Ragebol en het Spinneweb, Hand. K. C. T. & D. VII (1933), blz. 329–431 (met 3 gekleurde kaarten); ook verschenen als nr. I van de Serie: Uit het Seminarie voor Vlaamsche Dialectologie van de Universiteit te Gent.

²⁸) in: West-Vlaanderen, Brussel, Elsevier, 1958, blz. 289–301.

²⁹) Taal en Tongval XIX (1967), afl. 1–2, blz. 7–14.

I. SYNOPTISCHE ISOFONENKAART 3.

- ***** MOEST : most - moest
 - - - - - BINDEN : kort - lang
 — — — PUT : kort - lang
 x-x-x-x-x GEWEEST : kort - lang
 o-o-o-o-o HOOI : velaar - patataal



vermelde bijdragen, waar alle bibliografische gegevens vermeld zijn. Voor het Oostvlaams werd in 1938 insgelijks een poging gewaagd aan de Universiteit te Gent, door een leerling van E. Blancquaert, Frans Zaenen, die er zijn licentieverhandeling aan wijdde³⁰. Maar bij mijn weten werd totnogtoe niets erover gepubliceerd.

Wie enigszins bekend is met de Oostvlaamse dialecten weet dat men op dit ogenblik het bestaan van algemeen-Oostvlaamse kenmerken niet kan aantonen. Alleen in het noorden reeds zijn grote verschillen merkbaar tussen het westen (Meetjesland) en het oosten (Land van Waas). Zonder op een grondig onderzoek te willen vooruitlopen zou ik het Oostvlaams willen beschouwen als een overgangsdialekt met in het westen nog typische kusteigenaardigheden, zowel in het zuiden (het

³⁰) Bijdrage tot de dialectgeographie van Oost-Vlaanderen. De verhandeling is er nog, maar de kaarten, die onontbeerlijk zijn om de tekst te begrijpen, ontbreken.

Zuid-Oost-Vlaanders zoals het beschreven is in Is. Teirlincks Idioticon) als in het noordelijke Meetjesland, met in het oosten Brabantse kenmerken, zoals in het Dendermondse, Aalsterse en Ninoofse.

Welke overeenkomsten en verschillen tussen "Vlaams" en "Zeeuws" kunnen wij op dit ogenblik aan de gekende toevoegen? We beschikken nu over een vrij uitgebreid materiaal: de "Reeks Nederlandse Dialectatlassen"³¹, de "Taalatlas van Noord- en Zuid-Nederland"³² en het "Woordenboek der Zeeuwse Dialecten"³³.

Ook in mijn "Dialectgeographie der Nederlandsche Diminutieven"³⁴ steekt materiaal dat voor dit onderzoek bruikbaar is.

De grens tussen "het" Westvlaams en "het" Oostvlaams kennen wij door de studie van E. Brou en J. van den Heuvel: De Topographische grens van het West- en Oost-vlaamsch Dialect³⁵. Ik heb getracht de isoglossen welke die grenzenbundel vormen verder door te trekken in het noorden en heb hiervoor een aantal kaarten uitgekozen, waarover ik het later zal hebben.

Ik wilde eerst nagaan in welke mate de Zeeuwse karakteristieken, waarover P. J. Meertens het in zijn lezing had, met de Vlaamse overeenkomen, en met welke Vlaamse. Daarom heb ik een aantal bestaande kaarten uit de "Reeks Dialectatlassen" geraadpleegd, maar ook een aantal nieuwe gemaakt. Het spijt me ze hier niet te kunnen publiceren en ook niet uitvoerig te kunnen beschrijven wegens het gebrek aan plaatsruimte. U zal zich dus met een schetsmatige beschrijving tevreden moeten stellen.

³¹) onder leiding van E. BLANQUAERT en (sinds 1948) WILLEM PÉE, Antwerpen, De Sikkels 1925 . . . Voor dit onderzoek konden wij gebruik maken van de volgende atlanten: WILLEM PÉE (met medewerking van E. BLANQUAERT): Dialect-atlas van West-Vlaanderen en Fransch-Vlaanderen; E. BLANQUAERT en H. VANGASSEN: Dialect-atlas van Zuid-Oost-Vlaanderen; E. BLANQUAERT: Dialect-atlas van Noord-Oost-Vlaanderen en Zeeuwsh-Vlaanderen; E. BLANQUAERT en P. J. MEERTENS: Dialect-atlas van de Zeeuwsche Eilanden.

³²) aangevangen door Prof. Dr. G. G. Kloeke en voortgezet door de Dialectencommissie der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Nieuwe Noord- en Zuid-Nederlandse Dialectbibliotheek onder leiding van Dr. L. Grootaers † en Dr. G. G. Kloeke †. Totnogtoe verschenen 8 afleveringen van deel I met 100 kaarten.

³³) Zie voetnoot 20.

³⁴) Uitgave Kon. Vla. Acad., Reeks VI, nr. 58. G. Michiels-Broeders, Tongeren, 1936 en nr. 58² (materiaal), *ibid.* 1938.

³⁵) Onuitgegeven prijsvraag van de Kon. Vla. Academie van 1910, waarvan ik een résumé en de isofonenbundel heb gepubliceerd in *Taal en Tongval* (zie voetnoot 29).

II. SYNOPTISCHE ISOMORFENKAART.

A. tje(n) - (s)ke(n) :

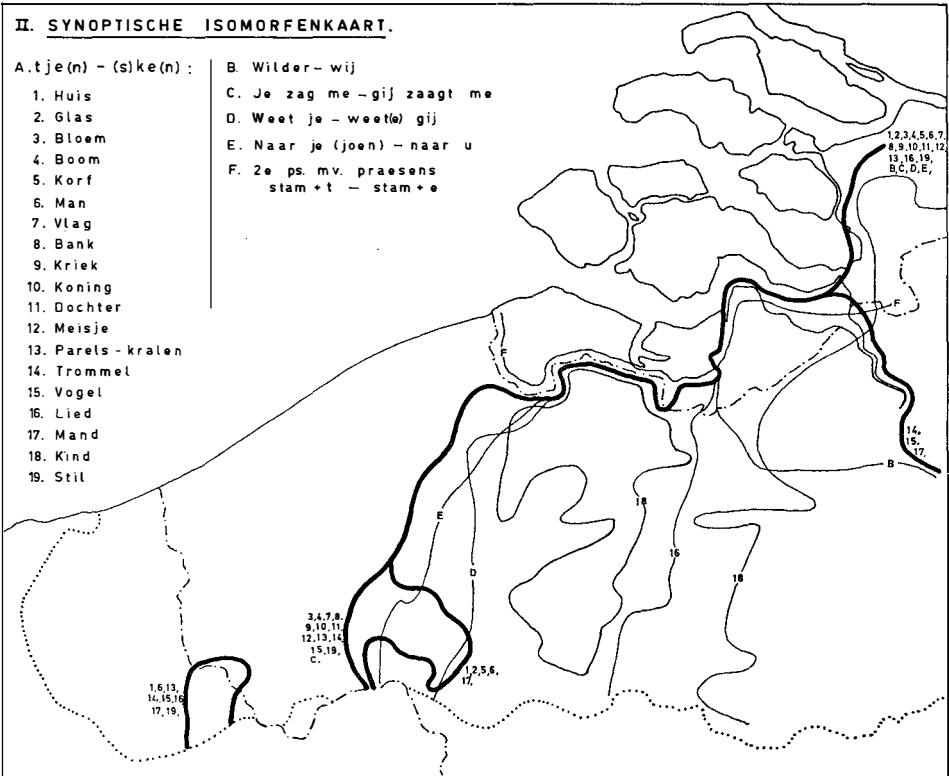
1. Huis
2. Glas
3. Bloem
4. Boom
5. Korf
6. Man
7. Vlag
8. Bank
9. Kriek
10. Koning
11. Dochter
12. Meisje
13. Parels - kralen
14. Trommel
15. Vogel
16. Lied
17. Mand
18. Kind
19. Stil

B. Wilder - wij

C. Je zag me - gij zaagt me

D. Weet je - weet(w) gij

E. Naar je (joen) - naar u

F. 2e ps. mv. praesens
stam + t - stam + e

De isofoon voor Germ. *û* (krt. *huis*), die het West- van het Oost-vlaams scheidt, volgt dan oostwaarts de staatsgrens tot voorbij Axel en loopt verder noordwaarts, zodat de Zeeuwse eilanden (ook Goeree en Overflakkee) en de grote westelijke helft van Zeeuws-Vlaanderen tothet [y]-gebied behoren. De streek rond Hulst maakt deel uit van het diftongeringsgebied.

De isofoon van de Germ. *î* (krt. *wijn*) volgt, op een paar kleine afwijkingen na, dezelfde koers.

Voor het wegvallen van de *r* vóór *s* gebruikte ik het woord *dorsen* (zin 138). Geheel Zeeland sluit aan bij West- en Oost-Vlaanderen.

Een derde karakteristiek was de palatalisatie van Germ. *ō* tot *eu*. Frans-, West- en de grootste westelijke helft van Oost-Vla. behoren tot het *eu*-gebied, alsook Zeeland, met uitzondering van het eiland Schouwen en de steden Middelburg, Vlissingen en Hulst.

De ronding van germ. *i* onder invloed van labialen en labiodentalen ging ik na op de kaart van het woord *vijf* (zin 12). De isofoon is precies dezelfde als die van de Germ. *i*. Middelburg en Vlissingen hebben echter een diftong. Van de 6 vbb. met *ä* + liq. die, volgens Meertens, in het Ze. *ò* worden, vond ik in de atlassen slechts *al*, maar ook het woord *haar* (subst.).

Al komt voor in zin 35: *Ik heb al twee keren . . .* en in zin 75: *. . . al van voor de noen*. De noordelijke punt van West-Vlaanderen, het noordelijke derde van Oost-Vla., heel Ze.-Vla. en de Zeeuwse eilanden hebben *a(l)*; alleen in West-Vla. (het grootste gedeelte) komt *ò(l)* voor.

Voor het woord *haar* heeft geheel West-Vla., O.-Vla. en Ze.-Vla. (op 2 uitzonderingen na): (*hòr*); Schouwen, Duiveland en Tolen (alsook Goeree en Overflakkee), Noord-Beveland en Walcheren: [*æ*:]. Ook hier maken Middelburg en Vlissingen een uitzondering. In Zuid-Beveland vindt men zowel [*æ*:] als [*a*:].

Voor het woord *jaar* (zin 53) is de toestand identiek.

Over het gebruik van *ze benne* tegenover *ze ziin* kan ik alleen zeggen dat het kaartbeeld (krt. 128) zeer gemengd is. Fra.-Vla. kent alleen *ze ziin*; W.-Vla. overwegend *ze (h)ebben*, maar daarnaast ook, verspreid over de ganse provincie: *ze ziin*; O.-Vla.: *ze (h)ebben*; Ze.-Vla.: *ze ziin*, *ze benne*, *ze (h)ebben*; Goeree, Overflakkee, Schouwen en Duiveland alleen: *ze benne*; Tolen: *ze benne* en *ze (h)ebben*, Noord-Beveland enkel *ze benne*; Walcheren en Zuid-Beveland: *ze benne* en *ze (h)ebben*.

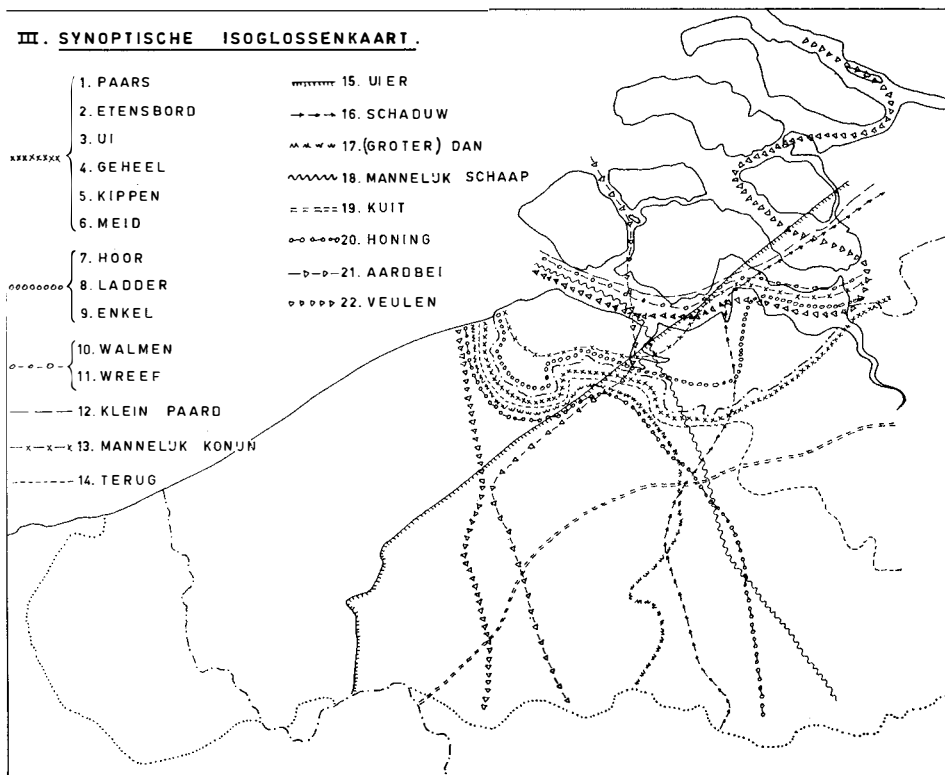
Een van de woorden die P. J. M. citeert, komt ook voor in de dialektatlassen, nl. *steekvogel* (zin 1). Het is het gewone woord in W.-Vla. en O.-Vla., met uitzondering van het Land van Waas, waar het Antwerpse "klamper" heerst en van enkele plaatsen te N.-O. van Gent, waar men *speurwal* en *speurgal* (sperwer) gebruikt. In het Veurne-Ambacht luidt de benaming: *stekker*. *Steekvogel* is ook de gebruikelijke naam in Zeeland, uitgenomen in drie plaatsen van Tolen, drie in Walcheren en een oostelijk hoekje van Ze.-Vla.

Van de gedrukte kaarten heb ik die uitgezocht die enig licht konden werpen op de verhouding Zeeuws-Vlaams.

Van de 100 kaarten uit de "Taalatlas" zijn er 16 woordkaarten die ons nuttige gegevens voor ons onderzoek verstrekken, te weten: *kuut*³⁶

³⁶) Tevens een klankkaart.

III. SYNOPTISCHE ISOGLOSSENKAART.



(krt. afl. 4, nr. 8), *aardbei* (krt. afl. 3, nr. 14), *mannelijke schaap* (krt. afl. 3, nr. 2), *mannelijke konijn* (krt. afl. 2, nr. 12), *klein paard* (krt. afl. 3, nr. 5), *wreef* (krt. afl. 4, nr. 7), *walmt* (krt. afl. 7, nr. 9), *paars* (krt. afl. 4, nr. 14), *ladder* (krt. afl. 1, nr. 4), *ui* (krt. afl. 7, nr. 1), *etensbord* (krt. afl. 8, nr. 1), *enkel* (krt. afl. 4, nr. 5), *honing* (krt. afl. 3, nr. 9), *egel* (krt. afl. 1, nr. 10), *troep* (dieren) (krt. afl. 3, nr. 1) en *veulen* (krt. afl. 1, nr. 5).

Van de 150 gedrukte kaarten van de "Reeks Nederlandse Dialektatlassen" kwamen 36 in aanmerking voor ons onderzoek, waaronder 8 woordkaarten: *terugkomen* (krt. 141, tekst 64), *geheel* (krt. 64, tekst 21), *kippen* (krt. 78, tekst 1), *uier*³⁷ (krt. 125, tekst 127), *schaduw*

³⁷) Zie ook K. HEEROMA: De Nederlandse benamingen van de uier, Hand. K. C. T. & D. X (1936), blz. 113-184 (met 4 kaarten); ook verschenen als nr. V van de Reeks: Uit het Seminarie voor Vlaamse Dialectologie aan de Universiteit te Gent.

(krt. 76, tekst 91), *meid* (krt. 116, tekst 118), (groter) *dan* (krt. 136, tekst 85) en *kruiwagen* (krt. 58, tekst 129), dus in het geheel 24 woordkaarten.

Daarbij kwamen nog 4 fonetische kaarten uit de "Taalatlas": *gras*³⁸ (krt. afl. 1, nr. 14), *kuit* (krt. afl. 4, nr. 8), *broer* (krt. afl. 5, nr. 4), *kous* (krt. afl. 5, nr. 8) en 23 uit de "Reeks Dialektatlassen": *blij* (krt. 126, tekst 16), *rijkdom* (krt. 31, tekst 85), (*bed*)*sprei* (krt. 54, tekst 51), *huis* (krt. 57, tekst 126), *drie* (krt. 6, tekst 12), *doornen* (krt. 36, tekst 78), *droog* (krt. 37, tekst 86), *spuwen* (krt. 44, tekst 104), *duwen* (krt. 45, tekst 105), *beuk*(enhout) krt. 50, tekst 109), *warme* (krt. 20, tekst 68), *zijn* (vader) (krt. 24, tekst 53), *zijn* (vinger) (krt. 71, tekst 6), *helft* (krt. 73, tekst 44), *breder* (krt. 93, tekst 25), *eten zij* (krt. 90, tekst 66), *zoon* (krt. 35, tekst 76), *moest* (krt. 120, tekst 96), *gras* (krt. 69, tekst 111), *hooi* (krt. 67, tekst 122), *binden* (krt. 5, tekst 139), *put* (krt. 43, tekst 101) en *geweest* (krt. 14, tekst 29 en krt. 21, tekst 68). Dus in het geheel 26³⁹.

Tenslotte kon ik nog gebruik maken van 24 morfologische kaarten: a) 1 uit de "Taalatlas" (afl. 7, nr. 3) over de 2de pers. mv. presens. b) 4 uit de "Reeks Dialektatlassen": *wij* (krt. 88, tekst 44), *je zag me* (krt. 102, tekst 63), *weet je* (krt. 129, tekst 77), *naar je* (krt. 84, tekst 35).

c) 19 verkleinwoorden uit de "Dialectgeographie der Ndl. Diminutieven": *huisje*, *glaasje*, *bloempje*, *boompje*⁴⁰, *korfje*⁴¹, *mannetje*⁴², *vlaggetje*, *bankje*, *kriekjes*⁴³, *koninkje*, *dochtertje*⁴⁴, *meisje*, *pareltjeskraaltjes*⁴⁵, *trommeltje*⁴⁶, *vogeltje*, *liedje*⁴⁷, *mandje*⁴⁸, *kindje*⁴⁹, *stilletjes*.

Voor het woordonderzoek is het "Woordenboek der Zeeuwse Dialecten" een goudmijn. Bij een vluchtig doorlezen van de letter A noteerde ik een vijftigtal woorden die ook in West-Vlaanderen en Oost-Vlaanderen gebruikelijk zijn. Jammer genoeg beschikken wij niet voor het Frans-, West- en Oostvlaams over een dergelijk werk. Het "West-

³⁸) Ook in de "Reeks Nederlandse Dialektatlassen" komt het woord *gras* voor op kaart 69 (tekst 111).

³⁹) Ik mag niet nalaten hier een hartelijk woord van dank te zeggen aan mijn oudstudent Johan Taeldeman, die mij een helpende hand toestak bij de keuze van het materiaal, alsook aan mijn medewerker G. De Schutter, assistent bij het Seminarie voor Nederlandse Taalkunde en Vlaamse Dialektologie, die ook kaarten heeft ontworpen.

⁴⁰) zin 124; ⁴¹) zin 82; ⁴²) zin 69; ⁴³) zin 11; ⁴⁴) zin 82; ⁴⁵) zin 22; ⁴⁶) zin 88; ⁴⁷) zin 90; ⁴⁸) zin 82; ⁴⁹) zin 9 en zin 80.

vlaamsch” en het “Waasch Idioticon”, hoe verdienstelijk ook, zijn verouderd. Het “Gents Woordenboek” geldt enkel voor de stad Gent en het uitstekende “Z.-Ovla. Idioticon” behandelt een te beperkt taalgebied.

Daar geen mogelijkheid bestond die 74 kaarten af te drukken of er een uitvoerige gedetailleerde beschrijving van te geven, heb ik ze op 5 synoptische kaartjes samengebracht. Als u die aandachtig bekijkt, zult u gaan inzien dat het probleem, vooral wat Zeeuws-Vlaanderen betreft, bijzonder ingewikkeld is.

Wie het wil oplossen zal met het materiaal van de Dialektatlassen al een heel eind kunnen opschieten.

Toch blijkt uit de synoptische kaartjes dat het Vlaamse en het Zeeuwse taalgebied soms door verscheidene bundels worden gesplitst en dat de rijksgrens, behalve voor een aantal woorden, doorgaans niet een taalgrens is. Enkele verschijnselen zijn gemeenschappelijk aan het Westvlaams en de westelijke helft van het Zeeuwse gebied. Opvallend is ook hoe de oostelijke helft van Zeeuws-Vlaanderen duidelijk aansluit bij Oost-Vlaanderen. Ook in het centrale deel van Zeeuws-Vlaanderen liggen, vlak bij de rijksgrens, enkele plaatsen die voor een paar verschijnselen aansluiten bij het Noordoostvlaams⁵⁰.

⁵⁰) Johan Taeldeman, uit Kleit (Maldegem), promoveerde in 1966 aan de universiteit te Gent op een licentieverhandeling over “Het dialect van Kleit in zijn taallandschap.” Hij nam voor het Seminarie voor Vlaamse Dialektologie een aantal Oostvlaamse en 31 Zeeuws-Vlaamse dialecten op de band. Hij is nu verbonden aan ons Seminarie en schijnt mij de geschikte man om in de doolhof van die dialecten een betrouwbare weg te vinden.

HAKEN IN DEN OSTNIEDERLÄNDISCHEN MUNDARTEN

Von K. Heeroma – H. Entjes

Das Substantiv *haken*, ndl. *haak*, ist im Etym. Wtb. von Kluge-Mitzka seiner geographischen Lage nach anscheinend recht deutlich bestimmt worden. Man liest dort: "*haken*, M. mhd. *hāke*, ahd. *hācko*, *hāko* neben mhd. *hāgge*, ahd. *hāg(g)o*. Ablautend einerseits asächs. *haco*, mnl. engl. schwed. *hake*, ags. *haca*, isl. *haki*, anderseits mnd. afries. *hōk*, mnl. *hoec*, *houc*, ags. *hōc*, engl. *hook*; mit derselben Ablautstufe schwed. mundartl. *hōk*, 'Ecke, Vorsprung' und anord. *hōkja* (aus **hōkiōn-*) 'Krücke'". Der Vokalismus zeigt im Westgermanischen also drei Ablautstufen: \hat{e}^1 im südlichen Westgermanischen, *a* und \hat{o} im nördlichen Westgermanischen, wie im Nordgermanischen.

Obwohl das Etym. Wtb. von Franck-Van Wijk es nicht so klar zum Ausdruck bringt, vermittelt es doch ein ähnliches Bild: "*haak* znw., mnl. *hāke*, *hake*, *hacc* m. N. B. N.-Brab. *hook* ($oo < \hat{a}$), maar achterh. *hake* (\bar{a}). = ohd. *hāko* (*hāgo*, *hāggo*; nhd. *haken*) m. 'haak' resp. os. *hako* m. 'haak', ags. *haca* m. 'pessulus' (met germ. *a* ook ags. *hæcce*, 'bisschopsstaf'), de. *hage*, zw. *hake*, 'haak'. Een derde ablautstrap in ndl. *hoek*, mnl. *hoec*, *houc* m. 'hoek, oord, haak', os. *hōk* (m.?) 'soort paal', mnd. *hōk* (*hūk*) m. (o.) 'hoek', ags. *hōc* m. 'haak' (eng. *hook*), on. *hōkja* v. 'kruk'". Es stellt also einerseits ndl. *hoek*, mit einem $\hat{u}(\hat{u})$, das sich aus der Ablautstufe \hat{o} entwickelt hat, der Form *haak* gegenüber. Andererseits aber zeigt es mit Hilfe dialektischer Beispiele, daß dieses *haak* anscheinend auf die Ablautstufe \hat{e}^1 oder *a* zurückzuführen ist. Das brabantische *hook* hat nach Franck-Van Wijk ein *oo* aus wgm. $\hat{a} = \hat{e}^1$, wie ahd. *hāko* usw., während *hake* = *haake*, das in dem Achterhoek von Gelderland zuhause sein soll, ein gedehntes *aa* aus wgm. *a* aufweist, wie in as. *hako* und ags. *haca*. In wieweit Franck-Van Wijk recht haben mit der Behauptung, daß der Vokalismus des brabantischen *hook* auf wgm. \hat{e}^1 zurückgehe und *hake* eine Form aus dem gelderschen Achterhoek sei, ist zwar nachher noch eingehend zu erörtern, sie brin-

gen uns jedoch auf den richtigen Weg einer weiteren dialektgeographischen Interpretation. Es ist nicht schwer einzusehen, daß Franck-Van Wijk mit der Angabe niederländischer Mundartformen, die sie auf wgm. \acute{e}^1 oder wgm. a zurückführen, auf einen Gegensatz von einer südlichen Form mit \acute{e}^1 und einer nördlichen mit a anspielten.

Es wird wohl eine Zeit gegeben haben, in der sich die südlichen und nördlichen Vertretungen der drei Ablautstufen klar abgegrenzt gegenüber standen. Heute ist das aber nicht mehr der Fall. Es hat sich anscheinend ein Übergangsgebiet herausgebildet, in dem Formen mit der Fortsetzung von wgm. \acute{e}^1 und von wgm. \acute{o} nebeneinander vorkommen. Aus der dialektologischen Literatur ist etwa folgendes Bild zu gewinnen.

Im Rheinland finden sich für 'Haken' ausschließlich Formen mit einem $\acute{a}\acute{a}$, jedenfalls einem Vokalismus, der auf wgm. \acute{e}^1 zurückgeführt werden muß. Im Norden des Rheinlandes, vor allem am Niederrhein, erscheinen aber nach dem Rhein. Wb. neben den Formen mit einem $\acute{a}\acute{a}$ auch die mit einem $\acute{u}(\acute{u})$, das auf wgm. \acute{o} zurückgeht. Das nördliche Rheinland gehört also zu dem gemeinten Übergangsgebiet, wo die Fortsetzungen von wgm. \acute{e}^1 und wgm. \acute{o} in $h\acute{a}\acute{a}k(e)$ und $h\acute{u}(\acute{u})k$, in welcher Bedeutung auch immer, nebeneinander auftreten.

Es fragt sich nun, wie dieses Bild, das das nördliche Rheinland darbietet, im historischen Sinne dialektgeographisch zu deuten ist. Die Verbreitung der Formen mit dem \acute{e}^1 -Vokalismus gibt dafür keinen direkt brauchbaren Anhaltspunkt, weil diese Formen auch noch nördlich vom Rheinland bis weit in die Niederlande vorkommen. Die Verbreitung der Formen mit der Ablautstufe \acute{o} ist in dieser Hinsicht aufschlußreicher. Sie erstreckt sich im Rheinland – vgl. Rhein. Wb. s. v. *huck* – vom Norden her bis zu einer Linie, die etwa über Eupen, Aachen, Jülich, Düsseldorf, Gummersbach führt und also stark an die bekannte Benrather Linie erinnert. Das macht es sehr wahrscheinlich, daß es sich bei der Opposition *huck* – *ecke* um eine Sprachgrenze handelt, die unter dem Druck einer aus dem Süden kommenden Sprachbewegung entstanden ist. Der weite Bogen dieser Grenze von Aachen über Düsseldorf und dann zurück nach Gummersbach ladet ein zu der Rekonstruktion eines früheren Verbreitungsgebietes der Formen mit der Ablautstufe \acute{o} , das sich bis etwa zur Eifel erstreckt. Eine ähnliche Zurückdrängung wie bei den Formen mit \acute{o} findet man anscheinend auch bei denen mit der Ablautstufe a , nur in viel stärkerem Maße. Die Ausdehnung der

‘Haken’-Formen mit \hat{e}^1 auf Kosten der Formen mit a weist eine der Benrather Linie zwar gewissermaßen parallele, aber erheblich weiter nördlich liegende Grenze auf. Im dialektgeographischen Sinne ist das Zurückweichen der Formen mit \hat{o} und a anscheinend auf den gleichen Druck einer aus dem Süden kommenden und am Rhein entlang vorrückenden Sprachbewegung zurückzuführen. Es versteht sich leicht, daß die Formen mit \hat{o} beharrlicher sein mußten als jene mit a . Es handelte sich bei dem Vordringen der Formen mit \hat{e}^1 ja nur um einen ‘Lautersatz’, während das Aufgeben der Formen mit \hat{o} zu Gunsten eines ganz anderen Wortes – ‘Ecke’ – stattfand.

Dieses Bild der mundartlichen Verhältnisse, die in Nord-Rheinland vorherrschen, kann noch um einige Züge vervollständigt werden, indem der westfälische Vokalismus von ‘Haken’ hinzugezogen wird. Bei Woeste¹, der von der iserlohnischen Mundart ausgeht, finden sich *hâken* und *buck*, also die Formen mit den Ablautstufen a und \hat{o} nebeneinander, wie es im nördlichen Bereich des Vokalismus zu erwarten ist. Auch in Dortmund kommen nach Schlee² diese Formen vor. Im südlichen Westfalen aber erscheint die Form *hââk* oder *hââx* mit einem *ââ* aus wgm. \hat{e}^1 , so bei Schmidt³, der den Vokalismus der Siegerländer Mundart beschrieben hat, und in der Untersuchung des Wortschatzes in bezug auf das Siegerländer Bauernhaus von Schmoeckel⁴. Es läßt sich schwer feststellen, ob neben der Ablautstufe mit \hat{e}^1 auch die mit \hat{o} vorkommt. Bei Schmoeckel⁴ jedoch findet sich ‘Ecke’ in ‘Eckpfosten’, die den Rahmen des Bauernhauses bilden. Interessanterweise gibt Bröcher⁵ in seiner Untersuchung der Sprache des Schmiedehandwerks im Kreise Olpe das Wort *kanthâken*, Haken zum Umkippen, zum Heben von Lasten, und in dem Ausdruck *einn bîm kanthâken krîgn*, jemand bei dem Kragen nehmen, neben *hök*, *mîsthök*, eine Art Gabel, deren Zinken zum Stiel im rechten Winkel stehen, und *pytshök*, *dekehök*, *rîthök*, *krumphök*, *klinkhök*, eine ganze Reihe Zusammensetzungen mit *hök*. Da \bar{o} hier \hat{e}^1

¹) FRIEDRICH WOESTE: Wörterbuch der Westfälischen Mundart, Norden/Leipzig 1882.

²) WILHELM SCHLEEF: Dortmunder Wörterbuch, Köln/Graz 1967.

³) BERNHARD SCHMIDT: Der Vokalismus der Siegerländer Mundart, Halle a. S. 1894.

⁴) HERMANN SCHMOECKEL und ANDREAS BLESKEN: Wörterbuch der Soester Börde, Soest 1952.

⁵) JOS. BRÖCHER: Die Sprache des Schmiedehandwerkes im Kreise Olpe auf Grund der Mundart von Rhonard, Berlin 1907.

fortsetzt, besagt dies, daß in der Olper Mundart 'Haken'-Formen mit wgm. *a* und wgm. \hat{e}^1 nebeneinander vorkommen. Weil aber *hōk* in so vielen Zusammensetzungen erscheint und *hākn* nur in *kanthākn* bekannt ist, liegt es auf der Hand in *hōk*, also mit der Ablautstufe \hat{e}^1 , die ältere Form zu sehen und *kanthākn*, mit wgm. *a*, als eine aus dem nördlicheren Westfalen übernommene Erneuerung aufzufassen. Der Kreis Olpe scheint also noch zum südlichen Bereich des Vokalismus von 'Haken' zu gehören, was mit den erwähnten Angaben von Schmoeckel⁴ für das Siegerland, von Schleef² für Dortmund und von Woeste¹ für Iserlohn dazu führt, die nördliche Grenze dieses Bereiches vom Rheinland aus südlich von Dortmund zwischen Iserlohn und Olpe weiter ostwärts ziehen zu müssen. Das Vordringen der Formen, die auf wgm. \hat{e}^1 zurückgehen, zeichnet sich im südlichen Westfalen also viel weniger deutlich ab, als es im nördlichen Rheinland der Fall ist. Es scheint wohl so zu sein, daß wir mit der Feststellung des Vordringens dieser Formen einer rheinländischen Sprachbewegung auf die Spur gekommen sind, die sich vor allem nordwärts richtete und bis weit in den östlichen Niederlanden gewirkt hat.

Die mundartlichen Verhältnisse auf niederländischem Gebiet werden daher das bis jetzt gewonnene Bild ergänzen müssen. In der niederländischen Provinz Limburg und im östlichen Teil der Provinz Brabant scheinen die Verhältnisse im allgemeinen klar zu sein. Es stehen dort nebeneinander *hāāk*, mit der Ablautstufe \hat{e}^1 , und *hūūk* oder auch *houk*, mit der Ablautstufe \hat{o} , in der Literatur z. B. mitgeteilt für Maastricht⁶, Heerlen⁷, Sittard⁸ und Roermond⁹. Vorher ist schon darauf hingewiesen worden, daß im Etym. Wtb. von Franck-Van Wijk die brabantische Form auf die Ablautstufe mit \hat{e}^1 zurückgeführt wird. Ganz so einfach ist es aber in den brabantischen Mundarten nicht immer. So teilt De Bont¹⁰ von der Mundart des Kempenlandes mit, daß wgm. *a* in offener Silbe zwar zu einem langen *aa* gedehnt wurde, welches *aa* sich aber vor einem Labial oder Guttural in späterer Zeit weiterentwickelt hat zu einem *āā*. Weil nun auch wgm. $\hat{a} = \hat{e}^1$ vor einem Labial oder Guttural

⁶) H. J. E. ENDEPOL: *Woordenboek of Diksjaenaer van 't Mestreechs*, Maastricht 1955.

⁷) J. JONGENEEL: *Een Zuid-Limburgsch Taaleigen*, Heerlen 1884.

⁸) L. VAN DER HEIJDEN: *Zittesjen A. B. C.*, Sittard 1927.

⁹) J. KATS: *Het phonologisch en morphologisch systeem van het Roermondsch dialect*, Roermond 1939.

¹⁰) A. P. DE BONT: *Dialect van Kempenland*, Assen 1962.

ein langes *ââ* ergab, läßt es sich von der auch von De Bont¹⁰ ermittelten Form *hââk* für 'Haken' nicht sofort feststellen, welche Ablautstufe in diesem Vokalismus vorliegt. Man kann also nicht, wie es im Etym. Wtb. von Franck-Van Wijk geschah, einfach sagen, daß eine brabantische Form *hook* (oder *hââk*) eine Ablautstufe *ê*¹ aufweist. Da muß man schon wissen, wie sich die Fortsetzungen von wgm. *ê*¹ und wgm. *a* in offener Silbe vor einem *k* verhalten. Es ist aber gar nicht unmöglich, daß Franck-Van Wijk mit ihrer Behauptung recht haben, sie trifft jedoch nicht für jede (östlich-)brabantische Mundart ohne weiteres zu. Doch ist es, von dieser besonderen Entwicklung einmal abgesehen, klar, daß sich Limburg und der östliche Teil von Brabant an das im Rheinland umrissene Übergangsgebiet mit den Ablautstufen *ê*¹ und *ô* anschließen, daß also die südliche Form mit *ê*¹ in das Gebiet der Formen mit *a* und *ô* vorgerückt und an die Stelle der Form mit *a* getreten ist.

Eine Schwierigkeit scheint auch die Angabe von Franck-Van Wijk in bezug auf den Gelderschen Achterhoek zu geben. Broekhuysen¹¹ sagt, daß die von Franck-Van Wijk mitgeteilte Form *hake* = *haake* mit einem gedehnten *a* jedenfalls in Zelhem nicht bekannt ist. Dort scheint man *hââk* mit einem *ââ* aus wgm. *â* = *ê*¹ zu verwenden. Es gibt aber nur *mathââk*, Piekhaken, nicht *hââk* für 'Haken' und leider auch keine weiteren Angaben für den Achterhoek. Gallée¹² jedoch hat *hââk* neben *haake* und *haaken* und teilt unter den Abweichungen in der Mundart der Twente mit, daß die Form *hââk* in der Twente nicht geläufig ist oder gar nicht vorkommt. Daraus muß wohl abgeleitet werden, daß auch für Gallée¹² *hââk* an erster Stelle die Form des Achterhoeks ist, es besagt aber noch nicht, daß die Angabe von Franck-Van Wijk falsch sein muß. Das braucht sie ja auch nicht zu sein, weil in Richtung der Twente die Form mit einem *aa* statt mit einem *ââ* schon im Achterhoek erscheinen kann. Für den mehr südlichen und südöstlichen Achterhoek ist aber wohl *hââk* die normale Form. Damit stimmt auch Bruyel¹³ für Elten-Bergh überein. Das heißt also, daß der Achterhoek zum größten Teil zu dem Übergangsgebiet mit den Fortsetzungen von wgm. *ê*¹ und von wgm. *ô* gehört, weil neben *hââk* auch *hûûk* oder *hook*

¹¹) J. BROEKHUYSEN: Studies over het dialect van Zelhem in de Graafschap Zutphen, Groningen/Djakarta 1950.

¹²) J. H. GALLÉE: Woordenboek van het Geldersch-Overijselsch Dialect, 's-Gravenhage 1895.

¹³) M. BRUYEL: Het dialect van Elten-Bergh, Utrecht 1901.

mit wgm. *ô* vorkommt. Es ist aber zugleich deutlich geworden, daß sich dieses Gebiet nicht auch noch in Twente fortsetzt. Twente kennt, wie gesagt, die Form *haaken*, die sich bei Bezoen¹⁴ für Enschede, bei Ribbert¹⁵ für Tilligte findet, während Wanink¹⁶ in seinem Twents-Achterhoeks Woordenboek, in Übereinstimmung mit Gallée¹², wenigstens was den Vokalismus anbelangt, *haaken* und *hååken* hat. Wanink¹⁶ ist von der Twente aus gesehen ziemlich westlich oder südwestlich orientiert. Es wundert also nicht, daß er neben *haaken*, die Form für Twente, auch *hååken*, die Form mit dem Vokalismus des Achterhoeks, mitteilt. Twente schließt sich also mit den Fortsetzungen von wgm. *a* in offener Silbe und wgm. *ô* an Westfalen an und gehört somit zum nördlichen Verbreitungsgebiet dieser Ablautstufen des Vokalismus von 'Haken'.

In den westlichen Teilen der Twente jedoch erscheinen wiederum die Formen mit *åå* aus wgm. *ê*¹. So gibt Schönfeld Wichers¹⁷ für Rijssen *hoaken* mit einem *åå*. Diese Formen setzen sich in westlicher und nordwestlicher Richtung fort: Deventer¹⁸ hat *hååk*, Heerde¹⁹ *hååk* und *hååke*, Zwolle²⁰ *ååke*, Kampen²¹ *ååke*, Genemuiden²² *ååke*, und Staphorst²³ *hååke*. Neben diesen Formen für 'Haken' mit einem *åå* aus wgm. *ê*¹ steht immer eine Form mit der Fortsetzung von wgm. *ô*. Die geographische Lage des Gebietes, in dem neben der Ablautstufe *ô* jetzt die Ablautstufe *ê*¹ erscheint, zeichnet sich klar ab als eine Ausbreitung des Übergangsbereiches, dem wir in Norddeutschland zum ersten Mal begegneten.

Es schließt sich an dieses Gebiet anscheinend noch der südwestliche Teil der Provinz Drente an. Sassen²⁴ gibt für Ruinen *hoake*, mit *åå* aus wgm. *ê*¹, während wgm. *a* in offener Silbe dort zu *aa* geworden ist. Südöstliche Teile von Drente hingegen sind, insofern die Form *haake*, mit

¹⁴) H. L. BEZOEN: Klank- en vormleer van het dialect der gemeente Enschede, Leiden 1938.

¹⁵) BERN. RIBBERT: Phonologie des Dialektes von Tilligte in Twente, Nijmegen 1933.

¹⁶) G. H. WANINK: Twents-Achterhoeks Woordenboek, Zutphen 1958.

¹⁷) K. D. SCHÖNFELD WICHERS: Woordenboek van het Rijssens dialect, 1959.

¹⁸) W. DRAAIJER: Woordenboekje van het Deventersd dialect, Deventer 1936.

¹⁹) L. BOSCH: Beknopt Heerder Woordenboek, Huizen 1940.

²⁰) G. G. KLOEKE: Verzamelde Opstellen, Assen 1952.

²¹) JURRIEN GUNNINK: Het dialect van Kampen en omstreken, Kampen 1908.

²²) D. VANDER HAAR: Gaellemuun en 'et Gaellemunegers, Nijmegen 1967.

²³) C. H. EBBINGE WUBBEN: Mededeelingen over Staphorst en Rouveen, Driem. Bladen 5 (1906) S. 53 f.

²⁴) A. SASSEN: Het Drents van Ruinen, Assen 1953.

einem *aa* aus wgm. *a*, erscheint, mit den östlichen Gebieten von Overijssel zu verbinden. Weiter nördlich wird es aber schwieriger, mit Hilfe der Mundartformen die Herkunft des Vokalismus von 'Haken' eindeutig festzustellen, weil z. B. in Norddrente und Groningen die Fortsetzungen von wgm. \hat{e}^1 und wgm. *a* in offener Silbe zusammenfielen. Eine Form *hääk(e)* an sich besagt dann ja nicht mehr, mit welcher Ablautstufe man es zu tun haben muß. Es ist aber trotzdem wahrscheinlich, daß man sich wegen des Vorkommens auch der Ablautstufe mit \hat{o} in Norddrente und in Groningen, sowie auf niederdeutschem Gebiet in und nördlich von Westfalen, im Bereich der alten Verbreitung des nördlichen Vokalismus von 'Haken' befindet und daß die nördlichen *hääk(e)*-Formen auf wgm. *a* zurückzuführen sind.

Zur Abrundung des bisher skizzierten Bildes wird es nun notwendig sein, auch die westlichen Niederlande mit in die Betrachtungen hinein-zuziehen. Das Gebiet der westlichen Veluwe, also der Provinz Gelderland hart an der früheren Zuiderzee, hilft uns in dieser Hinsicht nicht weiter, weil nach Schothorst²⁵ dort wgm. \hat{e}^1 und wgm. *a* in offener Silbe vor einem *k* nicht mehr unterschieden werden. Für beide Laute wird heute in der genannten Position ein *aa* gesprochen. Schothorst²⁵ hat wohl daher ohne Bedenken *hāk* = *baak* zu den Wörtern mit wgm. \hat{e}^1 gerechnet. Die Provinzen Utrecht und Holland südlich von Amsterdam bringen uns aus dem gleichen Grund ebenfalls nicht weiter. Erst in Holland nördlich von Amsterdam, etwas grob gesagt, liegen wiederum Verhältnisse vor, die es ermöglichen, die Herkunft des Vokalismus von 'Haken' zu bestimmen. Bei Boekenooogen²⁶ finden sich für die Zaanstreek *haak* und viele Zusammensetzungen mit *baak*. Dieses *aa* ist die Fortsetzung von wgm. *a* in offener Silbe. Wgm. \hat{e}^1 erscheint in der Zaanstreek als *ee*. Boekenooogen²⁶ sieht diese Erscheinung im Zusammenhang mit der Entwicklung aus dem Altfriesischen. Aufschlußreich ist seine Bemerkung, daß ein *aa* für wgm. \hat{e}^1 nur in den Wörtern gehört wird, in denen holländische Formen die friesischen verdrängt haben. Diese Bemerkung scheint wenigstens im Einklang zu sein mit der Meinung, die Frau Daan²⁷ in bezug auf die Entwicklung von wgm.

²⁵) WYNAND VAN SCHOTHORST: Het Dialect der Noord-West-Veluwe, Utrecht 1904.

²⁶) G. J. BOEKENOOGEN: De Zaanse Volkstaal, Leiden 1897.

²⁷) JOH. CATH. DAAN: Wieringer Land en Leven in de Taal, Alphen aan den Rijn 1950.

ê¹ zu *aa* in der Mundart von Wieringen geäußert hat: "In verschillende van deze gevallen zullen deze woorden met *a* (= *aa*) uit het Alg. Nederlands zijn overgenomen". Doch hat sie das *aa* in unserem Worte 'Haken' = *haak* für eine Fortsetzung des wgm. ê¹ gehalten, was gerade auf Grund ihrer Meinung über die Verdrängung der alten Mundartformen nicht bestimmt notwendig war. In der Literatur haben wir für das nördlichere Holland immer *aa*-Formen gefunden – die Zaanstreek²⁶, Drechterland²⁸, Wieringen²⁷, Texel²⁹ – und keine *ee*-Formen. Das deutet doch an erster Stelle auf eine Entwicklung dieses *aa* aus wgm. *a* in offener Silbe hin und nicht auf eine Verdrängung alter Formen unter holländisch-niederländischem Einfluß. Boekenooogen²⁶ hat außerdem noch eine lange Liste dieser Verdrängungen mitgeteilt, in der zwischen den älteren Formen mit einem *ee* gerade wiederum unser 'Haken' fehlt. Es scheint also nichts dagegen einzuwenden zu sein, wenn wir Holland nördlich von Amsterdam zu dem Gebiet mit den beiden Ablautstufen *a* und *ô* rechnen.

Eine Schwierigkeit könnte die Insel Marken machen. Van Ginneken³⁰ hat die Mundarten von Marken, Volendam und Monnikendam untersucht. Sehr allgemein gesagt, könnte man auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Schluß kommen, daß in diesem Gebiet – dem Waterland – der Unterschied zwischen der Dehnung eines wgm. *a* in offener Silbe und der Fortsetzung des wgm. ê¹ nicht mehr besteht. Für 'Haken' finden sich bei Van Ginneken³⁰ *o.k*, *á.k* und (*h*)*á.k* in Marken, Volendam und Monnikendam, neben z. B. *mo.kə*, *má.kə* und *má.kə* für 'machen' mit gedehntem Vokal aus wgm. *a*, aber auch *spro.k*, *sprá.k* und *sprá.k* für 'Sprache' mit einem Vokal aus wgm. ê¹. So einfach, wie aus diesem Beispiel hervorgeht, sind die Verhältnisse im Waterland jedoch nicht. Nach Van Ginneken³⁰ gibt die Fortsetzung von wgm. ê¹ vor einem Velar ein zu ruhiges Bild, das zur Klärung der sprachhistorischen Vorgänge in bezug auf die heutige Lage unbedingt ergänzt werden muß. Die notwendige Ergänzung des Bildes dieser Lage vermittelt die Fortsetzung von wgm. ê¹ vor Dentalen. Für 'lassen' z. B. hat Marken *lè.jtə*, Volendam *lajtə* und Monnikendam *lá.tə*. Van Ginneken³⁰ meint nun, "dat het Markens toch het best de oude inheemse vormen heeft bewaard en dat het Monnikendams het meest onder invloed van Amsterdam en

²⁶) G. KARSTEN: Het Dialect van Drechterland, Purmerend 1931.

²⁹) S. KEYSER: Het Tessels, Leiden 1951.

³⁰) JAC. VAN GINNEKEN: Drie Waterlandse dialecten, Alphen aan den Rijn 1954.

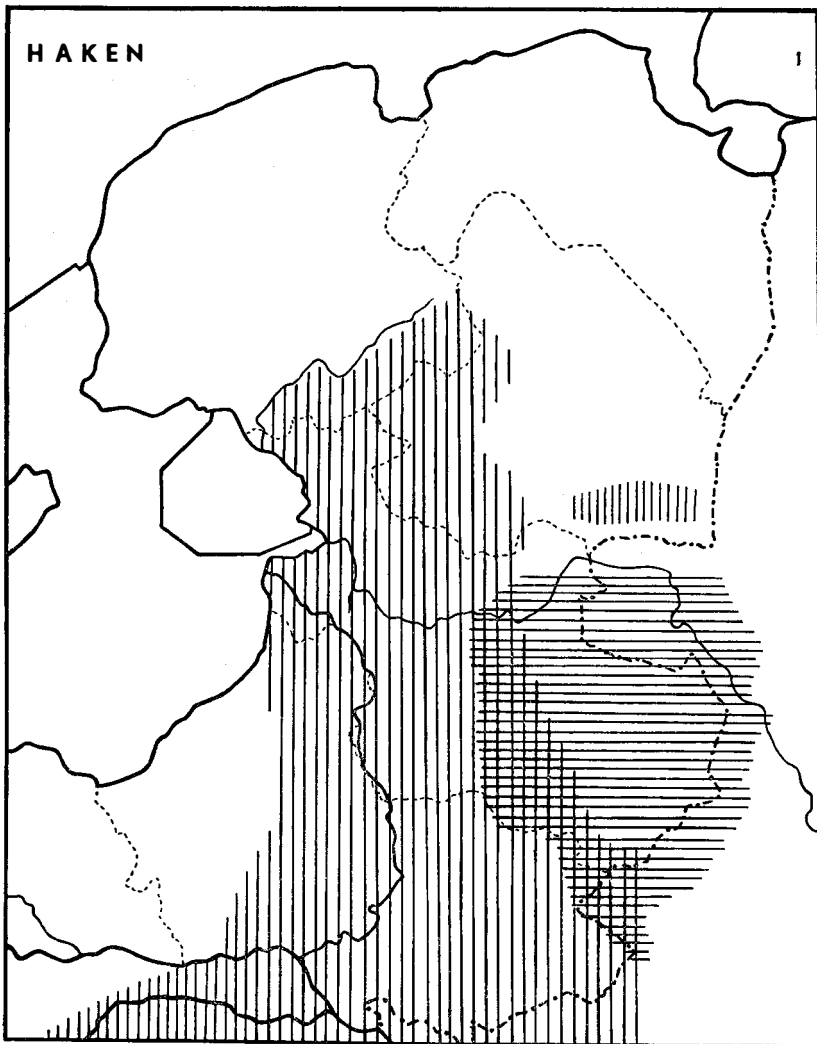
het Zuiden is gekomen, terwijl Volendam hier een Oostnederlandse ontwikkeling bewaart". Wir dürfen jetzt absehen von den typisch holländischen Entwicklungen, die Van Ginneken³⁰ damit ins Auge faßt. Wichtig ist für uns die Feststellung, daß die Formen mit *è.j* oder allgemeiner ausgedrückt die *ee*-Formen anscheinend die ältesten sind, wenn es sich um die Repräsentanten des wgm. *ê¹* handelt.

Die Feststellung würde uns für unsere Ausführungen auch völlig genügen, denn die Form *o.k* in Marken wäre einfach auf eine Form mit wgm. *a* zurückzuführen. Aber Marken kennt, nach Van Ginneken³⁰, nicht nur *o.k*, sondern auch *è.jk* für 'Haken', welches *è.jk* als eine Form mit wgm. *ê¹* zu deuten wäre. Wenn man nun weiter mit Van Ginneken³⁰ der Meinung ist, daß gerade vor einem *k* die älteren *ee*-Laute von jüngeren *oo*- oder *ââ*-Lauten verdrängt wurden, dann können die Formen *o.k* und *è.jk* auf Marken nur als Fortsetzung von wgm. *ê¹* erklärt werden. Daraus ergibt sich ein Problem, das schwer zu lösen ist ohne eine eingehende Untersuchung der Verbreitung der möglichen Ablautstufen im Vokalismus von 'Haken' in den westlichen Niederlanden. Im Rahmen dieser Abhandlung würde uns eine solche Untersuchung jedoch zu weit vom Thema führen. Wir können jetzt nur auf das Problem hinweisen und in einer späteren Bearbeitung des holländischen Materials versuchen, es seiner Lösung näher zu bringen.

Wir führen unsere Darlegungen deshalb weiter an dem Punkte, wo Boekenoogen²⁶ für das Verstehen der nordholländischen Verhältnisse schon das Friesische herangezogen hat. Im Friesischen, das heißt im Neufriesischen, ist nach Waling Dijkstra³¹ 'Haken' *beak*, eine Form, die noch keine ganz klaren Aufschlüsse über die Herkunft des Vokals gibt, weil im modernen Friesischen störende Ausgleiche stattgefunden haben. Das Dehnungsprodukt des wgm. *a* in offener Silbe ist mit der Monophthongierung von wgm. *ai* und *au* in *aa*, das zu *ea* werden konnte, zusammengefallen. Das heißt jedenfalls, daß die Form *beak* an sich noch nicht eindeutig auf die Ablautstufe *a* schließen läßt, obwohl natürlich eine Entwicklung dieses *ea* aus wgm. *ai* oder *au* nicht wahrscheinlich ist. Die Fortsetzung des wgm. *ê¹* ist jedoch im Friesischen *ie* und nicht *ea*. In *beak* tritt also nicht die Ablautstufe *ê¹* auf. Spenter³² hat in seiner Untersuchung des Vokalismus der Schiermonnikooger Mundart die Her-

³¹) WALING DYKSTRA: Friesch Woordenboek, Leeuwarden 1900/1911.

³²) ARNE SPENTER: Der Vokalismus der akzentuierten Silben in der Schiermonnikooger Mundart, Kopenhagen 1968.

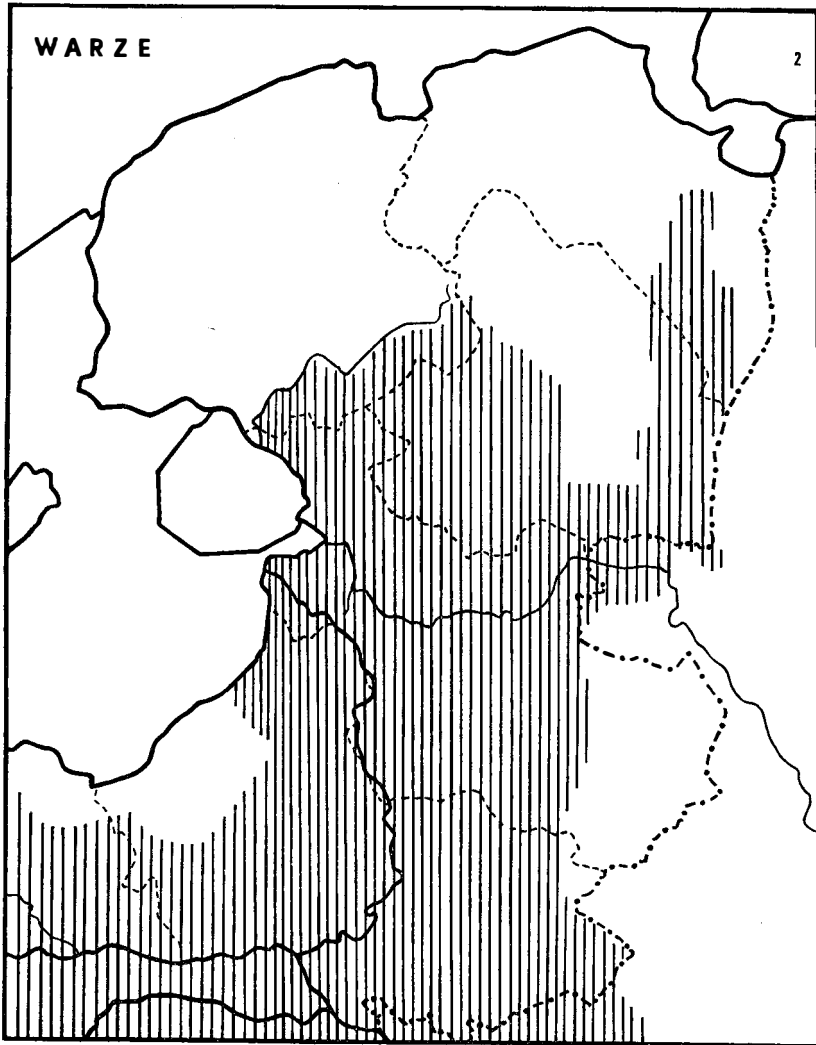


kunft des *ea* in *beak* aus wgm. *a*, wie es zu erwarten war, bestimmt, auf Grund der Vertretungen in den nordfriesischen Mundarten. Im Friesischen ist also die Ablautstufe *a* vertreten neben der *ô*-Stufe, die sich wiederum in *hoek* für 'Ecke', auch für 'Angel', zeigt. Es gehört also eindeutig zum nördlichen Bereich des 'Haken'-Vokalismus. Und damit haben wir das Bild, das aus der dialektologischen Literatur in bezug

auf den Vokalismus von ‘Haken’ zu gewinnen ist, für das von uns angestrebte Ziel fertiggestellt.

Wir beschränken uns jetzt auf das Ostniederländische, insbesondere auf die ostniederländischen Mundarten, die eine Form *hååken*, *hååke* oder *hååk* mit einem Vokal *åå* als unverkennbare Fortsetzung des wgm. *ê*¹ aufweisen, und auf die ostoverijselschen Mundarten mit der Form *haaken*. Auf Grund der Angaben in der dialektologischen Literatur haben wir vorher diese Gebiete schon in groben Zügen umrissen. Für eine dialektgeographische Interpretation des so herausgearbeiteten Kartenbildes jedoch ist es unbedingt notwendig, dieses Bild möglichst zu ergänzen. Wir haben dazu seitens des Nedersaksisch Instituut der Rijksuniversiteit in Groningen einen Fragebogen verschickt. Dieser Fragebogen war ausführlicher und gezielter als die beiden Fragen nach ‘mathaak’ und ‘haken en ogen’ des Dialectbureaus aus Amsterdam auf Fragebogen 14 und 30. Das Ergebnis der schriftlichen Umfrage wurde für mehrere in dieser Hinsicht wichtige Orte vervollständigt, indem an Ort und Stelle noch eine mündliche Nachfrage stattfand. Auf Grund dieses Materials wurde dann Karte 1 gezeichnet, die ganz einfach ausgestattet worden ist, weil sie nur die dialektgeographischen Probleme veranschaulichen soll. Die vertikalen Linien markieren das *hååk(e)*-Gebiet, in dem also die Formen mit wgm. *ê*¹ vorkommen. Die horizontalen Linien geben ein Bild des Vorkommens der *haaken*-Formen, die wgm. *a* in offener Silbe aufweisen. Die Formen mit gedehntem wgm. *a* außerhalb des *haaken*-Gebietes sind nicht in die Karte eingetragen worden. Die Überschneidung der vertikalen und horizontalen Linien gibt das Gebiet an, in dem die Mischform *hååken*, manchmal neben *hååk(e)* oder *haaken*, verwendet wird. Der Vollständigkeit halber sei hier noch mitgeteilt, daß etwa nördlich der Stadt Deventer im allgemeinen *hååke* gesprochen wird und südlich von Deventer *hååk*. Im Rahmen unserer Darlegungen ist aber das Verhältnis von *hååk* zu *hååke* ohne Bedeutung. Wir werden es deshalb nicht erörtern.

Die senkrechten Linien der Karte 1 stellen ein Kartenbild dar, das wir von mehreren anderen Mundartkarten kennen. Es zeigt aber einige merkwürdige Abweichungen. Der südöstliche Teil Frieslands und der Südwesten der Provinz Drente hängen zwar oft mit der IJselgegend zusammen, wie es auch bei der hier skizzierten Erscheinung der Fall ist, dann aber schließen sich auch meistens die Twente und die Niedergrafschaft Bentheim an den Westen von Overijssel an, was auf der



‘Haken’-Karte eben nicht geschieht. Von den bisher im ‘Taalatlas van Oostnederland en de aangrenzende gebieden’³³ veröffentlichten Mundartkarten zeigt eigentlich nur eine Karte ein ähnliches Bild, in dem auch die Twente und die Niedergrafschaft nicht von der gleichen Erschei-

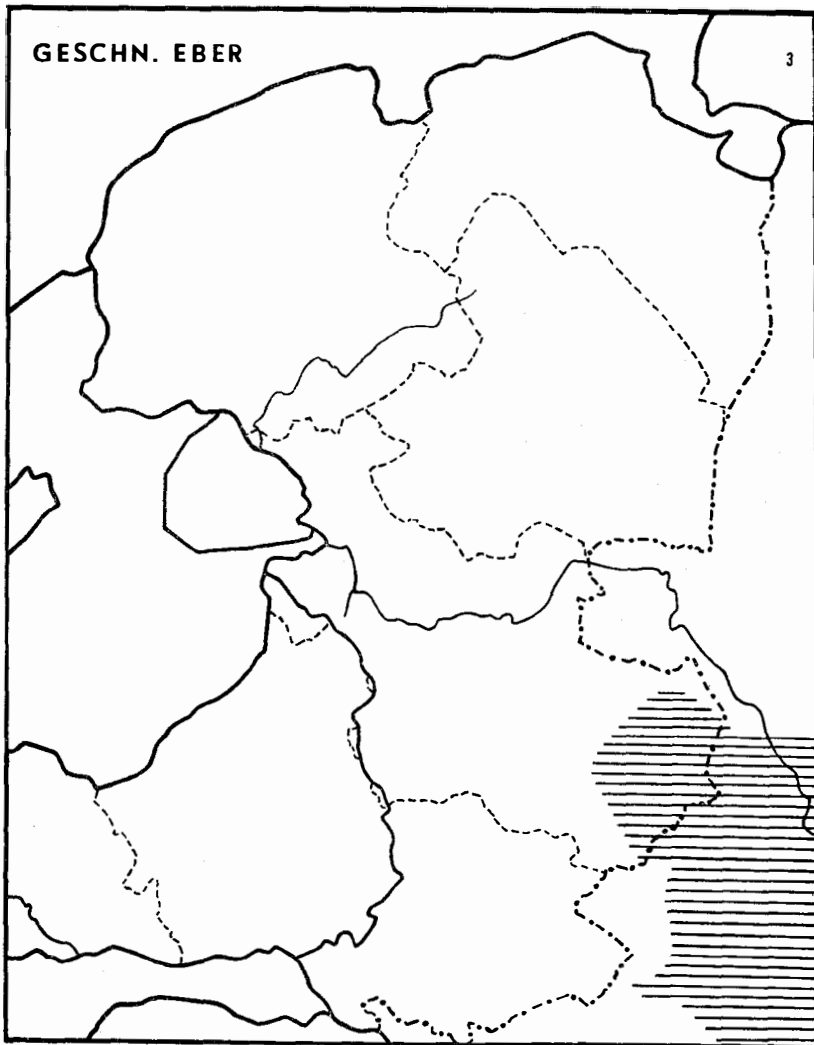
³³) K. HEEROMA: Taalatlas van Oostnederland en de aangrenzende gebieden, Assen 1957/63.

nung bestimmt wird, die die IJsselgegend mit dem Südosten Frieslands und dem Südwesten Drentes verbindet. Das ist die Karte mit der Nummer 6, 'wrat' für 'Warze'. Wir geben hier nun eine vereinfachte Skizze dieser Karte, damit die Übereinstimmung mit der 'Haken'-Karte leicht festzustellen ist. Die senkrechten Linien auf unserer Karte 2 stellen die Verbreitung der Form *wrat* dar. Nach einem Aufsatz in den "Rhein. Vierteljahrsbl."³⁴ muß die Form *wrat* wahrscheinlich als das Produkt einer hyperkorrekten Demetathesierung aufgefaßt werden. Als im Rheingebiet Metathesisformen wie *sporte* und *gars* unter Einfluß aus dem Süden wieder zu *sprotte* und *gras* umformiert wurden, muß wohl *warte*, eine regelmäßige Fortsetzung der germanischen *-art*-Form, von dieser Entmetathesierung erfaßt worden sein, woraus dann *wrat* entstand. Aus dem Rheinlande ist diese Erneuerung nachher in nördlicher Richtung vorgedrückt, wobei die IJssel anscheinend den Weg bestimmt hat. Im Südosten Frieslands und im Südwesten Drentes hat diese Erneuerung schließlich ihre expansive Kraft verloren. Im Südosten Drentes und in der Provinz Groningen wurde *wrat* erst später aufgenommen, als dort die jüngeren Moorsiedlungen gegründet wurden. Es wirkt sich in den Gebieten öfter der Einfluß von West- und Nordwestoverijssel aus, wie in einer Groninger Dissertation von G. H. Kocks, die im Laufe dieses Jahres erscheint, an mehreren Beispielen klangemacht wird. Es war natürlich auch der Einfluß der niederländischen Kultursprache mit im Spiel, als in den nordöstlichen Moorsiedlungen *wrat* übernommen wurde. Das ist aber in der Niedergrafschaft Bentheim in viel geringerem Maße der Fall gewesen. Die Form *wrat* muß aus Westoverijssel in die Grafschaft getragen sein auf dem Wege der Vechteschiffahrt. Rakers³⁵ hat diesen Einfluß, der sich so oft in der Niedergrafschaft bemerkbar macht, einleuchtend erörtert. Die westliche Veluwe und die östliche Twente blieben anscheinend außerhalb der Verbreitung der Form *wrat*. Erst in jüngster Zeit dringt sie unter dem Druck der niederländischen Hochsprache auch hier vor.

Die Analyse des ostniederländischen *wrat*-Gebietes bietet einen brauchbaren Ausgangspunkt für die Interpretation unserer 'Haken'-

³⁴) K. HEEROMA: Metathesierung und Demetathesierung, Rheinische Vierteljahrsblätter 21 (1956) S. 45.

³⁵) ARNOLD RAKERS: Die Mundarten der alten Grafschaft Bentheim, Oldenburg i. O. 1944.

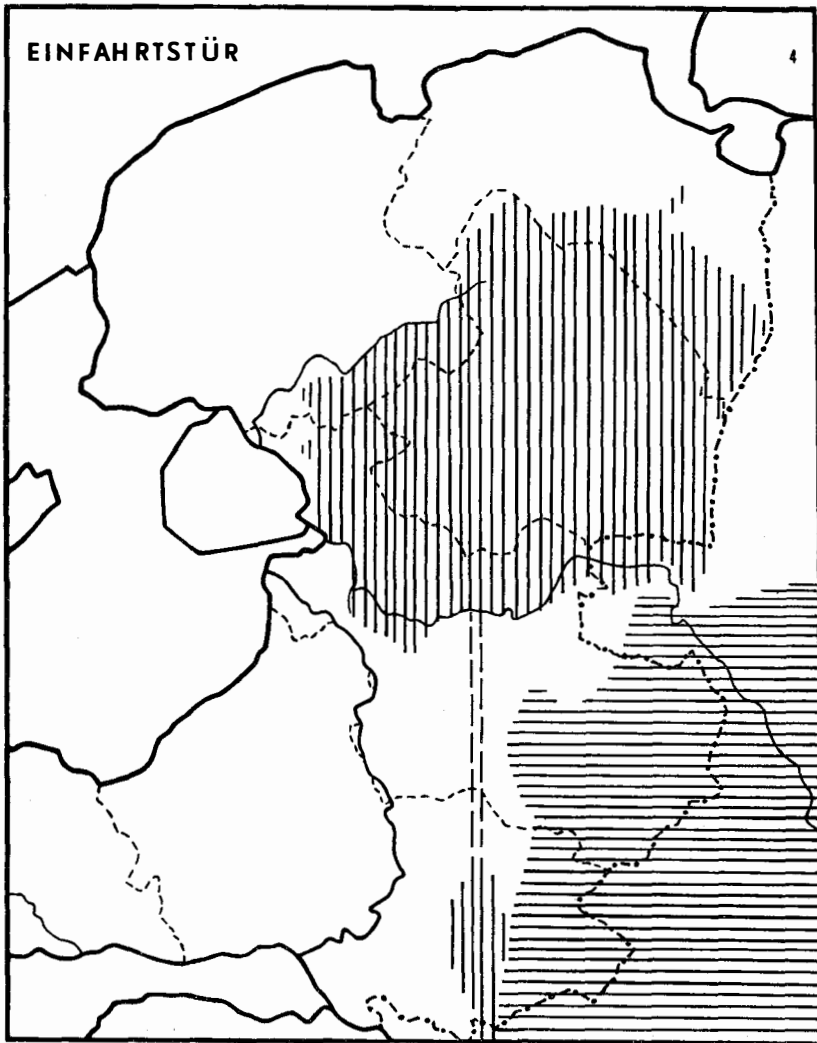


Karte dar. Ausgehend von dem vorher global formulierten Gegensatz zwischen einem südlichen westgermanischen Areal mit **hê¹k-* und einem nördlichen westgermanischen Areal mit **hak-* neben **hók-*, nehmen wir an, daß das Vorkommen von **hê¹k-* neben **hók-* immer das Ergebnis einer aus dem Süden vordringenden Sprachbewegung ist. Der wichtigste Weg, den die Sprachneuerungen aus dem Süden genommen

haben, ist durch alle Jahrhunderte hindurch der Rhein gewesen. Aus dem Rheinland wird die Form **hê¹k-* auch weiter nordwärts an der IJssel entlang vorgedrungen sein. Die Parallele zur *wrat*-Karte ist in dieser Hinsicht schon besonders klar. Aber es gibt doch auch einen wichtigen Unterschied zwischen der Ausbreitung von **hê¹k-* und *wrat* über die östlichen Niederlande. Bei der Form *wrat* handelte es sich um eine im Rheinland entstandene Erneuerung, bei **hê¹k-* jedoch um eine südliche Spracherscheinung im allgemeinen. In der frühesten, karolingischen Zeit werden die östlichen Niederlande mit den westlichen Niederlanden und Westfalen wahrscheinlich noch zum nördlichen **hak-/hók-*Areal gehört haben. In den folgenden Jahrhunderten aber hat das IJsselgebiet dann die Fortsetzung von **hak-* durch die von **hê¹k-* ersetzt. Wie das vorgerückte *wrat* kam auch die Fortsetzung von **hê¹k-* nicht weiter nördlich als bis ins südöstliche Friesland und südwestliche Drente. Die Twente und die Grafschaft Bentheim wurden wiederum von der Fortsetzung von **hê¹k-* nicht erreicht. Wie *wrat* ist auch *hååke* in späterer Zeit aus dem westlichen Overijssel in das südöstliche Moorgebiet von Drente eingedrungen, aber es wurde nicht auf dem Wege der Vechteschiffahrt in die Niedergrafschaft getragen. Die Form *hååke* ist auch nicht, wie *wrat*, in die niederländische Kultursprache aufgenommen worden. Das hatte für uns die glückliche Folge, daß das dialektgeographische Bild der Verbreitung von *hååk* und *hååke* die mittelalterliche Sprachbewegung, die aus dem Süden ihren Weg nahm, klarer widerspiegelt, als es bei *wrat* der Fall ist.

Aber unsere Karte 1 zeigt nicht nur die Ausbreitung einer Sprachbewegung aus dem Süden, sondern auch die einer aus dem Osten kommenden Bewegung. Leider fehlt uns das notwendige Material zur Ausdehnung der Karte über das anschließende niederdeutsche Gebiet. Es ist aber auch ohne eine solche vollständige Karte nicht schwer einzusehen, daß das *haaken*-Gebiet in der Twente mit einem größeren westfälischen *haaken*-Gebiet unmittelbar zusammenhängt. Aus dem Vorkommen der *hååken*-Form, eine Mischform aus *hååk(e)* und *haaken*, in einem Bogen westlich um dieses twentische *haaken*-Gebiet herum, läßt sich schließen, daß es einen Einfluß vom Westen nach dem Osten oder in entgegengesetzter Richtung gegeben hat. Die Frage ist nun, welche Richtung die wahrscheinlichste ist.

Im "Taalatlas van Oostnederland" sind mehrere Karten veröffentlicht worden, die einen unverkennbaren Einfluß von Westfalen in



Twente widerspiegeln. Wir geben wiederum eine vereinfachte Skizze von einigen Karten. Auf der Karte 3 – nach der Nummer 20, ‘barg’, ‘geschnittener Eber’, des “Taalatlas van Oostnederland” – zeichnet sich die münsterländische Erneuerung *voor* – horizontal liniert – in Twente ab. Die Form *voor* hat sich auf niederländischem Gebiet etwas weniger weit ausdehnen können als die Form *baaken*. Auf unserer Karte 4 –

nach der Nummer 12 des "Taalatlas" – wird gezeigt, wie das westfälische *needendöör* – durch die horizontalen Linien markiert – in das ursprünglich geschlossene *bansdöör*-Gebiet eingebrochen ist. Dieses *bansdöör*-Gebiet wird auf der Karte 4 von den vertikalen Linien bestimmt, während die unterbrochenen Linien auf den früheren Zusammenhang des nördlichen und des heute nur noch sehr kleinen südlichen Gebietes hinweisen. Die westfälische Form *needendöör* hat in den östlichen Niederlanden eine Verbreitung erreicht, die mit der Verbreitung von *haaken* und *hääken* zusammen fast übereinstimmt. Wenn nun die Karten 1, 3 und 4 im Zusammenhang miteinander betrachtet werden, liegt es doch auf der Hand, das Entstehen des *haaken*-Gebietes in Twente aus der expansiven Kraft der westfälischen *haaken*-Form zu erklären und in dem westlichen *hääken*-Bogen um Twente herum einen Beweis dafür zu sehen, daß sich diese expansive Kraft auch noch etwas westlicher am Rande des viel früher unter südlichem Einfluß gebildeten *hääk(e)*-Gebietes geltend gemacht hat.

Wir schließen hiermit unsere Untersuchung des Vokalismus von 'Haken' in den östlichen Niederlanden ab. Den beiden Sprachbewegungen, die für unsere Interpretation letzten Endes grundlegend sind – einer aus dem Süden kommenden und einer aus dem Osten – hat William Foerste in seinen dialektgeographischen Arbeiten nicht die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet und nicht den gleichen Wert beigemessen. Für ihn war es vor allem die Bewegung aus dem Süden, die ihre Folgen in der Sprache von Westfalen und den östlichen Niederlanden hinterlassen hat. Aber immer hatte er doch ein offenes Auge für die Sprachbeziehungen zwischen dem niederdeutschen Gebiet und den Niederlanden und für die zwischen Westfalen und den östlichen Niederlanden ganz besonders. Kollege, wie sich der eine, und Schüler, wie sich der andere Verfasser dieses Beitrags nennen darf, beide sind wir der Meinung, daß wir sein Andenken und seine Arbeit in angemessenem Maße ehren mit unseren hier vorgetragenen Ansichten.

GIBT ES IM NIEDERLÄNDISCHEN
NOMINALKOMPOSITA
NACH DEUTSCHEM MUSTER?

Von M. C. van den Toorn

In der niederländischen Sprache gibt es eine Anzahl Nominalkomposita, von denen man angenommen hat, ihre Wortbildung sei nach deutschem Muster zustande gekommen. Das sollte dann besagen, daß Wortgefüge dieser Art als Germanismen, d. h. unniederländische Wörter, abzulehnen seien. Es handelt sich hier um Zusammensetzungen, wie *rauwkost* 'Rohkost' und *sneltrein* 'Schnellzug', also Zusammensetzungen, von denen das erste Glied mit der Form eines unflektierten Adjektivs zu vergleichen sei. Dagegen wären Zusammensetzungen, deren erstes Glied der Form eines flektierten Adjektivs gleichzustellen sei, wie *vasteland* 'Festland' und *hogeschool* 'Hochschule', als rein niederländische Wörter zu betrachten, deren Entstehungsweise als Isolierung aus einer Wortgruppe *het vaste land*, bzw. *de hoge school*, leicht vorstellbar wäre. Indem man dabei auf nicht allgemein akzeptierte, oft sogar als "häßlich" empfundene Neubildungen, wie *nieuwbouw* und *grootstad*, hinwies, deren angebliche Muster die unbezweifelbar deutschen Wörter *Neubau* und *Großstadt* sein sollten, suchte man diese Germanismus-These zu erhärten¹. Wir werden versuchen, im folgenden Beitrag nachzuweisen, daß diese Betrachtungsweise falsch ist. Dabei sind zwei Fragen zu erörtern:

1. Wie ist die Struktur der einschlägigen Komposita zu erklären?
2. Ist die einschlägige Kompositum-Struktur im Niederländischen normal bzw. produktiv?

Wenn letztere Frage zu bejahen ist, dann erübrigt sich die Frage, ob die genannten Komposita Germanismen seien; eine Frage übrigens, die

¹) Eine Übersicht findet sich bei: W. H. STAVERMAN: Over *rauwkost* en *sneltreinen*, *groothandelaren* en *kleinkinderen*, *De Nieuwe Taalgids* 33 (1939), 29–34.

linguistisch irrelevant ist (und außerdem bedeutungslos), solange man nicht die Absicht hat, Sprachpolitik zu treiben.

Unter den Nominalkomposita ist, historisch betrachtet, der determinative Typ, bei dem ein Adjektiv ein ihm folgendes Substantiv näher bestimmt, offensichtlich uralte. In der altindischen Grammatik wurde dieser Typ als "Karmadhâraya" bezeichnet; als Beispiel dafür könnte für die germanischen Sprachen ein Wort wie *Großvater* angeführt werden. Sobald aber das Kompositum eine außerhalb dieses Kompositums liegende Eigenschaft denotiert, nannte man es "Bahuvrîhi": das geeignete Beispiel ist *Rotkehlchen*, d. h. "ein Vogel, der ein rotes Kehlchen hat". Es ist klar, daß diesem Einteilungsprinzip semantische Überlegungen zugrunde liegen, die bekanntlich nicht dazu beigetragen haben, den Sachverhalt zu klären, zumal eine dritte Klasse, wie "Dvigu", ebensogut als "Bahuvrîhi" aufgefaßt werden konnte: bei "Dvigu" war der Ausgangspunkt, daß das erste Glied ein Numerale sein sollte, z. B. im Worte *Dreieck*. Wo jedoch dieses Wort "eine Form" bezeichnet, "die drei Ecken hat", wäre es genauso passend, es als possessives Kompositum, wie *Rotkehlchen*, zu betrachten².

Als Reaktion auf diese Betrachtungsweise hat man versucht, die Zusammensetzungen rein taxonomisch zu klassifizieren. Für unseren Typ wäre dann das Gerüst "Adjektiv + Substantiv" ausreichend, wobei allerdings zu bemerken ist, daß für das Niederländische dann noch eine Zweiteilung hinzukommt: das Adjektiv kann flektiert oder unflektiert sein³. Bei der vorwiegend historischen Betrachtung der Sprache, wie sie im vorigen Jahrhundert und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts geläufig war, lag es auf der Hand, daß man nur die Zusammensetzungen mit flektiertem Adjektiv (Typ *vasteland*) erklären konnte, nämlich als syntaktische Isolierungen aus Wortgruppen⁴. Unexplârt blieb, weshalb dieser Typ einen so augenfällig winzigen Teil dieser Zusammensetzungen vertrat, während der Typ mit unflektier-

²) Eine Erörterung dieser Einteilung bei: C. T. CARR: *Nominal Compounds in Germanic*, London 1939, vor allem in der Introduction, XIX-XXIX.

³) Diese Zweiteilung wird berücksichtigt bei J. H. VAN LESSEN: *Samengestelde naamwoorden in het Nederlandsch*, Groningen, Den Haag, o. J. [= 1928], Kap. II.

⁴) So bei C. G. N. DE VOOYS: *Nederlandse Spraakkunst*, 6. Auflage, Groningen 1963, S. 184. - In A. VAN LOEY: *Schönfelds Historische grammatica van het Nederlands*, 7. Auflage, Zutphen o. J. [= 1964] wird bei der Behandlung der einschlägigen Komposita (S. 185) nicht einmal eine Erklärung zu geben versucht.

tem Adjektiv so erstaunlich in der Mehrzahl war. Sprachbereiniger, die letztgenannten Typus als Germanismus ablehnen wollten, übersahen dabei obendrein noch die Riesenzahl an Bahuvrîhi-Zusammensetzungen, wie *roodborstje* 'Rotkehlchen' und *blauwkous* 'Blaustrumpf', gegen die sie sich nie auflehnten.

Es hat allen Anschein, daß nunmehr die generativ-transformationelle Grammatik, wie sie im letzten Jahrzehnt entwickelt worden ist, einen brauchbaren Anhaltspunkt bietet, uns aus dieser Sackgasse zu helfen. Man versucht dabei, das semantische Verhältnis der Glieder einer Zusammensetzung mittels eines möglichst einfachen Satzes, dem das gleiche semantische Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat zugrunde liegt, zu veranschaulichen. Die Zusammensetzung selbst ist dann als das Transformationsprodukt des einschlägigen Satzes anzusehen. Dies repräsentiert eine Vorstellungsweise, die ziemlich abstrakt ist; namentlich sollte jeder davor gewarnt sein, diese Vorstellung als Abbild einer historischen Genese sehen zu wollen. Solches ist nicht der Fall. Das generativ-transformationelle Modell bietet lediglich eine Anschauungsweise, bei der A als B vorgestellt wird, und nicht $A = B$, oder A wird B⁵. Wir kommen gleich darauf zurück.

Für die englische Sprache ist diese Erklärung der Nominalkomposita von Robert Lees vorgenommen worden⁶. Seine Ausführungen werden uns als Vorbild dienen. Bevor wir aber seine Methode näher betrachten, haben wir auf einen vierzig Jahre alten Aufsatz von A. Western hinzuweisen, der norwegische Zusammensetzungen nach dem semantischen Verhältnis ihrer Glieder analysiert hat⁷. Der Verfasser unterschied dabei u. a. Komposita, denen ein Subjektsverhältnis zugrunde liegt, z. B. *Erdbeben*, und zwar 'die Erde bebt', oder ein Objektverhältnis, z. B. *Buchbinder*, und zwar 'er bindet das Buch', oder ein Ortsverhältnis, z. B. *Eckstein*, und zwar 'der Stein befindet sich an der Ecke', und so weiter. Western hat hier eigentlich schon das generative Prinzip *avant la lettre* angewandt; er hat zwar noch nicht eine 'kernel sentence'

⁵) Diese Anschauungsweise wird erhellt in den Ausführungen von S. TOULMIN: *The Philosophy of Science. An Introduction*, New York o. J. [= 1960] (Harper Torch Books, 513).

⁶) ROBERT A. LEES: *The Grammar of English Nominalizations*, fourth printing, Bloomington, The Hague 1966.

⁷) A. WESTERN: *Om nominalkomposita i germansk, særlig i norsk*, *Maal og Minne* 1929, 45-77.

explizite erwähnt und ebensowenig hat er mit Transformationen gearbeitet. Sein Einteilungsprinzip jedoch unterscheidet sich nicht wesentlich von Lees' Methode. Das ist nicht erstaunlich, zumal man in der generativen Grammatik so vieles antrifft, das einem aus der älteren rationalistischen Grammatik schon längst bekannt war⁸, bzw. so vieles, das einem jeden intuitiv immer eingeleuchtet hat!

Robert Lees nun hat für die englische Sprache acht Zusammensetzungstypen herausgearbeitet, von denen nur der erste hier für uns in Betracht kommt. Es handelt sich dabei um das Verhältnis 'Subjekt – Prädikat': "To illustrate this relation, we derive the following compounds from the kernel-sentences at the right, though not necessarily directly:

GIRLFRIEND	The friend is a girl
FIGHTER PLANE	The plane is a fighter
MADMAN	The man is mad
REDSKIN	The skin is red" ⁹ .

Zunächst entwickelt Lees eine Formel, durch die die von ihm vorgeschlagene Transformation versinnbildlicht werden soll:

$$\left. \begin{array}{l} X - N - Y \\ T - N - N^0 + \text{Aux} + be + T - N' - Z \end{array} \right\} \Rightarrow X - N' + N - Y$$

Dies besagt, daß ein Nomen (N), wie *friend*, in der Umgebung X... Y auftretend, zusammen mit dem Kernsatz *the* (T) *friend* (N – N⁰) *is* (Aux + *be*) *a* (T) *girl* (N'), Anlaß zu der Transformation *girlfriend* (N' + N) gibt. So sind zwei Typen zu unterscheiden: mit 'Kernel Noun', wie *girlfriend*, *ape man*, *foodstuff*, u. a. m., und mit 'Agentive Noun', wie *fighter plane*, *blinker light*, *drummer boy*. u. a. m.

Die Zusammensetzungen mit einem Adjektiv werden wiederum in zwei Typen aufgefächert: endozentrische Komposita, wie *madman*, *blackmail*, *blueprint*, usw., für die die gleiche Transformation wie oben vorgeschlagen wird (bloß wird dabei N' durch A = Adjektiv ersetzt),

⁸) Man vergleiche dazu N. CHOMSKY: *Cartesian Linguistics. A Chapter in the History of Rationalist Thought*, New York-London o. J. [= 1966].

⁹) Siehe ROBERT A. LEES: a. a. O. S. 126 ff.

und exozentrische Komposita, wie *redskin*, *bluestocking*, *whitecap*, u.a. m. Für letztgenannte Komposita nimmt Lees einen anderen Kernsatz an, und zwar *The Indian has red skin*, der mittels Transformation zu *Indian with the red skin* umgestaltet wird. Die endgültige Transformation tritt auf in der Formel:

$$\begin{aligned} X + T - N + N^0 + \textit{with} + T - A + N^1 - N^0 - Y &\Rightarrow \\ X + T - A + N^1 - N^0 - Y & \end{aligned}$$

(also aufgelöst: *the Indian with the red skin* \Rightarrow *the redskin*).

Bei all diesen Transformationen schließlich findet Akzentverschiebung statt: *the mâd mân* wird *the mâdmân*, *the rêd skîn* wird *the rêdskîn*.

Diese transformationelle Betrachtungsweise befriedigt nicht jeden und begreiflicherweise hat sie die nötige Kritik ausgelöst. So hat neulich J. G. Kooy behauptet, Lees' transformationelles Modell biete zu viel Struktur und zu wenig Erklärung¹⁰. Nach Kooy's Ansichten ist die Veranschaulichung mittels syntaktischer Strukturen deskriptiv nicht adäquat und müssen wir versuchen, eine völlig andere Erklärungsweise geltend zu machen; Zusammensetzungen hätten eine eigene Struktur, die irgendeiner syntaktischen Struktur nicht gleichzustellen sei. Alsdann gibt Kooy eine Beschreibung von 'inherent features' der Komponenten einer Zusammensetzung, wobei auffällt, daß diese 'features', wie z. B. Transitivität, nur in Sätzen verdeutlicht werden können. Da Kooy sich kategorisch weigert, für *servant girl* ein Prädikatsverhältnis anzunehmen und mithin den Satz *a girl is a servant* ablehnt, schlägt er vor, das Verhältnis als ein attributives zu erklären und *girl who is a servant* als unterliegende Struktur anzunehmen. Damit ist aber das Problem nicht gelöst, denn jedes attributive Verhältnis kann nur als Transformation eines prädikativen Verhältnisses erklärt werden. Was in dieser Kritik geschieht, ist im Grunde nichts anderes, als daß der Kritiker zögert, einen letzten entscheidenden Schritt zu machen; die Theorie büßt dadurch Wesentliches ein.

Für das Niederländische – wie für das Deutsche – gelten aber die meisten von Lees' Ausführungen auf genau dieselbe Weise wie für das Englische. Allerdings wird die Darstellung für das Niederländische noch etwas komplizierter. Erstens müssen wir etwaige Verbindungs-

¹⁰) J. G. Kooy: Compounds and Idioms, *Lingua* 21 (1968), 250–268.

laute wie *-s* und *-e(n)* berücksichtigen, zweitens gibt es einen dritten Typ, bei dem ein Verbalstamm als Komponente erscheint.

Als Typ A nehmen wir, wie Lees, Substantiv + Substantiv, und zwar im Identitätsverhältnis: *de moeder is een maagd* oder *de maagd is moeder* (logisch sind Subjekt und Prädikat umkehrbar), und in scheinbarem Identitätsverhältnis: *de mens schijnt een aap* oder *een mens als een aap*.

Für Typ B nehmen wir ein Prädikatsverhältnis, wie *de man is blind*, zum Ausgangspunkt, wobei wir zur Erklärung der exozentrischen Komposita einen etwas anderen Weg als Lees gehen wollen. Für das Englische gilt in der Tat, daß *the Indian with the red skin* \Rightarrow *the red-skin* wird; für das Niederländische jedoch ist nicht einzusehen, weshalb *de man met de dikke neus* \Rightarrow *de dikneus* wird, und nicht **dikkeneus*, was zu erwarten wäre. Lieber schlagen wir vor:

$$\left. \begin{array}{l} \textit{de man heeft een neus} \\ \textit{de neus is dik} \end{array} \right\} \Rightarrow \textit{de man is een dikneus}$$

oder in einer (vereinfachten) Formel dargestellt:

$$\left. \begin{array}{l} \text{Det} + \text{N} + \textit{heeft} + \text{Det} + \text{N}' \\ \text{Det} + \text{N}' + \textit{is} + \text{Adj} \end{array} \right\} \Rightarrow \text{Det} + \text{N} + \textit{is} + \text{Det} + \text{Adj} + \text{N}'$$

Wir werden zu dieser Darstellung genötigt, weil es im Niederländischen keine Bahuvr̄hi-Komposita mit flektiertem Adjektiv als erstem Glied gibt.

Als dritten Typ (C) betrachten wir Zusammensetzungen mit einem Verbalstamm als erstem Glied. Dabei bieten sich zwei Möglichkeiten an. Entweder ist das Verhältnis der Komponenten auf ein Prädikat mit Partizip zurückzuführen, z. B. *de worst is gerookt* \Rightarrow *rookworst* ('die Wurst ist geräuchert \Rightarrow Rauchwurst'), oder es liegt ein finales Verhältnis zugrunde, z. B. *de worst is om te smeren* \Rightarrow *smeerworst* (buchstäblich: 'die Wurst ist zum Streichen \Rightarrow Streichwurst'). Formelhaft dargestellt also:

$$\left. \begin{array}{l} \text{X} - \text{N} - \text{Y} \\ \text{Det} + \text{N} + \textit{is} + \left\{ \begin{array}{l} \text{V (part.)} \\ \textit{om te} + \text{V (inf.)} \end{array} \right\} \left\{ \begin{array}{l} \text{aktiv} \\ \text{passiv} \end{array} \right\} - \text{Z} \end{array} \right\} \Rightarrow \text{X} - \text{V (Stamm)} + \text{N} -$$

Rekapitulierend stellen wir folgende Übersicht zusammen¹¹:

A. Substantiv + Substantiv

1. Identitätsverhältnis: *de maagd is moeder* bzw. *de moeder is maagd*
 - a) ohne Verbindungslaut: *moedermaagd, moederdier, weduwvrouw, vrouwmens, roekbroek, heerbroer, timmerman-aanmer*
 - b) mit Verbindungslaut: *manspersoon, vrouwwtjesdier, meisjesstudent, metselaarsbaas, vissersman, hereboer*
2. Scheinbare Identität: *een mens als een aap*
 - a) ohne Verbindungslaut: *aapmens, kikvorsman, peenhaar, bloemkool, U-vorm, L-ijzer*
 - b) mit Verbindungslaut: *vijgepeer, viooltjesogen*

B. Adjektiv + Substantiv

1. Prädikatsverhältnis (Adj. + Subst.): *de man is edel*
 - a) ohne Verbindungslaut: *edelman, blijspel, platvoet, frisdrank, blankdrank* (aus einer Werbung für Milch), *zuurkool, zwaartzilver*
 - b) mit Verbindungslaut: *blindeman, wittebrood, rodekool, oudejaar, Langestraat, platteland, vasteland*
2. Idem exozentrisch (Bahuvrīhi-Komposita): *de man heeft een huid / de huid is rood*
 - a) ohne Verbindungslaut: *roodhuid, blauwkous, blauwoog, dikneus, kaalkop, dikkop, witkuif, witkiel*
 - b) mit Verbindungslaut: kommt nicht vor.

C. Verbalstamm + Substantiv

1. Prädikatsverhältnis (Partizip): *de wol is geschoren*
scheerwol, maakwerk, rookworst, tikschrijf, strijkegoed
2. Prädikatsverhältnis (final): *de worst is om te smeren* bzw. *om gesmeerd te worden*
smeerworst, siersteek, strijklucht, werkweek

¹¹) Viele Beispiele verdanke ich den Teilnehmern an einem Hauptseminar im Jahre 1968, besonders Frl. Heleen Wientjes und Frl. Gera Stelwagen.

Zu dieser Übersicht einige Bemerkungen: Erstens sind wir uns vollkommen der Tatsache bewußt, daß die Erklärung für Typ C ungenügend ist, weil *de worst is gerookt* und *de worst is om te smeren* keine regulären Kernsätze bilden; das wären: *Jan rookt de worst* und *Jan smeert de worst*. Dabei ist jedoch nicht erklärbar, daß *rookworst* ein resultatives Verhältnis, *smeerworst* ein finales Verhältnis zugrunde liegt, ebensowenig wie das im "echten" Kernsatz erscheint. In der Zwischenphase, wie wir sie vorschlagen, ist das aber deutlich. Zweifelsohne kann man Typ C auch anderswo unterbringen, wie auch Lees versucht hat, dessen Einordnungen ebensowenig überall einwandfrei sind. Wir begnügen uns damit, Typ C als eine ad hoc-Einteilung zu betrachten, die einer genaueren Revision bedarf; da sie jedoch für unsere weiteren Ausführungen nicht von unmittelbarem Gewicht ist, verzichten wir hier darauf.

Zweitens ist zu bemerken, daß die jeweils unter a. und b. verzeichneten Wörter einer prätheoretischen Klassifikation unterliegen, d. h. es ist beim heutigen Stand der Sprachwissenschaft nicht möglich, das Vorhandensein, bzw. Nicht-Vorhandensein eines Verbindungslautes zu erklären oder vorherzusagen. Dieser erschwerende Umstand, der sich im Afrikaans auf die gleiche Weise wie im Niederländischen bemerkbar macht, könnte zunächst zu der Annahme zwingen, jedes Kompositum sei als Ganzes in das Lexikon der generativ-transformationellen Grammatik aufzunehmen, wäre es nicht, daß die Systematik, die der Kompositumbildung offensichtlich zugrunde liegt, dadurch völlig aus der Grammatik selbst verschwinden würde. Daher hat R. P. Botha für die Generation von Zusammensetzungen ein "phonological dictionary" vorgeschlagen, in dem das Auftreten dieser Verbindungslaute explizite verantwortet wird. In diesem Zusammenhang können wir nicht weiter darauf eingehen; wir verweisen lediglich auf seine sehr lesenswerte Publikation¹².

Drittens muß an dieser Stelle bemerkt werden, daß Lees' Grammatik, ebensowenig wie unsere Darstellung, eine Erklärung für sogenannte idiomatische Komposita bietet. Damit ist gemeint, daß ein Kompositum wie *edelman* 'Edelmann' eine andere Bedeutung als die Wortgruppe *een edel man* 'ein edler Mann' hat. Lees' Grammatik, bei der eine semantische Komponente fehlt, kann man daraus keinen Vorwurf machen;

¹²) R. P. BOTHA: The Function of the Lexicon in Transformational Generative Grammar, The Hague-Paris 1968.

eine Frage bleibt aber – auch bei der Lektüre von Lees' Ausführungen –, wie zu erklären ist, daß die Tiefenstruktur *de man is edel* einerseits als Oberflächenstruktur die Wortgruppe *de edele man*, andererseits das Kompositum *edelman* aufweisen kann. Es sieht nunmehr danach aus, daß auch diese Schwierigkeit behoben werden kann, seitdem eine "Readjustment Component" angenommen worden ist. Die Wirkung einer solchen Komponente – die hier als "Idiom-Vergleichungs-Komponente" aufzufassen wäre – zu erklären, würde den Rahmen dieses Aufsatzes völlig sprengen. Auch hier sei darum lediglich auf Botha's Ausführungen samt der von ihm erwähnten Literatur hingewiesen¹³.

Von den Typen A und B könnten wir die Subtypen a (also diejenigen ohne Verbindungs-laut), sowie Typ C im ganzen, völlig produktiv nennen. Das soll besagen, daß die Grammatik dieser Art Zusammensetzungen vorhersagende Kraft besitzt, es sei denn, daß Beschränkungen semantischer Art die Generation von bestimmten Wörtern verhindern können. Der Produktivitäts-Begriff in der generativ-transformationellen Grammatik ist aber ziemlich unklar und vorläufig noch als prätheoretisch zu bezeichnen¹⁴. Lieber sagen wir denn auch, daß die vorgeschlagene Grammatik einfach gültig ist, während wir Produktivität als eine (ebenfalls prätheoretische) psychologische Umschreibung verstehen wollen für die für jeden Sprecher existierende Möglichkeit, mittels des morphologischen Verfahrens, das der Form-Bedeutungs-Korrespondenz bekannter Wörter zugrunde liegt, unabsichtlich im Prinzip unzählige neue Formationen zu bilden¹⁵. Daß solches unabsichtlich und spontan geschieht, zeigt sich vor allem in der affektiven Sphäre: beim Schimpfen. So wird jemand mit langen Haaren ohne weitere Reflexion *langhaar* genannt, und bei dem niederländischen Schriftsteller Simon Vestdijk heißt ein Knabe mit einem dicken Kopf bei seinen Kameraden *dikharsens*¹⁶ (Volkssprache für 'Dickkopf'; buchstäblich: *harsens* = *hersens* 'Gehirn'). Weitere Beispiele erübrigen sich; jeder Niederländer kann derartigen Formationen auf Schritt und Tritt begegnen. Obwohl nach der Aufstellung einer generativ-transformatio-

¹³) BOTH A a.a.O. S. 234 ff.

¹⁴) BOTH A a.a.O. S. 126–150.

¹⁵) Die Definition stammt von H. SCHULTINK: De morfologische valentie van het ongelede adjectief in modern Nederlands, Den Haag o. J. [= 1962], S. 38.

¹⁶) S. VESTDIJK: Sint Sebastiaan. Surrogaten voor Murk Tuinstra, Rotterdam-'s-Gravenhage 1948, S. 10.

nellen Grammatik keine Belege an sich mehr angeführt zu werden brauchen, könnte man trotzdem darauf hinweisen, daß diese Zusammensetzungen bereits im Mittelniederländischen wie in der allermodernsten Umgangssprache häufig vorkommen¹⁷.

Hierdurch ist klar geworden, daß diese Art Wortbildung normal niederländisch ist. Es ist also unzulässig, zu behaupten, unsere Typen B.1.a. und B.2.a. seien von deutschem Ursprung oder lediglich nach deutschem Muster gebildet. Dazu ist diese Art Wortbildung zu alt und zu neu, d. h. zu spontan vorkommend in der Volkssprache. Vielmehr begegnen wir hier einem allgemein-germanischen Wortbildungsprinzip, das im Deutschen wie im Niederländischen wie im Englischen gleichermaßen vertreten ist. Die Furcht vor Germanismen hat bei der Ablehnung dieser Zusammensetzungen eine beträchtliche Rolle gespielt; mit Unrecht, wie wir glauben. Wo nach Kriegsende der anglo-amerikanische Einfluß auf den Wortschatz erheblich zugenommen hat, hat niemand sich gegen Entlehnungen wie *widescreen* und *longdrink* widersetzt, obwohl diesen Zusammensetzungen das gleiche Bauprinzip wie *Breitwand* und *Kleinbild* zugrundeliegt. Wortbildungen wie *breedwand* und *grootstad* vermeidet man geflissentlich, während man sich nicht klarmacht, daß *kaalkop* und *roodhuid* analog gebildet sind. Diese Idiosynkrasie ist unberechtigt¹⁸.

Für das Niederländische läßt sich eine Regel aufstellen, nach der jeder Kernsatz: Det + N is Adj. zum Kompositum: Adj. + N transformiert werden kann. Voraussetzung ist dabei, daß das Adj. prädikativ verwendet werden kann¹⁹. Stoffadjektive scheiden somit aus, und daher erklärt sich wohl, daß Zusammensetzungen wie **ijzerhamer* oder **steenhuis* nicht existieren, eben weil Tiefenstrukturen wie **de hamer*

¹⁷) Aus dem Mittelniederländischen sind schon bekannt: *blaubloeme*, *hoohaltaer*, *cortwile*, *nieuware*, *joncman* und viele andere. Aus dem Jahre 1541 datiert die Posse von *Hanneken Leckertant*. – In der heutigen Sprache ist *frisdrank* für 'nicht alkoholisches Getränk' eingebürgert. Man vergleiche noch *volfruitkwaliteit* (aus einer Werbung für Hero-Konfitüre).

¹⁸) W. H. STAVERMAN hat (De Nieuwe Taalgids 33, 1939, 29–34) vorgeschlagen, diese angeblichen Germanismen zu akzeptieren, wenn sie etwas prinzipiell Neues ausdrücken. So sei *rauwkost* gestattet, weil das Wort etwas anderes als lediglich *rauwe kost* bedeutet. Dabei ist völlig übersehen, daß jedes Kompositum etwas anderes als die Summe seiner Komponenten bedeutet. Man vergleiche noch *rotte appel* 'fauler Apfel', aber *rotappel* 'schlechter Apfel, ungeachtet, ob er faul ist oder nicht'.

¹⁹) Dazu vergleiche man den Aufsatz von W. MOTSCH: Können attributive Adjektive durch Transformationen erklärt werden?, *Folia Linguistica* 1 (1967), 23–48.

is ijzeren oder **het huis is stenen* nicht vorkommen können. Entscheidend ist diese "underlying sentence" für die Beurteilung von *smal-spoor*, *kleinbeeld* einerseits und *nieuwbouw* andererseits. Während *het spoor is smal* und *het beeld is klein* völlig akzeptiert werden können, zögert man bei *de bouw is nieuw*. Das erklärt sich daraus, daß *bouw* nach unserem Sprachgefühl vielmehr abstrakt als konkret ist (im Gegensatz zum Deutschen), weshalb der genannte Satz ziemlich anomal ist. Das ist wohl der Grund, daß nur *hoogbouw* und *nieuwbouw* vorkommen; die Äquivalente der deutschen Wörter *Tiefbau*, *Altbau*, *Robbau* fehlen im Niederländischen.

Die Erklärung, die wir hier vorschlagen, ist eine Theorie. Als Theorie jedoch ist sie brauchbar, während die historische Erklärung spekulativ bleibt. Die Behauptung, daß *matglas* aus Isolierung einer Wortgruppe (in: *die ruit is van mat glas*) entstanden sei²⁰, ist nie verifiziert worden, ja, sie ist prinzipiell unverifizierbar. Die Annahme, daß *matglas* nach der Regel: Det + N is Adj. \Rightarrow Adj. + N zu erklären sei, ist abstrakt, aber in einer Sprachtheorie brauchbar.

²⁰⁾ Wie geäußert bei C. G. N. DE VOORS, *Nederlandse Spraakkunst*, 6. Auflage, Groningen 1963, S. 184.

DER ALTNIEDERLÄNDISCHE 'LEIDENER WILLERAM'

Eine präkursorische Skizze¹

Von Willy Sanders

Fortuna hat den Segen ältester literarischer Überlieferung recht ungleich aus ihrem Füllhorn fließen lassen. In dieser Hinsicht besonders benachteiligt sind, wie allgemein bekannt, die benachbarten Niederlande (einschließlich der 'südniederländischen' Provinzen Belgiens), denen die launische Göttin lange ganz den Rücken zugekehrt hat. Die Normanneneinfälle der Frühzeit, Freiheitskampf und Religionsunruhen des 16./17. Jh.s, weiterhin eine unglückliche Bibliotheksgeschichte² haben dort dazu geführt, daß gerade aus der ältesten Epoche an Volkssprachigem so gut wie nichts überliefert ist: "het Oudnederlands (wordt) gekenmerkt door de bijna volledige afwezigheid van samenhangende teksten"³.

Zu einer Zeit, als vergleichsweise die deutsche Literaturgeschichte bereits vom Spätmittelhochdeutschen spricht und der "Herbst des Mittelalters" heraufzieht⁴, setzt mit der zweiten Hälfte des 13. Jh.s eine mit-

¹) Einer umfassenden Untersuchung: Der Leidener Willeram. Handschrift, Text und Sprachform, die abgeschlossen vorliegt, soll in den Einzelheiten der Begründung nicht vorgegriffen werden. Mein hochverehrter Lehrer William Foerste konnte allgemeineren Sprachstudien über das Altniederfränkische noch die spezielle Ausrichtung auf die Leidener Hs. der Hohelied-Paraphrase Willirams geben; Fortgang und erste Ergebnisse der Arbeit zu verfolgen, war ihm nicht mehr beschieden.

²) Hierüber niemand berufener als W. DE VREESE: De Verstrooing onzer Handschriften en oude Boeken over den Aardbodem, Bibliotheeksleven 16 (1931) 199–222, auch in dem Sammelbd. seiner Schriften: Over Handschriften en Handschriftenkunde, uitg. door P. J. H. VERMEEREN, Zwolle 1962, S. 116–138.

³) M. GYSSELING: Op verkenning doorheen het Oudnederlands, Mededelingen voor Naamkunde 37 (1961) 77–89, wo auch im folgenden zu vergleichen ist (das Zitat S. 77); jetzt ders.: De aanvang van de Middelnederlandse geschreven literatuur, Verslagen en Mededelingen van de Kon. Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde 1968, S. 132–144.

⁴) Nach J. HUIZINGAS bekanntem Ausdruck G. EHRISMANN: Geschichte der dt. Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters II, 2, 2, München 1935 (Nachdruck 1959), S. 445.

telniederländische Literaturblüte ein, die sich zunächst fast ausschließlich auf Flandern und Brabant beschränkt. Wenn auch mittlerweile eine Reihe amtlicher, meist klösterlicher Schriftstücke ans Licht gekommen ist (Urkunden, Güterverzeichnisse, Statuten usw.), die den Beginn der heimischen Überlieferung um mehrere Jahrzehnte zurückzuschrauben gestatten⁵, so erfreuen sich doch derartige Produkte der Gebrauchsprosa nicht derselben Wertschätzung wie solche poetischer Art. Freilich, Heinrich von Veldeke war Limburger und hat seine Werke gewiß in der ihm angestammten maasländischen Mundart abgefaßt⁶; aber Lebensumstände wie Wirkung seiner berühmten Eneide, auch einer Anzahl Minnelieder, haben ihn so sehr nach Deutschland verwiesen, daß er seit langem von der Forschung hin und her gezerzt wird: hie Neerlandici – hie Germanisten! Ähnlich steht es mit den weiteren frühen Denkmälern. Der Dichter des limburgischen Aiol (Anfang des 13. Jh.s, teilweise erhalten) stammte wohl aus der Venloer Gegend⁷; aber die Bruchstücke des sog. Trierer Floyris (etwa um 1170 entstanden, spätere mitteldeutsche Abschrift) gehören ebenso ins – heute 'deutsche' – Gebiet zwischen Maas und Niederrhein⁸ wie die wegen ihres hohen Alters besonders umworbenen niederfränkischen Psalmenfragmente des Wachten-donckschen Kodex (9./10. Jh.), die gleichfalls als gut niederrheinisch

⁵) Vgl. H. OBREEN – A. VAN LOEY: De oudste Middelnederlandsche oorkonden, Verslagen en Mededelingen der Kon. Vlaamsche Academie voor Taal- en Letterkunde 1934, S. 329–471; A. C. F. KOCH: Vroeg Middelnederlands ambtelijke proza, Groningen 1960; M. GYSSELING: De statuten van de Gentse leprozerij van 1236, *Studia Germanica Gandensia* 5 (1966) 9–43; ders.: De Gentse Keurenvertaling van circa 1237, *Taal en Tongval* 15 (1963) 23–33; ferner M. GYSSELING – A. VERHULST: Het oudste goederenregister van de Sint-Baafs-abdij te Gent, Brugge 1964; J. BUNTINX – M. GYSSELING: Het oudste goederenregister van Oudenbizeen (1280–1344), Brussel 1965; M. GYSSELING – C. WYFFELS: Diets in schepenverordeningen van Calais uit het einde der XIIIde eeuw, *Stud. Germ. Gand.* 4 (1962) 9–30, und mehr.

⁶) Zusammenfassend GABRIELE SCHIEB: Heinrich von Veldeke (Slg. Metzler), Stuttgart 1965; W. SANDERS: Heinrich von Veldeke im Blickpunkt der Forschung, *Ndrh. Jahrb.* 8 (1965) 104–113.

⁷) J. DESCHAMPS – M. GYSSELING: De Fragmenten van de Limburgse Aiol, *Stud. Germ. Gand.* 8 (1966) 9–71; vgl. zu diesem Abschnitt M. GYSSELING: De Limburgse teksten in de volkstaal uit de 12de en 13de eeuw, in: *Album Dr. M. Bussels*, Haselt 1967, S. 295–301.

⁸) G. DE SMET – M. GYSSELING: Die Trierer Floyris-Bruchstücke, *Stud. Germ. Gand.* 9 (1967) 157–196, auch im Sonderabdruck: *Theodisca Gandensia* 2, 1968; man vgl. G. DE SMET: Zum Trierer Floyris, in: Festgabe für W. Jungandreas, Trier 1964, S. 102–112; ders.: Der Trierer Floyris und seine frz. Quelle, in: *Festschrift für L. Wolff*, Neumünster 1962, S. 203–216.

gelten können⁹ (ihre Bezeichnung als "Oudnederlandse Psalmen" hätte nur Berechtigung, wenn man *niederländisch* in seinem alten Wortverständnis ohne die moderne politisch-kulturelle Konnotation nähme¹⁰).

Von wenigen älteren Glossen, Einzelwörtern in lateinischen Schriften, vornehmlich aber – vielfach auch latinisierten – Namen abgesehen¹¹, besteht die altniederländische Überlieferung demnach aus jenem vielzitierten, von K. Sisam entdeckten Sätzchen (11./12. Jh.), das ein westflämischer Mönch in Rochester (Grafschaft Kent) als Federprobe niedergeschrieben hat: *Hebban olla uogala nestas hagunman binase hi(c) (e)nda thu, uu(at) (u)nbidan (uu)e nu . . .*¹². Indes ist der niederlän-

⁹) Maßgebende Ausg. von W. L. VAN HELTEN, Groningen 1902; ferner H. K. J. COWAN: De Oudnederlandse (Oudnederfrankische) Psalmenfragmenten (Textus minores, 23), Leiden 1957; ders.: Oudoostnederfrankisch of oostelijk Oudnederlands?, Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 71 (1953) 161–182; ders.: De localisering van het Oudnederfrankisch der psalmenfragmenten, Leuvense Bijdragen 48 (1959) 1–47; jetzt W. SANDERS: Zu den Altndfrk. Psalmen, ZfdA 97 (1968) 81–107.

¹⁰) Umfassend K. MEISEN: Niederland und Oberland, Rh. Vjbl. 15/16 (1950/51) 417–464. Unberührt davon bleibt die Tatsache, daß gerade am dt. Niederrhein früher ein dem engbenachbarten Niederländischen sehr verwandter Sprachtyp herrschte; vgl. TH. FRINGS – G. LERCHNER: Niederländisch und Niederdeutsch (SB der Sächs. Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Kl. 110/6), Berlin 1966, S. 21, 23, 46, 49 f.; H. COMBECHER: Dt. Niederrhein und nl. Sprache, Ndrh. Jahrb. 8, 134–137.

¹¹) Vgl. M. GYSSELING – A. C. F. KOCH: Diplomata Belgica ante annum millesimum centesimum scripta, Tongeren 1950; J. MANSION: Oud-Gentsche Naamkunde. Bijdrage tot de kennis van het Oud-Nederlandsch, 's-Gravenhage 1924, jetzt erweitert von C. TAVERNIER-VERECKEN: Gentse Naamkunde van ca. 1000 tot 1253, Tongeren 1968; M. GYSSELING: Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland, Tongeren 1960; auf Personennamenmaterial aufgebaut, für das man eine ähnliche Publikation erwartet, ist M. GYSSELING: Proeve van een Oudnederlandse Grammatica, Stud. Germ. Gand. 3 (1961) 9–52 und 6 (1964) 9–43. Weiteres in SCHÖNFELDS Historische Grammatica van het Nederlands, 7^e druk door A. VAN LOEY, Zutphen o. J. (1964), S. LI. Eine noch nicht ausgeschöpfte Quelle weiteren andfrk. Wortgutes bilden die zahlreichen Lehnwörter im angrenzenden Französischen.

¹²) M. SCHÖNFELD: Een Oudnederlandse zin uit de elfde eeuw, Tijdschr. 52 (1933) 1–8, mit Reproduktion; TH. FRINGS: Ein altnl. Satz des 11. Jh.s, PBB 58 (1934) 280–282; J. VAN GINNEKEN: Het oudste gedichtje in de Nederlandsche taal, Onze Taaltuin 5 (1936) 54–57; W. KROGMANN: Altenglisches in einem andfrk. Satz?, Nd. Jahrb. 69/70 (1943–47) 138–140; C. TAVERNIER-VERECKEN: Nog over 'hebban olla vogala nestas hagunman, hinase hi(c) anda thu', Handelingen van de Kon. Commissie voor Toponymie en Dialectologie 22 (1948) 75–91; W. J. H. CARON: "Quid expectamus nunc?", Taal en Tongval 6 (1954) 62–67; J. M. DE SMET: Het oudste zinnenetje in onze moedertaal, Leuv. Bijdr. 44 (1954) 98–113; M. SCHÖNFELD: 'Hebban olla vogala . . .', Tijdschr. 76 (1958) 1–9; W. J. H. CARON: Het taalspel van de probatio pennae, Tijdschr. 79 (1963) 253–270, mit Fotos.

dischen Forschung, welche die an manchen Stellen kaum noch zu entziffernde *probatio pennae* mit so unermüdlichem Eifer und eindringlichster Akribie untersucht hat, ein ihr geradezu vor Augen liegender mischprosaischer Text von immerhin 88 Folien entgangen, den man in seinem sprachlichen Eigenbestand guten Gewissens als altniederländisch bezeichnen kann. Seit dem Ende des 16. Jh.s befindet sich in der Leidener Universitätsbibliothek eine Handschrift der Hohelied-Auslegung Willirams von Ebersberg¹³, die der Wissenschaft seit langem unter dem Namen 'Leidener Willeram' geläufig ist und als eine dialektgefärbte Bearbeitung jenes 'Bestsellers' der frühmittelhochdeutschen Literatur gilt. Dieser etwa um 1100 niedergeschriebene Text, der aus dem nordholländischen Kloster S. Egmond stammt, dürfte als das älteste bisher bekannte niederländische Literaturdenkmal anzusprechen sein, besonders wichtig auch wegen seiner Provenienz aus dem holländischen Norden, der sonst noch auf lange Zeit hin – auch innerhalb der frühen mittelniederländischen Überlieferung – stumm bleibt. Nach einem ersten Druck durch Paulus Merula (1598) ist der Leidener Willeram herausgegeben von Heinrich Hoffmann (von Fallersleben)¹⁴ und damit längst allgemein zugänglich. Wie war es möglich, daß er trotzdem in der Vergangenheit zwar nicht übersehen, doch so sehr verkannt wurde?

Es mutet wie eine Ironie des Schicksals an, daß ausgerechnet ein niederländischer Gelehrter, der verdiente Groninger Professor W. L. van Helten, 1897 die Sprache der Leidener Handschrift kategorisch ins deutsche Mittelfranken und damit aus den Grenzen niederländischer Forschung verwies. Vor ihm herrschte weitgehende Ratlosigkeit angesichts der verwirrenden Widersprüchlichkeiten des Textes, was sich in höchst unterschiedlichen Auffassungen und Lokalisierungsversuchen niederschlug¹⁵. Dachte K. Müllenhoff 1863 noch an einen "der nördli-

¹³) Ausgaben von J. SEEMÜLLER (Quellen und Forschungen, 28), Straßburg 1878, und neuestens ERMINNIE H. BARTELMEZ, Philadelphia 1967, wonach die Stellenangabe erfolgt. Man vgl. überblicksweise MARIE-LUISE DITTRICH: Willirams von Ebersberg Bearbeitung der *Cantica Canticorum*, ZfdA 82 (1948/50) 47–64; eine Einordnung in die Tradition mittelalterlicher *Cantica*-Kommentierung bei F. OHLY: *Hohelied-Studien. Grundzüge einer Geschichte der Hoheliedauslegung des Abendlandes* bis um 1200, Wiesbaden 1958, S. 98–102.

¹⁴) Willirams von Ebersberg Auslegung des Hohenliedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Hs., Breslau 1827 (hiernach zitiert).

¹⁵) Die folgende knappe Übersicht, die weder vollständig sein noch die verschiedenen Meinungen ausführlich darstellen will, dient lediglich zur Illustration; auf Nachweise ist – außer bei später noch herangezogenen Schriften – verzichtet.

chen an das niederdeutsche grenzenden dialecte”, so vermutete R. Heintel 1874 darin eine Art mainzischer Mundart. Dagegen sah W. Scherer in ihr “ein sicheres zeugnis” für die von ihm vorausgesetzte überregionale Schriftsprache jener Zeit (1878), welcher Meinung sich J. Seemüller und später H. Entholt anschlossen. Während H. Busch sich 1879 für das nördliche Mittelfranken und dessen Grenzgebiet zum Niederfränkischen aussprach, entschied sich O. Behaghel im gleichen Jahr für letzteres allein, ebenso – allerdings in seinen Äußerungen schwankend – R. Kögel, der das Werk “nahe an der niederländischen grenze” entstanden sein ließ (1893). Das Jahr 1897 brachte dem Leidener Willeram gleich drei umfangreiche Behandlungen: die schon beiläufig erwähnte Sprachuntersuchung von H. Entholt¹⁶, der manche guten Ansätze in der Beurteilung zeigt, eine nützliche Zusammenstellung des grammatischen Materials von M. Thomas¹⁷ und die genannte Studie van Heltens¹⁸; dieser kam in scharfsinniger Analyse, aber zu streng positivistischer Auswertung sämtlicher orthographischen und dialektischen Sprachphänomene des Denkmals zu seiner Festlegung auf die südmittelfränkische Mundart, die kraft seiner Autorität in der Folge allgemeine Anerkennung fand. Den deutschen Literaturgeschichten, die nach diesem Zeitpunkt erschienen sind, gilt der Leidener Willeram – soweit sie ihn eigens erwähnen – als südmittelfränkisch¹⁹, desgleichen in grammatischen Darstellungen; sogar die maßgebliche Handschriftenbeschreibung durchweht unverkennbar der Geist van Heltens: “Willirami Paraphrasis Cantici Cantorum mediofranconica”²⁰.

Schon Wilhelm Scherer freilich hatte bemerkt, daß die Heimat des Textes vielleicht “nicht allzuweit ab von dem jetzigen und dem früheren aufbewahrungsorte” liege²¹, und in der Tat hätten manche Sprach-

¹⁶) Die Sprache der Leidener Williram-Hs., (Diss. Straßburg) Bremen 1897.

¹⁷) Lautstand der Leidener Hs. von Willirams Hohem Liede, (Diss.) Zürich 1897.

¹⁸) Zur Sprache des Leidener Williram, PBB 22 (1897) 437–519.

¹⁹) Vgl. insbesondere G. EHRISMANN: Geschichte der dt. Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters I, 2, München 1922 (Nachdruck 1959), S. 20 f.

²⁰) Codices Bibliothecae Publicae Latini, descr. P. C. MOLHUYSEN (Codices manuscripti, 3), Leiden 1912, S. 69.

²¹) ZfdA 22 (1878) 322. Auf einen älteren Vorgänger in dieser Meinung sei nur hingewiesen: PETRUS LAMBECIUS: Commentarii de Bibliotheca Caesarea Vindobonensi, 1669, urteilte damals – freilich sehr intuitiv und unsicher –, daß der Leidener Text “a Batavo aliquo (vel Anglo)” in den batavischen (oder englischen) Dialekt umgeschrieben worden sei; vgl. H. VAN WYN: Huiszittend Leeven . . ., I^e Deel, Amsterdam 1801/04, S. 278 ff.

züge von vornherein die Aufmerksamkeit in jene Richtung lenken müssen. Man beachte die Fülle solcher im Einzelfall nicht viel besagenden Graphien wie *siele*, *stemme*, *weinig*, *wereld*, *gruoien*, *ouerfluoien* usw., die mit nl. *ziele*, *stem*, *weinig*, *wereld*, *groeien*, *overvloeiën* zu vergleichen sind. Genauere Betrachtung ergibt, daß unter den nicht-hochdeutschen Wörtern und Sprachbildungen viele sowohl niederländisch als niederdeutsch, nach Fringsscher Terminologie also "gemeinniederdeutsch" sind; andere erweisen sich zwar als begrenzter nordwestlich-'ingwäonisch', ohne allerdings mit Bestimmtheit für das Altniederländische in Anspruch genommen werden zu können. Schließlich bleibt ein Rest charakteristischer Sonderformen – und zwar gerade solcher, die gegen die rekonstruierbare Vorlage durchgeführt sind –, die sich nur vom späteren (Mittel-)Niederländischen her erklären lassen und im Verein mit sicheren Spuren altfriesischen Einflusses auf den (nord)-holländischen Bereich hinweisen²². Die zu untersuchenden Sprachelemente betreffen phonetisch-orthographische, morphologische und lexikalische Eigenheiten des Leidener Willeram, die als Mundartreflexe bei der Bearbeitung eingeflossen sind²³. Daneben stehen ausgesprochen hochdeutsche Erscheinungen, vor allem die regelmäßigen Lautverschiebungsprodukte *z* (*zh*), *zz* (*tz* nur in hyperkorrekten Schreibungen), *ph*, *f*, *ff* (*pf* nur in dem kopierten *uupfela*) sowie *ch*, *b*, auch *gh*, die eine Erklärung fordern. Hier mag der vorläufige Hinweis genügen, daß der Leidener Text, obwohl er – nach landläufiger Ansicht – die bei weitem meisten durch Nachlässigkeit, Willkür oder dialektische Änderungen bedingten Einzelabweichungen aufweist, doch mehr als bisher angenommen Williram-Handschrift im Sinne einer Abschrift ist. Ohne billigerweise erwarten zu können, daß jedermann sich von der hier vertretenen unorthodoxen These kurzweg überzeugen ließe, soll doch wenigstens versucht werden, der Beheimatung des Werks im nördlichen Altniederländischen anhand von zwei sich gewissermaßen ergänzenden Sprachzügen (aus dem Bereich der Morphologie) etwas mehr Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

²²) Für alle Einzelheiten wird auf die angekündigte Untersuchung verwiesen; man vgl. einstweilen die allerdings bei weitem nicht erschöpfende und auch nicht in jedem Falle richtig einordnende Liste auffälliger Dialektmerkmale bei H. ENTHOLT: Die Sprache der Leidener Williram-Hs., S. 96 Anm.

²³) Eine dieser Erscheinungen, die Form *bilithlich* 65, 27 für Willirams *billih* (124, 6), ist bereits erläutert worden: W. SANDERS: Mnd. *bildelik* 'angemessen, gerecht', Nd. Wort 8 (1968) 8–15.

An der Williram-Stelle 93, 13 f., wo davon die Rede ist, daß Jesus *mit trókkenon fúozen* über das Meer schritt, hat der Schreiber der Leidener Handschrift höchst aufschlußreich abgewandelt in: *mit drugon fuozen* (49, 24 f.). Von diesem Adjektiv stehen sich bei uns, grob umrissen, drei Stammbildungsvarianten gegenüber²⁴: erstens der hochdeutsche Typ **trucken-*, heute noch in einem größeren bairisch-schwäbisch-fränkischen Gebiet mit stammhaftem *u*-Vokalismus erhalten, woneben aber schon seit älterer Zeit in einem südwestdeutsch-mitteldeutschen Streifen die schriftsprachig gewordene *o*-Form *trocken* herrscht; zweitens der niederländisch-nord(ost)deutsche Typ **draugi*, der sich in nnl. *droog*, nd. *dröge*, *drēge* von den Südniederlanden bis zur Memel hinzieht; und drittens der für unsere Fragestellung wichtigste Typ **drūgi* (aus **drūgja*; daneben auch **drūga*), heute *drūge* und ähnliche Mundartformen, die einerseits bodenständig in zwei getrennten Bereichen des Mittelfränkischen und Westfalens (hier großflächig um Rheine – Münster und Paderborn – Göttingen, also ins Ostfälische hineinreichend) lagern, andererseits von dort aus durch die Ostkolonisation ins östliche Mitteldeutsche gelangt sind²⁵. Diese geographische Verbreitung der verschiedenen Formen wird durch historische Belege als alt erwiesen²⁶. Das bis ins Hessische hinaufreichende *trocken* des hochdeutschen Südens, dem sich auch Williram einordnet, können wir dabei ebenso vernachlässigen wie die mnl. *drog(h)e-*, *drooch-* und mnd. *drōge*-Formen. Da auch altwestf. *druge* (in der Niederdeutschen Apokalypse, den südwestfälischen Psalmen des 14. Jhs, bei Joh. Veghe usw.²⁷) mit dem Blick auf den Leidener Willeram nicht in Betracht kommt, bleibt nur noch das davon abge sonderte mittel- und nieder-

²⁴) Dazu die Monographie von F. G. JUNG: Das Wort trocken, (Diss.) Berlin 1938, bes. S. 1 ff. und Karte 5; von dems. die Art. *treuge*, *treugen* und *trocken*, *trocknen* DWB XI, 1, 2, Sp. 347–352, 356 f. und 727–751 (allerdings ohne den aus W. WISSMANN'S Feder stammenden etymologischen Kopf, Sp. 727 f.) sowie 763–767; der DSA bietet das Beispiel "die trockenen Blätter".

²⁵) Zu ostmd. **drūgi* TH. FRINGS in: EBERT-FRINGS-GLEISSNER-KÖTZSCHKE-STREITBERG: Kulturräume und Kulturströmungen im md. Osten, Halle 1936, S. 183 f. mit Karte 28; ders.: Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch, in: Sprache und Geschichte III, Halle 1956, S. 34 ff. mit den Karten 11–13; ferner A. BACH: Dt. Mundartforschung, Heidelberg 1950, S. 191 mit Karte 49.

²⁶) Eine vorzügliche Zusammenstellung bei E. ROOTH: Studien zur nd. Apokalypse, ZfMaf 23 (1955) 56 f.

²⁷) E. ROOTH an genannter Stelle; ders.: Eine westf. Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jhs, (Diss.) Uppsala 1919, S. CXIX. Die schwierigen und vieldiskutierten Heliand-Belege (V. 2937, 4507) werden hier nicht behandelt.

fränkische Verbreitungsgebiet im Raume Trier – Köln näher ins Auge zu fassen. Dort begegnen *druge* in der Mittelfränkischen Reimbibel²⁸, (*ver*)*drügen* im Rheinischen Marienlob²⁹, *truge* oft im Alten Passional³⁰, *drug(h)e*, *truighe* (auch *-uy-*) in Bruder Hansens Marienliedern³¹, *dru(y)ge* in Urkunden des 14. Jh.s³², *druych* in Christian Wierstraits Neußer Chronik³³, *druge* neben *droege* in der Pilgerfahrt des träumenden Mönchs³⁴, *druge*, *druich*, *verdrugen* neben *droige*, *droechde* in Kölner Chroniken des 14./15. Jh.s³⁵, auch in der kölnischen Gemma gemmarum von 1507 *druych* neben *droech*, *droich*, *droeg(h)e* usw.³⁶. Es zeigt sich, daß am mittelfränkischen Nordrand also *ö*-Vokalismus einzudringen beginnt, und zwar vom Niederfränkischen her, wo er im Klevischen Gert van der Schürens (*droghe*, *droeghe*, *droeghde* usw.)³⁷ ebenso herrscht wie in der gesamten Überlieferung des angrenzenden Limburgischen: *droge* bei Heinrich von Veldeke (Servatius V. 4285, Eneide V. 10 808)³⁸ und im Aiol (V. 412), *dro(e)ghe*, *dro(e)ghen* usw. im

²⁸) In: F. MAURER: Die religiösen Dichtungen des 11. und 12. Jh.s I, Tübingen 1964, S. 105 (V. 32 = 7, 2).

²⁹) Hg. von A. BACH (Bibl. des Lit. Vereins in Stuttgart, 281), Leipzig 1934, V. 1150, 3178.

³⁰) Das Passional, hg. von F. K. KÖPKE (Bibl. der gesammten dt. National-Literatur, 32), Quedlinburg-Leipzig 1852, S. 2, 83; 43, 1; 175, 73; 409, 24; 477, 93; vgl. 455, 11.

³¹) Hg. von M. S. BATTIS (Adt. Textbibl., 58), Tübingen 1963, V. 1585, 2925, 3068, 4755.

³²) TH. J. LACOMBLET: Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins III, Nachdruck Aalen 1960, S. 253, 568 (Urk. Nr. 315, 670).

³³) Cristianus Wierstraat: Histori des beleegs van Nuis, in: Die Chroniken der dt. Städte XX, S. 613 (V. 3145). Die neuere Ausgabe von K. MEISEN stand nicht zur Verfügung.

³⁴) Hg. von A. MEIJBOOM (Rhein. Beiträge und Hilfsbücher zur germ. Philologie und Volkskunde, 26), Bonn-Leipzig 1926, V. 1721, 8864.

³⁵) Die Chroniken der dt. Städte XIII, S. 18, 5; 78, 15; 93, 11; 373, 16; XIV, S. 783, 29.

³⁶) L. DIEFENBACH: Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis, Frankfurt 1857 (Nachdruck Darmstadt 1968): *druych machen* 'attersire (= siccum facere)' 58c, *droich machen* 'arefacere' 46c, *droech* 'aridus' 48a, *droege* 'siccus' 532b, *droeghe* 'inaquosus' 290c, usw.

³⁷) Teuthonista of Duytschlender, uitg. door J. VERDAM, Leiden 1896, S. 88. Zur Verbreitung der Formen in den rhein. Mundarten vgl. Rhein. Wörterbuch I, 1516–1522 (*drüge*) und VIII, 1379 f. (*trocken*); TH. FRINGS: Sprache und Geschichte II, Halle 1956, S. 82 ff. mit Karte 13 (auch schon in AUBIN-FRINGS-MÜLLER: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1926, S. 130 f. mit Abb. 44).

³⁸) Vgl. GABRIELE SCHIEB: Eneide II, Untersuchungsbd. (Dt. Texte des Mittelalters, 59), Berlin 1965, S. 258.

Glossarium Bernense³⁹ und Trevirense⁴⁰, *droege* in den Sermoenen⁴¹, *droeg* im Leven van Jezus⁴², und mehr. Sollte aufgrund dieser Abgrenzung der Leidener Willeram wohl doch mittelfränkisch sein?

Ehe wir eine sprachgeographische Beurteilung jenes Dativs Plural *drugon* vornehmen, muß zunächst das erwähnte zweite Argument kurz besprochen werden, dem neben jenem ersten die Funktion des Korrektivs zugeordnet ist. Wie allgemein hervorgehoben⁴³, weist das Personalpronomen der 3. Person im Leidener Text grundsätzlich *b*-Anlaut auf, den der Schreiber wohl als besonders einprägsames Kennzeichen seiner eigenen Sprache gegen Williram durchgeführt hat: (*her*), *hiz*, *hiro*, *himo*, *hin(e)* usw. Die östliche Grenze dieser pronominalen *b*-Stamm-bildung, die in einem niederländisch-anglofriesischen Verband auftritt und als 'Ingwäonismus' gilt, verläuft gegenwärtig im Niederrhein/Maas-Gebiet entlang der Landesgrenze, weiter südwärts "im rheinischen Westrand von Aachen über die Eifel und Luxemburg bis Lothringen"⁴⁴. Obwohl auch in der älteren rheinischen Überlieferung vereinzelte *b*-Formen vorkommen, dürfte die so überaus konsequente Durchführung in der Leidener Handschrift doch deren Lokalisierung im Kernbereich dieser Spracherscheinung empfehlen; lediglich im Raum um Trier ist damals das *b*- im Anlaut dieser Pronomina gleichfalls regelmäßig vertreten (*himo*, *hin* des Trierer Capitulare und der süd-mittelfränkischen Vorlage der Altniederfränkischen Psalmen). Also doch südmittelfränkische Provenienz des Leidener Willeram, wie van Helten es wollte?

Aus der Synopse beider Argumente ergibt sich indessen folgendes: Der ausnahmslose *b*-Anlaut beim Personalpronomen deutet auf die heutigen Niederlande, woneben allenfalls noch der Raum um Trier zu

³⁹) Uitg. door F. BUITENRUST HETTEMA, Leiden o.J. (1889), S. 15 f.

- ⁴⁰) E. ROTH: Mnl. Wortstudien, Nd. Mitteilungen 16/18 (1960/62), auch im Sonderabdruck, Lund 1965, S. 18.

⁴¹) Uitg. door J. H. KERN, Groningen 1895, S. 386, 21 (f. 100d).

⁴²) Vgl. J. VAN GINNEKEN: De taalschat van het Limburgsche Leven van Jesus, Maastricht 1938, S. 294.

⁴³) M. THOMAS: Lautstand der Leidener Hs., S. 72 f.; H. ENTHOLT: Die Sprache der Leidener Williram-Hs., S. 56 f.; W. VAN HELTEN, PBB 22, 501 f.; wiederholt auch in anderen grammatischen Darstellungen, zuletzt P. G. J. ZELISSEN: Untersuchungen zu den Pronomina im Rheinisch-Maasländischen bis 1300, (Proefschrift Nijmegen) Helmond 1969, S. 183 ff.

⁴⁴) FRINGS-LERCHNER: Niederländisch und Niederdeutsch, S. 71; zum folgenden – mit weiterer Literatur und allen Nachweisen – W. SANDERS, ZfdA 97, 98 f.

berücksichtigen wäre; bis auf diesen südmittelfränkischen Rand kommt also keines der umschriebenen alten **drūgi*-Gebiete als potentieller Herkunftsbereich der Leidener Textbearbeitung in Betracht. Gerade das Luxemburgisch-Trierische bildet nun aber eine Übergangszone zwischen nördlichem *drūge* und südlichem *trocken*, wo weithin an Saar, Sauer, Kill und Mosel – bis fast nach Cochem hinauf – entrundete *k*-Formen wie *driehen*, *drechen*, von Trier an *trecken* herrschen (aus germ. **drukni*)⁴⁵. Daß es sich hierbei nicht um sekundäre Mundartumbildungen handelt, zeigt die moselfränkische Glosse *druhiniee* 'sicci' aus der ersten Hälfte des 9. Jh.s⁴⁶. Träfe van Heltens Theorie zu, derzufolge die Niederschrift des Leidener Willeram im äußersten Südmittelfränkischen erfolgt wäre, so hätte der Bearbeiter höchstwahrscheinlich Williram's *trokken* beibehalten oder aber eine jenem *druhiniee* entsprechende Form verwenden müssen; die Trierer Williram-Handschrift des 11./12. Jh.s bietet jedenfalls an gleicher Stelle *truchenen*⁴⁷.

Da somit auch diese letzte Möglichkeit entfällt, richten wir unsern Blick zurück auf das Altniederländische. Tatsächlich, wenn auch erst in der späteren mittelniederländischen Überlieferung, ist dort *ū*-Vokalismus belegt: neben den als Normalformen anzusprechenden *drog(b)e*, *drooch* usw. mehrmals *druēghe*, *druuch* bei dem Holländer Dirc Potter (Der Minnen Loep, 1409) und in der Froissart-Übersetzung seines Sohnes Gerrijt (*druych*, auch *-gh*, *druug* und *druychte*), ferner *druge* in einem holländischen Druck des Bartholomaeus Anglicus (Haarlem 1485) sowie die Zusammensetzung *druuch-sce(e)re* in Kampen und Utrecht (ebenfalls 15. Jh.)⁴⁸. Wie ausdrücklich festgestellt wird, trat die Nebenform *druuch* noch im 17. Jh. auf, so etwa bei P. C. Hooft⁴⁹. Man hat hieraus schließen wollen, daß **drūgja* "vroeger ook in het Westen

⁴⁵ Vgl. F. G. JUNG: Das Wort trocken, S. 60 ff. und Karte 2; von F. WREDE, ZfdM 1919, S. 12 f., und TH. FRINGS: Kulturströmungen S. 132, als Kompromißform erklärt. Ferner Rhein. Wörterbuch I, 1516 f.; Luxemburger Wörterbuch I, 223 und Luxemburg. Sprachatlas, Karte 85.

⁴⁶ STEINMEYER-SIEVERS: Ahd. Glossen IV, 262, 37; zu der ehemals Würzburger Hs. (jetzt in Oxford) R. BERGMANN: Mfrk. Glossen (Rhein. Archiv, 61), Bonn 1966, S. 291 ff., zu *druhiniee* S. 294 ff. mit Karte 16 (auch schon JUNG, S. 53 ff.).

⁴⁷ E. H. BATELMEZ, Lesarten S. 362.

⁴⁸ VERWIJS-VERDAM: Middelnerlandsch Woordenboek II, 425–429 und 443; N. VAN WIJK: Mnl. *drūghe* 'droog', Tijdschr. 32 (1913) 184–187; ferner E. ROTH, ZfMaf 23, 56 f.

⁴⁹ Vgl. J. VERDAM: *Druugh* (*drūigh*), Tijdschr. 4 (1884) 205–208; auch zum folgenden F. VAN COETSEM, Fries *droech*, 17de-eeuws Hollands *drūig*, Leuv. Bijdr. 42 (1952) 58–61.

bekend was, maar verdrongen werd door *droog*⁵⁰. Es scheint aber kein Zufall, daß die genannten Belege vorwiegend aus holländischen, z. T. nordholländischen Quellen stammen; sie dürften sich sprachhistorisch nicht als Relikte, sondern vielmehr im Zusammenhang mit den anglofriesischen Formen der Nordseeküste erklären. Das Altenglische zeigt nämlich regelmäßig *drȳge*, *drīge*⁵¹ (engl. *dry*); im Altfriesischen ist das Adjektiv *drug(e)* zwar nur einmal und erst 1529 belegt⁵², doch reden die sonstigen und späteren Mundartbelege auch hier eine eindeutige Sprache: Das schon bekannte mnl. *droochsceere* (mit den obigen holländischen *ū*-Formen), Berufsbezeichnung des – im Gegensatz zum ‘barbitonsor’, der nicht ohne Wasserauskommt – trockenscherehenden ‘pannirator oder -onsor’, kehrt als Beiname *drughscheryer* im Westerlauer-Friesischen um 1500 wieder⁵³. Im 17. Jh. verwendet Gijsbert Japicx ausschließlich *druwg(e)*, *druwgte* usw.⁵⁴, wie auch im Original von Burmanias Sprichwörtern a. 1614 *drugb*, *trugb* begegnet (im Druck von 1641 *droegb*, *droeg*⁵⁵). Die heutigen friesischen Mundarten zeigen westfries. *droech* (mit *oe* = [*u*] aus *ū*), ostfries. *drüch* (Wangeroog), nordfries. *drüch*, *drüg(h)*, dessen *ü* ebenfalls aus altem *ū* stammt⁵⁶. Ange-

⁵⁰) J. DE VRIES: Nederlands etym. Woordenboek, S. 139; so auch schon VAN WIJK, Tijdschr. 32, 187.

⁵¹) BOSWORTH-TOLLER: Anglo-Saxon Dictionary, S. 213 f., Suppl. S. 159; vgl. auch das Verb (*ge*)*drūgian*, das mit dem erschließbaren afries. **drūgia* – ebenso wie die Adjektive – eine anglofries. Einheit bildet (vgl. Nd. Mitt. 23, 23).

⁵²) Testament van Douwe Jowsma, 1. Okt. 1529, bei P. SIPMA: Oudfriesche Oorkonden III, 's-Gravenhage 1941, S. 142 (Nr. 45): *men ik wyl nin druge ziela myten habba* ‘aber ich will keinen Seelenpfennig (Geld für Seelenmessen) i n b a r haben’; zu dem Ausdruck vgl. mnl. *drog(h)e*, *drooch gbelt* (entsprechend ist *myte*, hier im Plural, Name einer verbreiteten Kupfermünze) ‘Bargeld, klingende Münze’, ebenso mhd. *truckenez gelt* oder *truckene pfenninge*, afrz. *argent sès* (frz. *argent sec*), mlat. *pecunia sicca* usw. (vgl. Mnl. Wdb. II, 427 f.). Für die friesischen Nachweise sowie für manchen Rat schulde ich Herrn Prof. Dr. D. Hofmann großen Dank.

⁵³) M. OOSTERHOUT: Snitzer Recesboeken 1490–1517, Assen 1960, S. 131, 191, 341, 515 *drugb*- bzw. *droochscheryer*: Nr. 1218 (a. 1492), 2035 (a. 1494), 3041 und 4157 (beide a. 1510); die verglichenen mnl. Wortformen bei VERWIJS-VERDAM II, 435 f.

⁵⁴) E. EPKEMA: Woordenboek op de Gedichten en verdere Geschriften van Gijsbert Japicx, Leeuwarden 1824, S. 94.

⁵⁵) Vgl. G. G. KLOEKE: Die Aussprache des germ. *û* im Altwestfriesischen, Teuthonista 8 (1931/32) 129–170, hier S. 165, 168.

⁵⁶) W. DIJKSTRA: Friesch Woordenboek I, 296 f.; H. G. EHRENTAUT: Fries. Archiv I, 90; E. LÖFSTEDT: Beiträge zur nordseegerm.-nord. Lexikographie, Nd. Mitt. 23 (1967) 22 f.; vgl. TH. SIEBS: Die Friesen und ihre Sprache, in: Die Friesen, hg. von C. BORCHLING – R. MUUSS, Breslau 1931, S. 71 ff.

sichts dieser Sachlage scheint mir nur vom Friesischen her eine überzeugende Erklärung jener seit Beginn des 15. Jh.s bekannten Belege holländischer *ū*-Formen möglich, deren früheste Bezeugung nun in dem *drugon* des altniederländischen Leidener Willeram gefunden ist⁵⁷.

Über die Entdeckung, daß diese in der Vergangenheit ebenso sehr geschmähte wie umworbene Williram-Handschrift aus S. Egmond, der ehemals berühmten Benediktinerabtei Nordhollands, stammt, hätte sich gewiß niemand mehr gefreut als William Foerste, dem das Niederländische stets mehr bedeutet hat als nur eine Schwestersprache des Niederdeutschen: gleich diesem stand es seinem Herzen besonders nahe und im Kernpunkt seiner weitausschauenden Sprachforschungen.

⁵⁷) Diese Skizze war bereits geschrieben, als der Plan einer Neuauflage des Leidener Willeram aufkam, die nun vor dem Erscheinen steht: (*Expositio Willerammi Eberspergensis Abbatis In Canticis Cantorum*). Die Leidener Hs. neu hg. von W. SANDERS (Kleine dt. Prosadenkmäler des Mittelalters, 9), München 1970.

ZU DEN TEUFELSSZENEN DES REDENTINER OSTERSPIELS

Von Ludwig Wolff

In der großen Zahl der Spiele, in denen die Auferstehung dargestellt ist, hat das Redentiner Osterspiel eine Sonderstellung durch seine dichterische Kraft und die Selbständigkeit, in der es mit dem Überlieferten schaltet. Wie es G. Rosenhagen in seiner Arbeit: *Niederdeutsches Jahrbuch* 51 (1925), 91 ff. in aller Kürze festgestellt hat, und ich es hier einleitend noch etwas näher dartun möchte, darf man als den leitenden Gedanken, von dem der Verfasser sich beim Aufbau seines Werks hat führen lassen, den glorreichen Sieg Christi über seine menschlichen und die so viel mächtigeren höllischen Widersacher nehmen. Trotz allem müssen sie ihre Machtlosigkeit erfahren. Nur aus diesem Grundgedanken ist es zu verstehen, daß hier in beispielloser Weise gerade die Kernszene des Osterspiels, der Besuch der Frauen am Grabe, nebst den sich daran anschließenden Stücken gestrichen ist: sie hatten für die so gestellte Aufgabe nichts Wesentliches zu bringen. Es bleibt in einer Folge lebendiger Auftritte die Darstellung, wie die Juden, die nur an die Möglichkeit eines Betruges denken konnten, mit ihren Sicherheitsvorkehrungen scheitern müssen, und die Grabwächter in ihrer selbstsicheren Prahlerei durch die göttliche Macht kläglich zu Schanden und selbst zu Zeugen der Auferstehung werden. Die sich dazwischen schiebende Höllenfahrt, die der Verfasser in neuem Anschluß an das Evangelium Nicodemi dargestellt hat, zeigt uns die Niederlage Luzifers und der Seinen. Dabei sind die Züge, die seine Unterlegenheit sichtbar machen, eindringlich ausgeführt und noch verstärkt. So werden seine schweren Befürchtungen ausgemalt, als Satan glaubt, daß er ihm die Seele Jesu als Beute für die Vorhölle würde bringen können:

*God de mach vorsterven nycht.
O Satan, böse wicht,
He mach nycht vorsterven,
He wil uns de helle vorderven (399 ff.),*

und er beschwört ihn, daß er ihn nicht herbeiholen solle:

*O wig! kumpt he here varen,
He deyt us unvorwinliken schaden!* (446 f.).

Dann wird die Beunruhigung geschildert, die der Freudensang der armen Seelen bei den Teufeln hervorrufft. Sie wissen nicht, was das bedeuten könne, ob etwa Jesus kommen möge, und so beeilen sie sich, nach der Anweisung Luzifers die Hölle zu verschließen, um sich nach Möglichkeit zu sichern. In alter Weise, unter Verwertung der liturgischen Formen, wird es dann dargestellt, wie der *rex gloriae* vor den Höllentoren erscheint, dreimal durch die Engel Einlaß fordert und dann die Tore sprengt und Luzifer in Ketten legt, die ihn bis zum jüngsten Tage fesseln sollen. Als Christus dann die armen Seelen in das Reich seines Vaters führt, fügt das Spiel noch einen vergeblichen Versuch der Teufel ein, wenigstens Johannes den Täufer zurückzuhalten und vergegenwärtigt damit abschließend noch einmal ihre Machtlosigkeit Christus und den Seinen gegenüber. Die Verhöhnung Luzifers durch seinen eigenen Teufelsknecht und seine Klagen geben dann den letzten Ausklang dieser Teufelsszenen.

Der Herr der Hölle mit den Seinen ist überwunden. Dennoch muß der Mensch dauernd auf der Hut sein, daß er sich von den Teufeln nicht zur Sünde verleiten läßt. Eben die Einbuße, die ihnen die Höllenfahrt Christi gebracht hat, muß Luzifer und seiner Schar den dauernden Antrieb für Versuche geben, den Verlust zu ersetzen. Zur Warnung aller, die sich bei der menschlichen Gebrechlichkeit doch nicht sicher fühlen dürfen, wird es im Teufelsspiel des zweiten Teils darum dargestellt, wie der Höllenfürst die Heere zum Beutefang ausschickt. Ebenso, wie die Erlösung, die den Menschen die Gnade Gottes wiederverschafft hat, für den Christen schlechthin gilt, ohne daß es dabei noch einen Unterschied der Zeiten gibt, ist auch dies ein zeitloses Geschehen. So erschreckend es aber auch vergegenwärtigt wird, wie die Teufel immer wieder Sünder heranschleppen, läßt auch diese Auftrittsfolge es für die Zuschauer immer deutlich bleiben, wie beschränkt die Macht der höllischen Kräfte ist. Klagend über das Unheil, das ihm Jesus zugefügt hat, in Ketten und in einem Fasse sitzend, schleppen die Teufel Luzifer aus seiner höllischen Behausung heraus. Als die Scharen, die er zum Seelenfang ausgesandt hat, nicht alsbald auf sein heftiges Rufen kommen, erregt er sich und fürchtet Schlechtes. Er muß erfahren, daß er durch

seine Ungeduld Satan um einen Erfolg gebracht hat, und hört von diesem, wie schwer es den Teufeln fällt, nun, nachdem *de lüde al ghemeyne* sich zu Gott gewendet haben, überhaupt noch etwas zu erreichen (1214 ff.). Als sie dann bei einem neuen Beutezug eine ganze Reihe Sünder bringen, muß er es erleben, daß der Geistliche, an dem Satan einen guten Fang gemacht zu haben glaubt, nicht als Person, aber durch sein geistliches Amt und die geistlichen Mittel, die damit verbunden sind, ihm und den Seinen überlegen ist. Er kann es nicht aushalten, daß er ihm nahe kommt; er jammert

De pape heft my de har vorsenghet (1799),
Ik enkan van hette nicht lengher stan! (1821),
He drecht dat wigwater an der nesen
Unde den wirok an deme nacken (1824 f.),
Wy wilt myt em unbewaren wesen (1827).

Er fürchtet, daß er ihn und seine Knechte in der Hölle noch beiseite drängen könnte (1801 f.), und so schüttet er seinen ganzen Zorn über Satan aus, der ihm doch der Liebste war, und hat nichts dagegen, daß der Priester ihn mit der magischen Kraft des Exorzisten nötigt, *in dat wilde brok* zu fahren (1861)¹. Der schmachvollen Niederlage, die den abschließenden Eindruck gibt, folgt noch die verzweifelte Klage Luzifers über sein entsetzliches Schicksal, und schließlich tragen die Teufel den Jammernden unter abschätzigen Worten wieder in die Hölle. Auch dieser Teil des Spieles macht es also deutlich, daß der Teufel gegen Gott und gegen die Mittel, die er der Kirche gegeben hat, nichts ausrichten kann. Denen, die die göttlichen Gebote erfüllen, kann *de böse ghest* nicht schaden (2000 ff.), heißt es im Schlußwort, Gott hat *der düvele helle tobraken* und hat uns wieder das Paradies gegeben (2021 f.).

Umstritten ist die Frage, für welchen Ort das Spiel geschaffen ist. Bei der Entsendung der Teufel nach einem vorausgegangenen Fehlschlag gibt Luzifer ihnen die Weisung:

¹) Wie anders und ohne Gegenstück ist das als die nur komisch wirkende Begründung für die Zurücksendung des Mönchs im Wiener Passionsspiel, wenn Luzifer den Lasterhaften doch nicht in der Hölle haben will aus der Besorgnis

chumet er zû der müter mîn,
er machet mir liht ein brüderlîn (235 f.)!

Man vgl. den *schuler* und den *schreiber* im Erlauer Magdalenspiel, den *helser* im Innsbrucker Osterspiel.

*Gi schölen alle na myneme rade
 Ju to Lübeke maken drade.
 Dar wilt de lüde sere sterven (1290 ff.).*

Was ergibt sich daraus für die Entstehung des Spiels? Nach Redentin benennen wir es ja nur, weil dort 1464 unsere Handschrift entstanden ist (abgeschlossen am 20. November), die nach Krogmanns Nachweis stellenweise den Text entstellt hat und nicht das Original bedeuten kann. Soll man aus den Versen schließen, daß es in Lübeck entstanden ist und für eine dortige Aufführung bestimmt war, oder müssen wir es doch nach Wismar setzen? Nachdrücklich für Lübeck eingetreten ist Hellmut Rosenfeld: Das Redentiner Osterspiel – ein Lübecker Osterspiel, Beitr. 74 (1952), 485 ff. Gleicher Auffassung ist Hj. Linke: Die Teufelsszenen des Redentiner Osterspiels, Niederdeutsches Jahrbuch 90 (1967), 89 ff. (s. S. 89 und 102). An Wismar dagegen halten fest G. Cordes, in: Dt. Philologie im Aufriß², Bd. 2 (1960), 2502, W. Krogmann in der 2. Aufl. seiner Ausgabe (Leipzig 1964) und L. Humburg: Die Stellung des Redentiner Osterspiels in der Tradition des mittelalterlichen geistlichen Schauspiels (Neumünster 1966).

Ich muß sagen, daß die für Lübeck vorgebrachten Gründe mich zunächst überzeugt hatten. Bei näherer Prüfung glaube ich aber doch, mich für Wismar entscheiden zu müssen. Nach Rosenfeld soll die immer angeführte Erwähnung der Insel Poel nicht gegen Lübeck sprechen. In den Augen der Küstenbewohner würden die beiden Engel, die vom himmlischen Jenseits kommen, zu phantastisch schnellen Seefahrern, die in einem kleinen Boot, einem Wunderboot, von weither über die See kämen. Der Turmwächter sieht sie angeblich *tüsch* *Hiddense unde Möne* (206), die Grabhüter aber wollen erst geweckt werden, *wen se sint by Pöle* (212). Poel riegelt die ganze Wismarer Bucht zum Meer hin ab, von Wismar hätte man deshalb von einem in Sicht kommenden Boote nur sagen dürfen *vör*, nicht *by Pöle*, was der Lübecker hätte sagen können. Warum sollte *by Pöle* aber nicht bedeuten: wenn das Schiff von der offenen See her auf der Westseite von Poel in die weite Bucht einfährt? Sicher konnte man es dort von Wismar aus nicht sehen, so wenig wie zwischen Hiddensee und Möen. Aber auch vor der Insel war es schwerlich schon zu erspähen und zu erkennen. Auch diese Worte werden nichts in Wirklichkeit Mögliches besagen.

Nach der Argumentation Rosenfelds wäre ein schnell fahrendes Boot, das vor der Insel Poel auftauche, unmittelbar vor dem Ufer, und

damit wäre es für die Grabwächter zu spät, um sich für die Abwehr zu rüsten. Indessen hätte ein Schiff von dort durch die sich nach Süden erstreckende und sich zuletzt verengende und die Richtung ändernde Bucht bis zur Stadt doch noch geraume Zeit gebraucht, so daß die Beziehung auf Poel für Wismar durchaus sinnvoll war. Für Lübeck aber wäre es unverständlich gewesen, einen so weit entfernten, abseits gelegenen Punkt zu nehmen. Wenn die Zwei zwischen Hiddensee und Möen wirklich die Engel sein sollen, die nachher erscheinen, so können es für den Turmwächter doch nur irgendwelche nicht weiter zu bestimmende Gestalten sein, die möglicherweise eine Gefahr bedeuten könnten, und nicht anders für die Grabwächter, denen der Gedanke an ein überwältigendes Gotteswunder fern liegt; man darf ihnen doch nicht die Erwartung überirdischer Wesen, die über die menschlichen Fortbewegungsmöglichkeiten erhaben sind, und gegen die sie ja auch keinesfalls etwas ausrichten könnten, unterschieben!

Da ist aber nun der Hinweis Luzifers auf Lübeck, wo das große Sterben herrscht. Wir beziehen ihn auf die Pestilenz, die nach dem aus der Zeit der Geschehnisse stammenden Bericht in der Fortsetzung der Detmarschen Chronik im Jahre 1464 Lübeck ergriffen hat und dort von Pfingsten bis Allerheiligen ungezählte Opfer forderte, *wrouwen unde man, unde sunderliken iunk volk, unde leghen gans kort, wente in dat gemene storven se in deme dorden dage*, so sagt der Bericht². Ausgeschlossen scheint es mir zunächst, daß man dort zur Zeit der Seuche eine solche Aufführung hätte veranstalten wollen. Nach der Überwindung wäre es wohl denkbar, wie wir das von anderwärts kennen, z. B. Oberammergau, aber hier erscheint das Sterben ja nicht als etwas Vergangenes, sondern als etwas, was zur Zeit der Darstellung noch viele Opfer fordern soll. Bei einer Aufführung am Ort der Pestilenz läge die Versuchung übrigens auch allzu nah, die der Hölle verfallenen Sünder auf die eben Verstorbenen der betreffenden Berufe zu beziehen und es damit als persönliche Verunglimpfung dieser zu nehmen, etwas was dem Verfasser fern lag, wie man aus dem Schluß ersieht.

Unglaublich soll es sein, daß der Verfasser eines geistlichen Spiels bei der einzigen genauen örtlichen Anspielung, statt sich auf die eigene

²) Chronik des Franciscaner Lesemeisters Detmar nach der Urschrift und mit Ergänzungen aus andern Chroniken, hrsg. v. F. H. GRAUTOFF, 2. Theil (Hamburg 1830), 278. Übrigens wütete auch im Jahre 1451 schon in Lübeck eine schreckliche Pest, s. ebenda 145.

Welt zu beziehen, den Namen einer "fernen Nachbarstadt" eingesetzt hätte. Dagegen hat sich schon Krogmann gewandt, Reallexikon der dt. Literaturgeschichte², Bd. 2 (1965, dieser Teil schon 1962), 502 f. Nur zu verständlich wäre es, daß man die Sünder lieber aus der Nachbarstadt als aus dem eigenen Orte hätte stammen lassen (im Innsbrucker Osterspiel 293 wird Satan sogar nach Apulien geschickt). So meinte auch G. Cordes a.a.O., es könnte sich um eine nachbarliche Neckerei handeln. Mit Linke scheint mir das allerdings nicht gut möglich. Trotz der komischen Züge, mit denen es ausgestattet ist, hat das Teufelsspiel seinen ernstesten religiösen Sinn. Mit den grauenvollen Höllenstrafen soll es die Menschen erschreckend aufrütteln und zur Selbstprüfung und zu rechtem, gottzugewandtem Leben führen. Mit solchen Absichten ver trägt eine scherzhafte Neckerei sich nicht, sie würde davon ablenken und die Darstellung um die erstrebte Wirkung bringen. Wohl aber kann der Dichter auf solche, eben jetzt auftretende Seuche hinweisen, die viele jählings hinrafft. Das hebt den Menschen, die vor der Möglichkeit des Todes gern die Augen schließen, die Gefahr ins Bewußtsein, in der sie schweben und die sie unerwartet hinwegraffen kann. Die Pestilenz, die nach dem Bericht vom Süden anscheinend über Lüneburg und Hamburg nordwärts gezogen war, konnte ja auch auf Wismar übergreifen und hat es tatsächlich getan und ist bis nach Rostock und Stralsund und in die umliegenden Länder gekommen. So ist es eine Warnung, die für alle gilt. Trotz Luzifers Worten, daß die Teufel in Lübeck ein für sie günstiges Feld finden würden, holen sie sich ihre Beute ja auch keineswegs nur von dort, sondern überall, wo sie sie ergattern können. Wie sie es vorher *an allen landen* (1094), *osten, süden, norden, westen* (1154) versucht haben, so machen sie es auch jetzt; ausdrücklich heißt es:

*Desse selen hebbe wy to hope lezen
Beyde hir unde dar* (1335 f.).

An allen Orten muß man vor ihnen auf der Hut sein und sich wachsam gegen ihre Nachstellungen und Einflüsterungen zeigen.

Aus allen Ständen und Berufen, die für das Leben der Stadt Bedeutung haben, werden die Sünder herangeschleppt. Man spricht immer wieder von der Ständesatire, die sich hier entfaltet. Von der satirischen Grundhaltung bis zu satirischen Lichtern gibt es große Unterschiede. Wenn man unter reiner Satire die Geißelung allgemeiner Mißstände versteht, so kann davon hier nicht die Rede sein. Satire solcher Art ha-

ben wir etwa schon im 12. Jahrhundert bei Heinrich von Melk, der herrschende Fehler und Verderbnisse in eiferndem Zorn bloßstellen will: es sei nun die Geistlichkeit bis hin nach Rom (*armiu phaffhäite*), seien *werltliche richtære, rîter und frowen* (*got vil widerwertic* ist ihr Leben), *die gebour* oder *die choufliut* – bei allen erblickt er nur Abfall von den Geboten Gottes und schmäbliche Sündhaftigkeit, die sie dem Verderben zuführen muß. Ähnlich ist es in zahlreichen Werken gerade des Spätmittelalters, die ihre Angriffe schlechthin gegen den Stand als solchen richten wie z. B. im Buch der Rügen oder in des Teufels Netz, wo dieser sagt, daß er *alle die welt* in seiner *sege* fange (238); *mir ist ir enkainer engangen*, und wo die Fehler der verschiedenen Berufe immer wieder als allgemeingültig hingestellt werden. Vgl. dazu H. Rosenfeld: Die Entwicklung der Ständesatire im Mittelalter, *ZfdPh.* 71 (1951/52), 196 ff. Von den geistlichen Spielen könnte man auch den Theophilus in der Trierer Fassung als Vertreter voller Satire in diesem Sinne anführen, wenn da, ohne daß es für die Haupthandlung nötig und wesentlich wäre, dargestellt wird, wie alle Mitglieder des Domkapitels, eine ganze Reihe, sich bei der Bischofswahl nur von ungeistlichen, selbstischen Beweggründen leiten lassen.

Beim Redentiner Osterspiel ist die Lage doch wesentlich anders, und auch die Teufelsszenen der anderen Spiele wären daraufhin noch näher zu prüfen³. Die religiöse Aufgabe war es, an einer Reihe aus dem Leben gegriffener Fälle darzustellen, welche furchtbare Strafe der Sünder, der unbußfertige (12 ff.), der die Gebote Gottes mißachtet, zu erwarten hat. Sicher können wir hier nicht sagen, die Sünden, die die Schuldbeladenen der Hölle verfallen lassen, wären nach der Meinung des Verfassers als allgemeine Fehler der betreffenden Berufe und Stände anzusehen. Die Teufel sagen ja nach ihrer ersten Fahrt, daß sie in langdauernden Anstrengungen niemand hätten dazu bringen können,

*Dede wil na erer pipen springhen
Unde en wesen underdan* (1219 f.).

Alle miteinander, sagt Satan,

*Beyde grot unde kleyne,
Alle sik nu hebben berichtet
Unde myt gade sik vorpflichtet
Unde vorsmat unse lere* (1223 ff.).

³) Das Buch von R. M. KULLI: Die Ständesatire in den deutschen geistlichen Spielen des ausgehenden Mittelalters (Bern 1966) gibt nicht viel dafür her.

Am Schluß bittet der Concluser, aus dem der Dichter spricht, auch ausdrücklich, niemand solle sich getroffen fühlen, alle aber möchten bedacht sein, sich von Sünden zurückzuhalten. Das ist die Lehre, die er geben will. Wenn er auch als Seelsorger darüber klagt, daß *des argben* allzuviel geschieht (214), denkt er doch nicht daran, in der Gemeinde, die er vor sich sieht, die Vertreter der betreffenden Berufe als mit gleichen Sünden behaftet hinzustellen wie die Gestalten des Spiels. Bei der Schankwirtin etwa wird ja auch niemand die Geschichte von dem Diebesdaumen, den sie an oder in die Biertonne hängt, als eine in den Wirtschaftshäusern gewöhnliche Schandtats ansehen. Und wie paßt der Räuber, der Scheunen, Häuser und Kirchen niederbrennt und den Abendmahlskelch vom Altar nimmt, in die Ständesatire? Er vertritt doch keinen Stand, dessen Verderbtheit der Verfasser schildern wollte, sondern ist einfach ein Mensch, der sich in krasser Weise vom Rechten abgewandt hat. Die Teufel holen von allen Seiten die Seelen solcher, die sich etwas haben zu Schulden kommen lassen, und die Dichtung greift, wie es sinnvoll ist, zu Vergehen, die im täglichen Leben ihrer Umwelt häufig vorkommen, ohne sie als allgemeingültig hinstellen zu wollen. Sie will warnen und zum rechten Leben anhalten. Nicht die Ständesatire, sondern die religiöse Mahnung ist der Sinn und ist das Anliegen, das sie treibt.

HENDRIK NICLAES UND DAS HUYS DER LIEFDE

Ein Überblick

Von Irmgard Simon

Auch die jüngsten Untersuchungen über Hendrik Niclaes und das *Huys der Liefde*, eingeschlossen diejenigen Arbeiten, die sich in andern Zusammenhängen mit dem Propheten und seiner Gemeinschaft befassen, gründen sich auf den schon vor einem Jahrhundert unternommenen "monographischen Versuch" von Nippold: "Heinrich Niclaes und das Haus der Liebe"¹. In der Tat ist Nippolds Arbeit trotz einer gewissen zeitbedingten engeren Sicht fast der Wert einer Quellschrift beizumessen, da sie nicht nur die bis dahin bekannte Literatur nennt, sondern auch einen zuverlässigen Bericht über den Inhalt der schwer zugänglichen chronikalischen Schriften und eine erste bibliographische Übersicht bietet².

Das größte Verdienst kommt in unserer Zeit, besonders im Hinblick auf den Versuch einer geistes- und religionsgeschichtlichen Standortbestimmung und Würdigung sowie Ergänzung der Bibliographie den hervorragenden Arbeiten von de la Fontaine Verwey zu, auf die noch öfter verwiesen werden muß³. Wichtige aufhellende Fakten steuerten

¹) F. NIPPOLD: Heinrich Niclaes und das Haus der Liebe. Ein monographischer Versuch aus der Sectengeschichte der Reformationszeit. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklungs-Geschichte der anabaptistischen, antitrinitarischen und antinomistischen Lehren, Zs. f. hist. Theologie 32 (1862) 323–402; 473–563.

²) Vgl. ferner C. BORCHLING u. B. CLAUSSEN: Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800, Bd. 1 u. 2, Neumünster 1931–36; L. FORSTER: Niederdeutsche Drucke der Domkapitelbibliothek zu Lincoln, Nd. Kbl. Jg. 1939, H. 52, S. 44–46.

³) H. DE LA FONTAINE VERWEY: De geschriften van Hendrik Niclaes. Prolegomena eener bibliographie, Het Boek, Nieuwe Reeks 26 (1940/42) 161–221. – DERS.: Trois hérésiarques dans les Pays-Bas du XVIIe siècle, Bibliothèque d'humanisme et renaissance. Travaux et documents, XVI (1954) 312–330. – DERS.: Thomas Basson en het Huis der Liefde, Het Boek, Derde Reeks, XXXV (1961/62) 219–224.

Untersuchungen von Wille⁴, Rekers⁵ und Forster⁶ bei, die einmal mehr die Umriss der Gestalt H. N.s als einer der interessantesten Erscheinungen in den Niederlanden des 16. Jahrhunderts deutlicher nachzeichnen, insbesondere hinsichtlich der Rolle, die er in bestimmten, zwischen bzw. über den Konfessionen stehenden intellektuellen und künstlerischen Kreisen gespielt hat. Die Zahl der offenen Fragen ist darum nicht kleiner geworden, und man kann nur mit Fontaine Verwey wünschen, daß weitere Arbeiten sich dem vielschichtigen und dankbaren Gegenstand widmen möchten und daß eine vollständige Bibliographie der weit verstreuten Schriften H. N.s⁷ entstehen möge.

Die Aufgabe dieses Beitrages kann wegen des beschränkten Raumes nur darin bestehen, einen knappen Überblick über Persönlichkeit und Werk des H. N., seine Gemeinschaft einbegriffen, zu geben und einige wenige Probleme zu beleuchten⁸.

Als Quelle für unsere Kenntnis und Vorstellung von H. N.s Biographie und seiner religiösen Entwicklung dienen in erster Linie die in seinem engeren Anhängerkreis entstandenen Aufzeichnungen "Chro-

⁴) J. WILLE: De godsdienstige denkbeelden van Jan van der Noot in zijn Keulsche periode, in: *Studies. Aangeboden aan Gerard Brom, Utrecht/Nijmegen 1952*, S. 223-244.

⁵) B. REKERS: Benito Arias Montano. Studie over een groep spiritualistische humanisten in Spanje en de Nederlanden, op grond van hun briefwisseling, Amsterdam 1961 (Kap. IV, De secte der spiritualisten, S. 139-184). Der Schwerpunkt liegt hier allerdings auf Hiël (Barrefelt), dem Schüler und späteren Gegner von H. N.

⁶) L. FORSTER: Jan van der Noot und die deutsche Renaissancelyrik. Stand und Aufgaben der Forschung, in: *Literatur und Geistesgeschichte*. Festgabe für Heinz Otto Burger, Berlin 1968, S. 78 f.

⁷) Sämtliche Druckschriften sind mit H. N. signiert. Ob sich darin auch, wie manchmal angenommen wird, *Homo novus* verbirgt? Oder *Helie Nazarenus*? Vgl. *Het Woord des Heeren geschiede tot H. Nicolaus, en zeyde: Dit groot magtig Wezen, daar gy gants en geheel mede eenwezig zijt, is mijn groote Prophetie Helie Nazarenus, die ik op Aarden toe te komen beloof heb*, *Chronica* (1716; s. Anm. 10), S. 45.

⁸) Da Quellen und Literatur zum Teil schwierig zu beschaffen sind, waren für die vorliegende Arbeit gewisse Beschränkungen leider unvermeidlich. Es war Herr Prof. Foerste, der mich auf Grund meines Interesses für Volksglaubensfragen auf Hendrik Niclaes hinwies (Mikrofilme eines Bandes mit 17 Schriften H. N.s und von 2 weiteren Titeln aus dem Besitz der Vereingde Doopsgezinde Gemeente, Amsterdam, lagen im Germanistischen Institut Münster bereits vor). Die Anregung war von Herrn Prof. L. W. Forster, Cambridge, ausgegangen, der eine Behandlung der Sprache H. N.s und eine literar-historische Untersuchung seines Werkes als empfehlenswertes Dissertationsthema vorgeschlagen hatte. Herrn Prof. Forster sei an dieser Stelle vielmals gedankt für erste Hinweise.

nica" und "Acta"⁹⁾. Ein kurzer, auf der 1716 gedruckten "Chronika"¹⁰⁾ fußender Lebensabriß möge hier folgen:

Geboren ist H. N. im Jahre 1501 oder 1502¹¹⁾; die Nennung des Geburtsortes wird sorgfältig vermieden (vgl. hierzu die Ausführungen S. 436 ff.). H. N. wächst als Sohn eines wahrscheinlich nicht unbegüterten Kaufmanns mit Namen Nikolaus in einem kirchentreuen Elternhause heran. Religiöse Fragen, auch Einsichten, kennzeichnen schon die frühen Kinderjahre. Als Siebenjähriger wird ihm im Traum eine erste intensive Gotteserfahrung zuteil. Drei Jahre lang besucht er eine Lateinschule, dann wird er in die väterliche Berufsarbeit eingeführt. H. N. ist 19 Jahre alt, als er mit der lutherschen Lehre in Berührung kommt, der er jedoch recht reserviert gegenübersteht; er nimmt weiter teil am liturgischen Leben der katholischen Kirche. In diese Zeit fällt seine erste direkte Begegnung mit der Hl. Schrift – er liest den Psalter, das Neue Testament und andere biblische Schriften in deutscher Sprache. Im Alter von 20 Jahren verheiraten ihn die Eltern mit einem aus gleichen Verhältnissen kommenden Mädchen, und er begründet ein eigenes Geschäft. Sein Umgang mit lutherisch Gesinnten, zu denen er sich wegen ihres Strebens nach göttlicher Gerechtigkeit hingezogen fühlt, macht ihn, als er 27 Jahre alt ist, verdächtig bei den Behörden. Man setzt ihn gefangen und unterzieht ihn einer streng geführten Untersuchung. Da ihm Verstöße gegen die Gesetze der katholischen Kirche in Wort und Tat nicht nachgewiesen werden können, erhält er seine Freiheit zurück. Die in der Folgezeit sich verfestigenden kon-

⁹⁾ Chronika des Hûsgesinnes der Liefden: Daer inne betuget wert de Wunderwerken Godes tor lester tydt, unde idt jene dat H. N. unde dem Hûsgesinne der Liefden wederfaren is. Dorch Daniel, ein Mede-older mit H. N. in dem Hûsgesinne der Liefden, am dach gegeben. Psalm 46; 65. – Acta H. N. De Gescheften H. N. vnde etlicke hemmelsche Werckinge des Heren vnde Godes, die H. N. van syner Jôget ann wedderfaren zynt. Dorch Zacharias, ein Mede-Older in dem Hûsgesinne der Liefden, am dach gegeben. Psalm 46. 4. Prov. 2. – Zu den Quellenschriften zählt ferner: Ordo Sacerdotis. De Ordeningen des priesterlickten States in dem Hûsgesinne der Liefden, also H. N. desulve uth dem Munde unde Worde des Herrn, na idt waeraftige Wesen, sulvest geschreven, unde den Olderen unde Ministeren in dem Hûsgesinne der Liefden ôverandtwordet heft. Psalm 32. Prov. 1. Jes. 61. 1. Petr. 2. (Alle drei Hss. von ca. 1580; im Besitz der Maatschappij der Nederlandse Letterkunde, Leiden.)

¹⁰⁾ Chronica van het Huys der Liefde. Waar in Gods Wonderwerken, En 't geene Henricus Nicolaus en het Huys der Liefde Wedervaren is, betuygt word. Door Daniel en Zacharias, Mede-Oudsten met H. Nicolaus in het Huys der Liefde. Haarlem 1716, gedruckt bei Izaak Enschedé (vgl. FONTAINE VERWEY, Bibliographie, Nr. 93). Diese gedruckte Ausgabe ist ein Mixtum aus "Chronica" und "Acta" mit gekürzten Passagen, die Sprache ist modernisiert (Näheres bei C.-A. TIELE: Christophe Plantin et le sectaire Henrik Niclaes, Le Bibliophile Belge 3 (1868) 122 f.).

¹¹⁾ Der bibelartige Stil des Berichtes macht die eindeutige Bestimmung des Geburtsjahres schwierig. Wenn für die Jahreszählung der Ostertermin angenommen wird (11. April 1501), ist also H. N. am 9. oder 10. Jan. 1502 geboren.

fessionellen Gegensätze bewirken bei H. N. eine gesteigerte Hinneigung zu Jesus Christus und vertiefen sein Verlangen, sich mit religiös Gleichgestimmten zu verbinden. Amsterdam scheint dafür der richtige Ort zu sein, und so übersiedelt er, 28 Jahre alt, mit seiner Familie dorthin. Doch auch in Amsterdam kommt H. N. wegen seiner Freundschaften in eine gefährliche Lage¹². Neuerliche Gefangennahme und Verhöre¹³; Häresie jedoch ist ihm wiederum nicht nachzuweisen.

Im 9. Jahr seines Aufenthaltes in Amsterdam erfährt H. N. seine zweite Offenbarung, in der er Gott von Angesicht zu Angesicht erblickt und die Botschaft empfängt, daß er als Werkzeug ausersehen sei, mitzuwirken an dem nun angebrochenen endzeitlichen Gericht. Von nun an empfindet H. N. sein ganzes Sein als Erfüllung des göttlichen Wesens und Willens. Er verlegt, weil Gott es ihm gebietet, seinen Wohnsitz von Amsterdam nach Emden und beginnt hier niederzuschreiben¹⁴, was Gott ihm im *Land Pietas* offenbart. Um sich ganz dem *Dienst der Liefden* widmen zu können, übergibt H. N. das kaufmännische Geschäft (Wollhandel?) dem Sohn François. Seine dritte Vereinigung mit Gott ist herrlicher und umfassender noch als die in den vorausgegangenen Erlebnissen.

In Emden verbleibt H. N. 20 Jahre (etwa von 1540–60), die wichtigste Station seines Lebens. Hier finden sich die ersten Anhänger, hier schreibt er den "Spiegel der Gerechtigkeit", sein Hauptwerk, überhaupt den größten Teil seiner Schriften und gibt sie in Druck. Von hier aus unternimmt er zahlreiche Reisen (vermutlich auch nach England). Dieses geheime Leben bleibt jedoch der Kirche (in Emden herrscht das reformierte Bekenntnis) und der Obrigkeit nicht verborgen. Erneute Flucht, als ihm Festnahme wegen des Verdachts, verbotene Bücher verfaßt zu haben, droht. Seine Güter werden beschlagnahmt (später an die Kinder zurückgegeben), seine Frau stirbt aus Gram über die bösen Ereignisse. H. N.s nächste Station ist Kampen (auch Utrecht wird genannt). Ob er in den folgenden Jahren auch in England gewesen ist, wurde bis jetzt nicht bestätigt. Der Bericht über seine mystische Reise auf dem Weg *Lijdzzaamheyd* ins Land der Lebendigen scheint jedenfalls auch einen realen Bezug zu haben. Die letzten Jahre seines Lebens verbringt H. N. in Köln, wo er seine Schriften überarbeitet und wo er, wohl um 1580, gestorben ist.

¹²) Nach CHARLOTTE FELL SMITH: Art. Nicholas, Henry, or Niclaes, Henrick, Dict. of nat. biography, Bd. XIV, London 1909, S. 427–431, wegen Verdachts der Mittäterschaft am münsterschen Aufbruch.

¹³) Genannt wird der auch in andern Verhörprotokollen häufig auftretende Ratsherr van Assendelft (vgl. W. J. KÜHLER: Geschiedenis der Nederlandsche doopsgezinden in de zestiende eeuw, Haarlem 1932 (Nachdruck 1961), S. 98, 136, 172, 388; N. VAN DER ZIJPP: Geschiedenis der doopsgezinden in Nederland, Arnhem 1952, S. 31).

¹⁴) Mit dem Schreiben hatte er schon in Amsterdam angefangen, berichtet der Chronist, doch der Herr hatte ihm Einhalt geboten und ihm die Weisung gegeben, ostwärts zu ziehen.

Ein Porträt von H. N., in einer Serie von Wiedertäufer-Bildnissen zuerst 1606 erschienen, beruht möglicherweise auf authentischen Vorlagen. Das von Chr. van Sichem entworfene und gestochene Bild mit der Unterschrift HENDRICK NICOLAES, T'HVYS DER LIEFDEN wurde 1608 in dem Buch "Historische beschrijvinge ende afbeeldinge der voorneemste hooft ketteren" veröffentlicht (jetzt wiedergegeben bei Fontaine Verwey, auf dessen Darlegungen auch obige Angaben beruhen¹⁵); als Medaillon, verkleinert, erschien es in dem 1607 in Leiden herausgekommenen Werk "Grouwelen der voornaemster hooftketteren".

Nach einer zeitgenössischen Beschreibung war H. N. von Gestalt mäßig groß, etwas unersetz; ausdrücklich erwähnt wird sein karmesinrotes Atlasgewand¹⁶. Der Stich zeigt ihn, mit dozierender Gebärde, in einem sakralen Raum (Haus der Liebe) hinter einer halbhothen Brüstung stehend; hierauf sein hoher spanischer Hut, am Bildrand gerade noch erkennbar. Aus der spanischen Mode sind auch das kurze Wams, die Halskrause, nicht aber die altmodische kurzärmelige Schaub, die hier als geistliche Amtstracht zu verstehen ist. Auch die Barttracht entspricht der Zeitmode.

Wie wir sahen, gibt die Chronik keine Auskunft über H. N.s Geburtsort und langjährigen Wohnsitz. Für die Angabe Hoornbeeks, daß H. N. aus Münster stamme¹⁷, die seitdem als mehr oder weniger feststehende Tatsache übernommen wurde, fehlt bis jetzt jeder archivalische Beleg¹⁸. Münster, der Hauptort des radikalen Täufertums sei die Heimatstadt H. N.s – dieser Behauptung könnte eine polemische Absicht zugrundeliegen. Andererseits verleitet gerade das absichtliche Schweigen des Chronisten dazu, dieser Theorie zuzustimmen. Möglicherweise spräche aber auch noch eine andere Überlegung für Münster: Einer der Drucker und Anhänger des H. N. – er hat viele Jahre für ihn gewirkt – war Augustin van Hasselt¹⁹. Es wird berichtet, daß er den

¹⁵) Bibliographie, S. 208. Hier auch weitere Hinweise.

¹⁶) J. ROGERS: The Displaying of an horrible Secte of grosse and wicked Heretiques, naming themselves the Familie of Loue, London 1578 (nach FELL SMITH).

¹⁷) Nach NIPPOLD, S. 351, bei J. HOORNBECK: Summa Controversiarum religionis . . . 1653, S. 418–423.

¹⁸) Für freundliche Bemühungen in dieser Frage danke ich Herrn Dr. K.-H. Kirchoff, Münster.

¹⁹) Vgl. FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 173–178.

*Munsterse Mennoniten*²⁰ zugetan gewesen sei und daß H. N. diesen Augustin und seine Frau in sein Haus (in Emden) aufgenommen und ihm Arbeit gegeben habe. Wahrscheinlich ist nun dieser Drucker Augustin personengleich mit einem Augustinus Brabender²¹ in Münster, wohnhaft *up de bergstraden*, über den es in *Der Monsterschen ketter bichtbok*²² vom Jahre 1534 heißt:

“. . . heff oick alltied en uprorsche ketzerische lun / he drecht stede ketzersche boecke in siner Mowen / sin uprorsche handel sall ehm tho siner tiedt / Wull röüwen . . .”²³

Da sich zu jener Zeit auf der Bergstraße in Münster nur ein Augustinus nachweisen läßt, nämlich ein Augustinus Hasselt (van Hasselt, van Hassel²⁴), kann es sich wohl nur um ein und denselben handeln, und es wäre nun so abwegig nicht, anzunehmen, daß H. N. und Augustin van Hasselt sich schon aus gemeinsamer Zeit in Münster kannten²⁵.

²⁰) Die Mennoniten hatten aber mit dem Radikalismus der münsterschen Wiedertäufer nichts zu tun. Vgl. K.-H. KIRCHHOFF: Die Täufer im Münsterland, Westf. Zs. 113 (1963) 89. Sollte es sich um eine bewußte Verharmlosung handeln, um jede Verbindung mit den Täufnern in Münster von vornherein auszuschließen? – Vorläufig läßt sich aber nicht sagen, ob Augustinus sich zu den Wiedertäufern oder zu den Lutheranern hielt.

²¹) Für den ersten Hinweis habe ich Herrn Dr. H. Eickel, Münster, zu danken. Vgl. H. EICKEL: Der Philippus- und Jakobusaltar Heinrich Brabenders, Zs. Westfalen 40 (1962) 298 f. Hier Belege des Staatsarchivs Münster, angegeben durch Herrn Dr. Kirchhoff, Münster.

²²) Die Satire ist nur in einer fehlerhaften Abschrift aus dem Jahre 1754 von Adam Scheffer (Ms. VII 1603 Staatsarchiv Münster) erhalten. – Vgl. auch K. DÖHMANN: Bunickman und Brabender genannt Beldensnyder. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der münsterschen Bildhauer im 16. Jahrhundert, Zs. Westfalen 7 (1915) 61.

²³) Vgl. Das Beichtbuch der Wiedertäufer in Münster, hrg. von H. BITTER, Heimatkalender der Herrlichkeit Lembeck, 21. Jg., 1962, u. 22. Jg., 1964. Die Zuschreibung an Hermann von Kerssenbrock beruht auf einem Irrtum, s. K.-H. KIRCHHOFF: Eine neue Schrift Kerssenbrocks? Auf Roter Erde NF Nr. 61, 1964. BITTERS Ausgabe stellt den Versuch dar, den Originaltext wiederherzustellen.

²⁴) Hasselt, Ort im Limburgischen (Brabant). In der Chronik: Augustin stammte *uyt het Land van Luyck* (Lüttich).

²⁵) Das Haus des Augustinus auf der Bergstraße wird 1536 beschlagnahmt. Auf der Bergstraße wohnte ebenfalls der bekannte Drucker, Verleger und Gelehrte Dietrich Tzswivel, der erste der münsterschen Buchdruckerfamilie Tz. (C. STEINBICKER: Die Buchdruckerfamilie Tzswivel in Münster, in: *Ex officina literaria*. Beiträge zur Geschichte des westfälischen Buchwesens, hrg. v. J. PRINZ, Münster 1968, S. 35–54), der wohl ebenfalls Anhänger der neuen Lehre war. Auch er verläßt Münster, kann aber nach der Eroberung wieder zurückkehren (K.-H. KIRCHHOFF: “In platea montana commorans”. Zur Geschichte der Tzswivelschen Druckerei an der Bergstraße in

Einer der wenigen Anhaltspunkte, die die Chronik selbst zur Frage des Herkunftsortes von H. N. bietet, läßt allerdings die gegenteilige Deutung zu, vorausgesetzt immer, daß die Angaben der Chronik zuverlässig sind. Es wird von dem jungen H. N. berichtet, daß sein Vater mit ihm wegen seiner religiösen Probleme zu den *Minderbroeders* ging, *by sijn Biegtvader; want hy meende, dat de Minderbroeders, die men ook Abservanten noemt, wel de heyligste en verstandigste waren in de Goddelijke Saken . . .*

Hierzu ist zu bemerken, daß die Minoriten zwar eine Ordensniederlassung in Münster seit dem späten 13. Jh. hatten, daß die Observanten, die sich im 15. Jh. von den Konventualen getrennt hatten, dagegen erst im 17. Jh. in Münster Fuß fassen konnten. Zur Zeit des H. N. gehörten zur westfälischen Observanten-Kustodie die vier Konvente in Hamm (1455), Dorsten (1488), Siegen (1489), Bielefeld (Ende d. 15. Jh.s)²⁶. Der Meinung von Bockholt²⁷, daß die Observanten in Münster lange vor ihrer Niederlassung hier tätig gewesen seien, wird man angesichts der Rivalität zwischen Minoriten und Observanten jedoch mit Vorbehalt begegnen müssen²⁸.

Wahrscheinlich würden auch die Verhörprotokolle in Amsterdam Auskunft über den Geburtsort H. N.s geben können²⁹. Das gleiche würde für die Emdener Archivalien gelten. Mit ihrer Durchsicht ist erst der Anfang gemacht worden; in den Bänden 1539–45 des Emdener Bürgerbuches steht H. N.s Name nicht verzeichnet³⁰. Das läßt vielleicht

Münster, in: *Ex officina literaria*, S. 73–76). Noch ein anderer Buchdrucker (und Verleger) in Münster kam aus *Luicke van Hasselt*: Arnoldus Cock, später Vrithoff (J. PRINZ: *Unbekannte Drucke aus der Offizin des Dietrich Tzwivel, 1514–1527*, in: *Ex officina literaria*, S. 15).

²⁶) Vgl. A. SCHRÖER: *Die Kirche in Westfalen vor der Reformation*, Bd. II, Münster 1967, S. 200–203.

²⁷) P. B. BOCKHOLT OFM: *Die Orden des hl. Franziskus in Münster i. W.*, Münster 1917, S. 4 (leider ohne Quellenangaben).

²⁸) Für freundliche Hinweise möchte ich Herrn Prof. Dr. Schröer, Münster, vielmals danken.

²⁹) Bei GRETA GROSHEIDE: *Verhooren en vonnissen der Wederdoopers, betrokken bij de aanslagen op Amsterdam in 1534 en 1535 (Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap te Utrecht, XLI)*, Amsterdam 1920, kommt H. N. nicht vor.

³⁰) Für freundliche Durchsicht danke ich Herrn Dipl.-Ing. K. Ecke, Emden. – Hier ist vielleicht zu berücksichtigen, daß H. N. bei älteren Autoren als in Amsterdam geboren gilt (s. FONTAINE VERWEY, *Bibliographie*, S. 183). HENRY MORE (1614–1687) bezeichnete H. N. als “the begodded man of Amsterdam” (FELL SMITH).

den Schluß zu, daß H. N., wie andere niederländische Glaubensflüchtlinge dieser Jahre, auf die Einbürgerung verzichtet hat³¹. Auch die Kölner Archivalien könnten möglicherweise in dieser Frage weiterhelfen.

Das bis jetzt überschaubare Werk von Hendrik Niclaes ist zum größeren Teil bibliographisch erfaßt und aufgeschlüsselt, wobei nächst Nippold, der den eigentlichen Anfang machte, die Niederdeutsche Bibliographie³² mit ihren detaillierten Druckbeschreibungen und das systematische, übersichtliche, wenn auch knappe Verzeichnis von Fontaine Verwey genannt werden müssen³³. Fontaine Verwey, der nicht wenige der bibliographischen Rätsel um H. N.s Werk gelöst hat, schloß seine "Prolegomena eener bibliographie" mit der Bitte um Meldung von noch unbekanntem Schriften, Drucken und Exemplaren³⁴. Es ist in der Tat verwunderlich, daß von den ermittelten Ausgaben nicht weitere Exemplare aufgetaucht sind³⁵; zu erklären wohl nur mit der besonderen Situation der gefährdeten und zum Untergrundleben gezwungenen Sekte. Von den bei Nippold unter Nr. 30–44 angegebenen 15 Schriften³⁶, deren Titel lediglich der Literatur, zumeist den Gegenschriften, entnommen waren, konnten aber immerhin 14 nachgewiesen werden³⁷.

Folgt man der Übersicht bei Fontaine Verwey³⁸, so schälen sich 5 Ausgabenkomplexe heraus: 1. das damalige Erscheinen des Gesamtwerkes (1540–70), 2. die Veröffentlichung von überarbeiteten Neuauflagen (*vppet Nye ōuerseen vnde dūdelicker vorklaret* bzw. . . . *vorbe-*

³¹) Vgl. W. FOERSTE: Der Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands, Hamburg 1938, S. 14.

³²) Zur Kritik an BORCHLING/CLAUSSEN vgl. FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 164 f.

³³) Auch FORSTER verdanken wir einige Titel (Niederdeutsche Drucke, s. o. Anm. 2). Vgl. ferner J. H. HESSELS: Henrich Niclaes – The Family of Love, The Book-Worm 1869, New Series VI, 81–91; VII, 106–111; VIII, 116–119; IX, 131–133; A short-title catalogue . . . ; FELL SMITH; Cat. MENSING; BULLINGER-NICOLAI; WILLER; GREVINCHOVEN (alle bei F. V., S. 190 f., ausführlich genannt und von diesem ausgewertet).

³⁴) Bibliographie, S. 191.

³⁵) FONTAINE VERWEY, a. a. O. S. 178, ist der Ansicht, daß mehr verschiedene Drucke erschienen sind, als bisher bekannt wurden.

³⁶) N. hat insgesamt 51 Publikationen namhaft machen können.

³⁷) FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 207. F. LOOFS: Art. Familisten, Realencyklopädie f. prot. Theologie u. Kirche, 1898³, konnte schon berichten, daß nur noch 6 der nicht nachgewiesenen Schriften fehlten.

³⁸) Bibliographie, S. 165–189.

tert), 3. die ersten englischen Übersetzungen³⁹, 4. Nachdrucke der englischen Übersetzungen während der Zeit Cromwells, 5. die dritte Ausgabe in der ursprünglichen Sprache.

Die Titel der Schriften folgen anschließend in Kurzfassung (Reihenfolge und Angaben wurden Fontaine Verweys Bibliographie⁴⁰ entnommen; Schreibweise im allgemeinen nach Borchling/Claussen⁴¹, wenn möglich nach den Originaltiteln). Dieses in mehr als einer Hinsicht mit Mängeln behaftete bibliographische Verzeichnis wird trotz bestehender Bedenken vorgelegt, um wenigstens einen gewissen Überblick über das Werk des H. N. zu geben. Wichtige Ausführungen über die Drucker – Dirk van Borne, Deventer; Christoph Plantin; Augustin van Hasselt; Nicolaes Bohmbargen; Thomas Basson, Leiden – sind bei Fontaine Verwey zu finden⁴².

Spiegel der Gerechtigkeit

(1) [Antwerpen, Plantin, ca. 1556] 292 Bll. (2) [Antwerpen, Plantin, ca. 1562] 317 Bll. (3) Köln, Nic. Bohmbargen, 1578, 1580. 570 Bll. – F. V. 1–3

Titel der englischen Ausgaben (nur einzelne Teile des Werkes) s. F. V. 4–6.
Register [Deventer, Dirk van den Borne, ca. 1554] 110 Bll. – F. V. 7

Euangelium offte eine Frölicke Bodeschop des Rycke Godes

(1) [Antwerpen, Plantin 1555–62] 96 Bll. (2) [Köln, ca. 1575] 100 Bll.
(3) Nachdruck von (2), zusammen mit andern Schriften, 1656 oder später (im einzelnen angegeben b. F. V. 10) (4) engl. Übersetzung [ca. 1574] 100 Bll. (5) engl. Übersetzung London 1652. 112 Bll. (6) lat. Übersetzung [Kampen, Augustin van Hasselt, 1561?] – F. V. 8–13

De Wet, offte de vornômpte Geboden Godes (Institutio puerorum)

(1) [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 8 Bll. (2) [Köln] 1573. 12 Bll.
(3) [Köln] 1575. 40 Bll. (4) Nachdruck von (3), zusammen mit andern Schriften, 1656 oder später (im einzelnen angegeben b. F. V. 17) – F. V. 14–17

³⁹) Ein Exemplar einer lat. Übersetzung von "Euangelium offte eine Frölicke Bodeschop . . ." ist b. FONTAINE VERWEY, a.a.O. S. 193 (Nr. 13) genannt; ein weiterer Titel (Familiae et servitii amoris seniores) in ARNOLDS Kirchen- und Ketzerhistorie überliefert; franz. Übersetzungen, von der die Chronik spricht, sind bisher nicht entdeckt worden (vgl. FONTAINE VERWEY, a.a.O. S. 175; Trois hérésiarques, S. 320).

⁴⁰) Bibliographie, S. 191–207.

⁴¹) Die Titel der engl. Übersetzungen werden nicht eigens zitiert. (+) bedeutet: kein Exemplar festgestellt. Am Schluß hinter F. V. (= FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 191 ff.) die entsprechenden Katalognummern.

⁴²) FONTAINE VERWEY, a.a.O. S. 165–178; DERS.: Thomas Basson (s. Anm. 3).

Revelatio Dei. De Openbaringe Godes unde syne grote Prophetie

- (1) [Köln, ca. 1575] 56 Bll. (2) engl. Übersetzung [ca. 1574] 56 Bll.
 (3) engl. Übersetzung, London, Gilles Calvert, 1649. 68 Bll. – F. V. 19–21

Prophetie des Geistes der Liefsten

- (1) [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 40 Bll. (2) [Köln] 1573. 40 Bll.
 (3) engl. Übersetzung, 1574. 40 Bll. (4) engl. Übersetzung, London, Giles Calvert, 1649. 52 Bll. – F. V. 22–25

Van dat geestlicke Landt der Belofften (Terra pacis)

- (1) [Deventer, Dirk van den Borne, ca. 1550] 50 Bll. (2) Köln, Nic. Bohmbargen, 1580. 72 Bll. (3) engl. Übersetzung [ca. 1574] 84 Bll.
 (4) engl. Übersetzung, London, 1649. 96 Bll. – F. V. 26–29

Exhortatio. De erste Vormaninge HN to syne Kinderen

- (1) [Köln] 1573. 60 Bll. (2) engl. Übersetzung [ca. 1574] 56 + 2 Bll.
 (3) engl. Übersetzung, London, Gilles Calvert, 1649. 68 Bll. – F. V. 19–21
 F. V. 31–34

D'anderde Vormaninge H. N. to syne Kinderen

- (1) Kampen, Peter Warnersen, 1565 (2) Köln 1575 (+) – F. V. 35–36

Dicta H. N. Leerafftige Rede

- (1) [Köln] 1573. 36 Bll. (2) [Köln, ca. 1575] 44 Bll. (3) engl. Übersetzung [ca. 1574] 48 Bll. – F. V. 37–39

De Spröken (Proverbia)

- (1) [Wesel oder Köln, Augustin van Hasselt] 1570. 40 Bll. (2) [Köln, ca. 1575] 42 Bll. (3) engl. Übersetzung [ca. 1574] 48 Bll. – F. V. 40–42

Epistolae H. N. De Vornömpste Epistelen

- (1) [Köln] 1577. 194 Bll. (20 Briefe) (2) engl. Übersetzung [ca. 1574] 210 Bll. – F. V. 43–44

The first (-fourth) epistle

- London 1648. 32 Bll. – F. V. 45

Eine Roepende-stemme des Geistes der Liefsten (Epistola I)

- (1) [Antwerpen, Plantin, 1556–62] 4 Bll. (2) [Köln] 1575 (+) (3) engl. Übersetzung [ca. 1574] 8 Bll. – F. V. 46–48

Eine korte unde grundige Berichtinge (Epistola II)

- (1) (+) (2) [Köln, ca. 1575] (+) – F. V. 49–50

Eine grundige Berichtinge (Epistola III)

- (1) [Deventer, Dirk van den Borne, ca. 1550] 8 Bll. (2) [Köln, ca. 1575] (+) – F. V. 51–52

- Eyn clare Berichtighe van die Middølwerckinge Jesu Christi (Epistola IV)
 (1) [Deventer, Dirk van den Borne, ca. 1550] 10 Bll. (2) [Köln, ca. 1575] (+) – F. V. 53–54
- Eine Vpweckinge des herten to de Nauolginge Christi
 (u. Brief XII) [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 12 Bll. – F. V. 55
- Grundige Berichtighen vnde Vnderscheit der Vorstandenissen
 [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 28 Bll. – F. V. 56
- Ein warachtich Bericht ut den Geest der Liefden
 [Deventer, Dirk van den Borne, ca. 1551] 10 Bll. – F. V. 57
- Eyn claer Onderchseyt [!] van die Gelatenheit unde Ongelatenheid
 [Deventer, Dirk van den Borne, ca. 1552] 20 Bll. – F. V. 58
- Ein kostelicke Klinnode der suerlicker Berichtigten
 [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 8 Bll. – F. V. 59
- Straffe unde Vormaninge (Epistola XI)
 (1) (+) (2) [Köln, ca. 1575] (+) (3) engl. Übersetzung [ca. 1574]
 16 Bll. – F. V. 60–62
- Einen frünthlicken Brief (= Brief XII – F. V. 55)
- Einen Brieff geschreuen vnde gesendt an einen Liefhebber der Wårheit
 (u. Brief XVIII) [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 16 Bll. – F. V. 63
- Ein korte Vormaninge
 [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 4 Bll. – F. V. 64
- Ein hertelicke Vormaninge an alle Liefhebberen der Wårheit
 [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 8 Bll. – F. V. 65
- Ein vnderwysende Vormaninghe an de Goedtwilligen
 [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 12 Bll. – F. V. 66
- Van des Minschen Heerlickheit im Anuangk
 [Antwerpen, Plantin, 1555–62] 8 Bll. – F. V. 67
- Eine lieflicke Vormaninge (= Brief XVIII – F. V. 63)
- Eine hertelicke Vormaninge an de yferigeste goedt-willige Herten
 (in: Epistolae H. N. – F. V. 43)
- Straffe unde Berispinge der Hoererie
 [Deventer, Dirk van den Borne? 1553] (+) – F. V. 68

Van dem rechtferdigen Gerichte Godes

[Vianen od. Wesel, Augustin van Hasselt? 1568?] 14 Bll. – F. V. 69

Ein Klachreden / Vörrede vp de Twelf vörnöpmpste Hôuet-arttyckelen / Dat vprechte Christen-geloue / Ein Gedichte offte Rymesche-spröke

[Antwerpen, Plantin, 1555–60] 12 Bll. – F. V. 70

Vorkündinghe van dem Vrede vp Erden

(1) [Antwerpen, Plantin, 1555–60] 8 Bll. (2) [Köln] 1575 (+)

(3) engl. Übersetzung, 1574. 8 Bll. – F. V. 71–73

Psalmen unde Ledern

(1) [Vianen od. Wesel, Augustin van Hasselt? 1568?] 56 Bll. (2) [Köln, ca. 1575] 32 Bll. – F. V. 74–75

Cantica H. N. Lieder offte Gesangen

(1) [Köln] 1573. 24 Bll. (28 Lieder) (2) [Köln] 1575. 48 Bll. (32 Lieder)

(3) engl. Übersetzung [ca. 1574] – F. V. 76–78

Refereinen unde Rondelen

(1) [Köln] 1575. 32 Bll. (2) [Köln] 1575. 16 Bll. (3) engl. Übersetzung

[ca. 1575] (4) [Köln, ca. 1575] 8 Bll. – F. V. 79–82

Comodia. Ein Gedicht des Spels van Sinnen

(1) [Köln] 1575. 64 Bll. (2) engl. Übersetzung [ca. 1574] 32 Bll. – F. V. 84–85

Unter den Nrr. 86–106 Werke von Anhängern des Hauses der Liebe (86–93), englische Werke, die unbekannte Schriften von H. N. enthalten (94 u. 95), Kupferstiche und Holzschnitte mit Text (96–105), Handboek (106; verlorengegangen).

Die künstlerische Ausstattung der Werke H. N.s, auch die dargestellten Symbole und Personifikationen wurden behandelt von Nippold⁴³, Hessels⁴⁴, Roeses⁴⁵, Fontaine Verwey⁴⁶. Letzterer nennt an Illustratoren Arnold Nicolai aus Antwerpen (Mitarbeiter von Plantin), Johann Ladenspelder aus Köln (in Essen geboren), den Engländer Thomas Gaywood (engl. Nachdrucke des 17. Jh.s)⁴⁷. Wiedergaben einiger Titelblätter⁴⁸ und in bestimmten Serien immer wieder verwendeter

⁴³) S. 330 f., 336 f., 530–535 (“Die apokalyptischen Bilder”).

⁴⁴) S. 83–85.

⁴⁵) S. 85 f.

⁴⁶) Bibliographie, S. 171, 172 f., 179 f., 186 f. Vgl. die Titel 96–105.

⁴⁷) *Trois hérésiarques*, S. 325; Bibliographie, S. 181.

⁴⁸) *Van dat geestlicke Landt der Belofften* . . . (ca. 1550); *Euangelium offte eine Fröliche Bodeschop* . . . (1552–62); *CANTICA H. N. Lieder offte gesangen* . . . 1575;

Bildmotive sind ebenfalls bei Fontaine Verwey zu finden⁴⁹. Einen Eindruck von der üppigen Ausstattung des "Spiegels der Gerechtigkeit" vermitteln auch zwei bei Rooses⁵⁰ abgebildete Seiten aus diesem von Plantin gedruckten umfangreichen Werk (Titel und Darstellung des Weinstocks).

H. N. hat die bildliche Darstellung, das symbolhafte Zeichen, wohl ganz bewußt seinen Schriften beigefügt; die bildlichen Aussagen sind Teile seines Programms. Andererseits werden die Darstellungen inhaltlich immer durch das erläuternde Wort (Spruchbänder oder Inschriften) ergänzt. Seine eigenen poetischen Gaben⁵¹ und auch seine zeitweiligen engen Beziehungen zu Plantin⁵² und dem bedeutenden niederländischen Radierer, Humanisten, Schriftsteller Dirck Volkertzoon Coornhert⁵³ mögen dafür sprechen, daß es ihm bei den Illustrationen jedoch ebenso um das rein künstlerische Ausdrucksmittel ging. (Wenn Coornhert auch nach dem Tode H. N.s. mit der Schrift "Spiegelken, Van de ongerechtigheyt ofte menschelijckheyt des vergodeden H. N. Vader van den Huyse der Liefden"⁵⁴ gegen ihn aufgetreten war, so hatte er doch eine Reihe von Jahren zu dessen Freunden gezählt⁵⁵.)

Speculum Iustitiae. De Spegel der Gerechtheit . . . M. D. LXXX (mit reichem Titelornament); *INTRODVCTIO. An Introduction to the holy Vnderstanding of the Glasse of Righteousnes . . .* (ca. 1574); *INSTITUTIO PUERORUM. KINDER BERICHT. Met vele Goeder Lere . . . 1575* (Bibliographie, Abb. 2, 3, 6, 7, 9, 10).

⁴⁹) *Nu geit dat Ordel ouer de werlt* und *CHARITAS EXTORSIT* (Holzschnitte der späteren Drucke); *Nu geit idt Gerichte ouer de Werlt* (Holzschnitt Köln 1580) (Bibliographie, Abb. 4, 5, 8). HESSELS bringt (S. 84) eine andere Version desselben Themas, auch eine Wiedergabe des häufig verwendeten siegelartigen Motivs des Tetragramms mit der Umschrift *CORONAE ASSIMILABO IVDICIVM MEVM ESD* 5. Vgl. hierzu auch WILLE S. 236 f. Bei FONTAINE VERWEY ferner Abb. 11: *EGO PRIMUS ET EGO NOVISSIMUS*.

⁵⁰) S. 62.

⁵¹) Vgl. NIPPOLD S. 518–530 ("Die poetischen Schriften").

⁵²) Vgl. M. ROOSES: *Christophe Plantin, imprimeur anversoisois*, Antwerpen 1882; FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 169–173; REKERS an zahlreichen Stellen. Die Protokoll-Niederschrift über die Tagung d. Inst. f. geschichtl. Landeskunde Bonn, 1963 in Schleiden: Geistige und religiöse Probleme des Zeitalters der Glaubenskämpfe in den Niederlanden und am Niederrhein, mit der Kurzfassung des Vortrags von M. A. NAUVELARTS, Löwen: Humanisten rondom Plantin, S. 34–41, erhielt ich erst nach Abschluß meiner Arbeit.

⁵³) Literatur über C. bei FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 168, Anm. 2. S. auch R. M. JONES: *Geistige Reformatoren des 16. und 17. Jahrhunderts*, Berlin-Biesdorf 1925, S. 131–143.

⁵⁴) Im 3. Bd. seiner Gesamtwerke, Amsterdam 1632, fol. 58–73.

⁵⁵) Vgl. FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 168 u. Anm. 3 ebd.; FORSTER S. 79.

Auch auf andere Künstler seiner Zeit wird H. N. anziehend gewirkt haben. Kein geringerer als Pieter Brueghel d. Ä. soll nach Tolnay zur *schola charitatis* gezählt haben⁵⁶, ein "libertin" wie sein Freund, der berühmte Geograph und Kartograph Abraham Ortelius⁵⁷. Manche von Brueghels undeutbaren Bildmotiven könnten, wie T. glaubt, durch die Lehre H. N.s entschlüsselt werden⁵⁸.

Ob auch der aus Mecheln stammende Kupferstecher Franz Hogenberg, der für Ortelius' "Theatrum orbis terrarum" die Karten gestochen hat, als Anhänger des Hauses der Liebe anzusprechen ist? (Er hat sich 1570 in Köln niedergelassen.⁵⁹)

Eine Untersuchung der Sprache, in der H. N. geschrieben hat, steht noch aus⁶⁰. Fußend wohl auf der Theorie, daß H. N. in Münster geboren sei, hat man auf einen westfälischen⁶¹ bzw. münsterländischen Dialekt⁶² geschlossen. Nippold spricht allgemeiner von einem niederdeutschen Dialekt⁶³, wie auch die englischen Übersetzer *Base-Almayne* (1574) oder *nether Saxon* (1579) notierten⁶⁴. Verwirrung scheint durch die hochdeutsch zitierten Titel bei J. G. Walch entstanden zu sein⁶⁵ (H. N. hat nach bisheriger Kenntnis nur ein einziges hochdeut-

⁵⁶) Mitgeteilt von FONTAINE VERWEY, *Trois hérésiarques*, S. 325. CH. DE TOLNAY: *Pierre Brueghel l'Ancien*, Brüssel 1935 (Bibliothèque du XVIIe siècle), Bd. I, S. 9 f. Diese Vermutung wird von C. G. STRIDBECK: *Bruegelstudien. Untersuchungen zu den ikonologischen Problemen bei Pieter Bruegel d. Ä. sowie dessen Beziehungen zum niederländischen Romanismus*, Stockholm 1956, S. 42, bestritten; seine Gegenründe sind jedoch wenig einleuchtend. G. JEDLIKA: *Pieter Bruegel. Der Maler in seiner Zeit*, Erlenbach-Zürich u. Leipzig 1938, S. 140 f., schließt sich TOLNAY an und deutet die Reise Br.s von Antwerpen nach Brüssel als Flucht.

⁵⁷) Auch Ortelius und Coornhert standen brieflich miteinander in Verbindung (TOLNAY I, S. 62, Anm. 16). Ortelius wird von REKERS in seinem Kapitel über die Sekte der Spiritualisten häufiger erwähnt.

⁵⁸) TOLNAY ist der Meinung, daß von Br.s "La Mort de Marie" für Anhänger der Sekte ein Kupferstich von Philipp Galle angefertigt worden sei (Bd. I, S. 50, 62).

⁵⁹) Vgl. TOLNAY, a.a.O. S. 62.

⁶⁰) Für freundliche Beratung und manchen Hinweis danke ich Herrn Dr. Wortmann, Münster, an dieser Stelle sehr herzlich.

⁶¹) Z. B. LOOFS, *Art. Familisten*, S. 75 (unter Berufung auf TIELE, s. Anm. 70).

⁶²) FORSTER, *Jan van der Noot*, S. 79. F. weist auf eine von dem verstorbenen niederländischen Germanisten SPARNAAY geäußerte Vermutung eines westfälischen Einflusses auf die Sprache des Buches *Extasis* hin (nach ZAALBERG: *Das Buch Extasis van Jan van der Noot*, Assen 1954, S. 172).

⁶³) NIPPOLD S. 330.

⁶⁴) FONTAINE VERWEY, *Bibliographie*, S. 183.

⁶⁵) Ebd. S. 179 f.

sches Werk geschrieben⁶⁶). Fontaine Verwey hat seine zunächst geäußerte Meinung, H. N. habe seine Werke in "een Nederduitsch dialect" geschrieben⁶⁷, neuerdings revidiert: "Comme langue, il employait toujours le néerlandais oriental"⁶⁸. In seinem Aufsatz über die Beziehungen Van der Noots zu H. N. und dem Haus der Liebe in seiner Kölner Zeit kennzeichnet J. Wille⁶⁹ H. N.s Sprache als niederdeutschen, sehr dicht beim Niederländischen stehenden Dialekt. Grundsätzlich zu bedenken ist vielleicht, daß H. N. in einer Schriftsprache schrieb und nicht, wie z. B. Thiele⁷⁰ annimmt, in einem Dialekt, den er und seine Freunde sprachen. Auch die Überlegung, an wen H. N. sich mit seinen Schriften wenden wollte, sollte nicht außer acht gelassen werden (er schrieb sie in seiner Emdener Zeit, 1540–60, als das Niederdeutsche hier noch die herrschende Sprache in Rede und Schrift war⁷¹). Die Tatsache, daß die 3. Ausgabe der Schriften noch 1656 oder wenig später in der Originalfassung erschien, könnte möglicherweise neue Gesichtspunkte ergeben⁷². – Textvergleiche, eine Untersuchung des Wortschatzes und der Formen unter Berücksichtigung des Einflusses der jeweiligen Druckersprache würden sicherlich Klarheit bringen (zweifelhaft erscheint jedoch, ob sich von daher der Heimatort des H. N. ermitteln ließe).

In seiner Studie "Trois hérésiarques . . ." behandelt Fontaine Verwey (s. Anm. 3) die drei "libertins"⁷³ David Joris, Hendrik Niclaes und Hiël (= Hendrik Jansen, gen. Barrefelt). Er stellt in einleuchtender

⁶⁶) Die erste Ermahnung Hendrick Nicolassen zu seinen Kinderen und dem Husesind der Liebden Jesu Christi. Collen, 1580 – ebd. S. 195 (Nr. 34) u. 179 f.

⁶⁷) Ebd. S. 164. In diesem Zusammenhang wird auf die Niederdeutsche Bibliographie verwiesen. Zum Gebrauch von *nederduitsch* für niederländisch in der Mitte des 16. Jhs und später vgl. W. DE VREESE: Over de benamingen onzer taal, inzonderheid over "Nederlandsch", Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Vlaamsche Academie, Gent 1909 (S. 25–200), vor allem S. 32.

⁶⁸) FONTAINE VERWEY, *Trois hérésiarques*, S. 314.

⁶⁹) Jan van der Noot, S. 233, Anm. 38.

⁷⁰) TIELE S. 123. Zutreffend ist dagegen die Feststellung TIELES, daß die Bewohner der nordöstlichen Niederlande und Westfalens (gemeint ist wohl das angrenzende westliche Münsterland) in jener Zeit eine gemeinsame Sprache hatten (das Niederdeutsche).

⁷¹) FOERSTE S. 17. Vgl. ferner: "Die umfangreiche ostfriesische Prosaliteratur des 16. Jhs ist durchaus nd." (ebd.).

⁷²) Vgl. FONTAINE VERWEY, *Bibliographie*, S. 185–188, der die Auffassung vertritt, daß der Druckort in England zu suchen sei.

⁷³) "Libertin" in der besonderen Bedeutung: Anhänger einer Bewegung von mystisch-spiritueller Frömmigkeit in der Mitte des 16. Jahrhunderts ("libertins spiri-

Weise die ihnen gemeinsamen, aus mystischem Grund hervorgegangenen geistig-religiösen Antriebe dar und erläutert die Übereinstimmung zwischen ihren Doktrinen und den Organisationsformen ihrer Anhängergruppen. David Joris⁷⁴, der direkt aus dem Täufern hervorgegangen ist, und H. N. sind wegen ihrer verwandten spiritualistischen Grundideen häufig zusammen behandelt worden, auch unter dem Aspekt der Abhängigkeit H. N.s von dem als bedeutender angesehenen David Joris⁷⁵. Hiël, einer der ältesten Anhänger H. N.s, verließ den Meister im Jahre 1573. Er wollte die mystische Erfahrung von jeder Personengebundenheit lösen⁷⁶, im Gegensatz zu H. N., bei dem sie ein hervorstechender Wesenszug war. Auch verneinte er die von H. N. für das Haus der Liebe formulierten kultischen Vorschriften. Sein Hauptwerk ist das bei Plantin ca. 1580 gedruckte "Het Boeck der Ghetuygenissen van den verborghen Ackerschat". Bedeutende Glieder der Sekte, darunter Plantin, Augustin van Hasselt, Ortelius, Montanus, sahen in Hiël das neue Oberhaupt der Gemeinschaft⁷⁷. Seine trotz des Abfalls von H. N. im wesentlichen doch ihm verpflichteten mystischen Schriften sind noch wirksam geworden im Pietismus des 17. Jh.s⁷⁸.

Daß Nippolds im allgemeinen objektives Urteil über die Lehre⁷⁹ H. N.s unter den drei Voraussetzungen, daß sie anabaptistisch, anti-

tuels"); gegenüber der Kirche, ihren Kultformen, den Sakramenten indifferent. Vgl. H. BUSSON: Les noms des incrédules au XVIIe siècle, Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance. Travaux et documents, XVI (1954) 281 f.

⁷⁴) F. NIPPOLD: David Joris. Zs. f. hist. Theologie 33 (1863) 3–166; 34 (1864) 483–673; 38 (1868) 475–591. – R. H. BAINTON: David Joris, Leipzig 1937. – P. BURCKHARDT: David Joris und seine Gemeinde in Basel. Basler Zs. f. Gesch. u. Altertumskunde 48 (1949) 4–106. Siehe VAN DER LINDE: David Joris, Bibliographie, 's-Gravenhage 1867 (enthält nach FONTAINE-VERWEY 263 Titel).

⁷⁵) NIPPOLD bezeichnete H. N. als die reinere edlere Erscheinung, seine Schriften seien im Vergleich zu denen von D. J. "noch Muster von Klarheit". Dagegen W. J. KÜHLER S. 387, der H. N. als fahlen Schatten von D. J. ansieht.

⁷⁶) Darum erscheint in seinen Schriften außer Hiël (*het eenwezig leven Gods*) an keiner Stelle sein Name.

⁷⁷) Vgl. REKERS, S. 139–184, zu den Beziehungen zwischen den prominenten Gliedern des Hauses der Liebe in Antwerpen. Hierzu auch ROOSES, Kap. IV, S. 61–92, und M. SABBE: De Moretussen en hun kring, Antwerpen 1928, Kap. II, Hoe stond Benedictus Arias Montanus tegenover de Leeringen van Hendrik Jansen Barrefelt (Hiël)?

⁷⁸) Auf dem Weg über Breckling, Gichtel, Überfeld werden Hiëls Schriften noch heute aktiv lebendig sein in den Konventikeln der Böhme-Freunde, die die beiden letzteren zu ihren Geistesvätern zählen und deren Schriften die Hauptquelle ihrer Meditationen bilden.

⁷⁹) NIPPOLD, H. N., S. 535–549.

trinitarisch, antinomistisch sei, dem komplexen Erscheinungsbild nicht ganz gerecht werden konnte, haben neuere Untersuchungen erkennen lassen. In Heglers nicht vollendeter Lebensarbeit über den Spiritualismus war, wie aus dem Plan der Arbeit hervorgeht, eine Darstellung der Entwicklung des spiritualistischen Elements, von der deutschen Mystik ausgehend, über Humanismus und Reformation, über Sebastian Franck, Melchior Hoffmann, Caspar Schwenckfeld beabsichtigt, und hier wäre auch H. N. der ihm gemäße Platz eingeräumt worden (ein Kap. war vorgesehen über "Joris und Nicolaus"). In Troeltschs soziologisch orientierter Gegenüberstellung von Sektentypus und Mystik bzw. Spiritualismus werden die Gruppen von H. N. und Joris als von einer "orgiastisch-enthusiastischen Mystik" ausgehend charakterisiert, ihre formende Kraft innerhalb der mystischen Bewegung und ihre Auswirkungen auf die englische Revolution und auf den Pietismus positiv hervorgehoben⁸⁰. (Die Darstellung enthält wichtige Kriterien für das Gesamtgebiet⁸¹.)

Will man in wenigen Worten das Charakteristische in Lehre und Selbstverständnis H. N.s umreißen, so muß als zentraler Punkt sein Anspruch, der mit besonderen Vollmachten ausgestattete Prophet der Endzeit zu sein, genannt werden. H. N. sieht sich als Gnadenstuhl der göttlichen Majestät, aus ihm strömt das Wort Gottes, seine Worte sind Zeugnisse Gottes, Gott hat sich mit ihm in ein Wesen und Leben *verwezent*, das Einströmen des Göttlichen ließ ihn zum *vergode-*
den Menschen werden. Ihm, dem Hohenpriester, der Zugang zum Allerheiligsten hat, sind gestufte Priesterklassen zugeordnet. Aus dem Glauben an die eigene göttliche Kraft erwächst der Auftrag, die Erwählten um sich zu scharen, im Geiste der Liebe und Wahrheit, in einer alle Kirchen, Religionen, Rassen umfassenden spirituellen Gemeinschaft, die in ihrem Streben nach Vollkommenheit sich streng scheidet von der noch herrschenden argen Welt. Dieses Sendungsbewußtsein bietet auch eine Erklärung für das als Unaufrichtigkeit gedeutete Leugnen ihm angelasteter häretischer Ansichten und Handlungen⁸².

⁸⁰) E. TROELTSCH: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Ges. Schriften I, Tübingen 1923³, S. 899–902.

⁸¹) Ebd. S. 848–903. Vgl. auch den Art. Spiritualisten, religiöse, von J. F. G. GOETTERS in RGG, 3. Aufl.

⁸²) Seinen Anhängern empfahl er Untertänigkeit und Gehorsam gegenüber geistlicher und weltlicher Obrigkeit (Chronica S. 155).

Mehr Toleranz als Opportunismus bestimmt seine Haltung zu den Konfessionen, die er als menschliche Ordnungen sehen mußte⁸³.

Worin nun bestand der unbestrittene Einfluß H. N.s auf die religiöse Entwicklung seiner Zeit, auf die Nachfahren? Inwieweit war er abhängig, was ist original? Fragen, auf die es noch keine ausreichenden Antworten gibt⁸⁴. Daß die Mystik H. N.s nicht ohne Einwirkung auf Jakob Böhme und damit auf den Pietismus geblieben ist, wird man als sicher ansehen dürfen⁸⁵. Auch Jane Lead und die Philadelphische Societät könnten (nach Loofs) in Zusammenhang stehen mit der familistischen Literatur. Jones⁸⁶ betrachtet H. N. als Vorfahren von George Fox, von dem man weiß, daß er ein Exemplar des "Spiegels der Gerechtigkeit" besaß⁸⁷. Knappert sieht Beziehungen zu Swedenborg, aber auch zu den Ranters⁸⁸. Als "würdige Vorgängerin" von Bunyans vielgelesenem Buch "Pilgrims progress" bezeichnet Nippold⁸⁹ H. N.s Schrift "Van dat geestlicke Landt der Belofften (Terra pacis)". Fontaine Verwey ergänzt, daß Bunyan mehr noch in seinem "Holy war" H. N. verpflichtet sei⁹⁰. Über den Einfluß auf Van der Noot s. o. und Anm. 69; Anm. 93.

Nur selten sind dem Mystiker auch gemeinschaftsbildende Kräfte zu eigen. H. N. besaß sie in besonderem Maße, sie waren ein wesentliches Moment seiner mystischen Begabung. Ob die sich im Geheimen bildenden Gruppen um H. N. ein wirkliches Gemeinschafts-

⁸³ Das gleiche betrifft Plantin, Coornhert, Joris, Montanus, Lipsius, Jan van der Noot u. a., die, im Grunde über den Konfessionen stehend, je nach Lage der Dinge von der einen zur andern Partei überwechselten. REKERS, S. 184, kennzeichnet diese Spiritualisten als Wegbereiter der religiösen Toleranz, die erst im 18. Jh. verwirklicht werden konnte. Im Gegensatz dazu der Bekennermut der Wiedertäufer. "Ein jeder Fromme bekennt seinen Glauben und leugnet nicht", Ausspruch eines gefangenen Wiedertäufers in Köln 1582, zit. b. H. H. TH. STIASNY: Die strafrechtliche Verfolgung der Täufer in der freien Reichsstadt Köln 1529 bis 1618 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, H. 88), Münster 1962, S. 138.

⁸⁴ Vgl. FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 162; *Trois hérésiarques*, S. 327–329.

⁸⁵ FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 188: Isaac Enschedé, der Drucker der "Chronica" von 1716, druckte auch Jakob Böhme und andere Mystiker. (S. auch oben Anm. 78.)

⁸⁶ R. M. JONES: *Studies in mystical Religion*, London 1909 (S. 428–448). S. dazu WILLE S. 231.

⁸⁷ FONTAINE VERWEY, *Trois hérésiarques*, S. 329.

⁸⁸ L. KNAPPERT: *Art. Niclaes (Hendrik)*, *Nieuw Nederlandsch Biografisch Woordenboek*, 1921.

⁸⁹ NIPPOLD, H. N., S. 372.

⁹⁰ *Trois hérésiarques*, S. 329.

leben führten, das der von ihm konzipierten Ordnung entsprach, ist bisher nicht untersucht worden⁹¹, wie überhaupt über die Verbreitung der Sekte noch sehr wenig gesagt werden kann.

Über einzelne Glieder berichtet die Chronik; durch die Aufarbeitung von archivalischen Quellen sind interessante Verbindungsfäden, vor allem hinsichtlich prominenter Persönlichkeiten (das Haus der Liebe war keine Sekte der "kleinen Leute"⁹²) sichtbar geworden⁹³.

Mit der Verbreitung seiner Lehre soll H. N. im Jahre 1556 begonnen haben⁹⁴; ein bei Fontaine Verwey zitierter Beleg von 1565 führt "magnas colonias" an⁹⁵. Wertvolle Angaben enthalten zudem die Gegenchriften⁹⁶.

An Bezeichnungen für die Gemeinschaft finden wir *Familia caritatis*, *Domus Charitatis*, *Schola charitatis*, *Huys der Liefden* (*Hûs der Liefsten*), *Gemeinschoppe in de Liefste*, *Family of Love*, *Familisten*, *Familia amoris*, *La Famille de la Charité*, *Libertins* (s. o.; Anm. 73), *geestdrijvers*, *illuministen*, *prophétiques égocentriques*, *spirituels* (die letzteren im besonderen für die Sekte in Antwerpen⁹⁷).

Nippold nimmt auf Grund seiner Quellen an, daß als Hauptorte der Gemeinschaft auf dem Kontinent Amsterdam, Emden, Antwerpen, Paris, Kampen, Köln, Rotterdam, Dordrecht angesehen werden könnten⁹⁸. Von keinem dieser Orte sind genaue Zusammenhänge bekannt, Einzelmeldungen geben nicht viel mehr als vage Anhaltspunkte⁹⁹.

⁹¹) Vgl. Ordo Sacerdotis; Chronica Kap. 29–36; NIPPOLD S. 549–555 über die priesterlichen Ordnungen, S. 555–559 über die kultischen Formen, S. 559–563 über die äußere Organisation.

⁹²) "... das Haus der Liebe coram Deo pessundat et privata et publica... tales sunt plerique qui in Hollandia hodie gubernant" (aus einem Brief von Aggaeus de Albada, 1584, zit. v. FONTAINE VERWEY, Basson, S. 220 f.).

⁹³) Vgl. ROOSES; REKERS; die Arbeiten von FONTAINE VERWEY. Daß Beziehungen bestanden haben zwischen Jan van der Noot und H. N., vermutlich durch Vermittlung von Coornhert, läßt WILLE als möglich erscheinen. (Hauptmotive aus der Lehre H. N.s verwendet in "Das Buch Extasis"?) FORSTER, Jan van der Noot, S. 78, weist darauf hin, daß diese Annahme bisher archivalisch nicht gestützt wird.

⁹⁴) Vgl. hierzu FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 168.

⁹⁵) *Trois hérésiarques*, S. 321 f.

⁹⁶) S. hierzu vor allem die Zusammenstellung bei NIPPOLD, H. N., S. 337–339 und 536–540.

⁹⁷) REKERS S. 139.

⁹⁸) S. 387 f.

⁹⁹) Vgl. FONTAINE VERWEY, *Trois hérésiarques*, S. 316 f.

Durch Rekers kennen wir (mit dem Blick auf Montanus) aufschlußreiche Details über den esoterischen Kreis in Antwerpen¹⁰⁰. Eine größere Gemeinde scheint in Dordrecht bestanden zu haben¹⁰¹, von hier jedenfalls besitzen wir mehrere wertvolle Belege, sogar bis in das 17. Jh. hinein¹⁰². Wenn es auch für den weiteren Verlauf des Jahrhunderts ganz allgemein an Meldungen fehlt¹⁰³, so läßt der im Jahre 1716 erfolgte Druck einer bearbeiteten Fassung der "Chronica" und anderer Hss. des Hauses der Liebe Schlüsse auf ein Weiterleben zu. (Fontaine Verwey macht auf den Bericht eines englischen Reisenden aufmerksam, der 1634 in Amsterdam eine Kirche der Familisten besucht habe¹⁰⁴.)

Die Geschichte der Familisten in England, wo die Gemeinschaft wahrscheinlich nicht nur die größte Anhängerschaft besessen, sondern gewiß auch eine bedeutende Rolle innerhalb der konfessionellen Gruppierungen und im öffentlichen Leben gespielt hat, wäre einer besonderen Darstellung wert¹⁰⁵. Die Bewegung, von ihrem Gründer selbst schon früh nach England gebracht, beschränkte sich zunächst auf die niederländische Gemeinde in London, ging aber dann auch auf englische

¹⁰⁰) S. o. Anm. 77.

¹⁰¹) Nach GREVINCHOVEN (1603) "De Dortsche Grondt off T'Huys der Liefde" (zit. b. FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 188).

¹⁰²) Vgl. ebd.; NIPPOLD, H. N., S. 388 f.; G. D. J. SCHOTEL: Kerkelijk Dordrecht, een bijdrage tot de geschiedenis der Vaderlandsche Hervormde Kerk, sedert het jaar 1572, Utrecht 1841, Bd. I, S. 134, 165 f.; DENS.: De Illustre School te Dordrecht. Een bijdrage tot de geschiedenis van het schoolwezen in ons vaderland, Utrecht 1857, S. 66.

¹⁰³) Hierzu FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 188.

¹⁰⁴) Trois hérésiarques, S. 327.

¹⁰⁵) NIPPOLD wertet im einzelnen die zeitgenössischen Mitteilungen von MICRONIUS und CHARINEUS aus: A confutation of the doctrine of David George and H. N., the father of the Family of love (vor 1563) und ferner die bedeutendste Gegenschrift, verfaßt von J. KNEWSTUB: A Confutation of monstrous and horrible heresies, taught by H. N. and embraced of a number, who call themselves the Familie of Love, 1579. S. vor allem CHARLOTTE FELL SMITH, auf deren Artikel sich die folgenden Angaben beziehen; auch L. KNAPPERT; FONTAINE VERWEY kann wichtige Ergänzungen machen, s. Trois hérésiarques, S. 327–329. – Die von B. N. KROHN: Geschichte der Fanatischen und Enthusiastischen Wiedertäufer . . . Leipzig 1758, S. 327, geäußerte Vermutung, der bei dem Wiedertäufertreffen bei Bocholt 1536 in Erscheinung getretene Wiedertäufer aus England mit Namen Heinrich sei H. N. gewesen, kann nach den bis jetzt ermittelten Daten kaum zutreffen. (S. den Hinweis b. R. BARCLAY: The inner life of the religious societies of the Commonwealth . . . London 1876, S. 35.)

Gläubige über. Größere Gruppen sollen in Norfolk, Suffolk, Cambridgeshire, Essex bestanden haben¹⁰⁶; auch Norwich wird genannt¹⁰⁷.

Im Jahre 1574 reichten die Familisten beim Parlament eine Apologie ein¹⁰⁸, ein Jahr später veröffentlichten sie "A Brief Rehersal . . ."¹⁰⁹. Mit einer Proklamation von 1580 sagte Königin Elisabeth ihnen den Kampf an. Sie befahl, die Anhänger gefangenzunehmen und ihre Schriften zu verbrennen¹¹⁰. Bald nach der Thronbesteigung Jakobs I. (1604?) richteten Sektenanhänger eine Botschaft an ihn, jedoch erfolglos¹¹¹. Größerer Freiheiten erfreute sich die Sekte wohl unter Cromwell¹¹², doch im neuen Jh. erfahren wir nichts mehr über ihre Existenz, nachdem die restlichen Glieder offenbar in andern religiösen Sondereinigungen aufgegangen waren. Eine Abzweigung soll auch nach Nordamerika verpflanzt worden sein¹¹³.

Daß auch in Köln, dem Ort der letzten Lebensjahre H. N.s, Familistenzirkel existiert haben, gilt als sicher; aber auch hier mangelt es an systematischen Nachforschungen¹¹⁴. Die Chronik berichtet von zwei niederländischen Flüchtlingen in Köln, dem Geistlichen Hubert aus Rotterdam und dem Seilmacher Cornelius Jansen aus Dordrecht, Anhängern von H. N., die allerdings Front gegen ihn machten¹¹⁵. Wie schon in anderm Zusammenhang erwähnt, hat Van der Noot während seines Aufenthaltes in Köln wahrscheinlich Kontakte mit dem Haus der

¹⁰⁶) FELL SMITH S. 428.

¹⁰⁷) FONTAINE VERWEY, a.a.O. S. 328.

¹⁰⁸) An Apology for The Service of Love, and The People that own it, commonly called, The Family of Love . . . (nachgedruckt London 1656, Titel ausführlich b. HESSELS Nr. 24, S. 117).

¹⁰⁹) A Brief Rehersal of the Belief of the Good-willing in England, which are named the Family of Love, with the Confession of their upright Christian Religion, against the false accusation of their against-Speakers. Set forth Anno 1575. London . . . 1656 (HESSELS Nr. 24, S. 117).

¹¹⁰) FELL SMITH S. 428.

¹¹¹) Die Antwort erteilte ein Mitglied der Universität Cambridge: A Supplication of the Family of Love . . . examined and found to be derogatorie unto the Glorie of God, the Honour of our King . . . Cambridge, 1606. Schon 1598 hatte Jakob im Vorwort zu seinem "Doron basilicon" die *familia amoris* für die Entstehung des Puritanismus verantwortlich gemacht (LOOFS S. 754 f.).

¹¹²) Hierfür sprechen Nachdrucke von H. N.s Werken in englischer Sprache in den Jahren 1649–56.

¹¹³) FONTAINE VERWEY, *Trois hérésiarques*, S. 329; R. A. KNOX: *Christliches Schwärmertum. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte*, Köln/Olten 1957, S. 135.

¹¹⁴) Es sei hier auch hingewiesen auf Davidjoristen in Köln (STIASNY S. 54 f.).

¹¹⁵) Dadurch sind ihre Namen bekannt. Vgl. NIPPOLD, H. N., S. 380 f.

Liebe (über Coornhert) gehabt¹¹⁶. Wille weist ferner auf einen geistverwandten Hendrik van Gulik in Köln hin¹¹⁷. In Köln jedenfalls wurde in den Jahren 1570–80 eine Serie von Nachdrucken der Niclaes-Schriften hergestellt¹¹⁸, darunter auch das einzige Werk in hochdeutscher Sprache¹¹⁹. In den frühen 80er Jahren soll der Diplomat Aggaeus de Albada Haupt der Sekte in Köln gewesen sein¹²⁰. Ein Kölner Priester schreibt 1590, daß “auch das Hauß der Liebe (das gleich wie ein Ausfluß ist auß der grundsuppe der Widerteuffer) in dieser Statt den fuß gesetzt hat”¹²¹, und noch 1604 wurde der Kölner Buchhändler Wilhelm Lutzenkirchen in einem Verhör gefragt, “ob ehr nicht auch bucher hab von dem Hauß von der Liebden, und andere wederteuffersche bücher”¹²². –

Unsere Darstellung konnte nicht mehr sein als ein Abriss – manche Fragen, auch wichtige, wurden nicht einmal angeschnitten. Möge der Beitrag trotzdem deutlich machen, daß sein Gegenstand – Hendrik Niclaes und das Haus der Liebe – weiterer Untersuchungen, im Detail und im umfassenderen Sinne, bedarf.

¹¹⁶) Vgl. WILLE (s. Anm. 93).

¹¹⁷) Vgl. hierzu STIASNY S. 91: Junker Gülich habe zu den von den Reformierten abgefallenen Perfektionisten gehört und sei für den Führer der Wiedertäufer, Westenberg, beim Rat der Stadt eingetreten.

¹¹⁸) Dazu: FONTAINE VERWEY, Bibliographie, S. 178–180.

¹¹⁹) S. o. Anm. 66.

¹²⁰) Vgl. FONTAINE VERWEY, Basson, S. 221.

¹²¹) C. ULENBERG: Summarische Beschreibung eines ongefährlichen Gesprächs, das zu Cöln zwischen Casparo Ulenbergio, einem Catholischen Priester, vnd Joanne Badio von Rödingen, einem Caluinischen Predikanten . . . gehalten worden (1590); zit. nach W. HOLLWEG-GILDEHAUS: Der Stand der Konfessionen in Cöln im Jahre 1590, Monats-Hefte für Rheinische Kirchengeschichte 4 (1910) 31 f.

¹²²) STIASNY S. 101 (Turmbücher G 235, 151r–152v; 10. 6. 1604).

COR AMANTIS NON ANGUSTUM

Vom Wohnen im Herzen

Von Friedrich Ohly

Der sprachliche und menschliche Reiz der Worte aus der bekannten Frauenstrophe in Minnesangs Frühling 3,3 *dû bist beslozzen in mînem herzen: verlorn ist daz slüzzelîn: dû muost immer drinne sîn* liegt nicht so sehr in der Herzensraum-Metapher wie im Schritt zu ihrer hyperbolischen Übertreibung¹. Das biblische und dem Mittelalter in Frömmigkeit und Dichtung vertraute metaphorische Sprechen vom Wohnen des Geliebten, Gottes oder des Menschen, im liebenden Haus des Herzens wird aufgefrischt durch eine übertreibende Steigerung des Metaphorischen. Sie nimmt die sprachliche Phantasie beim Wort und führt ihr Schwebendes auf den Boden der Wirklichkeit zurück, macht aus dem ernstesten Spiel einen gespielten Ernst. Das Sprechen vermag mit konkretisierender Konsequenz so insistierend im Bilde zu bleiben, daß es seinen mit der Konvention gegebenen Rahmen sprengt. Gleichwohl wird damit nicht schlicht nur Spiel zu Ernst. Als Annäherung an anders nicht oder noch nicht mit Nuance Sagbares ist die Metapher, der Fund einer produktiven Phantasie, gebunden an das Gebot der sprachlichen Seinserhellung, das Beliebigkeit und Willkür bei der schöpferischen Inbezugsetzung von Bedeutendem und Bedeutetem ebenso ausschließt, wie es den Spielraum einer geistigen Bewegung auf die sprachliche Findung von wahrer Existenz hin voraussetzt. Das Wort Liebe ist unendlich weit, eine Welt von Möglichkeiten, deren Grenzen, Ordnungen und Arten – als solche des Menschseins – mit der Sprache suchend zu entdecken sind. Die Liebe ist Verwundung, Krankheit oder Tod, Herrschaft oder Dienst, Kampf und Krieg, Gefangenschaft, Feuerbrand und Speise, Last und Licht, Jagd und Spiel, Tier, Metall und Pflanze, Dieb-

¹) Diesen Beitrag wird ein von MF 3, 1 ausgehender Aufsatz 'Das Herz als Haus' demnächst, wie ich hoffe, zu ergänzen haben.

stahl oder Handel, hat des Raumes Dimensionen. Solche und andere Metaphern als Wege der Seinserhellung des Phänomens Liebe bergen in sich eine Fülle von im engen oder im geschichtlichen Kontext begründeten Nuancen, haben untereinander wenig Übergänge und sind, genau genommen, nicht vertauschbar in der Anwendung auf gelebte Situationen. Als Annäherungen an das Unsagbare haben sie zu diesem offene, aus noch stummer Erfahrung bereicherte Ränder.

Die Metapher vom Wohnen im Herzen ist alt. Paulus wünscht den Ephesern, *Christum habitare per fidem in cordibus vestris* (Eph. 3, 17). Neben dem biblischen Wort vom statisch im Glauben ruhenden Einwohnen Christi im Herzen zeigen die deutschen Verse besitzergreifender Frauenliebe die Dynamik tathafter Entschiedenheit: *dû bist beslozen in mînem herzen: verlorn ist daz slüzzelîn: dû muost immer drinne sîn*. Die schon bei diesem nur einen Vergleich sichtbar werdenden Möglichkeiten einer Anwendungsgeschichte von bestimmten Metaphern – hier etwa hinsichtlich der stilgeschichtlich bedingten Intensität der von ihr bedeuteten Erfahrung – bereichern die geschichtliche Welt der Wege des Erkennens von Liebe aus der Sprache. Als theologische und als Liebesmetapher geläufig und für die Anschauung blaß geworden, bedarf die Metapher vom Wohnen im Herzen einer Auffrischung, um dichterisch neu zu wirken. Seit dem 12. Jahrhundert gibt es einen frischen Zugriff, der das Bild beim Wort nimmt, mit ihm ernst macht, ihm den Reiz des Phantasievollen zurückgibt, indem es ihn zu nehmen scheint. Durch Rückführung der Metapher auf den Boden ihrer Herkunft ergibt sich die Vorstellung eines ‘wirklichen’ Wohnens im Herzen. Sie kann durch manche Tonarten abgewandelt, in verschiedenen Gattungen durchgeführt, aus dem Lyrischen ins Szenische übertragen werden: wie wohnt es sich im Herzen? Kein Wunder, daß das lyrische Motiv bei Wolfram episch wird. Die Kunst der Frauenstrophe lag im ernüchternden Schlußeinfall, dessen dichterischer Übermut im ‘Bild’ zu bleiben scheint, wo er es aufhebt: *verlorn ist daz slüzzelîn: dû muost immer drinne sîn*. Die metaphorische Aussage ‘Ich hab dich ins Herz geschlossen’ wird ein überraschend völlig neuer Satz bei Einführung und Verwendung eines Schlüssels, der das Wort zur Tat macht und durch – einem höheren Willen folgsames – Verlorengehen dem Geschehenen Endgültigkeit verleiht. Eine hyperbolische Durchführung der Metapher des Wohnens im Herzen führt unverhofft und übermütig zu einer ebenso überraschenden Variation der Gefangenschaftsmetapher.

Der lyrische Reiz der Verse liegt im *fait accompli* der Anverwandlung zweier Metaphern anhand des Schlüssels zu einem *Novum*: 'Gefangennahme im Herzen der Dame'. Ihr *dû bist mîn* empfängt einen nie gehörten Ton unaufgehobener Schweben zwischen Spiel und Ernst. Die Strophe ist ein Edelstein. Herzeloys des gleich entschiedene Inbesitznahme Gahmurets besiegeln ihre Worte '*hêr, nu sît ir mîn. ich tuon iu dienst nâch hulden schîn* –' (Parz. 96,7 f.). Auch sie spricht nach dem *dû bist mîn* ihr *ich bin dîn*, während Gahmuret darauf sinnt, sich seine Gefangenschaft zu erleichtern. (Herzeloys hatte ihn im Prozeß gewonnen.) Dem lyrisch Verdichteten entspricht bei Wolfram eine große Rechtsstreit-Szene (86,29–96,10).

In der Zeit der großen Dichter mittelhochdeutscher Sprache ist das Wohnen und Tragen des liebsten Menschen im Haus und in der Kammer, dem Schrein und der Klausur, dem Zelt oder Himmelreich des Herzens – wie seine Hingabe und sein Tausch – dermaßen Brauch geworden, daß über die Stränge dieser Bildlichkeit zu schlagen locken mußte, indem man sie auf den 'Boden der Wirklichkeit' zurückrief: Das Herz wird ausgestattet mit Tür und Schlüssel oder Riegel, später Dach und Wänden, erhält einen Sessel oder Thron, läßt sich absperren und verschließen, verriegeln und versiegeln. Am Ende kann man die Liebe auf seine Wände schreiben². Einen solchen Schritt vom Wege der Konvention gehen Dichter, die große Damen ein kleines Herz beziehen lassen, ein Königreich oder ein Gefängnis? Die ernüchterte Metapher ist eine Quelle des Ernstes wie der Heiterkeit^{2a}.

Der Mann einer Strophe der *Carmina Burana* (165,1) unterwirft sich Venus mit der Bitte, ihn vor inneren Stürmen im verriegelten Herzen des Mädchens zu bewahren:

²) Zum Schreiben auf des Herzens Wände J. KIBELKA: *der ware meister. Denkstile und Bauformen in der Dichtung Heinrichs von Mügeln*, Berlin 1963, S. 300: '*Scrib in dîns herzen buch* (235, 1) und *Scrib in dîns herzen want* (307, 1) aber sind Umschreibungen, die nach der biblischen Metapher *scribe in tabulis cordis tui* (vgl. Prov. 3, 3 und 7, 3) längst gebräuchlich waren'; vgl. u. Anm. 14.

^{2a}) Das hier gemeinte Phänomen hat H. FRIEDRICH, *Epochen der italienischen Lyrik*, Frankfurt 1964, als 'Naturalisierung der Metapher' in den Blick gerückt (S. 469, 612, 645, 661, 699, 721). Es ist auch in der Kunstgeschichte zu beobachten: 'Die wörtlich genommene Darstellung bildlicher Rede war im Frühmittelalter verbreitet, vor allem in der Wortillustration der Psalterien'; mit Beispielen bei B. BISCHOFF, *Das biblische Thema der Reichenauer 'Visionären Evangelisten'*, in: *Mittelalterliche Studien II*, Stuttgart 1967, S. 304–311, hier S. 310 f.

*me tibi subicio:
defende, ne involvat me procella,
que versatur clauso cordis pessulo in dulci puella.*

Deutsche Minnesänger machen aus der Metapher zunächst eine die Phantasie noch beschäftigende Skizze, während der Epiker deren Ansätze zur Ausmalung vollendet. Friedrichs von Hausen Sprechen von des Herzens *klûse* meint Abschließung nach außen wie nach innen:

42,19 *Mîn herze muoz ir klûse sîn
al die wîle ich habe den lîp;
sô mûezen iemer elliu wîp
vil ungedrungen drinne wesen,
swie lîhte si sich træste mîn.*

Die auf den Mann zu verzichten bereite Dame soll fürs Leben in seinem Herzen abgeschlossen wohnen, das sich zugleich nach außen den anderen Frauen all verschließt. Sich-verschließen und den andern Einschliessen, zwei in der Tradition gesonderte Aufgaben der Herzenstür und ihres Schlosses, werden mit den Andeutungen *klûse* und *ungedrungen drinne wesen* eng verbunden. Beide spielen auf das abgesonderte Enge des Herzens an, in dem zu weiterem Zutritt *gedrungen* werden müßte³. Der Weg ins Herz führt durch die Augen (wie umgekehrt die Tränen aus dem Herzen in das Auge steigen⁴). Heinrich von Morungen berührt mit Scheu das Geheimnis, wie, gleich dem Wunder der Empfängnis

³) Zu *ungedrungen* s. C. v. KRAUS: Minnesangs Frühling. Untersuchungen, Leipzig 1939, S. 141; zur ganzen Strophe H. BRINKMANN: Friedrich von Hausen, Minden 1948, S. 112 ff.

⁴) Schon K. BURDACH: Reimar der Alte und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880, S. 114 f., hat das Wesentliche gesehen: 'Das Gewöhnlichste ist, daß die Geliebte im Herzen des Mannes wohnt... Mit dieser einfachen Tatsächlichkeit des Bildes begnügte man sich aber nicht, man suchte es in Handlung umzusetzen, indem man die sich aufdrängende kindliche Frage 'wie ist die Frau in das Herz des Mannes gekommen?' zu beantworten strebte. Da boten sich denn als natürlicher Weg zum Herzen die Augen... Möglicherweise hat auch das in der geistlichen Poesie gangbare Bild, wonach Gott oder Christus in die fromme Seele durch Ohr und Augen eingeht, mitgewirkt.' BURDACH bringt schon knapp die meisten der nächsten Belege. XENJA VON ERTZDORFF: Die Dame im Herzen und das Herz bei der Dame, ZfdPh 84 (1965) 6-46, hier S. 17, bemerkt für die französische Lyrik: 'Erst gegen 1200, z. B. bei Folquet de Marseille, ist auch im lyrischen Stil das Bemühen deutlich erkennbar, die geistigen Vorgänge 'anschaulicher' auszudrücken, vielleicht auf Grund von Anregungen aus dem Roman. Aber die Methode ist doch verschieden: die räumliche Anschaulichkeit und die Fixierung durch einen zeitlichen Ablauf werden vermieden. Stattdessen werden die geistigen Vorgänge visuell anschaulich gemacht: die Dame 'sitzt' im Herzen des Dichters.'

Mariae, die Dame ihm durch unverletzte Augen ohne Tür ins Herz gekommen; aufbrechen müßte man es, sie darin zu schauen⁵ (127, 1 ff.):

*Wiste ich obe ez möhte wol verswigen sîn,
ich lieze iuch sên mîne lieben frouwen.
der enzwei gebrêche mir daz herze mîn,
der möhte sie schöne drinne schowwen.
sie kam ber dur diu ganzen ougen
sunder tür gegangen:
ôwê, solte ich von ir reinen minnen sîn
alsô werdeclîche empfangen!⁶*

Die lichte Affinität der paradoxen Erfahrung dieser Strophe zum Wunder der Empfängnis Mariae fehlt ganz einem Liede vielleicht Reimars⁷, wo die Dame mit Wundermacht das Auge einnimmt, um unheimlich, eine Heimsuchung, den unverwehrtten Weg ins Herz zu suchen, es schlicht in Besitz zu nehmen, so daß der Mann um Gnade rufen

⁵) P. KESTING: Maria-Frouwe. Über den Einfluß der Marienverehrung auf den Minnesang bis Walther von der Vogelweide, München 1965, S. 96; H. WALTHER: Lateinische Sprichwörter und Sentenzen I, Göttingen 1963, Nr. 3399 a: *Cor erit illesum servans in pectore Jesum*. Neben der von BURDACH in Betracht gezogenen Empfängnis durch Auge und Ohr ist zu denken an das auch mariologisch verstandene Hindurchgehen Gottes durch die verschlossene Tempelpforte bei Ezechiel (Belege bei A. SALZER: Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters, Linz 1886–1894, S. 26 ff., 117 f.), an das ebenso auf Mariae Empfängnis gedeutete Dringen der Sonne durch das unverletzte Glas; Belege bei A. SALZER, S. 71–74, sprechen vom Scheinen Gottes *durch dinen ganzen lîp* (Maria, Goldene Schmiede 788), von Christus, der *in quam und uz quam von dem ganzen libe unser vrowwen sente Marien* (LEYSER: Predigten 48, 34); die Empfängnis führt durchs unverletzte Ohr ins Herz (A. SALZER, S. 90 ff.: Goldene Schmiede 1287 *âvê derveterliche spruch, der durch dîn ôre, ân allen bruch, dir gie ze herzen unde sleich*; 1970 *er vlouc durch dîner ôren tor dar in dîn herze lise*; F. J. MONE: Lateinische Hymnen II, 419, 9 *mirantur ergo saecula, quod aure virgo concipit et corde credens parturit*; Fr. v. Sonnenburg I, 25 *ir gienc sîn bet und sîniu wort durch ôren und durch ougen*.) Andere Belege für Empfängnis durchs Auge kenne ich nicht.

⁶) Was Morungen erhofft, findet Reinmars von Zweter Dank (29, 5 ff.): *ir kiusche, ir schœne, ir minneclîcher lîp beslozzen hât min herze sît der stunde, daz mich enphienc ir liehter ougen schîn. Dâ wart ich alsô minniclîch enphangen* –; vgl. G. ROETHE zu 29, 7. Zur Morungen-Strophe 127, 1 zuletzt: Interpretationen mittelhochdeutscher Lyrik, hg. v. G. JUNGBLUTH, Bad Homburg-Berlin-Zürich 1969, S. 110 ff. (U. PRETZEL) und S. 128 f. (H. D. SCHLOSSER zur Gefangenschaft im Herzen). Für die Beziehung zwischen Auge und Herz in der Lyrik reiche Belege bei TH. FRINGS/ELISABETH LEA: Das Lied vom Spiegel und von Narziss. Morungen 145, 1, PBB 87 (Halle 1965) 40–200, bes. 87 ff., 94 f., 109 f., 125 f., 129, 136, 138, 177.

⁷) Zum Problem der Echtheit F. MAURER: Die 'Pseudoreimare', Heidelberg 1966, S. 78.

kann. Seliges Staunen bei Morungen, hier Hinnehmen einer Okkupation (194, 21 ff.):

*... ein minneclîchez wunder dô geschach.
Si gie mir alse sanfte dur mîn ougen
daz si sich in der enge niene stiez.
in mînem herzen si sich nider liez;
dâ trage ich noch die werden inne tougen.
Lâ stân, lâ stân, waz tuost du, sælic wîp,
daz du mich heimesuocest an der stat,
dar sô gewalteclîche wîbes lîp
mit starker heimesuoche nie getrat? –*

Enge bietet das Auge, nicht das Herz, in dem die Dame 'sich niederläßt'. Das Lied ist auf dem ersten Weg einer Konkretisierung des Metaphorischen, die später parodierend fortgetrieben werden konnte. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts zitiert ein Mädchen Elsbeth von Baierbrunn bei München im Brief an die Verwalterin eines Klosters die Morungenstrophe: *der en zwai prach mir daz herze mine d'n liez ich iwch vile liebiv miten trine sehen* und läßt ernüchternd folgen: *mit iwern pelzen vñ mit iwer chursen allen vñ mit iwern grozen schvhen si mvzen aver schon gewischet sin*⁸. Die Gefangennahme im Herzen der Dame hat ihr Pendant in der Besitzergreifung vom Herzen des Mannes. Die Dame bleibt die Tätige, dank der Fahrlässigkeit des Mannes, sein Auge auf sie zu richten.

Reinmar von Zweter weiß das Herz bald eng, bald weit. Die Geliebte soll sein Herz durchsuchen kommen: findet sie eine andre, ist der Mann verloren; ist sie selbst im Herzen Herrin, wird sie es bleiben: *Daz hâstû, sælic vrouwe, gar durchgangen: ich hân dich dicke schône drin gevangen* (27, 7f.). Zwei Nebenbuhlerinnen gäbe eine Scheune nicht genügend Raum; die Frau und die Ehre aber richten im engen Herzen des Mannes zu zweit sich gerne ein (47, 7):

*Zwein andern gellen wære ein stadel zenge:
Ëre unt ein wîp die lident wol gedreng
unt lâzent sich ensamt besliezen
einen ëregernden man,
des herze si behûsen kan
unt der sich ir niht schiere lât verdriezen.*

⁸) O. BRENNER: Ein Brief, Germania 34 (1889) 369f.; 35 (1890) 413; vgl. F. R. SCHRÖDER: Heinrich von Morungen, GRM 49 (1968) 337–348, hier 344 f. E. SCHMIDT fand die Morungenverse in einem Brautbrief Karoline Flachslands an Herder zitiert, vgl. K. BURDACH a.a.O., S. 115; F. R. SCHRÖDER a.a.O., S. 344.

Als Wohnung der Geliebten schließt das Herz der Minnesänger ein Mitbewohnen aus⁹. Das verträgliche Sicharrangieren wie von *êre* und *wîp* ist ein hybrides Spiel. Walther hat Ähnlichem kaum Vorschub geleistet mit den Versen *jâ leider desn mac niht gesîn, daz guot und weltlich êre und gotes hulde mêre zesamene in ein herze komen. stîc unde wege sint in benomen* – (8,19 ff.). Der Ansatz zur Personifikation der drei Werte bei Walther bleibt gestaltlos; sind sie doch auch *driu dinc* (8,12).

Kann das Oxymoron der Phantasie 'die Dame im engen Herzen' einem Beimwortnehmen des Wohnens im Herzen entsprungen sein, erscheint eine geschichtliche Herkunft anderer Art daneben keineswegs unmöglich, wenn ein altes und geheiligtes Paradoxon – kaum metaphorischer Herkunft, sondern ein Sprache gewordenes Wunder – mit in Betracht gezogen wird. Wie kann Gott im Menschenherzen, wie konnte Gottes Sohn im Schoß Mariens wohnen? *Cor fidelis templum non angustum Deo*, sagt Augustin¹⁰: Furcht macht eng und Liebe weit. Salomos Tempel mochte für Gott eng sein, nicht ein glaubendes Herz. Wer ein enges Haus hat, fürchte nicht die Ankunft Gottes: 'Er beengt dich nicht, wenn er kommt. Sein Kommen macht dich weit . . . Liebend wirst du diese Weite erfahren'. Im Eingang der *Confessiones* spricht Augustin: 'Eng ist das Haus meiner Seele, in das Du kommen sollst zu ihr: weit soll es werden durch Dich'¹¹.

Die Kirchweihpredigten Bernhards von Clairvaux¹² sprechen vom Haus des Leibes als der Wohnung der Seele, in welcher der heilige Geist wohnt¹³. Bei der die Weihe des Herzens bedeutenden Kirchweihe schreibt der heilige Geist als Finger Gottes auf die nicht mehr steinernen, sondern fleischlichen Tafeln des Herzens (*tabulae cordis* 520 C)¹⁴

⁹) Belege bei K. BURDACH a.a.O., S. 114 f.

¹⁰) Sermo 23, PL 38, 158; PL 37, 1528: *in latitudine amoris, non in timoris angustiis*. Albertus von Augsburg. St. Ulrichs Leben, ed. J. A. SCHMELLER, München 1844, v. 23 ff.: *Gott sich ime ergît, sweme sunder nît ist daz herze von minnen wît.*

¹¹) Conf. I, 5, 6: *Angusta est domus animae meae, quo venias ad eam: dilatetur abs te*. En. in ps. 4,2: *corde dilatari, id est, iam cordi habere infusum deum, cum quo intrinsecus colloquatur*; vgl. ibid. 118, 11, 6 und 45, 9: *Gott, qui nullo capitur loco, cui sedes est conscientia piorum; et ita sedes dei est in cordibus hominum.*

¹²) PL 183, 517–536.

¹³) 528 A: *Quinimo sancta sunt propter corpora domus, corpora propter animas, animae propter Spiritum inhabitantem . . . O admirabilis domus!*

¹⁴) Das Schreiben auf den Tafeln des Herzens kennt das Alte und das Neue Testament (II Cor. 3,3; vgl. Prov. 3,3; 7,3; Jer. 17,1; 31,33; Ez. 36,26), das Schreiben Gottes mit dem Finger des heiligen Geistes *non in tabulis lapideis, sed in tabulis*

das neue Gesetz der Verheißung, daß der Gläubige ein lebendiger Stein des ewigen Himmelshauses sein wird. Im von Gott geschaffenen erhabenen, aber vergänglichen Haus des Leibes wohnend, der selbst im Haus der Welt wohnt, vermag die Seele Gott nur aufzunehmen, weil sie Gottes Ebenbild ist (. . . *non capit eum nisi imago sua. Anima capax illius est, quae nimirum ad ejus imaginem est creata* 522 C). Gott, der Himmel und Erde erfüllt, kann so im Herzen wohnen (*cor* und *anima* stehen in diesen Predigten bedeutungsgleich). In unseren Herzen lesen wir die Geheimnisse des Herzens Gottes, wenn uns die Liebe als Braut Gottes ausweist. Die Kirchweihe feiert die Einwohnung des Herzens Gottes in unserem Herzen: *Lege, homo, in corde tuo; lege intra te ipsum de te ipso testimonia veritatis . . . Lege in corde Dei testamentum* (531 D). Wir sind Gottes Haus und Braut: *cum metu et reverentia dico: Nos sumus. Nos, inquam, sumus, sed in corde Dei* (534 A).

Hugo von St. Viktor¹⁵ meistert das Problem der Errichtung der Arche Noah im Herzen ähnlich durch Nachweis der Gottähnlichkeit des Herzens. Gott wohnt in der Welt als Herrscher, in der Kirche als Hausvater, in der Seele liebend als im Brautgemach (621 A): Die Seele ist in Gottes Haus, soweit sie selbst Haus Gottes wird, der dem Herzen durch Liebe und Erkennung einwohnt (*cor* und *anima* stehen wieder füreinander). Das Herz kann auf eine Länge von 300 Ellen 'ausgemessen', auf eine Breite von 50 Ellen 'ausgespannt' und auf eine Höhe von 30 Ellen 'aufgerichtet' werden (636 A), um des Menschen Wohnung in sich selbst zu werden, indem es eine 'Arche aus Gedanken' wird, über welche die Seele ihrem Schöpfer gleicht¹⁶. Unser Herz ist erfüllt vom Überdenken der Werke Gottes, deren Unendlichkeit es niemals faßt¹⁷. 'Ruhe also zwischen diesen Wänden, bleibe unter diesem Dach und wohne in diesem Haus' der Arche als dem 'Verborgenen unseres Herzens' (636 AB), dessen Tür Gott schließt und öffnet.

cordis carnalibus (II Cor. 3, 3) schon Augustin (PL 37, 1528; Gero von Reichersberg PL 194, 757 D. 758 A).

¹⁵) De arca Noe morali, PL 176, 617–680.

¹⁶) 635A: *Habent enim quoddam esse suum res in mente hominis, ubi illa etiam, quae in seipsis vel jam praeterierunt, vel adhuc futura sunt, simul subsistere possunt. Et in hoc quodammodo rationalis anima similitudinem sui creatoris habet . . .* 635 B: *Habeamus ergo rectas, habeamus utiles et castas cogitationes, quia de tali materia fabricamus arcam nostram.*

¹⁷) 623A: *Quia tanta est divinatorum operum immensitas, ut ad ea perfecte comprehendenda nullius creaturae intelligentia sufficiat. Implet cor nostrum consideratio eorum, non comprehenditur a corde nostro immensitas eorum.*

Das dritte Buch des Werkes ist ein Exkurs über den Mittelpfeiler der Arche als den Baum der Weisheit im 'unsichtbaren Paradies' des Herzens. Unter dem Bild einer fünfzehnstufigen organischen Folge von des Baums der Weisheit Aussaat und Begießung, Absterben und Wurzeln, Keimen und Aufgehen, Wachsen und Stärkung, Grünen und Sprießen, Ausbreiten der Zweige, Blüten, Fruchtbringen und Reifen, Ernte und Essen der Frucht erreicht Hugo den die 15 Stufenkapitel des Buchs zusammenbindenden Einheitsstil der Gotik. Innerhalb der alle Teile ineinanderfügenden Werkeinheit des Baus der Arche steht der Mittelpfeiler als ein vom Samen bis zur Höhe sich organisch aufrichtender Baum (646 D–664 A). Er bedingt die Ablösung der Gebäudemetapher des Herzens durch die des Herzensackers. Der 'ins Herz geworfene' Same der Weisheit (648 B) ist ein im Herzensacker¹⁸ verborgener Schatz, der gefunden wird, wenn die Weisheit 'aufgeht' unter Schmerzen, als würde das Land des Herzens von der Pflugschar aufgerissen, ein tiefer Brunnen in ihm ausgeschachtet, das schlechte Dunkel hinweggebrannt (651 f.). Das zum Spiegel der Weisheit Gottes geschaffene Herz (*speculum* 652 A) wird hell und steigt auf wie eine Warte (*specula* 654 B) der Beschauung der neuen Erde unterm Licht. Die Funken der Hoffnung (wie eine Erinnerung an unsichtbare Freuden) glühen im Herzen wärmend und wehren die Kälte vom jungen Grünen ab (655 C). Hugos Auslegung der 15-Zahl der Kapitel und Stufen dieses Buches vom Mittelpfeiler deutet seinen Aufbau sowohl als Zentralkomposition (zwei Siebenerflügel um das achte Kapitel)¹⁹ wie als Endgipfelkomposition: *Ecce arbor sapientiae nostrae per quindecim gradus usque ad summum incrementum pervenit; hic autem numerus magni mysterii conscius est* (662 B). Daß Zentralkomposition und Endgipfelkomposition sich in der Frühgotik nicht ausschließen, zeigte ich am Taubenbild des Hugo von Folieto²⁰. Nach diesem Exkurs kehrt Hugo zurück zum Bau der Arche im Raum des Herzens und damit zur Hausmetaphorik.

Auf dem Bauplatz des Herzens ist die Arche aus reinen Gedanken aufzubauen. Gott fordert nicht den Kauf von fremdem Grund zur Mehrung seines Heiligtums (663 C): 'Er will in deinem Herzen wohnen, dehne es und mach es weit! Weite es, sagte ich, denn der Herr ist groß und vermag in engem Raume nicht zu wohnen. Dein Herz mach also weit, damit du zu fassen vermöchtest, den die Welt nicht fassen kann.

¹⁸) Den Samen und Acker des Herzens kennt schon Augustin: Conf. II, 3, 5 ... *deus, qui es unus verus et bonus dominus agri tui, cordis mei*. En. in ps. 84, 15 *non sit inane semen dei in cordibus ... Veniat imber dei et fructificet quod ibi seminatum est*.

¹⁹) 663 A: *Et ideo in arbore sapientiae octavo gradu inter septem et septem ... tolerantia laboris figitur in centro mediae unitatis ...*, wie auf die sieben ersten Seligpreisungen die achte über die Verfolgung Leidenden folgt.

²⁰) Probleme der mittelalterlichen Bedeutungsforschung und das Taubenbild des Hugo de Folieto, Frühmittelalterliche Studien 2 (1968) 162–201, hier S. 197.

Weite dein Herz, damit du Gott als Gast zu haben wert seist, nicht nur, wie unter Menschen Brauch, als Gast für eine Nacht, sondern als ewigen Bewohner. Dein Herz mach also weit. Läßt du in seiner Weitung nach, wird der es selbst dir weiten, zu dem einst der von ihm Geweitete sprach: 'Den Weg deiner Gebote lief ich, als du mir das Herz geweitet' (Ps. 118,32).²¹ Auf dem Grund des Herzens bauen Gott und Mensch gemeinsam, da in ihm nicht bleiben kann, der nicht selbst in ihm die Bleibe sich bereitet (664 D). *Dei quippe opus in nobis nobiscum est, et nostrum opus in nobis ab ipso est* (665 B).

Sein Versprechen, das Geheimnis, wie die Gott zu bauende Arche mit ihren begrenzten Abmessungen den Unendlichen und Unermeßlichen aufnehmen könne, noch einmal zu besprechen (665 C), löst Hugo im Schlußkapitel des Werkes in kühnen Gedankengängen durch Deutung der Arche als Weltbild ein (677–680). Ihre Dimensionen der Länge, Breite und Höhe umfassen als die Dimensionen der Zeit (*historia*), des Raums (*allegoria*) und der Werte (*tropologia*) die ganze heilige Schrift²¹. Die Zeit der Welt, den Raum der Welt und die Wertordnungen darstellend, ist die Arche ein geschichtliches, räumliches und sittliches All, in dem das Zeitliche als ewige Gleichzeitigkeit, das Räumliche und Sittliche als ewige Ordnung dauernd da sind: *Ibi quoddam universitatis corpus effingitur et concordia singulorum explicatur* (680 B). In jener, der geschichtlichen und vergänglichen Welt ist diese Welt der Arche eine zweite Welt von Unvergänglichkeit: 'Diese Welt ist in jener Welt, und jene Welt ist kleiner als diese Welt, weil diese faßt, den jene zu fassen nicht vermag. Jene Welt sehen des Fleisches Augen, diese Welt schauen im Inneren des Herzens Augen' (680 C). Die im Herzen gebaute geistige Arche als Haus Gottes ist größer als die Welt. Da Gott an ihr mitgebaut hat, vermag sie ihn aufzunehmen²².

²¹) 678 C: *In his tribus dimensionibus omnis divina scriptura continetur.*

²²) Auf beliebige Mehrung der Belege zur Weitung des Herzens habe ich verzichtet. Hingewiesen sei nur noch auf Ambrosius zu Ps. 118, 32 (PL 15, 1316 A): *via sit angustior, cor latius, ut Patris et Filii et Spiritus sancti sustineat mansionem; ne veniat Verbum Dei, et pulset, et videns cordis ejus angustias, dedignetur habitare ... Non igitur in viis, sed in cordis latitudine sapientia decantatur. In hoc igitur campo interioris hominis, non in angustiis mentis currendum nobis est, ut comprehendamus; Augustin zu Ps. 118, 32 (PL 37, 1527): *Cordis dilatio justitiae est delectatio. Haec munus est Dei, ut in praeceptis ejus non timore poenae angustemur, sed dilectione et delectatione justitiae dilatemur. Hanc enim nobis promittit latitudinem ejus dicens: 'Habitabo in eis et deambulabo' (II Cor. 6, 16). Quam enim latum est ubi deambulat Deus! in hac latitudine diffunditur charitas in cordibus nostris per Spiri-**

In der Dichtung wirkte wohl noch stärker als das Wohnen des Unendlichen im Menschenherzen das Eingehen des Sohns Gottes in Schoß und Herz Marias²³. Die früheste dichterische Verwirklichung des Gedankens der Einwohnung des Unendlichen im Herzensschoß Mariae geschah wohl im Marienhymnus des Venantius Fortunatus im 6. Jahrhundert, der mit diesen Strophen anhebt:

*Quem terra, pontus, aethera
Colunt, adorant, praedicant,
Trinam regentem machinam
Claustrum Mariae baiulat.
Cui luna, sol et omnia
Deserviunt per tempora,
Perfusa coeli gratia
Gestant puellae viscera.
Mirantur ergo saecula,
Quod angelus fert semina,
Quod aure virgo concipit
Et corde credens parturit.
Beata mater munere
Cuius supernus artifex
Mundum pugillo continens
Ventris sub arca clausus est.^{23a}*

tum sanctum qui datus est nobis . . . Multa dici possent de ista cordis latitudine, sed huius sermonis jam contradicitur longitudini. Hilarius PL 9, 531 CD: *Sed via quae ad vitam ducit, et angusta et tribulata est; angusta, quia diligenter et caute in ea ingrediendum est; tribulata, quia per multas tribulationes et passiones aditur . . . Dilatum est cor, quod per fidem capax doctrinae Dei panditur . . . Cor igitur dilatatur, in quo sacramentum patris et filii residet, in quo capaci habitatione spiritus sanctus delectatur.* Sonst geschieht die Weitung des Herzens nach Ps. 118, 32 durch die Geheimnisfülle der Schrift (Hieronymus PL 26, 1262 B), die theologischen Tugenden Liebe, Hoffnung, Glaube (Hieronymus PL 26, 1262 B; Bruno von Würzburg PL 142, 433 AB), 'in Liebe, Geduld, Langmut und ähnlichen Tugenden' (Haimo PL 116, 607 D), 'in der Liebe' (Remigius PL 131, 739 A; Bruno der Karthäuser PL 152, 1268 AB), im Wissen (Cassiodor CCL 98, 1073; danach Petrus Lombardus PL 191, 1060 A; Bruno von Würzburg PL 142, 433 B), in der Liebe zur Wahrheit durch die von Gott in die Herzen eingegossene Liebe (Prosper PL 51, 341 BC folgt hier Augustin – s. o. PL 37, 1527 – unter Ersetzung von *justitiae* durch *veritatis delectatio*; danach Alcuin PL 100, 601 D; Petrus Lombardus PL 191, 1060 A). Wie die weitere Exegese von Ps. 118, 32 könnte die des Pauluswortes *cor nostrum dilatatum est . . . dilatamini et vos* (II Cor. 6, 11. 13) oder des Wortes über Salomon, daß Gott ihm Weisheit und Klugheit gab *et latitudinem cordis quasi harenam quae est in litore maris* (III Reg. 4, 29), befragt werden.

²³) mhd. *herze* kann in mariologischem Kontext (etwa bei Heinrich von Mügeln) 'Schoß' bedeuten.

^{23a}) *Analecta Hymnica* 50, 72 (auch 2, 27); MGH Auct. ant. IV 1, 385; G. G.

Mit diesem Hymnus Bestandteil der Liturgie geworden, hat das Paradox in der Lyrik Aufnahme gefunden. Wie es bei John Donne († 1631) im Verkündigungsgedicht lautet: *Immensity cloysterd in thy deare wombe*, so häuft im 13. Jahrhundert Walter Wimborne Marienparadoxa in zwei Strophen einer Mariendichtung:

*Virgo mirabilis novo prodigio
Deum obpalliat sub carnis pallio,
magnum abbrevians in parvo spatio,
immensum metiens ventris in medio.*

*Convertit genitor in matrem filiam,
antiquus prosilit ad pueritiam,
novam ingreditur rex regum regiam,
nec venter virginis sentit injuriam.^{23b}*

Um 1150 rühmt das Mariengebet in Heinrichs Litanei das Ruhens des Himmel und Erde Berührenden in der Jungfrau Schoß²⁴.

*din wambe in gærlichin bisloz,
der so michil ist unt so groz,
daz er alle die himile
hat cesinem gisidile,
ceinem uûzscamel die erde.*

Walthers von der Vogelweide Leich umkreist das Wunder der Empfängnis und des Wachsens Gottes im verschlossenen und engen Schoß:

MEERSSEMAN, Der Hymnos Akathistos im Abendland I, Freiburg (Schweiz) 1958, S. 135 f. Vgl. schon Ephräm der Syrer († 373), *De nativitate* 4, 182–194 (nach E. BECK, Die Mariologie der echten Schriften Ephräms, *Oriens Christianus* 40 (1956) 22–39, hier S. 24):

- 182 *Durch die Kraft aus ihm vermochte Maria
in ihrem Schoß zu tragen den, der das All trägt.*
185 *Er gab Maria die Milch als Gott,
er trank sie hinwieder von ihr als Mensch.*
186 *Es trugen ihn ihre Arme, weil er seine Macht verringert hatte;
es umschlang ihn ihr Busen, weil er sich klein gemacht hatte.*

Weitere Belege des Paradoxon der Einwohnung des Unendlichen in Maria bei G. G. MEERSSEMAN, a.a.O., S. 131, 133, 139, 152, 154, 162, 175, 205. Zur Einwohnung im Herzen Jesu s. C. JEAN-NESMY, *La dévotion au Sacré-Cœur est-elle une dévotion particulière?* Jalons pour une recherche méthodique des thèmes et de leur portée, in: Dr. L. Reypens-Album, hg. von A. AMPE, Antwerpen 1964, S. 241–256, hier S. 248 f. Verf. wünscht die theologische von der Metaphernforschung her zu beleben.

^{23b}) T. WRIGHT (ed.), *The Latin Poems Commonly Attributed to Walter Mapes*, London 1841, S. 192, nach ROSEMARY WOOLF, *The English Religious Lyric in the Middle Ages*, Oxford 1968, S. 131; hier weitere Beispiele für Marienparadoxa in der Lyrik.

²⁴) C. v. KRAUS: *Mhd. Übungsbuch*, Heidelberg 1926, S. 38 (223, 4 ff.).

- 4,6 *Ezechîêles porte,*
diu nie wart ûf getân,
dur die der kûnec hêrlîche
wart ûz und in gelân.
alsô diu sunne schînet
durch ganz geworhtez glas,
alsô gebar diu reine Krist, diu magt und muoter was –
- 4,37 *ob allen magden bist dû, maget, ein magt, ein kûneginne.*
gotes lambe
was dîn wambe
ein palas kleine,
dâ ez reine
lac beslozen inne –
- 5,23 *ein wort ob allen worten*
entslôz dîn ôren porten,
des sîeze an allen orten
dich hât gesîezet, sîeze himelfrowwe.
Swaz ûz dem wort erwachsen sî,
daz ist von kindes sinnen frî:
ez wuohs ze gote, und wart ein man –
- 35 *des selben wunderêres hûs*
was einer reinen megde klûs
wol vierzec wochen und niht mê
ân alle sînde und âne wê.

Palas, Haus und Klausen sind wie Schoß- auch Herzmotaphern, so daß es nicht Wunder nimmt, wenn Konrad von Würzburg in einem großartigen Spruch den Giganten Gott aus dem engen Herzen Mariae geboren werden läßt (32, 50ff.):

Den dort der himel niht begreif noch hie daz ertgerûste,
der wolte dîn gevangen sîn mit frîer muotgelûste.
wol der engen brûste,
darîn sich barc der hôbe gast,
Des almehtekeit ist allen starken risen übergrôz!
in dîn herze er sich beslôz
menschlîchen hie besunder,
und was ze himel samenthaft sîn gotheit ie darunder.²⁵

²⁵) In Konrads Goldener Schmiede heißt es 1250 *sîn breit gewalt der suochte bî dir ein engez hûsgemach; des hêbe für der himmel dach und durch der helle bodem vert, der hâte im selben dich beschert zeime ûzerwelten gademe, 1263 (Christus) bî dir suochte sîn geberc, also ob ein rise in ein getwerc durch tougenheit verslûffe sich.* Weitere Belege zum *Christus gigas* nach Ps. 18, 6 *et ipse tanquam sponsus procedens de thalamo suo exsultavit ut gigas ad currendam viam* (auch *thalamus* ist eine Herz- wie Schoßmetapher), bei A. SALZER a.a.O., S. 95.

Das Sprechen vom Wohnen des Unendlichen im Menschenherzen, vom Ruhem dessen, der den Himmel zum Thron und die Erde zum Fußschemel hat, in Schoß oder Herz Mariens, vom Geheimnis der Weitung des Herzens durch die mit dem Geliebten empfangene und die Enge der Furcht aufhebende Liebe hat eine an die Metaphorik der Bibel anknüpfende, in der Patristik angelegte und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts aufblühende Tradition. Daß dies theologische und von Dichtern aufgenommene Sprechen vom Wunder der Einwohnung des Unendlichen im Endlichen, des Weiten in der Enge, des Großen im Kleinen bei der Gottesliebe das Dichten vom Paradox des Wohnens des geliebten Menschen im engen Herzen bei der Frauenliebe nicht unberührt gelassen, wenn nicht angeregt habe – was für Heinrich von Morungen nie bezweifelt wurde –, ist so wahrscheinlich, daß man an ein ausschließlich innersprachlich hyperbolisch-hybrides Anwachsen der Metapher vom Wohnen im Herzen durch ihr konkretisierendes Beimwortnehmen nicht wird denken wollen. Den Anteil von Erfahrung des Wunderbaren auch bei der Frauenliebe und den Einschlag von bildsprachlichem Spiel- und Erneuerungstrieb im Einzelfall zu bestimmen, wird umso schwieriger sein, je mehr ein Dichter Spiel und Ernst in der Schweben zu halten vermag wie Wolfram von Eschenbach im 'Parzival'.

Da ist das Herz an Größe sehr veränderlich: es kann hoch sich weiten und zusammenfallen bis zum Schwinden. Gahmuret, Parzivals Vater, hat ein großes Herz; Kundrie charakterisiert ihn trefflich mit *grôz herze und kleine gallen* (317, 26). Es macht ihm die linke Brust aufschwellen: *mîn herze iedoch nâch hœhe strebet: ichne weiz war umbe ez alsus lebet, daz mir swillet sus mîn winster brust* (9, 23 ff.). Die Liebe zu

Gregor der Große faßt das Geheimnis ähnlich wie die letzten Verse Konrads von Würzburg: *In quo utero et incarnatus est et clausus non est, quia et intra uterum fuit per infirmitatis substantiam et extra mundum per potentiam majestatis* (PL 76, 565 C). Meister Sigeher singt von Maria: *den al diu werlt umbegripen mochte nie, den umbevie si aleine* (F. PFAFF: Die große Heidelberger Liederhandschrift I, Heidelberg 1909, Sp. 1376, 35 ff.).

Ein Marien-Centinomium des 15. Jh.s bricht ab mit den Worten *O cella picmentaria et camera summi regis, natus est gygas gemine substancie sine violacione carnis tue . . .*; G. G. MEERSEMAN, Der Hymnos Akathistos im Abendland, 2. Band, Freiburg/Schweiz 1960, S. 177. Der unendliche Gott macht sich klein im Schoß Mariae in der Auslegung von Cant. 7, 11 in des Petrus Riga 'Aurora' aus dem 12. Jh.: *Cum Deus immensus, faciens se corpore paruum, Ecclesiam sibi desponsans in nentre puelle . . .*; P. E. BEICHNER (Hg.), Aurora. Petri Rigae Biblia Versificata, Notre Dame 1965, Band II, S. 753, v. 1103 f.

Kampf und Minne (Belakane) spannt ihm das Herz und weitet ihm die Brust wie die Sehne einer Armbrust: *sîn herze gap von stôzen schal, wand ez nâch ritterschefte swal. Daz begunde dem recken sîne brust bêde erstrecken, sô die senwen tuot daz armbrust* (35, 27 ff.). Parzival, der junge Sohn, erfährt die dilatatio cordis seinem Vater nach, wenn der Vogelsang die Brust ihm streckt: *der vogelsanc, des sîeze in sîn herze dranc: daz erstracte im sîniu brüstelîn* (118, 15 ff.), und die Mutter muß erkennen, es ist Vatererbe, *daz zeswal von der stimme ir Kindes brust. des twanc in art und sîn gelust* (118, 26 ff.). Parzival und Gawan haben beide eine 'hohe Brust' (361, 22; 444, 17) als Zeichen des von hohem Verlangen gedehnten Herzens^{25a}.

Dem bei Männern ausgeglichenen, bei Frauen durch Extreme gehen- den Gawan ist es durch die Liebe zu Orgeluse auferlegt, das Äußerste an Herzensschwund und Herzerweiterung zu erdulden. Bei Orgeluses Überfahrt nach Schastel marveile schnöde am andern Flußufer zurück- gelassen, kann auch der Sieg über Lischoys Gwelljus ihn nicht darüber täuschen, daß Orgeluse ihm 'das Süße versauert', die Freude aus dem Herzen getrieben hat, so daß die linke, einst hohe Brust jäh einsinkt:

547,19 *ôwê vindenlichiu vlust,*
du senkest mir die einen brust,
diu ê der hœhe gerte
dô mich got vrôuden werte.
dâ lag ein herze unden:
ich wæn daz ist verschwunden.

Gawans Weg zum gelobten Land²⁶ des Inneren Orgeluses führt lange Strecken durch die Wüste des Ausgeschlossenseins von ihrem Herzen.

^{25a}) Wie Liebe erweitert Leid das Herz in der Totenklage Willehalms um Vivianz, dessen Wunden ihm *daz herze erstreckent, daz es nâch jâmer swillet* (Wh. 62, 18 f.).

²⁶) Wolframs Beschreibung von Orgeluses Burg Logroys lehnt sich an die des gelobten Landes an, wie stud. phil. Hedwig Flaskamp bemerkt hat:

<p>507,28 <i>er</i> (Gawan) <i>sach in kurzen ziten</i> <i>Lôgroys die gebêrten.</i> <i>vil liute mit lobe si êrten –</i></p> <p>508,9 <i>alumbe den berc lac ein hac,</i> <i>des man mit edelen boumen pflac.</i> <i>vîgen boum, grânât,</i> <i>ôle, wîn und ander rât,</i> <i>des wuohs dâ ganziu rîcheit –</i></p> <p>17 <i>ein brunne ûz dem velse schôz:</i> <i>des wuohs dâ ganziu rîcheit –</i> <i>ein alsô clâre vrouwen,</i> <i>die er gerne muose schouwen –</i></p>	<p><i>Deut. 8, 7 ff. Dominus enim Deus tuus</i> <i>introducet te in terram bonam, terram</i> <i>rivorum aquarumque et fontium, in cuius</i> <i>câmpis et montibus erumpunt fluviorum</i> <i>abyssi, terram frumenti, hordei ac vi-</i> <i>nearum, in qua ficus et malogranata et</i> <i>oliveta nascuntur . . . benedicas Domino</i> <i>Deo tuo pro terra optima, quam dedit</i> <i>tibi.</i></p>
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Orgeluse, für Gawan eine 'Spannsehne des Herzens' (508,30), weist ihn schnippisch von der Tür: 'Ihr liegt mir am Herzen, – weit draußen, nicht drinnen!' (*ir sît mînem herzen bi, verre ûzerhalp, niht drinne* 509, 28 f.).

Schwerer als die gefährlichsten Abenteuer aller Artusromane – Wolfram blättert ihren Katalog hin – und als Gawans auf Schastel marveile bestandenes samt aller seiner Ahnen – der Dichter läßt sie aufleben – Abenteuer war seine von der Gewalt Frau Minnes erlittene Niederlage, die den Sieger besiegt auf Rettung sinnen läßt. Waffenkampf ist nichts, Leiden des Herzens alles. Was war geschehen, *welchen kumber mein ich nu?* (584, 5):

584,8 *Orgelûse kom aldar
in Gâwans herzen gedanc,
der ie was zageheite cranc
unt gein dem wâren ellen starc.
wie kom daz sich dâ verbarc
sô grôz wîp in sô cleiner stat?
si kom einen engen pfat
in Gâwânes herze,
daz aller sîn smerze*

*von disem kumber gar verswant.
ez was iedoch ein kurzîu want,
dâ sô lanc wîp inne saz,
der mit triuwen nie vergaz
sîn dienstlichez wachen.
niemen sol des lachen,
daz alsus werlîchen man
ein wîp enschumpfieren kan.*

Orgeluse ist's nun, *diu in sîme herzen lac* (591, 15), eingedrungen vielleicht, wie es ein späteres Mal heißt, durch die Augen: *durch sîn herze enge kom alsus diu herzogîn, durch sîniu ougen oben in* (593, 16 ff.), Herzogin des Herzens²⁷. Ohnmächtig, wie Frauen eine Geburt, muß Gawan das unausweichlich geschehende Eindringen Orgeluses in sein Herz erleiden: *gein minne helfelôs ein man, ôwê daz ist hêr Gâwân* (593, 19 f.). Sich selbst verschlossen haltend, nimmt Orgeluse Gawans Herz zum Sitz. Sein Wundschmerz von dem letzten, schwersten Abenteuer ist vor diesem Leiden ein Nichts. Der Held auf der Höhe sieht seine Niederlage. An diesem Ernst der Lage ist nicht zu deuteln: *niemen sol des lachen*. Die Warnung ist gleichwohl am Platz. Das Pathos der Überbietung berühmter Artusritter in ihrer schwersten Stunde (583, 1–584, 4), der pompöse Katalog von durch die Minne wie Gawan an den Tod gebrachten Ahnen und Verwandten (585, 5–587,

²⁷) Ein stumm-vergnügt hier punktuell etymologisierendes Assoziieren um *herzogîn* von der Art *herze-ouge-în* oder *herze-zôb-în* wäre Wolfram schon zuzutrauen, zumal es im Parzival ebensowenig isoliert stände wie in der Epoche; vgl. ROSWITHA KLINCK: Die lateinische Etymologie des Mittelalters, München 1970, S. 57 ff. Die deutschen Beispiele von W. SANDERS: Die Anfänge wortkundlichen Denkens im deutschen Mittelalter, ZfdPh 88 (1969) 57–78, lassen sich aus dem Mhd. recht vermehren.

14) samt des Dichters Invektiven gegen die erbarmungslose Minne (*iu ist ân êre dirre strît* 585,7) gibt dem Bild 'Orgeluse in Gawans Herzen' einen so barocken Rahmen, daß er für Gawans Herz so viel zu groß wie dies zu klein ist für Orgeluse: *sô grôz wîp in sô kleiner stat . . . ez was iedoch ein kurziu want, dâ sô lanc wîp inne saz!* Einfälle zu rahmen wissend – was konnte Gawan lieber sein als Orgeluse in seinem Herzen: *er was et in der alten sene nâch Orgelûse* (582,2 f.) –, spielt Wolfram ein verborgenes Freudenthema in kühner Umkehrung zerdehnt als Klagesang. Er malt in einem Dunkelstück verwegen aufgesetzte Lichter der Erinnerung an Göttliches, um Gawans Heilswende im Geschehen von Orgeluses Herablassung in sein Herz zu bezeichnen. Das Zwielflicht ihrer Epiphanie im Herzen reicht bis ins Schillern zwischen der paradoxalen Konkrettheit ihres Kommens *in Gâwânes herze* und dem sie wieder aufhebenden Kommen *in Gâwâns herzen gedanc*. Es erinnert an Hugos von St. Viktor im Herzen Bauen 'aus Gedanken'. Da die Gedanken bei Wolfram aus dem Herzen kommen (466,25 ff.; 719,29 f.) und Gawans Gedanken sich auf die Geliebte richten (541,9; 587,19), kommen Orgeluse und Gedanken an Orgeluse ins Schwimmen. Mehr wohl: Gawan war nicht unbeteiligt am Geschehen. Gedanken waren wohl der 'enge Pfad'²⁸ für Orgeluses Kommen²⁹.

An Charakterfarbe und tüchtiger Gestalt die Lebensfülle, stellt Orgeluse andere Wesen in den Schatten, zumal Person gewordene Abstrakta. *âventiure*, zur Zeit des 'Parzival' im Deutschen jung, ein Wort von zwanzig Jahren, des dichterischen Sinnes 'das Geschehnis oder

²⁸) Die Verbindung von engem Weg und weitem Herzen ist der Auslegung von Ps. 118, 32 (s. o. Anm. 22) geläufig, jedoch so, daß die Weitung des Herzens den engen Weg der Gebote zu gehen befähigt. *Non enim potuisset uel ambulare uel currere, nisi cor eius in latitudine scientiae fuisset extensum. nam cum uia mandatorum eius legatur angusta, nisi dilatato corde non curritur* (Cassiodor CCL 98, 1073; vgl. PL 51, 341 C; 100, 601 C; 116, 607 D; 152, 1268 AB; 191, 1060 A).

²⁹) XENJA VON ERTZDORFF bespricht von unseren 'Damen im Herzen' nur Orgeluse und Morungens Strophe 127, 1 (a.a.O., S. 39 f.). Ihr Augenmerk auf die neue räumliche Anschaulichkeit der geistigen Anwesenheit der Dame richtend, ist sie bedacht auf die Unterscheidung der lyrischen (Morungen) und epischen (Wolfram) Behandlungsart des Themas: 'Ein zuviel an Sichtbarkeit würde die Intensität der in sich ruhenden lyrischen Spannung zerstören. Der epische Dichter kann dieses zuviel riskieren und erreicht damit einen bewußten Abstand von seiner Aussage, über deren 'konkreten' Unsinn er sich lustig macht. Ironie und Skepsis gegenüber den hochgespannten Ausdrucksweisen der höfischen Liebe, wie sie die Lyrik kultiviert hat, findet sich ja auch sonst im höfischen Roman' (S. 40).

seine Erzählung', erfährt in Wolframs schöpferischem Sprechen das Wunder der Verwandlung vom Abstraktum zum Konkretum, vom Schatten zur Person *Frou Aventiure*³⁰. Als just sich inkarnierende Personifikation Orgeluse unterlegen, beansprucht freilich auch sie den Sitz in einem Herzen von Bedeutung, auf eine Art und mit einer Autorität, daß Orgeluse den Rang einer Herzbewohnerin zu verlieren Gefahr läuft: *Frou Aventiure* nimmt den Weg ins Herz des Dichters mit einer erhabenen Heiterkeit, die Zwielficht keinen Raum gibt. Von einer Art metaphysischer Heiterkeit ist ihr Adventus im Herzen des Dichters in Gestalt einer erstmals dialogisch-dramatisch verlaufenden Szene an bedeutender Stelle des Werkes, dem Anfang von Buch IX als dem geistigen Herzen der Dichtung (433, 1 ff.):

'Tuot ûf! 'wem, wer sît ir?'
'ich wil inz herze hin zuo dir.'
'sô gert ir ze engem rûme.'
'waz denne, belîbe ich kûme,
mîn dringen³¹ soltu selten clagen:
ich wil dir nu von wunder sagen.'
'jâ sît irz, vrou Aventiure?
wie vert der gehiure?
ich meine den werden Parzivâl-'

'Macht auf!' 'Wem denn, wer seid Ihr?'. 'Ich will hinein zu dir ins Herz.' 'Da verlangt Euch nach gar engem Raum!' 'Gleichviel, wenn meines Unterkommens auch kaum ist, du wirst keinen Anlaß haben, mich als zudringlich zu tadeln: Wunderbares habe ich dir zu verkünden.' 'Seid Ihr es wohl gar, meine Herrin Dichtung? Wie ergeht es unserm Lieben? Ich meine, dem teureren Parzival -?'

Tuot ûf! ist der Ruf der Anklopfenden. Dem im übrigen souveränen 'du' Frau Aventiures entgegnet des Dichters ehrerbietige, das Respektsverhältnis festlegende Anrede mit 'Ihr' und 'Herrin'. Frau Aventiure, 'Herrin Dichtung', vertritt als Dame und deutlich einen Anspruch bei dem Dichter. Auf der Grenze zweier großer Erzähleinheiten mit entsprechendem Wechsel des Helden und des Schauplatzes sowie Neueinsatz der Zeit, bei Verabschiedung eines Groß-Exkurses von gegen

³⁰) Der Festgruß JACOB GRIMMS von 1842 'Frau Aventiure klopft an Beneckes Tür', in: Kleinere Schriften I², Berlin 1879, S. 83-112, hat bisher allein und mit Geist die im folgenden zur Rede stehenden Verse Parz. 433, 1 ff. behandelt (und sollte in einer Wolframbibliographie nicht fehlen); man lese dazu G. F. BENECKES Artikel *âventiure* im Mhd. Wb. I (1854) 67-72.

³¹) Vgl. *ungedrungen* bei Friedrich von Hausen, oben Anm. 3.

dreitausend Versen Gawangeschichte und Rückführung in die Haupthandlung greift Wolfram zu einer die Übergangsregeln der Poetik (unter *digressio*) mit souveränem Humor genial überschreitenden Form, indem er die Parzivalhandlung mit einem *tuot ûf!* ihren legitimen Anspruch wieder erheben läßt: *ich wil inz herze hin zuo dir*. Wie pflichtvergessen erschrocken und mit warm erwachter Neugier empfängt der Dichter 'Dame Dichtung' im bereiten Herzen mit einem Schwall von Fragen nach dem aus dem Auge verlorenen Parzival-Geschehen, der die Neugier und Erinnerung auch des Publikums zu wecken hat. Des Dichters beflissen insistierender, auf Behebung seiner Unkenntnis über die vom gleichzeitigen Geschehen um Gawan verdeckte Parzivalgeschichte brennender Wissensdurst erhebt 'Dame Dichtung' zur unbedingten Autorität, von deren Offenbarungen der Dichter abhängt, so daß ihn glühend danach verlangt. Mit Fragenreihen nach Parzival sie überstürzend, drängt er: *den selben mæren grîfet zuo . . . nu prûevet uns . . . gebt uns trôst . . . lât hœren . . . sagt mir* und auch *nu erliuhtet mir die vuore sîn* (434,2). In allen Werken Wolframs allein in diesem Verse stehend, verweist *erliuhten* offenbar auf die *illuminatio* als eine Form der Inspiration, so daß der Dichter hier 'Dame Dichtung' um dichterische Erleuchtung über das entscheidende Parzivalgeschehen bittet. Seine Antwort auf das Anklopfen von 'Dame Dichtung' an der Tür des Herzens ist die Bitte um Erleuchtung über das zu Erzählende für das IX. Buch³². So berührt der Dialog

³²) J. GRIMM bemerkt, daß auch in der Nachfolge Wolframs die Wechselrede des Dichters mit Frau Aventure 'nicht im Anfang des Werks, sondern bei verschiedener Gelegenheit in dessen Mitte und Fortgang' steht. 'Es sind also keine Anrufungen, die für die ganze Arbeit den Beistand eines höheren Wesens erleben wollen' (S. 105). Er unterscheidet unsere 'Personifikation der erzählten Geschichte selbst', also des jeweiligen Werks auch späterer Dichter, von einem 'alle Dichter anfeuernden Wesen . . . , dem eine viel allgemeinere mythische Bedeutung beigemessen werden dürfte' (S. 101), vermutet ein solches jedoch im geschichtlichen Hintergrund Frau Aventure. 'Ich nehme an, daß damals und viel früher schon die Eingebung des Gesangs oder der Erzählung einem persönlich gedachten, göttlichen Einfluß beigemessen wurde' (S. 102). Frau Aventure mit einer nordischen Göttin Saga, einer erdachten Frau Spelle und der lateinischen Musa vergleichend, versucht er, ihr eine heimische göttliche Ahnenschaft zu gewinnen. 'Von den Göttern selbst sind sie (sc. Poesie und Sage) entsprungen und durch geheimnisvolle Wesen werden sie begünstigten Menschen, oft plötzlich über Nacht, zugeführt. Das ist die anpochende, begeisternde, abenteuerliche Muse' (S. 111).

Im Schluß einer Marienlitanei wird die Gottesmutter gebeten: *tange cor meum et fiat voluntas tua, ut illumines cor meum*; G. G. MEERSSEMAN, Der Hymnos Akathistos im Abendland II, Freiburg/Schweiz 1960, S. 236. Eine Reimlitanei des Pseudo-

durch Streifung des Göttlichen eine schon Jahrhunderte alte Tradition vom Anklopfen Gottes an der Herzenstür der Kirche oder Seele um Aufnahme zur Lehre oder zur Liebe³³. Anders als die Dichtergebete im Eingang von Werken anderer Gattung gibt die *tuot ûf*-Eröffnung dieses Buchs dem Einbruch einer über den Dichter verfügenden Wahrheit Raum in einem Ton, dessen Heiterkeit die Dimension des Meta-physischen eben in der Brechung durch das Prisma Wolframs nicht gefährdet.

Die selbtherrliche Demut seiner Sprache ruht auf einem objektiven Grund, auf den hindurchzuschauen Verschleierungen durch Sprachgebärden der scheinsoveränen Vertraulichkeit mit 'Dame Dichtung' nur vorübergehend hindern. Wolfram deckt ihn ernst, lakonisch, nüchtern auf:

434,11 *nu tuot uns diu âventiure bekant –*
 435,1 *Swerz niht geloubt, der sündet.*
diu âventiure uns kûndet
daz Parzivâl der degen balt
kom geriten ûf einen walt –

Hier mehr als Formeln der Quellenberufung und Beteuerung der Wahrheit, mit denen seit Hartmanns 'Erec' die Erzähler des Romanes wie des Epos die Verbürgtheit des Erzählten in die Verantwortung der *âventiure* als des eigentlichen, gewährleistenden Erzählers legen (nach

Bonaventura nennt Maria *illuminatrix cordium* (ibid. S. 240). Zu den 39 Belegen der *illuminatrix*-Metapher für Maria bei H. MARRACCI, *Polyanthea Mariana*, Köln 1710, S. 300 f., gehören ein Litaneibeleg *illuminatrix cordium* und ein Beleg *illuminatrix illuminans animam prudentia* aus dem 13. Jahrhundert. Im Eingangsgebet zur Brandanlegende spricht der Dichter *Crist erluhte mines herzen ongen*; Von sente Brandan, ed. C. SCHRÖDER, Erlangen 1871, v. 4.

³³ Die Bibel kennt die Szene des Anklopfens und der Bitte um Auftun im Hohelied und in der Apokalypse: Cant. 5, 2 *Vox dilecti mei pulsantis: aperi mihi, soror mea* und 5, 5 *surrexi ut aperirem dilecto meo*. Apc. 3, 20 *Ecce sto ad ostium et pulso: si quis audierit vocem meam et aperuerit mihi januam, intrabo ad illum et cenabo cum illo, et ipse mecum*. Der Auslegungsgeschichte dieser Stellen ist es ganz vertraut, das Anklopfen an der Tür der Herzen geschehen zu lassen. Das Anklopfen und Beitrittmachen zur Öffnung der Herzenstür kann geschehen durch die Schrift (PL 172, 434 D) oder durch die Predigt am Herzen des Nächsten (PL 91, 1154 C; PL 117, 328 C; PL 162, 1211 D. 1212 D), zum Empfang von Belehrung und zur Anfeuerung der Tugend (PL 115, 612 D). Affektiver ist das Sprechen von der Öffnung der Tür des eigenen Herzens der Kirche oder der Seele zum Empfang des anklopfenden Geliebten zu Besuch oder Einwohnung, zur Umarmung oder Inkarnation (PL 91, 1154 C. 1158 B; PL 100, 655 A; PL 113, 1154 B; PL 115, 613 D; PL 206, 253 B). Zum Anklopfen des Wortes an der Herzenstür s. o. Anm. 22, Ambrosius zu Ps. 118, 32.

dem Muster *als uns diu âventiure gih*³⁴), haben Wolframs Ankündigungen hier einen schon vom Ton bezeichneten neuen Sinn. Anders als *künde hân* 'wissen, kennen' und *künde gewinnen* 'erfahren' steht *künden* im 'Parzival' nie ohne Gewicht. Seine Objekte sind schwere Leiden³⁵, wichtige Lehren³⁶, der Gral³⁷ und an bedeutsamen Stellen die Dichtung. Im Prolog stellt Wolfram sein Werk als das hin, *daz ich iu eine künden wil* (4,7): viele andere schüfen es nicht gemeinsam. Vor dem bedeutenden Tag der Taufe des Feirefiz sagt er: *ich wil iu künden von dem tage* (816,8). Daß *diu âventiure uns kündet*, ist dem Eingang des IX. Buches vorbehalten; daß sie *uns tuot bekant* oder *uns tuot kunt*, kommt sonst wie hier nur vor bei Erzählungen von Wunderbarem³⁸. Die *âventiure* kann dringen auf Verkünden und auf Verschweigen. Der Dichter hat die Kunde vom Gral verborgen gehalten auf Bitten Kyots und dieser auf Verlangen der *âventiure*, die über des Dichters Mund gebietet: *wand im diu âventiure gebôt daz es immer man gedæhte, ê ez diu âventiure bræhte mit worten an der mære gruoz daz man dervon doch sprechen muoz* (453,6–10). Diese Autorisierung wird erst mit der *âventiure* Auftritt zu Beginn des IX. Buchs gegeben. Wenn sie es will – *ich wil dir nu von wunder sagen* –, bricht Wolfram die Gawangeschichte ab, um wunderbarem Geschehen um

³⁴) Belege bei J. GRIMM, S. 86 f., und G. F. BENECKE, S. 71. J. GRIMM bemerkt zu seiner Sammlung von Belegen: 'Aus diesen Stellen nämlich ist noch keine Personification der âventiure zu entnehmen, sie sagt, erzählt, verkündet und ist wahrhaft wie die Wahrheit, das Lied, das Buch, die Schrift und die Geschichte... Es lag aber nahe, diese weiblich gedachte erzählende und verkündende âventiure wirklich zu beleben, und darf von einem Dichter erwartet werden, daß er den ersten Schritt hierzu getan habe, so ist dies kein anderer als Wolfram. Weder die romanischen Dichter personifizierten ihre aventure, noch Hartmann kam schon auf den Einfall' (S. 87 f.).

³⁵) Minnenot 810,21; Reue 448,25; Sünde 329,22; 499,19.

³⁶) Wesen der Minne 511,13; Gebot der Mitleidsfrage 477,28.

³⁷) 453,21; 469,2.

³⁸) Sie *uns tuot bekant*, daß Parzival am Tage weiter ritt als ein Vogel geflogen wäre (224,22), sie *uns tuot kunt* das Aussehen von Schastel marveile (565,6) und seiner Wundersäule (589,30) sowie daß Kondwiramurs zur Gralsburg bestimmt ist (734,10).

Die übrigen Berufungen auf *âventiure*: sie *saget* (12,3; 95,27; 210,18 *al wâr*; 349,24; 381,30; 400,1; 508,27), *gih* (15,13; 158,13; 314,8; 638,15; 789,18), *wert mich* (59,4; *mære* 471,24), *swuor* (58,16), hat nicht *betrogen* (224,26), *nennet* (101,30), *gewuoc* (243,25), *maz mir* (311,9), *gibt urkunde* (583,4), *lât wizzen* (589,19). Zu Wh. 4, 19 ff. *ich Wolfram von Eschenbach, swaz ich von Parzival gesprach, des sîn âventiur mich wiste* –, s. INGRID OCHS, Wolframs 'Willehalm'-Eingang, München 1968, S. 100.

Parzival gehorchend Raum zu schaffen. Nicht ein autonomer Erzähler bemächtigt sich der neuen Handlung, der Dichter tritt zurück ins 'Wir' der Gemeinde, um mit einer Ermahnung zum Glauben dem Werk das Wort zu geben, es mit zu hören:

*Swerz niht geloubt, der sündet.
diu âventiure uns kündet
daz Parzivâl der degen balt
kom geriten ûf einen walt –*

Mit dem Gesetz vom Berge kommend hätte Moses, mit dem Feuer Gottes im Munde hätten die Propheten, bei der Verkündigung Christi hätten die Apostel sagen können, aber wie kann ein Dichter sagen ohne Hybris: *swerz niht geloubt, der sündet?* Glauben fordernd muß er einstehen für die Autorität, die Wahrheit und das Wunderbare des Glaubensgegenstandes. Die Autorität ist nach ihrem Adventus 'Dame Dichtung' – vom *tuot ûf!* bis zum *diu âventiure uns kündet* diene alles ihrer Begründung –, ist damit 'das Werk' und nicht der Dichter³⁹. Die Wahrheit des IX. Buches ist das Wirken Gottes am Menschen: *sîn wolte got dô ruochen* (435, 12). Das Wunderbare beginnt, wenn Parzival, geschweift über Jahre und Kontinente in Gottferne und außerhalb der Zeit, wieder *kom geriten ûf einen walt*, den Gralwald als den Raum der Gnade. Es wäre Sünde, nicht zu glauben, wenn die über dem Dichter stehende Autorität des Werks den verfluchten Helden wieder *ûf einen walt*, in den Raum der Geheimnisse um den Gral führt, zu Sigune und zu Trevrizent, der den mit der Abkehr von Gott aus der Zeit Gefallenen in die Geschichte – des Kirchenjahrs, der Familie, des Grals, des Heiles, seiner selbst – und damit zu Gott zurückführt. Das verbürgt das Werk, nicht Wolfram. Das Werk klopft an ans Herz, der Dichter ist sein Diener. Es dichtet nicht das Herz: das Werk im aufnehmenden Herzen. Das Werk, die Sprache spricht, *diu âventiure uns kündet*. Der Dichtung in engem rûme Raum gebend, trägt der Dichter eine Welt aus.

³⁹) G. F. BENËCKE bemerkt zur personifizierten *âventiure*: 'Es zeigt sich aber nicht selten, daß bei solchen Personificationen das Wort zugleich in höherem Sinne gedacht wurde' (S. 71) und – unter Hinweis auf den Eingang des IX. Buches –: 'Endlich darf allenthalben, wenn der *âventiure* etwas beigelegt wird, das einem schriftlichen Berichte nicht füglich beigelegt werden kann, weil es mehr als menschliches Wissen voraussetzt, oder mehr einem selbständigen Wesen als einer personifizierten Idee angemessen ist, unter *Aventiure* die dem epischen Dichter befreundete, wandernde Späherin verstanden werden' (S. 72).

Ungebeten und unerwartet, mitten im Werk, vor der Geschichte eines Gnadengeschehens, ankommend, ist 'Dame Dichtung' nicht das gleiche wie die im Gebet eines Werkeingangs herbeigerufene Muse und der in anderen Gattungen (von Wolfram im 'Willehalm') erlebte heilige Geist der Inspiration des Dichters⁴⁰. Sie ist nicht göttlich, ist eine Personifikation, hat keine Geschichte. Als eine auf Konkretion hin angelegte junge Idee – schon der 'Erec' denkt sich die *aventure* redend – hat Wolfram sie erst mit dem Beginn des IX. Buches zur Person erhoben, zum über ihm waltenden Gesetz gemacht. Sein Humor ist das Medium des Geheimnisses, das den Dichter sein Geschöpf als Schöpfer über sich anerkennen heißt. Wo Wunder im Spiel ist, vermag 'das Werk' zu sprechen, was zu sprechen den Dichter Demut abhält, so daß er sich unter die Empfangenden ins 'Wir' stellt. Er verfremdet sich von sich selbst, wo das Göttliche zur Erscheinung kommen, übermenschliche Wahrheit im Werk hörbar werden soll. Er waltet des Amts, das Werk in seinem Mund sich sprechen zu lassen, die an Parzival erscheinene Wahrheit als die des Werkes zu vermitteln, auch daß Parzival *kom geriten uf einen walt*, ohne Wissen und Willen, in ruhiger Bewegung aus der Tiefe, geheimnisvoll geführt.

Das Wesen von 'Dame Dichtung' hat offenbar keiner erkannt wie Thomas Mann im Eingangskapitel 'Wer läutet?' des 'Erwählten', wo es um das Glockenwunder über Rom geht. Der Autor deutet das Gnadengeschehen als Werk des 'Geistes der Erzählung', der 'ein bis zur Abstraktheit ungebundener Geist ist, dessen Mittel die Sprache an sich und als solche, die Sprache selbst ist . . .', der sich wenn nicht als Inkarnation verkörpert, so doch zu einer Person zusammenzieht: 'Nein, indem der Geist der Erzählung sich zu meiner mönchischen Person, genannt Clemens der Ire, zusammenzog, hat er sich viel von jener Abstraktheit bewahrt . . .' 'So geistig ist dieser Geist und so abstrakt, daß grammatisch nur in der dritten Person von ihm die Rede sein und es lediglich heißen kann: 'Er ist's'. Und doch kann er sich auch zusammenziehen zur Person, nämlich zur ersten, und sich verkörpern in jemandem, der in dieser spricht und spricht: 'Ich bin es. Ich bin der Geist der Erzählung . . .' Es klingt, als spreche Thomas Mann von der *aventure*. 'Wer also läutet die Glocken Roms? – *Der Geist der Erzählung.*'

⁴⁰) F. OHLY: Wolframs Gebet an den heiligen Geist im Eingang des 'Willehalm', in: Wolfram von Eschenbach, hg. von H. RUPF (Wege der Forschung, Bd. 57), Darmstadt 1966, S. 455–518.

BILDKOORDINATIONEN IM 'EREC' HARTMANN VON AUE

Von Uwe Ruberg

Bildliches Sprechen im Epos führt, sei es durch Ersetzen von Worten (immutatio), sei es durch vergleichendes Heranhalten (adjectio), ein unerwartet Fremdes, doch dem Erwarteten bzw. Verglichenen zugleich Ähnliches in den darstellenden Kontext ein. Ein dem ersten Anschein nach unvermittelt gesetztes Bild kann für den zweiten Blick in einem bestimmten Zusammenhang, wenn nicht in verschiedenartigen Bezügen stehen. Diese Prämisse verdient Beachtung, wo für ein Werk die Funktion der sprachlichen Bildlichkeit – Schmuck, Akzentuierung, Kommentar, Aufschluß über nur Angedeutetes – differenzierend erfaßt werden soll. Mit der proprium-Ebene der Geschehensdarstellung kann ein sprachliches Bild außer durch den grammatischen Kontext auch bildinhaltlich durch eine Beziehung zu Handlungsgegenständen, -trägern oder -situationen verknüpft sein. Ihm mag zudem auf der Bildebene eine eigene Position als Glied einer geordneten Bildfolge zukommen. Dabei ist von nachgeordneter Relevanz, ob die an der Gesamtvorstellung beteiligten Bilder eng benachbart zusammenstehen (Gleichnis; durchgeführte Metapher¹) oder fern über das Werk verteilt auftreten, wie dies M. Hardt für seine Definition von 'Bildreihen'² als

¹) 'metaphora continua', s. H. LAUSBERG: Handbuch der literarischen Rhetorik, München 1960, § 895; H.-H. LIEB: Der Umfang des historischen Metaphernbegriffs, Diss. Köln 1964, S. 97 mit Anm. 1.

²) M. HARDT: (Das Bild in der Dichtung.) Studien zu Funktionsweisen von Bildern und Bildreihen in der Literatur, München 1966 (zu Aischylos, Dante, Shakespeare, Flaubert); hier S. 15 f. – H. HECKHAUSEN formuliert als These, ein wesentlicher Teil der Wirkung einer Metapher beruhe 'auf der Relation der aufeinanderfolgenden Metaphern im Text' (Die Metapher. Bochumer Diskussion, Poetica 2, 1968, 100–130, hier S. 103). 'Aufeinander hin komponierte Bilder' stellt anhand der Kriterien 'inhaltlicher Kohärenz' und 'sprachlicher Responionen' für Morungen O. LUDWIG fest (Komposition und Bildstruktur. Zur poetischen Form der Lieder Heinrichs von Morungen, ZfdPh 87, 1968, Sonderheft S. 48–71, hier S. 52 ff.). Derartige Bild-

charakteristisch und konstitutiv ansieht. Ihm ist vorwaltendes, wenn auch nicht absolut herrschendes Reihenformans eine durch die Zugehörigkeit zu gleichen oder nah verwandten 'Sachbereichen'³ ermöglichte inhaltliche Korrespondenz. Als modifizierende oder alternative Bildfolgen sind aber nicht nur aus 'mehr oder weniger vagen, oft zufälligen Anklängen von Bildern untereinander' 'sich beiläufig ergebende Bildrelationen'⁴ denkbar, wie sie Hardt fernhalten will. Ebenfalls in der Folge ihres Auftretens im Text lassen sich vielmehr auch vom 'Bildempfänger' her organisierte Bildreihen herauslösen und auch ihrerseits als 'zurück- und vorausweisend', 'aufeinander abgestimmt' und progressiv fortführend verstehen, wenn man fragt, ob die sprachlichen Bilder bestimmten Zentralbegriffen (Eigenschaften, Ideen) oder Personen der Handlung sinnvoll zugeordnet sind.

Auf die skizzierten Verfahren der Bildkoordination ist die Forschung zu Hartmanns 'Erec' bisher kaum aufmerksam geworden. Zuletzt hat A. van der Lee⁵ die Bildsprache dieses Werks monographisch behandelt. Er ordnet das Material, offenbar ohne Vollständigkeit anzustreben, teils nach Herkunftsbereichen der Bilder, teils, freilich nur für die Vergleiche im engen Sinn, nach der sprachlichen Realisierung. Den 'Erec'-Belegen wird Ähnliches aus älterer mhd. Epik verschiedener Gattungen angereicht, ohne daß damit für ein Wissen, ob und wie

gruppierungen stehen innerhalb der deutschen Dichtung des MA.s, entgegen LUDWIGS Annahme (S. 71), schwerlich singular.

³) Die prinzipiellen Vorbehalte H. WEINRICHS (in seiner Rezension, ZfrPh 84, 1968, 110-115, hier S. 112) gegen dieses Reihenkonstitutiv, das 'die spontane Einheit eines Bildspenders und eines Bildempfängers' zerreiße, scheinen mir voll nur auf die Untersuchung von Metaphern im engen Sinn, nicht so entschieden auf *similitudo* und *exemplum*, die auch WEINRICH unter 'sprachlichem Bild' subsumiert, zuzutreffen; voll überdies nur auf die Untersuchung von *langue*, nicht die von *parole* zumal eines MA-Textes, da hier in einer Metapher nicht nur die 'Kopplung zweier sprachlicher Sinnbezirke', sondern auch Dingbedeutungen der genannten 'Sachen' aktualisiert sein können (dazu jetzt W. HARMS: *Homo viator in bivio*, Studien zur Bildlichkeit des Weges, München 1970, S. 11-18, 152 ff. und 292 f.); auch kann gerade von Belang sein, ob und wie in einem bestimmten Werk der gleiche 'Bildspender' verschiedene 'Bildempfänger'-Stationen durchwandert. - HARDTs Definition gerade entgegengesetzt ist der für Lyrikuntersuchungen benutzte Begriff 'Bildreihe' bei R. N. MAIER: *Das Bildreihengedicht*, WW 3 (1952/3) 132-146, bes. S. 133: dichte Abfolge von Bildzeichen, die ohne 'Zusammenhalt des Wirklichen' lediglich in ideeller Verbindung stehen.

⁴) HARDT, S. 17, Anm. 7; die folgenden Zitate S. 15.

⁵) Der Stil von Hartmanns Erec, verglichen mit dem der älteren Epik, Diss. Utrecht 1950.

Hartmann in der Bildsprache des 'Erec' Anregungen aufgenommen und verwandelt hat, viel erreicht wäre, zumal auf Chrétien's 'Erec et Enide' der Blick fast nur mit einem pauschalen, zustimmenden Verweis auf die Studie O. Recks gelenkt wird. Sie ist unter den vergleichenden Arbeiten für unseren Gesichtspunkt die hilfreichste durch ihre enumerative Gegenüberstellung der wichtigsten Belege, kaum durch ihre Auswertung, wenn sie für Chrétien knappe Vergleiche ohne 'eine Spur künstlerischer Behandlung und Erweiterung', für Hartmann 'abgerundete und ausgeführte Kunstschöpfungen', die die 'Fülle, Unabhängigkeit und Originalität Hartmanns in der Verwendung dieses Schmucks beleuchten'⁶, feststellt. Die Kriterien dieser Wertung sind schon durch einen Blick in die Poetiken der Zeit relativiert; Matthäus von Vendôme und Everhardus Alemannus, auch Gottfried von Vinsauf lassen exemplum, similitudo und metaphora nur unter eng begrenzten funktionalen Bedingungen zu und warnen vor ihrem häufigen Gebrauch als einem vitium⁷.

Die weitere Literatur zum mhd. 'Erec' berücksichtigt Gesichtspunkte des bildlichen Sprechens nur partiell oder punktuell. R. Endres' 'Studien zum Stil von Hartmanns Erec' nehmen in das Kapitel 'Vergleiche'⁸ nur den eng begrenzten, kaum bildhaltigen Ausschnitt der Wendungen wie *er tete sam die wîsen tuont* (10085) auf, um mit der Besprechung aller hierher gehörigen Belege die opinio plurium, es gehe Hartmann um die Verbreitung eines höfisch geprägten, vollkommenen, vorbildgebenden Menschenbildes, auf die Probe zu stellen. Auswählend und meist ohne engeren oder weiteren Kontextbezug wird Hartmanns Bildsprache in Arbeiten, die Herkunft und Bedeutungshintergrund der Bilder erörtern oder fest (zuletzt zu fest) bestimmen möchten⁹, und in

⁶) O. RECK: Das Verhältnis des Hartmannschen Erec zu seiner französischen Vorlage, Diss. Greifswald 1898, S. 31–35.

⁷) S. E. FARAL: Les Arts poétiques du XII^e et du XIII^e siècle, Paris 1924, S. 68 f.

⁸) Diss. München 1961, S. 104–123; Resümee S. 123.

⁹) M. HAUPT in den Anmerkungen seiner 'Erec'-Edition, Leipzig 21871; A. E. SCHÖNBACH: Über Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen, Graz 1894; W. FECHTER: Lateinische Dichtkunst und deutsches Mittelalter, Berlin 1964; W. OHLY: Die heilsgeschichtliche Struktur der Epen Hartmanns von Aue, Diss. Berlin (FU) 1958, und, ohne Kenntnis des letzteren, P. W. TAX: Studien zum Symbolischen in Hartmanns Erec, ZfdPh 82 (1963) 29–44 und WW 13 (1963) 277–288. – Der Aspekt der Bildtradition wird im folgenden nur beachtet, insoweit er das Erkennen von Bildkoordinationen fördert oder selbst aus erkannten Bildkoordinationen heraus neues Licht erhält.

Überblicksuntersuchungen zu Sprachstil- und Erzählproblemen der mhd. Früh- und Blütezeit¹⁰ berührt.

Hartmann löst mit breiter durchgeführten Gleichnissen, die Chrétien's 'Erec et Enide' und auch Veldeke noch fehlen, die knappen Vergleiche der vorhöfischen Literatur ab. Dieser öfter konstatierte Befund¹¹ hätte einen ersten Hinweis auf bewußte Verfahren der Bildkoordination im 'Erec' geben können, wenn an der similitudo-Großform nicht nur die vielgenannte lehrhafte Art expliziter Deutung, sondern auch die Methode mehrgliedrig parallelisierender Bildverknüpfung gesehen worden wäre. Gleichnisse verdienen als Ausgangspunkt dieser Überlegungen um so eher Beachtung, als sich an ihnen gelegentlich wahrscheinlich machen läßt, daß sie nicht nur formal, sondern auch inhaltlich ganz Hartmann gehören. Das gilt besonders für das Glasgleichnis (5615–5627), weniger weil Chrétien¹² keinen erkennbaren Anhalt gibt, als weil es aus der Sprechsituation des deutschsprachigen Autors verständlich ist als ausfaltende Belebung einer verblaßten Metapher. Eine Wendung wie *daz herze was getrüebet* (9662) ist offenbar fest in den 'eigentlichen' sprachlichen Benennungsbestand eingegangen, ohne daß der ehemalige Bildgehalt noch voll-

¹⁰ H. J. BAYER: Untersuchungen zum Sprachstil weltlicher Epen des deutschen Früh- und Hochmittelalters, Berlin 1962 (für die Bildsprache ohne 'Erec'-Belege); U. PÖRKSEN: Der Erzähler im mhd. Epos. Formen seines Hervortretens bei Lamprecht, Konrad, Hartmann, Wolfram (Wh.) und in den 'Spielmannsepen', Diss. (masch.) Kiel 1968, S. 120 ff.

¹¹ RECK, S. 32 f.; VAN DER LEE, S. 31 f.; BAYER, S. 86; PÖRKSEN, S. 127.

¹² Diese Untersuchung hält enge Fühlung mit Chrétien's 'Erec et Enide', ohne daß im folgenden für abweichende Einzelheiten Hartmanns Selbständigkeit postuliert sein soll. Dazu gäben die mißliche Überlieferungslage und das Nebenquellenproblem keine Handhabe. Wenn sich ergibt, daß die bekannten Fassungen beider Werke zahlreiche ähnliche, darunter stringent übereinstimmende Bildelemente nach jeweils eigenen Prinzipien geordnet einsetzen, so zwingt allerdings, auch nach Durchprüfung der kymrischen und nordischen Versionen, gleichermaßen nichts zu der Annahme, die Hartmann bekannte Chrétien-Redaktion habe sich von den überlieferten Hss. nach Bildbestand und -gebrauch durchgreifend unterschieden. Mindestens behält die Gegenüberstellung den Sinn, werkimmanenten Beobachtungen den Blick auf den Hintergrund andersartiger Bildgestaltung bei gleichem Erzählstoff zu öffnen. – Chrétien wird im allgemeinen mit dem Text der kleinen Ausgabe W. FOERSTERS (Hall/S. ³1934) zitiert; Zitate nach der Edition M. ROQUES' (Paris 1963) sind durch R vor der Verszahl kenntlich gemacht. Hartmann's 'Erec' ist in der Ausgabe von LEITZMANN/WOLFF, Tübingen ³1965, benutzt.

zogen würde; jedenfalls korrespondiert ihr als oppositum unbildliches *vrende* (9663). Als Hartmann die Freude der Dame charakterisiert, der Erec den entführten Cadoc zurückgewinnt, hält er bei dem nominalen *trüebe* (vgl. noch 6321) inne:

5615 *hie verkêrte sich dem wîbe
ir herzen trüebe,*

um sich von diesem Wort zu einer das Bild registrierenden und erklärenden Ausformung einladen zu lassen:

5617 *als ein glas, derz wol schüebe,
daz von swarzer varwe
bestrichen wære begarwe:
sô diu varwe abe kæme,
sô wûrdez genæme
und lieht daz ê vinster was.
sus wart ir herze ein lûter glas,
der erren sorgen beschaben
unde wol ze liehte erhaben
mit unvalscher wûnne –*

Der detaillierte Vergleichsgang (*als ein glas . . .*) schließt am Ort der expliziten Deutung (*sus . . .*) mit einer neu gewonnenen, dreigliedrig durchgeführten identifizierenden Herzmetapher (*ein lûter glas, der sorgen beschaben, ze liehte erhaben*). Die Einzelzüge vereinigen sich weder auf eine Gesamtvorstellung 'Herz als Spiegel' noch 'Herz als Fenster', eher auf 'Herz als Lichtgefäß' (*ze liehte erhaben* 'zum Leuchten emporgehalten?', vgl. Parz. 236, 1–4), wenn sie nicht überhaupt nur allgemein das Material 'Glasscheibe oder -scherbe' meinen (*ze liehte erhaben* 'wieder zum reinen, diaphanen Glänzen gebracht').

Für eine der beiden zuletzt erwogenen Präzisionen entscheidet aus dem weiteren Kontext die Metapher *dâ erlasch ir herze von* (5606), die Licht oder Glanz impliziert. Für das augenscheinlich spontane Gleichnis ist somit zehn Verse zuvor eine Perspektive auf der Bildebene vorbereitend eingestellt. Dieser Bezug, erster Beleg für die bei Hartmann genutzten freieren Verfahren der Bildkoordination, gibt zudem für v. 5602 der Lesart der Ambraser Handschrift *waren in ir herzen schein* ihre Autorität zurück, insofern ihr *schein*, normalisiert *schîn*, das erste Glied der besprochenen Bildfolge enthalten, zumindest seine Spur bewahren wird: Die Zeile läßt sich ohne Eingriff in die

Überlieferung verstehen als 'waren (zugleich zugegen) in ihrem leuchtenden Herzen'¹³.

Die Probe, ob das Glas-Gleichnis mit seinen angegliederten Metaphern in eine übergeordnete, weitergreifende Bildreihe einbezogen ist, verläuft unter dem Aspekt der beiden Konstitutive 'bildspendender Bereich' (Glas, Leuchten) und 'bildempfangender Bereich' (Herz) negativ, liefert jedoch weiterführende Kriterien für die Organisation von Hartmanns Bildreihen. Innerhalb der *glas*-Vergleiche steht die Charakterisierung Keiins als *vor valsche . . . lüter sam ein spiegelglas* (4642 f.) ebenfalls isoliert. Die beiden weiteren Vergleiche, beide in der Joie-de-la-Curt-Szene, mögen jedoch aufeinander abgestimmt sein: Die Marmorwände des Palas der 80 Witwen strahlen in sieben Farben rein *sam ein glas geworht mit schænen witzzen* (8219 f.), während Mabonagrins Dame, mitverantwortlich für die Freudenferne der Witwen und des gesamten Hofes, unter ihrem schwarzweiß gestreiften Zelt ein dunkelschimmernder Samtumhang, *var als ein brûnez glas* (8943), beigegeben ist¹⁴.

Im Katalog der Herzmotaphern¹⁵ stehen nur zwei Bilder koordiniert, die durch die Person Enites verbunden sind. In ihrer Klage um

¹³) LACHMANN, der hier offenbar an *schin wesen* in der geläufigen Bedeutung 'sich zeigen, offenbar sein' dachte und Anstoß nahm, konjizierte, wie nach ihm HAUPT, LEITZMANN und WOLFF, *vuoren in ir herzen schrîn*. (BECH und NAUMANN bleiben bei der Handschrift). *scherzen schrîn* ist jedoch für Hartmann, auch in den späteren Werken, nicht belegt; fehlt auch MF, begegnet dann bei Ulrich von Zatzikhoven, Lanz. 4233. Zwar ist auch das attributive Adjektiv *schin* spärlich belegbar (*ein schine vhr*, Rhein. Marienlob, ed. BACH, v. 71, vgl. 242, 2259; bei BMZ II, 2, Sp. 143 b, Belege aus dem Schweizer Minnesang, H. v. Stretlingen u. a.), würde jedoch syntaktisch keine Schwierigkeiten bereiten, da im 'Erec' Nachstellung des attributiven Adjektivs gerade im Reim auf *sîn* ganz gewöhnlich ist (8430 f., 9206 f., wie die Nachstellung des Possessivs; vgl. K. ZWIERZINA, Mhd. Studien, ZfdA 45, 1901, S. 253 f.). *waren* der Handschrift erscheint durch das aufnehmende Reimwort *sîn* (5603) ebenso gestützt wie durch ein perfektives Verb im temporalen Nebensatz (*gesach* für *ersach* der Hs.?).

¹⁴) Chrétien's vier Glas-Vergleiche stehen in anderen Zusammenhängen. Die prägnanten unter ihnen kennzeichnen die Schönheit der beiden Hauptgestalten als einen reflektierenden Spiegel (440 f., 4639; dazu *hiaume – glace*, 2658 f.; *ceptre – verrine*, 6871 ff.). Diese wenigen sicheren Anhaltspunkte über Chrétien's Verwendung des Spiegelmotivs belassen J. GYÖRYS Behauptung, die Mauer aus Luft um den Baumgarten von Joie de la Curt sei ein Spiegel, der Mabonagrins als das frühere, nicht emanzipierte Ich Erecs reflektiere, im Bereich tiefenpsychologischer Spekulation ohne Kontrolle an Texten (Prolégomènes à une imagerie de Chrétien de Troyes, Cahiers de Civilisation méd. 10, 1967, 361–384, und 11, 1968, 29–39; hier S. 382).

¹⁵) räumliche Vorstellungen: *grunt* (5804), *gevieret* (4636), Wohnen im Herzen,

den vermeintlich toten Erec muß Enites *wan ich ein tôtez herze hân* (5790) nicht allgemeine Klagehyperbolik sein, wird vielmehr in der Konsequenz des früher, vor dem Tenebroc-(Tarebron-)Turnier vollzogenen Herzenstausches¹⁶ gesagt sein:

2365 *ir herze vuorte er mit im dan,*
daz sîn beleip dem wibe
versigelt in ir lîbe.

Erec *gar oder hal p tôt* (5788) zu sehen, führt Enite unmittelbar zu dem Gedanken, damit sei auch ihr Herz tot, offenbar weil ihr Herz in der Brust des Toten schlug oder weil das Herz des Toten *versigelt in ir lîbe* war.

Als Ergebnis und zugleich Arbeitshypothese sei festgehalten, daß szenisch geschlossene Einheiten und Persongebundenheit die Erscheinungs- und Wirkungsweise von Bildkoordinationen begünstigen. Der weitere Beweis läßt sich für den ersten Teilbereich, die szenische Gruppierung um eine Idee, am ergiebigsten anhand von Kampfszenen des 'Erec' führen.

Das Tenebroc-Turnier, das bei der Hochzeit Erecs und Enites vereinbart wurde, wird bei Hartmann durch den Bildkomplex 'Sturm im Wald' bestimmt. Vor der Hauptphase, die mit Erecs Wiedereintreten nach dem Ersetzen der ersten verstorbenen Ausrüstung beginnt, wird zunächst der kampf bewegte Turnierplatz im Überblick eingeführt:

2609 *nû enmohte sich gelichen*
der schal von den schefen
niwan dâ von windes kreften
ein walt begunde vallen.

Der alles stürzende Sturm wird Erec sein. Mit dem dritten frischen Pferd und der dritten vorbereiteten Rüstung reitet er erneut ins dichteste Gedränge *rehte sam des windes dôz* (2684). Das Turnier ist entschieden, als Erec den letzten Gegner, der sich ihm stellt, so trifft, daß dessen Sattelgurte brechen *sam ez wære ein vûlez bast* (2799). Hier

dessen Tradition oben, S. 454–476, F. OHLY: Cor amantis non angustum, nachgeht, (2217); Personifikationen: *râtgebe* (8984), die Rede bestimmend (6286), Verwalter der aus einer Minnebindung schöpfenden Kampfstärke (9199 f.) und, geschickt aus stichomythischem Dialog gewonnen, *guot vriunt* (9034 ff.); zum *adamas*-Vergleich s. u. S. 488 f.

¹⁶ bei Chrétien, einzeilig formuliert, die Vorstellung vom gegenseitigen Diebstahl der Herzen: *Li uns a l' autre son cuer anble* (1514).

scheint, vom Bildzusammenhang gesteuert, bei *bast* die Bedeutung 'Baumrinde' zumindest mitgedacht zu sein. Es ist ebensowenig abstrakter, beliebig austauschbarer Minimalwert wie *escorce* beim einzigen vergleichbaren Vorkommen in Chrétien's 'Erec', zwar im ersten Guivret-kampf, aber sachlich nahestehend:

3776 *Ne lor valurent deus escorces*
Li escu qui as cos lor pandent.
Li cuir ronpent et les es fandent –¹⁷

Damit ist Hartmanns Turnierszene durch ihre aufeinander bezogenen sprachlichen Bilder zu einer sich abhebenden Einheit verklammert, denn weder begegnet 'Sturm im Wald' als Bildspender anderweitig in diesem Werk, noch ist dieser Bildbereich innerhalb der Tenebroc-Szene von anderen überlagert oder gestört.

Der Sperberkampf Erecs gegen Yders ist durch eine vielgliedrig durchgeführte, dicht in die gesamte Darstellung verflochtene Finanz- und Würfelspielmetaphorik geprägt. Hartmann fand augenscheinlich bei Chrétien nur eine knapp andeutende Zeile vor:

952 *Ce qu' il li doit, bien li repaie*
 (R 948 *se cil li preste, bien li paie).*

Er nimmt das Bild 'Der kreditwürdige Kämpfer zahlt prompt zurück' auf:

864 *sît daz er im entlêch sîn guot,*
daz galt er als jener tuot
der dâ mère entnemen wil,

verfolgt dann jedoch nicht, wie im 'Iwein' 7143–7227, auf der Ebene die Darlehnsituation weiter, sondern geht auf die benachbarte Vorstellung 'Geldeinsatz im Würfelspiel für das im Kampf zur Entscheidung Stehende *lîp und êre*, 843) über. Die Durchführung dieser Metapher erstreckt sich wiederum über die Hauptphase des Kampfes, vom Beginn des Schwertkampfes zu Fuß bis zur Entscheidung. Die Schwertkämpfer *hâten gesat umbe den sige vil hôhez phant* (839 f.;

¹⁷) Die dahinterstehende Vorstellung wird bei Chrétien deutlicher im 'Perceval' (ed. ROACH 5672 f.): *Kex fiert si que sa lance brise Et esmie come une escorce*; in mhd. Dichtung Ortnit 206, 4: *er schriet von im die ringe reht als daz fûle bast* (Deutsches Heldenbuch III, edd. A. AMELUNG/O. JÄNICKE).

vgl. 841 *geben* 'einsetzen'). *si beide spilten ein spil daz lîhte den man beroubet* ('arm macht, ruiniert'; 867 f.). Gelegentlich fallen die Würfel zu weit oder daneben (870 f.), was die Spieler nur um so mehr anspornt zum *verbinden* ('so zu würfeln, daß die Steine beim Brettspiel zu *bünden* zusammengestellt werden können'¹⁸, 872; vgl. 940). Jedes *gebot* wird mit einem *widergelt* beantwortet (876 f.), bis beiden gegen Mittag *der gebote zeran* ('sie nichts mehr zu bieten hatten'; 884, vgl. 888). Nach einer Pause beginnen sie *ir altez spil* (916, vgl. 920), ohne daß sich herausstellt, wer *eins ougen wæger hate* (926). Beim entscheidenden Umschwung verharret die Kampfdarstellung für Yders' Seite auf der Bildebene:

942 *doch jener die besten wûrfe warf
der kein zabelære bedarf,*

während sie für Erec, den Überlegenen, vor allem durch die Restitution von *slege* für *wûrfe*, von der Bildebene zurückgeholt wird:

944 *dô half disen daz ern nie
ûz den slegen komen lie,
und gewan ez eine wîle
sô sêre mit der île –*

In den beiden Schlußzeilen folgt dann dem auf der Bildebene erreichten Ergebnis, das wiederum aus Yders' Sicht formuliert ist, durch *und* gleichgeordnet verbunden das für die proprium-Ebene des Geschehens geltende Resultat:

948 *unz er doch daz spil verlôs
und gelac vor im sigelôs.*

Die durchgeführte Metapher kommt ohne die dem Gleichnis eigenen sprachlichen Mittel der expliziten Deutung (*als-*, *alsô-*, *sam-*, *sus-*, *gelich-*, *wîs*-Konstruktionen) aus. Damit eigentlich gemeinter und bildlicher Vorgang nicht nur parallelisiert, sondern verschmolzen erscheinen, sind einige Züge aus den verschiedenen Bereichen direkt miteinander verbunden. Die Würfel fallen *ûf daz houbet* (869); ein Pfandhalter würde statt des ihm zustehenden Anteils an der Spielsumme

¹⁸⁾ nach M. HAUPT, der in seiner Edition (21871, hier S. 338 f.) auch die übrigen hier eingeführten *termini technici* des Würfelspiels (*vûnfzeben*, *phantreht nemen*, *gebot legen*, *widergelt sagen*) ausführlich kommentiert.

(*phantreht*, 875) eine ellenlange Wunde davontragen, wenn er sich an die Kontrahenten wendete¹⁹.

Chrétien hat in der Reizrede der beiden Gegner die Darlehensmetapher durch eine andere Finanzmetapher vorbereitet, wenn er Ydiers fordern läßt:

849 *'Se tu viaus avoir l'esprevier,
Mout le t' estuet comparer chier.'*

Erec erkundigt sich nach dem Preis: *'Comparer, vassaus? Et de quoi?'* und erhält zur Antwort: *'Conbatre t' an estuet a moi, Se tu ne le me claimmes quite.'* Hier mag der bei Hartmann konstatierte Bildwechsel von der 'Darlehenssumme' zur 'Spieleinsatzsumme' angelegt sein, wenn er nicht durch die eigene Art, in der Hartmann seine Kampfmetaphorik vorbereitet, motiviert ist. Die Bildfolge ist an ein im eigentlichen Wortsinn gemeintes Reizwort Yders' geknüpft: er werde nach seinem Sieg über den *jungelinc* Erec *dehein guot* ('kein Lösegeld', 719f.) annehmen. Nach dem Kampf, dessen Einsatz durch diese Drohung erhöht ist (nicht nur *êre*, auch *lîp*, 843), nimmt Erec Yders' Stichwort auf:

971 *jâ nâmet ir dehein guot
an disem strîte vür mîn leben.
doch hât mir got die sælde gegeben
daz sich diu rede verkêret hât:
sehet, nû getuon ich guoten rât
daz ich deheine miete
vür mînen lîp biete –*

Das hochmütige Wort, in dem auch Yders' früheres verletzendes Verhalten getroffen ist, ist durch den Ausgang eines Kampfes ins Unrecht gesetzt, an dessen Gestaltung die in diesem Wort anklingenden Assoziationen metaphorisch dominant mitwirken.

Die Bildvorstellung 'Einsatzgeld im Würfelspiel' dieses ersten Kampfes kehrt mit nahen Entsprechungen in der Vorbereitung des

¹⁹) Das einläßliche Durchsprechen und Freilegen der Bildbezüge vermag die Ansicht zu revidieren, durchgeführte Situationsmetaphern kennen erst Gottfried (BAYER, S. 90 f.) und Wolfram. Die Metaphern insgesamt werden im 'Erec' nach Zahl, sprachlicher Fertigkeit und Funktion leicht zugunsten der Vergleiche und Gleichnisse unterschätzt (VAN DER LEE, S. 8, offenbar übernommen aus M. HEIDINGSFELD: Gottfried von Straßburg als Schüler Hartmanns von Aue, Diss. Rostock 1886, S. 22.). Daß Hartmanns Metaphorik des Sperberkampfes bekannt blieb, entnimmt man Jüng. Titulur 2189, 2b (ed. WOLF): *do leit ouch Erek sin gebot dar under, daz vil libte gabens galt wol viere.*

letzten Kampfes wieder. Das Abenteuer Joie de la Curt ist in Erecs Augen ein *wunschspiel*, in dem er *lützel wider vil mit einem wurfe wâgen mac* (8530 ff.). Die Überlegung, der zu Gebote stehende geringe eigene Einsatz (*mîne kranken êre*, 8556) falle nicht ins Gewicht, gemessen an der durch den hohen Einsatz des Gegenübers gegebenen eigenen Gewinnchance²⁰, wird zweimal insistierend wiederholt:

8534	<i>gote lop, nû hân ichz vunden dâ ich wider tûsent phunden wâge einen phenninc.</i>	8563	<i>und merket wie ungelîche uns giltet daz selbe spil. ez giltet im unnâch sô vil zem zwelften teile als ez mir tuot. er setzet wider valsche guot, sîn golt wider êre (hier 'minderes Erz').</i>
------	----------------------------------------------------------------------------------------------	------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Mabonagrins schmähende Anrede '*valschære*' (9027) wird aus dem Bildzusammenhang heraus als 'Falschspieler, Falschmünzer' zu verstehen sein.

In der die Bildlichkeit wieder stark anziehenden Hauptphase verbindet Hartmann, was zu bemerken lohnt, für den Mabonagrinkampf auf der Bildebene nicht Würfelspiel und Geldeinsatz, sondern (Würfel-²¹)Spiel und Minne, und dies, indem er Zeile für Zeile den Bereich wechselt:

9106 *hie huop sich herzeminne
nâch starkem gewinne.
si minneten sunder bette:
diu minne stuont ze wette,
sweder nider gelæge,
dem wart der tût wæge.
mit scheften si sich kusten
durch schilte zuo den brusten-*

Wenn gemäß dieser alternierenden Abfolge in der Zeile *diu minne stuont ze wette* die Spielmetapher (*ze wette stân*) dominiert, so kann ihr Subjekt *diu minne* ebensowohl metaphorisch für 'Kampf, Kampfpreis'²², als auch im eigentlichen Sinne verstanden werden. Diese

²⁰) Nur unspezifisch Verwandtes ist bei Chrétien vorgegeben: Auf Mabonagrins Worte '*Vos conparroiz ancui mout chier Vostre folie!*' (5912 f.; vgl. 2213, 2819 mit Lesarten), entgegnet Erec '*Teus cuide avoir Le jen joé, qui puis le pert*' (5924 f.).

²¹) *wæge* werden 'das Übergewicht erlangen, drohen' erinnert an *eins ougen wæger* 'um ein Auge überlegen' (926).

²²) In dieser durchgeführten Metapher wird die Übertragungsrichtung der traditionellen, durch Ovid vermittelten Liebeskriegsmetaphorik, die Kampfbilder für

Doppeldeutigkeit, die dem Zuwachs an Bildbereichen mitgegeben worden ist, wird Signal sein, daß der Mabonagrín-Kampf dadurch über den Yders-Kampf hinausführt, daß in ihm die rechte, göltige Form der Minne der Einsatz ist.

Bei abnehmender Entfaltung der Spielmetapher ist der Zielkampf auch durch den zusätzlichen Bereich 'Berg' seiner Bildebene dem Eingangskampf gegenüber ausgezeichnet. Bergmetaphern und -vergleiche scheinen bei Chrétien keinen Anhalt zu haben. Nur im Zielabenteuer verwendet sie Hartmann, akzentuiert durch vierfache Variierung. Vor Brandigan möchte Erec von der aus Guivreiz' Bericht zunächst noch ganz ungreifbar sprechenden Gefahr, die Mabonagrín bedeute, kein Aufhebens machen: *'weder ist er berc oder berges genôz -?'* (8035). Die Begründung, warum Erec diesem Abenteuer nicht bereitwillig ausweicht, legt der Erzähler anerkennend in die Kennzeichnung seines Herzens. Es sei *vester dan der adamas* (8427), von dem es heiÙe:

8429 *unde würde der geleit
zwischen zwein bergen stebelín
(wie möhtez wunder græzer sîn?),
die zemüele er kleine
ê man ez dem steine
iender möhte erkiesen an.*

Für die Geschlossenheit der Bergbildlichkeit ist bemerkenswert genug, daß in den bisher namhaft gemachten möglichen Quellen²³ der Hartmannschen Darstellung der Diamanteigenschaften (vgl. noch 8437 f.) stets von zwei Ambossen (*incudes*) oder AmboÙ und Hammer als den angreifenden Druck- oder Schlagwerkzeugen gesprochen wird, die der Diamant zum Bersten bringe. Soll man mit einer doppelten Metapher

werbende oder abwehrende Minnekonstellationen setzt, umgekehrt. Hartmann selbst nutzt dieses Bildfeld auch in der geläufigeren Übertragungsrichtung (MF 206, 9; 207, 20; Klage 1655 f., 1807 ff., Iw. 1357-62, 1548-59). Erec 3694 f. *vâben an der minne stricke*, von ERIKA KOHLER (Liebeskrieg, Stuttgart 1935, S. 88) zur Liebeskriegsmetaphorik gestellt, gehört jedoch zur Bildlichkeit der Jagd (Fallstrick, Schlinge), wie die Bildkoordination (*sînen vuoz verstôzen in . . .*, 3699 f.) beweist. - Zur Umkehrbarkeit von Metaphern und Bildfeldern H. WEINRICH: Semantik der kühnen Metapher, DVjs. 37 (1963) 325-344, hier S. 343 f. D. TSCIÏEWSKIÏ: Umkehrung der dichterischen Metaphern, Topoi und anderer Stilmittel, Die Welt der Slaven 6 (1961) 337-354, erfaÙt sein Thema nur unscharf, u. a. weil er Erscheinungen subsumiert, die durch die Allegorese ad bonam und ad malam partem erklärt werden müÙten (S. 339 ff.).

²³) in erster Linie Solin, s. A. E. SCHÖNBACH, S. 212 f., O. SCHADE: Altdt. Wörterbuch II², S. 1318 f.

'stählerner Berg' für 'Amboß' für 'bedrohliche Abenteuerfahr' rechnen?

Im Reizdialog hält sich Erec an die zuvor gewählte Bildlichkeit. Sie erscheint, abgewandelt durch die Zweizahl des *adamas*-Vergleichs, erweitert in dem aus Horaz (*De arte poetica* 139) bekannten Gleichnis: Wie zwei große Berge, die ein ebenso großes Kind gebären wollten, nur eine Feldmaus hervorbrachten, so werde auch das großsprecherische Drohen Mabonagrins nur klägliche Wirkungen haben (9049–66). Die Bildgruppe wird, wiederum nahe der Kampfentscheidung, mit einer Feststellung des Erzählers geschlossen: *doch er wider in schine ein berc* (9237), unterliege schließlich Mabonagrins. Dieser Vergleich mit Erec wird durch Mabonagrins²⁴ Gestalt *vil nâch risen genôz* (9013; vgl. Chrétien 5900–05) nahegelegt sein, kennzeichnet aber zugleich wie die drei vorausgehenden Bergbilder den bedrohlichen Widerstand, die Höhe des Hindernisses, das Erec im Zielabenteuer zu überwinden hat.

Erecs Weg ist oft als neuer, durch jeweils höher stufende Abenteuer führender Aufstieg nach jähem Sturz gesehen und beschrieben worden, für Chrétiens Werk zuletzt von Pollmann²⁵, der ihm 'vertikale' Struktur zuspricht. Es wäre zu fragen, ob im Kriterienkatalog für 'horizontal' und 'vertikal', der sich als Instrument versteht, 'der Verbindung zwischen Formalem und Metaphysischem ein wenig auf die Spur zu kommen'²⁶, auch einer jeweilig bevorzugten Metaphorik eine Position gehören könnte. Hartmanns 'Erec' spricht dafür. Die beobachtete Bildsprache fügt den evidenten Korrespondenzen zwischen dem ersten und dem letzten Kampfabenteuer – jeweils stehen sich zwei Minnepaare gegenüber, jeweils führt der Weg anschließend direkt zum Artushof, Mabonagrins Dame entdeckt ihre Verwandtschaft mit Imain von Tulmein (9719 ff.) – eine weitere hinzu ('Geld', 'Würfelspiel') und deutet zugleich durch den Metaphernzuwachs ('Minne', 'Berg') darauf, daß Erec nach dem Bestehen des Zielabenteuers eine höhere Stufe des Selbstverständnisses und des Ritterlebens erreicht haben wird²⁷.

²⁴) *berc* ist entgegen VAN DER LEE, S. 19, nicht auf die 'Unerschütterlichkeit Erecs' zu beziehen.

²⁵) L. POLLMANN: Das Epos in den romanischen Literaturen. Verlust und Wandlungen, Stuttgart 1966, S. 64–74.

²⁶) a.a.O., S. 11 f.

²⁷) Daß die Aufwärtsbewegung in eine zunehmend beruhigte Dauer mündet, läßt sich an der Behandlung der erzählten Zeit ablesen: Die lückenlos ausgefüllte Tages-

Ein Überblick über die Zuordnung der sprachlichen Bilder zu den Personen der Handlung (von Erzähler und Hörern sehe ich ab) lehrt, daß außer bei Erec und Enite nur bei geringerrangigen, episodengebundenen Nebenfiguren zu den in Rede stehenden Darstellungsmitteln gegriffen ist. Von den Maß und Richtung setzenden Gestalten Gawan, Guivreiz, Ginover und Artus²⁸ wird unbildlich gesprochen. Als einziges Glied des Hofes erhält Keiin sprachliche Bilder (4636, 4643, 4657, 4664, 4730), wie sie sonst Koralus (395, 426), Yders (864–949), dem Grafen [Galoain] (3694 ff.), Cadoc (5421) und seiner Dame (5348, 5602–25), den von Limors fliehenden Oringles-Leuten (6641 f., 6655, 6661), Mabonagrin (s. o.) und den 80 trauernden Witwen (8203 ff., 9807–11) zugeteilt sind. Diese Verteilungsgewichte sind mit einer der Metaphorik möglichen humorvollen Drastik²⁹ nur zu einem geringen Teil erklärt. Denn auch ein dem stilus gravis angemessenes Gleichnis wie das vom leuchtend rein geschabten Glas (s.o. S. 480 ff.) gehört Cadocs Dame, nicht etwa Enite. Es läßt für die Frage nach dem 'Verteilungsschlüssel' mit seiner relativ großen Verselbständigung daran denken, daß die der similitudo abgeneigten Rhetoriker sie als ornatus dann gerechtfertigt sehen, wenn sie eine auftretende *materiae penuria*³⁰ anreichern hilft.

Enites Einführung gibt Chrétien Anlaß zu einer panegyrischen Beschreibung, die ihrer Anlage nach ganz den Mustern der artes poeticae entspricht. Dem Topos 'natura formatrix' schließt sich eine descriptio an, die von den Haaren aus systematisch Zug um Zug abwärts weitergeht³¹ und dabei meist überbietende Vergleiche hinzuzieht: ihre goldstrahlenden Haare lassen die blonde Isolde ein Nichts werden (424 ff.), ihre Stirn übertrifft an weißem Glanz die Lilie (427 f.), das Weiß des Antlitzes ist von einem frischen Karminrot zum Leuchten gebracht (432), die Augen schimmern hell wie zwei Sterne (433 f.), auch Nase

kette bis zum zweiten Guivreizkampf wird durch zwei Wochen unerfüllter Ruhe auf Penefrec abgelöst (7236); dem Mabonagrinkampf folgen vierwöchiges Fest auf Brandigan (9772) und, nach zeitlich unbestimmtem Durchgang durch den Artushof (9969), sechs wöchiges Krönungsfest in Karnant (10079).

²⁸) anders Chrétien, 6673–85.

²⁹) Oringles' Leute flohen nicht auf die Burg, sondern aus ihr heraus *und schluffen ze loche sam diu müs* (6655); dazu W. OHLY, S. 76.

³⁰) Matthäus von Vendôme bei FARAL, S. 181.

³¹) später, v. 1491–97, noch einmal aufgenommen; dazu zuletzt VALERIA BERTOLUCCI: *Commento retorico all' Erec e al Cligès*, Studi Mediolatini e Volgari 8 (1960) 9–51, hier S. 17 f.

und Mund konnte Gott schöner nicht hervorbringen – in der Zusammenschau: in ihre strahlende Schönheit kann der Betrachtende wie in einen Spiegel blicken. Die Folge der sprachlichen Bilder hängt von der vorgezeichneten Folge der Körperteile ab; für sich gesehen, wirkt sie kumuliert (*Iseuz, flors de lis, anluminee, estoiles, mireor*), allenfalls durch das gemeinsame Leuchten zusammengehalten.

Hartmann erwähnt bei der Einführung Enites an Einzellern ihrer körperlichen Schönheit allein die weiße Farbe der durch die zerschlissene Kleidung schimmernden Haut – und tut dies insistierend, zuerst *wîz alsam ein swan* (330), dann, nach je einer Überbietungs- und Einschränkungformel, mit einem zweiten Bild:

336 *ir lîp schein durch ir salwe wât
alsam diu lilje, dâ si stât
under swarzen dornen wîz.*

Aus dem Bildrepertoire, wie es bei Chrétien bereitliegt, wählt er hier nur 'lilienweiß', grenzt jedoch ein auf 'Lilie unter schwarzen Dornen'. Damit ist auf der Bildebene ein Spannungspol hinzugewonnen, der auch das Attribut 'ärmliche Kleidung' metaphorisiert und auf diese Weise als Bedeutungsträger apostrophiert. Zugleich erhält das präzierte Bild eine speziellere Analogie-Komponente, da es nach den Auslegungen von Cant. 2, 1 f. in der Mariensymbolik als Zeichen von Schönheit und Sündenfreiheit verstanden wird³².

Chrétien ordnet Enide bis zu ihrer bewunderten Ankunft als Erecs Vermählte in Carnant die folgende Kette von Bildern zu, die wiederum durch die Gemeinsamkeit des Strahlens zusammengeschlossen scheint: Im Sperberstreit behauptet Erec, mit Enide könne sich an Schönheit und geistigen Werten keine Mitbewerberin messen, so wenig wie sich mit der Sonne der Mond vergleichen dürfe (833 f.); beim Kleiden durch Ginover am Artushof leuchtet Enides goldgelbes Haar – so der Erzähler – heller als die Goldfäden ihres neuen Haarschmucks (1657 f.); die Artusrunde bestätigt einmütig, daß Enide als die Schönste weit und breit des Kusses würdig ist, da in ihr mehr Schönheit sei als

³²) s. A. SALZER: Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lat. Hymnenpoesie des Mittelalters, Programme Seitenstetten 1886–93, S. 162–170; P. KESTING: Maria – *frowwe*, München 1965, S. 12; vgl. Melker Marienlied, Str. 4 (dazu H. KOLB, in: Interpretationen mhd. Lyrik, hg. von G. JUNGBLUTH, Bad Homburg v. d. H. 1969, S. 59 ff.). In mhd. weltlicher Dichtung erscheint das Bild, soweit ich sehe, zuerst hier bei Hartmann.

in der Sonne Glanz (*clarté*, 1826); die Hochzeit erhält vom Erzähler einen neuen distanzierenden Bezug zum Tristanstoff: Hier wurde nicht *Yseuz* (2076; R 2022 liest *Enyde*) entzogen und *Brangiens* an ihre Stelle gegeben; beim Empfang in Carnant schließlich preist sie wiederum der Erzähler allen Damen, nicht nur denen ihrer neuen Umgebung, an strahlender Vollkommenheit überlegen wie der leuchtende Edelstein dem schwarzen Kiesel und die Rose dem Mohn (2409 ff.).

Hartmann variiert zunächst seine Initialbilder für den weißen Leib unter schmutzig-dunkler, abgetragener Kleidung, zweifach wiederum in Bekleidungszusammenhängen. Erec lehnt ab, Enite durch Imain höfisch kleiden zu lassen, weil er sich für das Sperberabenteuer auf seine Waffen und Enites Leibesschönheit verlassen will *und wære si nacket sam mîn hant unde swerzer dan ein brant* (652 f.). Zur Einkleidung durch Ginover bemerkt der Erzähler, der Rubin einer Agraffe, die man Enite anheftet, werde von ihr selbst noch überstrahlt (1562 ff.).

Die weiteren Vergleichsbilder richtet Hartmann so ein, daß der 'Bildspender' jeweils an einen Vorgänger anknüpft und auf einen Nachfolger vorausweist. Unmittelbar vor Enites Einführung in die versammelte Tafelrunde wird der Lilienvergleich aufgenommen und auf zunächst gleicher Sachebene erweitert:

1701 *als der rôsen varwe*
under wîze liljen gûzze,
und daz zesamene vlûzze –

Die liebliche Röte, die sich von Natur dem Weiß ihrer Erscheinung verbindet, hatte Chrétien sogleich in die allererste Vorstellung Enides hineingenommen. Hartmann hat sie für den kairós ihrer Rezeption als höfische Dame zurückgehalten. Dem Vermischen von Lilien- und Rosenfarbe ist auf der Bildebene unmittelbar die reine Rosenfarbe angereicht, der ihr Mund gleiche (1704 f.)³³. Unmittelbar danach –

³³) Umfängliche Materialien zur Bildtradition '*lilia mixta rosis*' (im geistlichen Bereich für Reinheit und Martyrium) in lat. und mhd. Literatur bei W. FECHTER, S. 50–61; mit seiner Klassifizierung 'formelhaft' für Hartmanns 'Verbindung von Lilien und Rosen' (S. 49) kann man sich jedoch nur unter Mißachtung des Kontexts begnügen. Individuelles Ergreifen eines Topos kann auch ohne 'neue Möglichkeiten des Ausdrucks' (S. 56) oder 'Ausformung des Bildhaften' (S. 57) gegeben sein, etwa durch die Koordination in einer Bildreihe; in der Folge *lilje*, *lilje+rose*, *rôse* sind traditionell verbundene Elemente auseinandergelegt und weiträumig neu verbunden. Im Verfolg von Beobachtungen E. SCHEUNEMANNs bemerkte FECHTER die rückweisende, nicht auch die vorbereitende Funktion des Lilien+Rosen-Vergleichs (S. 49).

Enite tritt in die Türöffnung – spricht der Erzähler weiter von ihrer Röte, die, jetzt vor schüchterner Scham, mit dem Weiß des Erbleichens wechselt, führt aber ein neues, weitendes Vergleichsbild ein:

1717 *als diu sunne in liebtē tage
ir schîn vil volleclichen hât,
und gâhes dâ vür gât³⁴
ein wolken dünne und niht breit,
sô enist ir schîn niht sô bereit
als man in vor sach.
sus leit kurzen ungemach
diu juncvrouwe Enite –*

Wenn man sich erinnert, daß bei Hartmann nur Tier-, Pflanzen- und Edelsteinbilder voraufgehen, gewahrt man mit Deutlichkeit, daß hier der Sprung von der Natur zum größeren Kosmos auf der Bildebene den Moment der Erhöhung Enites nachzeichnet, zumal wenn man weiter verfolgt, wie sich diese ansteigende Linie fortsetzt. Dem Bild aus der Verbindung von Atmosphärischem (Wolke) mit Gestirn (leicht verdunkelte Sonne) folgt ein reines Gestirn-Bild, jetzt der Nachtzeit. Enite, inzwischen auf den Platz an Artus' Seite gebeten, wird als die Schönste den Hirschabenteurer-Kuß empfangen, weil, wie in breitem Gleichnis ausgeführt wird, durch ihre Erscheinung die übrigen Damen in die Unscheinbarkeit zurücktreten, wie die glänzendsten Sterne in klarer Nacht verblassen müssen, wenn die Zeit des Mondes gekommen ist, *sô den mânen sîn zît in der naht her vür gât* (1774 f.)³⁵.

Hartmann läßt diese erste Enite-Reihe noch am Artushof, unmittelbar vor der Hochzeit, abschließend kulminieren:

1842 *vrouwe Enite . . .
diu dort als ein engel saz
mit schœne und ouch mit güete –*

³⁴) Die Erex-Saga akzentuiert ebenfalls den Moment des Errötens angesichts der versammelten Tafelrunde, indem sie nur hier Vergleiche einführt, sie allerdings beliebig kumuliert: Evidas Röte gleiche der mit der Lilie vermischten roten Rose, oder dem roten Blut in frischem Schnee, oder auch dem Strahlen der Sonne bei wolkenlosem Wetter (sic: *j beydrykiu vedre*, ed. BLAISDELL, A, S. 23, 4). – Das kymrische sog. Mabinogi 'Erek ab Geraint' erzählt von Enid ganz ohne Vergleiche und Metaphern.

³⁵) zu Bildtradition und -hintergrund SCHÖNBACH, S. 209 f.; FECHTER, S. 117 ff.

Dieses höchste³⁶ Bild, das die Körperschönheit vollends auf geistig-seelische Vollkommenheit hin transzendiert, wird in der Geschehensebene sichtbar festgelegt, damit aber auch dem Geschehen ausgesetzt. Für sein erstes Turnier, noch im Zusammenhang mit dem Hochzeitsfest, läßt Erec den ihm als Königssohn zustehenden Kronenhelm (vgl. 2568) mit einem weiteren Zeichen, einem aus der Krone hervorstrahlenden, aus Gold gefertigten Engel³⁷, versehen. Daß bei diesem Zimier an Enite gedacht ist, wird durch das dritte Wappenzeichen, eine *morwe*³⁸, mit der Schilde und Banner ausgestattet sind, bestätigt.

³⁶) In der ordo-Vorstellung vom gestuften Universum stehen die Engel, nach Hraban und Ps.-Melito etwa bei Bartholomaeus Anglicus, als am reichsten ausgezeichneter Schöpfungsanteil am gottnächsten, an der Spitze einer Reihe Engel, Mensch (Seele/Körper), Gestirne, Elemente, Steine/Metalle, Pflanzen, Tiere. – *der engel güete* für Frauenart bei Hartmann auch AH 466; vgl. Klage 1464–69, Iw. 1690; das Bild fehlt MF, wertet hoch etwa bei Walther, 57, 8; Winsb. 12, 8 ff.; Ulr. v. Lichtenstein, Frauendienst, S. 2, 21 ff.

³⁷) v. 2336 f. – Dieses Engelzimier, nicht jedoch den Kontext der Rüstungsszene, hielt J. SCHWIETERING für eine willkürlich ändernde Modernisierung aus der Zeit nach 1250, da erst dann in Dichtungen und anderen waffenkundlichen Zeugnissen die Krone des Königshelms in Verbindung mit anderem Helmschmuck aufträte (Die Bedeutung des Zimiers bei Wolfram, Sievers-Fs., Halle 1925, S. 554–582, hier bes. 572–576). Mit SEYLER argumentiert er hier, gegen seine Gewohnheit, zu sehr von ‘fehlenden sachlichen Voraussetzungen’ (S. 575), zu wenig vom Dichtungszusammenhang her. Zusätzlich zu der oben beschriebenen sinnvollen Stellung im Rahmen der Bildlichkeit des ‘Erec’ könnte für Authentizität des Helmzeichens sprechen, daß es vielleicht Gottfried vor Augen stand bei seiner Ausstattung von Tristans Helm: auch er wählt als Zimier Elemente der von ihm bevorzugten Minnemetaphorik, eine *viurine strale* (4943 ff., 6594 ff.). Daß Gottfried in diesen Rüstungsszenen von seinen Vorbildern Gegebenes aufnimmt, läßt er mit dem distanzierenden Bezug auf Vulkan (4932 ff.) erkennen, der bei Veldeke den Schmuck an Æneas’ Helm gestaltete: *dâ stunt ein blûme obene von dorchslagenem golde, alsez Volcân wolde, dar inne ein rôter jachant* (ed. ETTMÜLLER 160, 4–7). SCHWIETERING (S. 570 f.) möchte für diesen Text die Vorstellung eines aus der Helmsilhouette plastisch heraustretenden Zimiers allenfalls als nachträglich (etwa von Wolfram) hineinprojiziert gelten lassen. Gegen diese Interpretation erhebt M. ZIPS Einspruch (Das Wappenwesen in der mhd. Epik bis 1250, Diss. masch. Wien 1966, S. 503, Anm. 1535); er klammert jedoch aus seinen Erörterungen ‘das umstrittene Engelzimier Erecs’ leider aus (S. 506, Anm. 1541). Das Datum 1197/8, auf das mit Siegeln Balduins von Flandern und Richards Löwenherz die ältesten erhaltenen Zimierabbildungen führen, kann die Erecpassage nicht verdächtigen. P. E. SCHRAMM (Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, Bd. 3, S. 973 f. mit Anm.) rechnet für das Löwenherz-Zimier seit der Mitte des 12. Jhs mit freieren Vorformen (Wappenkappe, Ginsterbusch beim Stammvater Gottfried von Anjou) (freundlicher Hinweis K. HAUCKS, Münster). Schon in Waces Roman de Brut, ca. 1155 verfaßt, trägt Artus einen Helm mit Goldreif und Drachenzimier: *Desus* (var.: *en som*) *ot purtrait un dragon* (ed. ARNOLD 9286).

³⁸) v. 2285–2319. – *manche* ist bei Chrétien als Wappenzeichen vorgegeben (2140),

Nach der *verligen*-Krisis gehen die sprachlichen Bilder für Enite bei Chrétien und Hartmann sehr stark auseinander. Chrétien schränkt sie auf wenige, zunächst drastische ein. So hält Enite sich, als sie die vermeintlich zerstörerische Auswirkung ihres aufdeckenden Seufzers abseht, selbstanklägerisch vor: *'Tant grate chievre que mal gist'* (2588; s. auch *Bien set par parole enivrer bricon*, 3418 f.). Der krönende Vergleich ist noch einmal ein Abheben von Isolde. Er hat seine Stelle nach ihrer Bewährung gegenüber Oringles und dem einsichtigen Wort Erecs: Zu Guivret fliegt die Nachricht von einer so schönen, so schmerzvoll um ihren Gatten trauernden Dame, daß Isolde, an ihr gemessen, nur ihre Dienerin sein könne (*s'ancele*, 4946; anders R 4908: *si oel sanbloient estancele*). Eine letzte, von Artus in der Schlußpartie genutzte Blumen- und Fruchtmetapher (6617–20) hat punktuell-konventionellen, kaum verknüpfenden Sinn.

Bei Hartmann ist nach dem Aufbruch zur Rehabilitierung die Technik der aufeinander Beziehung nehmenden Vergleiche fortgesetzt. Sie vermag zwei Änderungen zu integrieren: Bildempfangend ist von nun an, wie schon im Engelvergleich angebahnt, nicht mehr die erscheinende Schönheit, sondern Innerseelisches, schließlich die Ganzheit der Person; und die stufenweise durchverfolgte Erhöhung wird überführt in einen tiefer ansetzenden Neubeginn. Während der kurzen Ruhe nach ihren Beschwerden als Pferdeknecht gleicht Enite nicht mehr selbst einem Engel, sondern der Seele, die der Engel Michael schützend aus dem Höllenfeuer führt (3650–53)³⁹. Angesichts der Ohnmacht Erecs von *alles leides galle* (5740) bestimmt, findet Enite in ihrer Selbsterniedrigung zu einem neuen Naturgleichnis, um ihre frühere Erhöhung und ihre gegenwärtige verzweifelte Lage zusammensehen zu können: So wenig das wohlmeinende Verpflanzen vom kargen Wegrand in einen gepflegten Baumgarten eine Linde zum Obstbaum werden läßt, so wenig

wird jedoch nicht Erec zugesprochen. *mouwe* als vermutlich Erecs Wappenzeichen auch Lanzelet 6305 (so auch Zips, S. 111).

³⁹) Wenn damit der Engelvergleich vorsichtig zurechtgerückt und zurückgenommen sein sollte, bliebe als das am höchsten wertende Bild für Enite das Mondgleichnis in Gültigkeit. Es wird vielleicht durch das spätere zweimalige Erscheinen des Mondes in der Geschehensebene 'verifiziert'. Er leuchtet als das einzig Hilfreiche beim Karnanter Aufbruch, Ehre und Minnegemeinschaft wiederzugewinnen (3110), und beim zweiten Guivreiz-Kampf, in dem Enite das Verkennen der Freunde gut ausgehen läßt, das Erec und Guivreiz nicht vermieden hatten, obwohl der Mond frei aus den Wolken getreten war und ihnen *schæne nacht* (6894 f.) bot (Chrétien: weil der Mond sich hinter einer braunen Wolke verbarg, 5000 ff.).

werde ihre Erhebung über alle Damen der Welt sie aus ihrem zu Armut, Unglück und Schmerz vorbestimmten Leben herauslösen (6004–41)⁴⁰. Für den Sinn der *arebeit* und *riuwe* Enites gibt nach der bestandenen Oringles-Versuchung ein Vergleich aus Erecs Sicht einen der wenigen expliziten Deutungshinweise. Ihre *triuwe* und *stæte* sind erprobt *als man daz golt sol liutern an der esse* (6785 f.); biblische und Biblisches aufnehmende Bildlichkeit kennt das Läutern des Edelmetalls im Feuerofen nach Prov. 17, 3 als Tätigkeit des *cordis probator*⁴¹.

Der letzte Enitevergleich hängt sinnvoll mit dem zweiten geschenkten Pferd zusammen.

7791 *daz phert truoc dô den wec*
sô sanfte vrouwen Eniten
daz ze debeinen ziten
eins hâres sanfter niht enlebet
der ûf dem ebenwâge swebet,
sô er den wint ze wunsche hât
und im sîn schef âne angest gât.

Das Vergleichen der sanften Pferdegangart mit dem Gleiten eines Schiffes, im Afrz. durch den Reim *soef*: *nef* begünstigt, ist bei Chrétien nur für das erste geschenkte Pferd knapp vorgegeben: *Ainz va plus eise et plus soef Que s'il estoit an une nef* (1401 f.). Hartmann übernimmt für den Gang des ersten Pferdes in gleicher Knappheit *schône sam ein schef* (1439), erweitert die Vergleichsführung jedoch für das zweite Pferd mit bestimmten Bildelementen offenbar dezidiert auf Enite hin. *sanfte tragen* des Pferdes öffnet sich auf *sanfte leben* des Getragenen, ein Hinweis, daß Enite die widerstreitenden Ansprüche ausgetragen und die ihr bestimmte Endstufe erreicht hat. Das Insistieren auf den Bildzügen der ruhigen, gesicherten Seefahrt (*ebenwâc*, *wunschwint*, *âne angest*) läßt an das Durchlittene zurückdenken und schlägt – wich-

⁴⁰) Die Linde steht hier nicht, wie in der von A. T. HATTO (MLR 49, 1954, 193–210) verfolgten Tradition, für menschliche Nähe, Frieden, Liebesbegegnung, sondern kommt der Bedeutung *tilia dicitur mundi infecunditas* nahe (*foliorum amoenitas* ohne *dulcedo fructus*: *falsa delectatio* ohne *utilitas*, von SCHÖNBACH, S. 211 f., bei Alanus belegt).

⁴¹) s. SCHÖNBACH, S. 208. – P. W. TAXS Interpretation 'sie war von Anfang an golt, aber erst jetzt ist sie ganz geläutertes' (ZfdPh 82, 1963, S. 30) hat an den sprachlichen Bildern erst nach dem Mond- und Engelvergleich einen Anhalt. – Das Sattelkunstwerk ihres zweiten Pferdes wird 'zusammengehalten' (7544) von *dem besten golde daz ie werden solde geliutert an dem viure: valsch was im tiure* (7530–33). Schlußbild des Werkes: *deist goldes übergulde* (10133).

tiger – zugleich eine Verbindung zum zentralen Erec-Vergleich, der Erecs aus dem zweiten Guivreiz-Kampf gewonnener Einsicht, einer Schlüsselstelle der Erec-Handlung, angeschlossen ist. Der im ruhig gleitenden Schiff nicht mehr bedrohten Enite korrespondiert Erec unter dem Bild des geretteten Schiffbrüchigen, den *got und sîn vrümekeit* auf einem Brett des geborstenen Schiffes *ûz kumbers ünden an der genâden sant* gelangen lassen (7063–72). Diese einzige Übereinstimmung der Bildbereiche für Enite und Erec kennzeichnet, kaum zufällig, die Handlungsphase, in der sie ihre Minnegemeinschaft neu verstanden wiedergewinnen. Enite kann im Schlußabenteuer aus dem Blickzentrum heraustreten, da zuvor gerade die Gemeinsamkeit des Paares sinnfällig abschließend herausgestellt ist: durch das Zusammenwirken im Handeln, durch die gleiche Herkunft von Erecs Heilung und Enites zweitem Pferdegeschenk (beides vermitteln Guivreiz' Schwestern, Filledamur und Genteflur) und durch das Einmünden der Enite- in die Erec-Metaphorik.

Die naheliegende Möglichkeit, mit einer Enite-Erec-Metaphorik von beiden zugleich zu sprechen, verwirklicht Hartmann nur in der Phase des ersten Hoflebens, am Artushof und in Karnant. Das erste dieser Bilder ist dem Enites Erhöhung krönenden Engelvergleich nah nachgesetzt. Beide werden in ihrer Minnesehnsucht, die das gegenseitige Anblicken hervorruft, einem Habicht verglichen, dessen Hunger sich steigert, wenn er erspähte Nahrung nur ansehen darf (1861–69). Chrétien zog gleichsinnig den Durst eines gejagten Hirsches und den Hunger eines Sperbers heran (2081–86). Damit kumuliert er nicht beliebig Metaphern, sondern stellt eine Beziehung zwischen Geschehens- und Bildebene her: *cers* und *espreviers* erinnern an die beiden vorausgehenden Abenteuer und lassen als deren legitime Konsequenz die Vermählung des Paares erkennen. Wenn Hartmann hier *espreviers* nicht wie zuvor mit *sparwære*, sondern mit *habech* aufnimmt, zögert er, so will es scheinen, der Vermählung diese Metaphern-Legitimation zu geben, vielleicht, weil er in ihren Vorzeichen die spätere übermäßige Eigenbezogenheit des *verligen* angelegt sieht. In dem mhd. Namen *habech* mag wie in den lat. Bezeichnungen *accipiter gentilis*, *capus*⁴²

⁴²) *a capiendo nomen sumpsit* seit Isidor; *raptor*, *rapax* vor allem gegen auffliegende Vögel, was etwa bei Cyrill (s. Hieronymus Laurentus, *Silva Allegoriarum*, Köln 1701, s. v. *accipiter*) und Petrus von Capua (J. B. PITRA, *Spicilegium Solesmense II*, Paris 1855, S. 495) auf die Versuchung aufwärts steigender Seelen gedeutet wird.

Begehren und Rauben vernehmbar sein; Hartmann tadelt jedenfalls an einer Gruppe von Hochzeitsgästen ihre übertriebene Habichtsbeize, die ein ganzes Jagdrevier *vil garwe beroubet* zurückläßt (2053), und läßt in der Rangfolge des Gästeaufzugs vor dieser Gruppe eine andere, *lobebære* (1967) einziehen, deren mitgeführte *sparwære* (1966) trotz geringeren Alters offenbar höher zu schätzen sind⁴³.

Die anschließenden Enite-Erec-Bilder werten zunächst neutral mit distanzierender Vorausdeutung (beider Liebe ist nicht mehr die eines *sunder kint* zu seiner schützenden Mutter, 1876–86 mit der einleuchtenden Konjektur von Kraus', ZfdA 44, 173, Anm. 1), dann noch zweimal positiv (Herzenstausch, 2362–7; *schæne ougenweide*, die beide Erecs Vater zur Freude darbieten, 2905 ff.). Erst die letzte gemeinsame Metapher *mit sinem wibe er dô vlôch ze bette von den liuten* (2949 f.) läßt wieder deutliche Kritik des Erzählers durchblicken, die erst mit Erecs an Mabonagrin gerichteten Worten: '*wan bî den liuten ist sô guot*' (9438) ganz außer Kraft gesetzt ist.

Chrétien bietet auch für Erec Sach- (Spiegel, 4639) und Naturbildlichkeit; so läßt er einen der beiden Riesen höhnen, Erec werde gegen sie, selbst wenn er sich vervierfache, soviel erreichen wie ein Lamm gegen zwei Wölfe (4434; Erec-Saga: Lamm gegen zwei Löwen, S. 46). Hartmann meidet für Erec diese Bildfelder. Im Riesenkampf läßt er den Erzähler Erec mit David vergleichen, dem vom gleichen Gott die Kraft zum Sieg über den *risen Gôliâ* verliehen wurde (5561–65). Er setzt damit eine Gruppe alttestamentlicher bzw. historischer exempla fort, die er mit Chrétien teilt. Das Tenebroc-Turnier erbringt als Ergebnis, daß die Anwesenden an Erec zu vergleichen beginnen

2816 *sin wisheit Salomône,*
sin schæne Absolône,
an sterke Samsônes genôz.
sin milte dûhte si sô grôz,
diu gemâzete in niemen ander
wan dem milten Alexander.

Die Chrétien-Handschriften geben an dritter Stelle nicht Samson, sondern *lion* 'Löwe' als erreichtes Muster der *fierté* an (2268). W. Foerster hat ohne Zögern nach Hartmanns Zeugnis auch für Chrétiens

⁴³ D. DALBY: *Lexicon of the Mediæval German Hunt*, Berlin 1965, S. 75. – Bildverbindung Engel – Dame mit Habicht – begehrendem *minnære* auch bei Hadamar, Jagd (ed. STEJSKAL 175).

Text *Sanzon* konjiziert, wozu er sich durch die geläufige attributive Verbindung *Samson cum leone* doppelt berechtigt glauben mochte. Sollte doch Hartmann der ändernde sein, so paßte das in seine Tendenz, Erec nicht an Natur, sondern an exemplarischen Gestalten zu messen. Dazu stimmt auch, daß Hartmann in der Brandigan-Szene einen weiteren personalen Vergleich übernimmt, obwohl dem Publikum die Namen der drei Helden der französischen Chansons de geste, die Erec an Furchtlosigkeit und Erfolg übertrifft, *Venegus (Fernaguz)*, *Opinâus (Ospiniaus)* und *Libaut* (8506; verlesen aus Chrétien *Tiebauz*, 5778), vor Wolframs 'Willehalm' fernelegen haben werden. Ein Plus an exempla hat Chrétien, ähnlich wie in der Enite-Bildlichkeit, nur wiederum mit einem Tristan-Vergleich: Erecs Sieg im Sperberkampf habe mehr Freude ausgelöst als Tristans Sieg über Morolt (1247–50). Auffällig bleibt, daß *Tristram* in die Liste der *tavelrunder* aufgenommen ist (1650), wo er bei Chrétien fehlt.

Da die Mehrzahl der Erec betreffenden sprachlichen Bilder bereits in anderen Zusammenhängen besprochen wurde, kann für die Übersicht über ihre Folge im Text ein Katalog in Abbreviatur genügen. *blôz als ein wîp* (103) heißt es von ihm mit leichter Kritik nach der ungewappnet empfängenen Geißelschmach; er bittet *einem wol gezogenem manne gelîch* (299) Koralus um Herberge; als *geltære* und *zabelære* erscheint er im Sperberkampf; *als ein vol karger man* (2381), *alsam der Sælden schol* (2402; 'Schuldner, zu Dienst Verpflichteter') bereitet er sich auf das Tenebroc-Turnier vor. Er geht aus ihm hervor als selbst dem Vorbild Gawan für einen Tag überlegen (2749–62), als Salomo, Absalon, Samson und Alexander vergleichbar.

Das mißbilligende *als er nie würde der man* (2935) in der *verligen*-Krisis erinnert an den ersten Vergleich *blôz als ein wîp*. Die Erzählstrecke bis nach der unfreiwilligen Zwischeneinkehr am Hof bleibt ohne sprachliche Bilder für Erec. Anschließend kämpft er für Cadoc gegen die beiden Riesen wie David und gelangt nach der irrigen Einschätzung ritterlichen Lebens zur bereuenden Einsicht unter dem Bild des geretteten Schiffbrüchigen. Während er früher Herberge und Bleibe suchte, erscheint ihm jetzt das einladende Obdach in Penefrec *als er in einem walde wære âne obedach* (7245–50). Vielleicht darf man in der Umwertung Herberge zu Herbergslosigkeit, die zu weiterer Abenteuersuche treibt, eine zusätzliche Beziehung zwischen Sperber- und Joie-de-la-Curt-Abenteuer sehen. Erec nimmt das Zielabenteuer nicht

wie ein *wetersorgære* (8128), sondern *als ein unverzageter man* (8425) an, der selbst Venegus, Opinaus und Libaut übertrifft; er besteht den Kampf als *zabelære, minnære* und 'Bergüberwinder'.

Gegen Schluß wird Erec, mehr und mehr unbillig, bestätigend am Idealen gemessen: *als ez dem erbarmherzen tuot* (9787); *er tete sam die wîsen tuont* (10085; vgl. 8633); ihm wird *der êren crône* (9891) zugesprochen; er ist *Êrec der Êren holde* (9963) und entspricht damit auch dem Anspruch, der in seinem Namen verborgen mitgegeben war. Ich verstehe *holde* 'Dienstmann, dem für seine Leistung mit freundlicher Gewogenheit gelohnt wird' als Rangsteigerung gegenüber früherem *der Salden schol* 'Schuldner'. Eine letzte Reihe ausweitender hyperbolischer laudatio-Wendungen mündet in den scheinbaren Versuch, Erecs durch das Rühmen verliehene Omnipräsenz bildhaft anschaulich zu halten:

10 050 *waz von diu, schein der lip nû dâ,
sô was sîn lop anderswâ.
alsô was sîn diu werlt vol:
man sprach et niemen dô sô wol.*

Der Lobtopos 'Der ganze Erdkreis preist ihn' wird mit leichtem Spott in Frage gestellt (10046–49), damit sich die Vorstellungskraft an und über ihre Grenzen weisen läßt.

Im Rückblick stellt sich heraus, daß Hartmanns Bilder für Enite aus dem engeren similitudo-Bereich, belebte und unbelebte Natur, Kosmos, schließlich allgemeines, historisch nicht fixiertes menschliches Leben, heranhaltend, seltener ersetzend eingefügt sind. Exempla, historisch oder literarisch vorgegebene Beispielhandlungen oder -figuren wie die für Chrétien charakteristischen Isolde-Bezüge, fehlen ganz. Das überrascht um so mehr, als Erec bei Hartmann wenn nicht ausschließlich an exempla, so doch an Personhaftem, zumindest Typhaftem gemessen wird. Die unterschiedlichen Bildhorizonte, vor denen Enite und Erec gesehen sind, fordern weitere Auswertung, sofern man voraussetzen darf, daß sie auf gesteckte Ziele und den Stand der Annäherung, auf Stufen der Einsicht, auf sich wandelnde Selbst- und Fremdeinschätzung hinweisen können. So läßt die Metaphorik Enites im Blick behalten, daß von ihr kaum aktives Verwirklichen von Entschlüssen erwartet werden darf, daß sie vielmehr durch die Ausstrahlung ihres in sich ruhenden Daseins (mit dem abschließenden Schiffahrtsvergleich kehrt

die Hervorhebung ihrer Schönheit wieder, 7756–66, 8058, 8075, 8817) den Handelnden voranbringen wird, wie Erec im Zielabenteuer erkennt (8864–67). Die sprachlichen Bilder für Erec, die detaillierter ein Spektrum vorbildlicher Rittertugenden einbeziehen, verdeutlichen, daß er seinen Rang nur in maß- und einsichtsvollem, voranschreitendem Handeln erreichen kann. Eine 'von außen geholte probatio' (Lausberg, § 411), weisen die exempla auf seine Verpflichtung, sich dabei dem Anspruch der höfischen Gesellschaft zu stellen.

Einzelnen für sich genommen, bieten Hartmanns sprachliche Bilder im 'Erec' wenig Außergewöhnliches, wie frühere Arbeiten, die Anschaulichkeit und Originalität suchten, schnell bemerkten. Sieht man sie jedoch in ihrem weiteren Kontext, so gruppieren sie sich durch sachimmanent oder rangmäßig fortgeführte Bildinhalte in Verbindung mit Personen, die einen Weg in der Zeit verfolgen, zu Bildkoordinationen, die innerhalb des Werkes das Beziehungsnetz, in dem etwa die Pferde, Erecs Wunde oder die Abenteuerkorrespondenzen ihre bekannte Knotenposition haben, dichter knüpfen helfen.

DIE IDEOLOGIE DES *GUOTEN WĪBES*
IN ULRICHS VON LICHTENSTEIN
VROWEN DIENST

Von Marie-Luise Dittrich

Wenn immer das Wort des mittelalterlichen deutschen Dichters im Eingang und Ausgang seines Werkes als verbindlicher Wille für die Gesamtdichtung zu gelten hat, so dürfte dieser Anspruch auch für Ulrichs von Lichtenstein *Vrowen Dienst* zutreffen.

Den guoten wīben sī genigen
von mir, swie si mich doch verzigen
nâch dienst ofte ir lōnes hânt.
her, waz si tugent doch begânt!
5 der werlde heil gar an in stât.
ich waen, got niht sô guotes hât
als ein guot wīp. daz ist alsô:
des stât ir lop von schulden hô.
10 Man muoz mirs jehen, wan ez ist wâr,
daz wībes güete niemen gar
volloben an ein ende mac.
ir lop sich breitet als der tac.
wâ endet sich der sunnen schîn? . . . (1, 1–13)¹.

Ehrfurdtsvolle Huldigung und hoher Preis, unbeschadet des Ausbleibens persönlichen Lohns für Dienst und nach Verdienst, gebührt zu Recht den *guoten wīben*, von deren sittlichem Tun das Heil der Welt abhängt – ist doch das *guote wīb* Gottes vollkommenster Besitz. Mit Worten oder poetischen Bildern – hier dem kosmischen Sonnengleichnis – nicht ausschöpfbares Lob der *wībes güete*, die die Welt überdauert und in Himmel und Paradies ihre bleibende Stätte findet (2, 8 ff.) – dies die Wahrheit, die der Dichter eingangs zu verkünden hat. Und in

¹) Zitate nach: Ulrich von Lichtenstein. Mit Anmerkungen von TH. V. KARAJAN hsg. von KARL LACHMANN, Berlin 1841.

der sechsten und letzten epischen Strophe des Prologs bekennt er sich zu seiner ins Metaphysische gesteigerten Idealvorstellung:

- 25 ein tugentrîche reine wîp,
 diu sich vor wandel hât behuot,
 diu hât für wâr wol engels muot:
 ir lîp hat ouch wol engels schîn:
 daz nimich ûf die triwe mîn. (2, 24–28)

Die feierliche Verkündung im Eingang ist Grund für die Zueignung am Ende: *Ditz buoch sol guoter wibe sîn* (593, 11). Wenn auch mit zu schwachem geistigen Vermögen (2, 11 f.) begonnen und vollendet (vgl. 571, 4–5), soll dieses Buch dennoch als gesammelter Schatz aller den *guoten wiben* gewidmeten Lobpreisungen gelten, so daß sich ihr Ruhm daran steigert, und sein Inhalt soll sie mit Freude erfüllen. Im Dienst an *guoten wiben* im Rang gesellschaftlich hochstehender Damen vollzieht sich des Dichters literarische Aufgabe, und unter der Titelgebung *VROWEN DIENST* soll das Kunstwerk seinen Weg in die Öffentlichkeit antreten (593, 17 f.).

Der Nachdruck, mit dem der Dichter sein Werk gleichsam als *sol*-Vorschrift (593, 11. 14. 16) einzig den *guoten wiben* vorbehalten wissen will (vgl. noch Lied 22: 417, 13–15; 418, 1–7), und die unabdingbare Voraussetzung ihrer engelgleichen Vollkommenheit, die jeden *wandel*, jegliches Abweichen von *tugent*, *werdekeit* und *güete* ausschließt, sind auffällige Prämissen. Ihr programmatischer Charakter realisiert sich im Handlungsverlauf des von Ulrich von Lichtenstein erzählten *maere* (2, 29 ff.), und er kristallisiert sich im Zentrum der Dichtung: in der Scheitelstellung, die der Leich – als 25. Lied (422, 21–426, 3) auch der Form nach unikal innerhalb der Folge von 58 Liedern (592, 11 f.) – ideell einnimmt². In diesem Leich besinnt sich der Sänger, mit der Bitte um Gottes günstige Fügung anhebend (422, 21), erneut auf das Ziel seines Strebens, auch künftig im Dienst an *guoten*

²) Grundsätzlich wird in den folgenden Ausführungen die von der Forschung erarbeitete und allgemein akzeptierte Priorität der Lyrik vor der Epik nicht berücksichtigt, sondern das Werk ist in seiner vom Dichter der Nachwelt übermittelten geschlossenen Ganzheit genommen. Im übrigen bedürfte das Problem der Entstehungsweise, der Wechselbeziehungen zwischen Lyrik und Epik hinsichtlich ihrer gattungsbedingten Sagbarkeit bzw. Nichtsagbarkeit, ihrer funktionalen Zusammenhänge wie Stimmigkeit bzw. Unstimmigkeit, der Stilmischung wie Episierung lyrischer Motive und umgekehrt usf. einer Spezialuntersuchung. Zum Forschungsstand allgemein s. u. S. 505 f., Anm. 4.

wîben verharren zu wollen (422, 22–25), denn noch immer ist er durchdrungen vom Glauben an ihre heilbringende, freudespendernde Kraft (423, 28). Der Hörer oder Leser weiß bereits seit geraumer Zeit aus dem Handlungsverlauf (411, 11 ff.): der Sänger hat Grund zu einer solchen Selbstbesinnung auf die *güete* der Frauen, von der er sich *hōben trôst für senediu leit* erhofft (424, 2–4). Denn wie schon früher eingestanden (411, 17 ff.), muß er rückerinnernd abermals bekennen, daß eine aus dem weiblichen Geschlecht *hōbe missetât* an ihm begangen hat (424, 8 f.), und dies will er mit äußerster Beherrschung *guoten wîben* im Vertrauen auf deren *genâde* kundtun (424, 11–14): Dreizehn Jahre lang hat er jener ohne Wanken, in *staete* und *triuwe*, gedient; jetzt aber bleibt ihr Dank aus, ihre *unstaete* gleicht einem kreisenden Rad und einem an die Leine gelegten kreuz und quer umherspringenden Marder – wollte er Gleiches mit Gleichem vergelten, fürwahr, er hätte auch ohne sie eine Herrin gefunden! (424, 15–31) Infolge und trotz dieser schmachvollen Erfahrung zieht er, unbeirrt in seinem Grundsatz, die Konsequenz: lieber auf die Huld *valscher wîbe* verzichten, als seine *ritterliche staete* an *guoten wîben* verletzen (425, 1 f.); und entschlossen setzt er sich die Alternative: entweder im Dienst an *staeten wîben* ohne Lohn zugrunde zu gehen oder die Liebe ihrer *staeten herzen*³ so zu erringen, daß er selbst niemals wankend wird (425, 3–6). Was bedürfte der Sehnsuchtsvolle noch mehr an Gnade, wenn er eine Frau als Herrin fände, *diu sich vor wandel hât behuot?* (425, 11–14) Alles Hoffen, Wünschen und Streben verdichtet sich nunmehr auf die stetige Dienstbereitschaft für eine Frau, die die fast beschwörend proklamierte Bedingung, *gar vrî von allem wandel* zu sein, erfüllt (425, 26 f.). Vom Erweis ihrer *staetekeit* würde der sich freiwillig unterwerfende Sänger als *getiuret* erkennen (425, 22). Das Lob einer des *wandel* schuldigen Herrin (416, 14 f.; 418, 17 *diu wandelbaere*), eines *valschen wîbes* aber wird der Gedmütigte niemals mehr anstimmen (426, 2 f.). Dieser klärenden Selbstbesinnung mißt der Sänger nicht nur für sich selbst wegweisende Bedeutung bei, sondern auch für alle nach Ehre strebenden Ritter: erstmalig fühlt er die Verpflichtung und erhebt er den Anspruch, Rat für Heil und Freude einbringenden Dienst an *guoten wîben* zu erteilen (422, 26–423, 26), ein Motiv, das sich für das Verständnis und die Einschätzung der Dichtung als wichtig er-

³) *ir staeten herzen lieb* 'ihre beständige Herzensliebe'?

weisen wird. Diese teils belehrenden, teils selbstkritischen, in ihrer Art ganz unlyrischen Reflexionen hat der Dichter dennoch zweifellos bewußt in die Sonderform des Leichs verlegt, dessen musikalische Invention er selbst als vorzüglich gelungen beurteilt (422, 13–20; 426, 4), von dem er aber auch versichert, manch schöne Dame habe ihn gern gelesen, weil er darin die den Frauen von Gott geschenkte *werdikeit* pries (426, 5–7). Dieses große Lied, das auf die Gesamtkonzeption des 'Frauendienst' nach rück- und vorwärts ausstrahlt, darf im Einklang mit Beginn und Ende als Kulminationspunkt betrachtet werden, an dem die entscheidenden Wertmaßstäbe aufgerichtet werden und sind, die nach Meinung des Dichters die erste Minneerfahrung einem negativen, die zweite einem positiven Urteil unterstellen. Eine solche Rück- und Vorschau des Künstlers verpflichtet den Interpreten des Gesamtwerkes, die so und nicht anders gesetzten Akzente zu beachten und für die Beurteilung der Dichtung und ihres Schöpfers gerecht abzuwägen.

Während nun also der Dichter selbst die erste Minnegeschichte ihrer inneren Qualität nach als von der zweiten überschattet betrachtet, hat fast die gesamte Forschung⁴ ihren Blick von jeher intensiver auf die

⁴ Da ich im Rahmen dieses Aufsatzes aus Raumgründen nur immanente Forschungsauseinandersetzung bieten kann, verweise ich über die bibliographischen Angaben in: Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts, hsg. von C. V. KRAUS, Bd. II Kommentar, besorgt von H. KUHN, Tübingen 1958, S. 519 f., hinaus besonders auf folgende neuere Untersuchungen: K. L. SCHNEIDER: Die Selbstdarstellung des Dichters im Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein. Bedeutung und Grenzen des Autobiographischen in der älteren deutschen Dichtung, in: Festgabe für Ulrich Pretzel, Berlin 1963, S. 216–222 (Der Verfasser geht den gattungsbedingten Gründen nach, warum die Verbindung von lyrischem und epischem 'Ich' zum Kunstwerk nicht gelingen konnte, und stellt die Frage nach der Funktionalität des Biographischen für die Darstellung des minnenden Ich, worin ich ihm grundsätzlich beipflichte, während seine Einzelausführungen, vor allem in bezug auf die zweite Minne, der Berichtigung und Ergänzung bedürfen.) H. MILNES: Ulrich von Lichtenstein and the Minnesang, German Life and Letters 17 (1963/64) 27–43 (Die der germanistischen Forschung unterstellte 'misinterpretation of Ulrich's work' [S. 43], die die 'satirical caricature of the conventional "Minneritter"' [S. 42] nicht gesehen habe, fällt auf den Verfasser zurück, der sich anheischig macht, 'the pattern of the work' völlig einseitig aus der ersten Minne erkennen zu wollen.) U. KASTEN (–AARBURG): Ulrich von Lichtenstein. Autobiographie und Persönlichkeit, Magisterarbeit Frankfurt a.M. 1965, Masch. (Mit der Verfasserin, die eine Deutung aus dem Gesamtwerk zu gewinnen sucht, stimme ich völlig darin überein, daß Ulrichs von Lichtenstein 'Frauendienst' als lehrhafte Dichtung im Blick auf den Verfall der höfischen Kultur um 1250 gemeint sei; jedoch nimmt U. KASTEN sämtliche 'autobiographischen' Aussagen als historische Wahrheit, als 'chronikartigen Bericht entsprechend seinem Auftrag' [S. 41, 60 ff.], das

motivisch ungleich reicher und einprägsamer entfaltete erste Minnerzählung gerichtet, der zweiten hingegen nicht allein weniger Bedeutung beigemessen, sondern auch geringeres Verständnis entgegengebracht und dadurch letztlich die Einsicht in den Sinn der Dichtung verstellt. Dies mag zum Teil damit zusammenhängen, daß die in Ulrichs von Lichtenstein 'Frauendienst' erstmalig in mittelhochdeutscher Dichtung auftretende Form der Ich-Erzählung als 'autobiographisches' und gattungsgeschichtliches Phänomen und Problem derart faszinierte, daß die Interpretation des ideellen Gehalts dahinter zurücktrat. Wie sich zeigen wird, schließt das eine das andere nicht aus, vielmehr bedingen und durchdringen diese gleichgewichtigen Fragenkomplexe einander.

Nicht nur, weil es für das Verständnis der zweiten Minneerfahrung viel nachzuholen gilt, sondern auch weil sich die Einschätzung der zerbrochenen ersten Minnebindung an den bleibenden Werten bemißt, die in der zweiten Minnedarstellung beschlossen sind – allein die frühesten Raterteilungen in Lied 23 und im Leich weisen darauf hin (vgl. auch Lied 22: 418, 12–14 Nutzen der *valschen wibe* für die *guoten*) –, sei zunächst die Erläuterung dieser zweiten Phase in den Vordergrund gerückt.

Nach dem äußeren Bruch mit der ersten Herrin, der Aufkündigung des Dienstes (413, 25 ff.; 415, 29; 416, 1; 419, 23 f.), die vom ständigen Ringen um die innere Auseinandersetzung mit den Ursachen und Gründen für diesen Schritt begleitet wird (wovon später), bis sie ihren Abschluß im Leich findet, setzt der Sänger im 26. Lied (426, 12–427, 12) seine Reflexionen zunächst fort. Man kann es ein Lied der Erwartungen und Ansprüche nennen: Denn wie stark auch des Ritters Sehnsucht nach einer ehrenhaften freudvollen Minne zu einem *guoten wibe* ist –

heißt: 'auf Wunsch seiner [real verstandenen] *vrowe* muß [der geschichtliche] Ulrich an sich selbst ein Exempel statuieren' [S. 33], und sie redet damit, alle poetischen und minnetypologischen Gesetze hintanstellend, einem derart puren Autobiographismus das Wort [vgl. bes. S. 39, 41, 86, 88 'Leben und Dichtung fallen zusammen'], daß die wertvollen Ansätze und Einzelergebnisse u. a. zur Chronologie von daher beeinträchtigt werden.) G. MISCHE: Geschichte der Autobiographie, Bd. IV, 1, 3, aus dem Nachlaß hsg. von L. DELFOSS, Frankfurt a.M. 1967, S. 433–437 (Die Darstellung basiert auf veralteter, unvollständiger Literatur und enttäuscht die Erwartungen, von der Geschichte der Autobiographie her Aufschlüsse über die Sonderart der sich autobiographisch gebenden Ich-Erzählung Ulrichs von Lichtenstein zu gewinnen.)

sie klingt lebhaft schon im 24. Lied auf: *hey fünd ich der guoten eine! . . . Got geb daz ich si noch vinde . . . vinde ich die, so vinde ich êre. sô getrûre ich nimmer mêre: nimmer wird ich mêr unfrô* (422, 1.6. 10–12) –, ist er jetzt beherrscht und besonnen genug, lieber ein *vrowen vrîer man* bleiben zu wollen, solange er keine *guote* finden kann, als seinen Dienst nochmals ohne Anerkennung zu vergeuden (427, 9–12; vgl. dazu Lied 21 = 414, 3–415, 26: Klage über töricht verschwendete Jahre). Dies ist ein Gebot der Selbstachtung. Nicht ohne Bedacht greift der Dichter auf das im Prolog geschilderte Wesen und Wirken des *guoten wîbes* zurück: Engelsart und Heilswirkung (426, 22–23), nimmt er die zentrale Forderung des Leichs auf: *vor allem wandel gar behuot* (427, 8) und stellt als neue Bedingungen: *güete bî der schoene* (427, 5) und *wîplîche* Gesinnung schlechthin (427, 7).

Auf solche Weise innerlich mit Maximen gewappnet, geschieht es, daß der Ritter einer wegen ihrer Tugenden allgemein gelobten Frau begegnet (427, 13 f.). Deren weibliche Tugend beweist sich an dem Mann alsogleich auf erstaunliche Weise: um aller guten Frauen willen bittet sie ihn, vom Zorn gegen seine einstige Herrin abzulassen, ja sanft rügend beschämt sie ihn, der das höfische Gebot, Frauenehre nicht durch Schmähung zu kränken, verletzt, derart, daß der also Getroffene sich der sittigenden Mahnung der *guoten* widerstandslos beugt (427, 15–20). In der folgenden epischen Strophe (427, 21–28) zieht der Dichter klare Grenzlinien: die öffentliche Schmähung unterläßt der Ritter für immer; seine Dienstaufkündigung jedoch erhält er aus ihm selbst geschuldeter Würde aufrecht; er betrachtet sich in seinem Herzen fortan als *vrowen vrîer man* und wähnt – wie der Erzähler Zukünftiges sacht andeutend vermerkt –, beständig daran festzuhalten; Frauenpreis aber will er auch im jetzigen Zustand weder sich selbst noch *guoten wîben* versagen: ihnen zu Dienst und Ehren singt er *wânwîsen*, Lieder freudigen Hoffens, Entwürfe idealer Minnegemeinschaft.

Welch nachhaltig positive Wirkung der Appell des *guoten wîbes* zeitigt hat, weist die erste *wânwîse*, Lied 27 (428, 1–429, 10), aus: der Sänger fühlt sich befreit, und sein Verzicht auf das ihn selbst mindernde nachtragende Zürnen, den er nochmals als Einwirkung weiblicher *güete* bestätigt (428, 26–429, 1. 10), macht ihn froh. Nachdem der zwischen Schmerz und Zorn schwankende Affekt als Hemmnis für höfische *zucht* und *freude*, die allein auf Anerkennung bei edlen Frauen

rechnen können (428, 10f.), von ihm gewichen ist, setzt er einen Neubeginn:

mit zühten vrô, daz ist ein leben
 dem got vil êren hât gegeben . . . (428, 5–6)
 Swâ ich mich her versûmet hân
 an rehten freuden, daz sol man mir wol vergeben.
 wan ich wil nu êrst heben an
 mit hôhem muote und ouch mit ritterlîchem leben.
 swer von mir hôhes muotes gert,
 der wirt des volleclîch gewert. (429, 3–8)

Dieser selbstkritisch mit dem bisherigen unvollkommenen, den Ansprüchen an ritterliche Gesinnung nicht genügenden und daher auch Gott nicht wohlgefälligen Verhalten und Tun abrechnende Vorsatz – und worauf könnte er sich anders rückbeziehen als auf das erste wahnhafteste Minnewerben? –, gefaßt vom *wrowen vrîen man – swie selten ich ir* (= der werden, guoten wîbe) *minne stil* (428, 9) –, ist selbstredend nicht ohne den Spannungspol ‘Minne’ denkbar. Und so entwirft der Sänger in der unmittelbar folgenden zweiten *wânwise*, Lied 28 (429, 11–430, 18), das Wunschbild freudig erhobener Minne, ein Maitanzlied, das das Glück zweier in ‘herzeliebe’ und ‘staete’ von Gott zu einem wonnevollen Leben zusammengeführten Liebenden preist (429, 23–28) – und sehnsüchtig klingt in der Reflexion darüber, daß *staetiun liebe* und *minne* identisch sein müssen und sind (430, 1–6), der eigne Wunsch am Liedende auf: *Möhte ich staete liebe vinden...* (430, 13). Zu dem im Lied soeben ausgesprochenen Verlangen scheint die Aussage der anschließenden epischen Strophe im Widerspruch zu stehen: *Mîn lîp der was gar senens vrî: des was mir vrî gemüete bî* (430, 19–20). Doch meint der Dichter nicht das Freisein von Sehnsucht überhaupt, sondern lediglich seine durch den gegenwärtigen Zustand der Bindungslosigkeit gegenüber einer bestimmten Frau bedingte Freiheit. Sich nach der Minne eines *werden wîbes* zu sehnen, ist vielmehr sittliche Notwendigkeit: ein Herz, das von hochgespanntem Sehnen erfüllt ist, schämt sich jedweder Verfehlung, und daher soll ein Ritter sein Herz dazu anhalten, hohe Minne zu erstreben (430, 21–26). Daran, bekennt der Dichter, hat er es seit seinen Jugendtagen nicht fehlen lassen, ja sein Herz hat sich *unmâzen vil . . . gesent* (430, 27–29) – vergeblich. Denn dies die neue Erkenntnis – um die *genâde* eines *werden wîbes* wirklich zu erringen, bedarf es, rechten Dienst pflichtgemäß vorausgesetzt, des *gelücke* (430, 30–431, 2; nochmals 551, 8ff.). Das bedeutet: Verlangen

nach Minnegewährung nicht einzig aufgrund von Leistung unter dem Gesetz des Rechtsanspruchs auf Lohn für Dienst, sondern in Abhängigkeit von der irrationalen Fügung eines günstigen Geschicks. Minne ist nicht durch die Summe von Leistungen rechnerisch zu erzwingen, sondern Geschenk. Eine solche Gabe hat das *gelücke* dem Dichter bislang vorenthalten. Und dennoch: obwohl ihn nicht die Minne dazu treibt, singt er zur Sommerszeit den Frauen zu Dienst einen minniglichen Reien (431, 11–15). Diese dritte und letzte *wânwise*, Lied 29 (431, 19–434, 2), entwirft, als Sommertanzlied die Frühlingsweise steigernd, das Sehnsuchtsbild erfüllter Liebesgemeinschaft, über deren unverhüllter Sinnenfreude doch nicht vergessen ist, wem solche Beseligung beschieden ist und wer sie in Wahrheit schenkt: *saelic man, swer sô kan dienen daz sîn arebeit im liebe leit. Swem got gît daz er lît liebe, der mac wol sîn sunder leit* (432, 2–10).

Der ideelle Grund für eine zweite Minnebindung ist gelegt: Vorsätze sind erklärt, Wünsche ausgesprochen. An der Schilderung der Phase des *vrowen vrîen man*, der nur in *wânwîsen* potentielle Minnegemeinschaft reflektierend erwägt, wird ersichtlich, wie sorgfältig und – abgesehen von offenkundigen Anregungen durch Walther von der Vogelweide sowie Anleihen bei Gottfried von Neifen – originell Ulrich von Lichtenstein die Konzeption des zweiten Teils seines Werks begründet hat.

Das Stadium des Theoretisierens wird abgelöst von Handlung, äußerem und innerem Geschehen: Nach dem Sommer – minnetypologisch gerade zu Beginn der freudlosen Zeit – wird dem hochgemuten Ritter wie zufällig eine Wiederbegegnung mit jenem *werden wibe* beschert, dem er in die Hand versprochen hatte, seine frühere Herrin nicht mehr zu schelten (434, 4–10). Dank ihrer *güete* fügt es sich ohne Umschweif, daß der Ritter sich in höfischem Anstand zu ihr setzen und Konversation mit ihr führen darf, und dies macht ihn im Herzen froh (434, 11–16) – fast unnötig zu unterstreichen, welcher Abstand zwischen der erzählerisch einfachen, ungekünstelten Selbstverständlichkeit dieser Gesprächssituation und dem erzähltechnischen Aufwand für die gequälte Redeszene mit der ersten Herrin besteht (vgl. 32, 21–43, 8). Im *maere* führt der Dichter den Inhalt der Unterhaltung mit dem *werden wibe* nicht aus, sondern verlegt ihn in das nachfolgende Lied 30 (434, 19–436, 9), ein Dialoglied über die Minne, das, wie bekannt, an

Walters Lied 85,34 orientiert ist, dessen Einfügung gerade an dieser Stelle wegen der Abweisung der Bitte um Minnegemeinschaft (436,3–9) jedoch inkongruent erscheint. Will man dem Dichter nicht Gedankenlosigkeit oder auch nur Verlegenheit, diese von ihm als *sinne rîch* hochgeschätzten Strophen (436,10) nicht geschickter haben eingliedern zu können, unterstellen, so dürfte sich der Sinn der Einreihung im vorliegenden Zusammenhang am ehesten vom epischen Kommentar her erschließen: die *tugend rîch* antwortet *mit süezen worten minneclîch* (434,15–16), und die Abwehr wird klaglos hingenommen, weil sie der höfisch gebotenen tugendhaften Zurückhaltung der Frau entspricht, dem Minnebegehren des Mannes nicht ungestüm nachzugeben (vgl. dazu die lehrhaften Ausführungen 551,29 ff., bes. 552,3 ff. über den *gaehen muot* und dessen Folgen, dazu Lied 49; nochmals 585,27 ff.). Keineswegs gekränkt vom Ausgang dieser Begegnung, singt der Ritter, bezwungen von *wîbes gûet* (436,15–16), wenn auch nicht dem einen, sondern allen *guoten wîben* zu Dienst (436,17; 437,3), wieder ein sommerliches Preislied (Lied 31 = 436,18–437,20), in dem die ihm zuteil gewordene Zurechtweisung lobend nachklingt: *wîbes êre, wîbes gûete, wîbes zuht, ist für wâr ein êren lêre* (437,9–11), freilich auch im Stil der *wânwîsen* sehnsüchtiges Wünschen durchbricht: *Sô ist hulde alles guotes übergulde* (437,13–14, dazu die letzte Strophe vs. 15–20).

Nachdem der Ritter zweimal die *gûete* eines *werden wîbes* als sittigende Wirkung an sich erfahren hat – wohingegen die ungunten Verhaltensweisen und ungerechten Urteile der *hêren* ihn oftmals zu anfechtbaren Handlungen verleiteten –, ereignet sich in ihm ein Vorgang, den er als *saelde* preist, der ihn noch in der Gegenwart und in alle Zukunft freudig erhebt und den er nun seinem Publikum eröffnen will (437,21–438,1). Der feierlichen Einleitung entspricht die wortreiche Schilderung des angestregten Denkprozesses, der um die Absicht kreist, seinem Herzen wieder eine Herrin zu erwählen, denn je länger je mehr droht ihm Gefahr, trotz allem Preisen ohne persönliche Bindung in unritterliche Freudlosigkeit zu versinken und sein Ansehen in der Welt zu verlieren (438,2 ff.) – und von dieser Argumentation her bewertet er auch seinen ersten Minnedienst als produktiv (438,14–21). Alles, was seit der Trennung von der ersten Herrin geschehen ist, liegt im Vorfeld der ersehnten Minnegemeinschaft mit einem *guoten wîbe*; der selbst gesetzte Status des *wrowen vrîen man*, subjektiv not-

wendig für die Neuorientierung des Ritters, erweist sich auf die Dauer, wie er jetzt erschrocken feststellt, als bedrohlich: der entscheidende Schritt, das Wagnis der Minne erneut einzugehen, muß getan werden. Vorsichtig und umsichtig, wie auch einst bei der Erwählung der ersten Herrin (vgl. 4, 7 ff.), sichert sich der Ritter bei seiner Suche ab (439, 6 ff.), aber der Erfahrene braucht sich nicht mehr erfragend in Ländern umherziehend auf das Urteil der *wîsen* zu verlassen (vgl. 4, 9 ff.), er kennt Frauen in allen Landen genug, um sie in Gedanken intensiv zu mustern (439, 12–13), und unter den vielen, an die er denkt, ragt eine ihm schon bekannte hervor:

Mir was ir einer tugent kunt,
 daz mir für wâr bî mîner stunt
 nie wart sô wîplîch wîp erkant.
 an ir man schoene und gûete vant:
 guot gebaerde und senfte site . . .
 si was kiusch . . . (439, 14–18. 20)
 si was gar alles wandels frât:
 ir was guot wîplîch gûete bî. (440, 1–2)

Wie toposartig diese Kennzeichnung auch klingt, ja der Dichter merkwürdig in der Schwebe läßt, ob er das *werde wîp* jener beiden Begegnungen meine, trifft die Auswahl aus den zur Verfügung stehenden rühmenden Prädikaten doch so vollgültig auf diese dem Ritter wohlbekannte Frau zu, daß man gewiß mit dieser naheliegenden Vorstellung rechnen kann (zur Bestätigung vgl. noch 572, 20–26 = Lied 54, letzte Strophe). Nachdem der Ritter mit seinem Nachdenken ans Ziel gelangt ist, nimmt er das *vil werde wîp* als Herrin in sein Herz auf, und da er in seinem Entschluß fest – *staete* – zu bleiben gedenkt, reitet er stracks zu der *wol gemuoten* und erklärt ihr seinen Willen: ihre Antwort verrät er nicht, versichert aber, er habe *hôch gemuot* und *in freuden* von ihr Abschied genommen, und wenn sie sich ihm als gut erwies, so tat sie recht daran, denn sie bedeutet ihm mehr als alle anderen Frauen (440, 3–17). Völlig anders als gegenüber der ersten Herrin bedarf es keines verstohlenen Werbens und verborgenen Dienens (vgl. 6, 13 ff.; 13, 31 f.), keiner helfenden Vermittlung für die Annahme des Dienstes (vgl. 17, 5 ff.): wo *gûete* zu erhoffen ist und zu erwarten steht, findet der noch so kühn entschlossene Ritter unmittelbaren Zugang und Aufnahme. Die Beglückung über die Erwidderung der Minne besingt der Ritterdichter in einer Art Hymnus auf den

Hôben muot, den ihm die Geliebte ins Herz gesandt hat und der nun gemeinsam mit ihr in seinem Herzen herrscht:

Hôher muot, du solt niht eine
vogt in mînem herzen sîn:
Mit dir hât dâ stat gemeine
diu vil liebe vrowe mîn. (441, 26–29, Lied 32 = 440, 19–442, 7)

Mit ihrem lächelnden Erstaunen über ein solches niemals zuvor vernommenes Lied, in dem jede Strophe mit *Hôher muot* anhebt, und dem Lob des Künstlers als Meister, das die Geliebte dem Liebenden spendet (442, 8–13), ist ein Höhepunkt erreicht, der diese Minne als fest gegründet erscheinen läßt.

Der Dichter markiert das erreichte Ziel dadurch, daß er ankündigt, von seinem weiteren Dienst und den Erweisen ihrer *güete* nicht mehr sprechen zu wollen; nur dies eine versichert er noch: *ich sang ir lop in aller zît: ir lop mir hôchgemüete gît, ir lop mir ofte sanfte tuot* (442, 20–22). Tatsächlich versiegt die epische Schilderung des Ablaufs der zweiten Minnehandlung allmählich, ein oft kritisierendes Manko des zweiten Teils der Dichtung⁵, das jedoch nicht nur aus der Äußerung des Dichters selbst seine Erklärung findet, sondern auch von der Artung dieser Minne her seine Berechtigung erhält. Denn in der Minnegemeinsamkeit scheiden all jene spannungsgeladenen Momente aus, die in der Struktur der Hohen Minne angelegt sind und deren Motive zu epischer

⁵) Ähnlich verhält es sich aber auch mit dem Ausklang der ersten Minneerzählung: Nach der Erlassung der Kreuzfahrt (402, 2 ff.) werden 10 Lieder (Nr. 15–24) von insgesamt 24 (bis zum Leich Nr. 25) ganz ohne oder mit sehr komprimierten epischen Zwischengliedern bis zu höchstens vier epischen Strophen zusammengedrängt: Lied 15 und 16 folgen unmittelbar aufeinander (vgl. 402, 10–11); zwischen Lied 16 und 17 knapper Kommentar zur ersten *ûzreise* (Nr. 16) und Ankündigung des 'Freudenliedes' (Nr. 17) in zwei epischen Strophen (405, 15–30); zwischen Lied 17 und 18 drei epische Strophen mit verhältnismäßig belangloser Schilderung von Sommer und Ritterschaft sowie Ankündigung des folgenden Liedes (407, 3–26); zwischen Lied 18 und 19 zwei epische Strophen (409, 1–18) mit Kürzungstopos (409, 14–16); zwischen Lied 19 und 20 vier epische Strophen, wovon die erste das 19. Lied als *tanzwise* kommentiert, die zweite und dritte den an *sümerlichen freuden* reichen Sommer schildert, in dem die Herrin dem Ritter ein schmähhliches Leid antat, und die letzte ein *klage-liet* im Herbst ankündigt (410, 26–411, 26); zwischen Lied 20 und 21 drei epische Strophen Erläuterungen zur *untât*: keine Zurücknahme der Herrin, des Ritters Schmerz, sein Zorn, den man ihm später, wie im *buoch* geschildert, verwies (vgl. 427, 15 ff.), Scheiden aus ihrem Dienst infolge ihres Verschuldens, Ankündigung eines Zornliedes (413, 9–414, 2); zwischen Lied 21 und 22 vier epische Strophen nochma-

Ausgestaltung reizen, Möglichkeiten, die der Dichter mit seinen phantastischen Einfällen, denen er gar noch den Anschein selbst erlebter Wirklichkeit verleiht, bis zur Neige ausgekostet hat. Die Stetigkeit und Unwandelbarkeit der vom Dichter entworfenen Minnegemeinschaft – *staete* und *wandels vri* sind ihre Leitsätze – geben dem Dichter so gut wie keine episch ausformbaren Variationsmöglichkeiten an die Hand. Im seelischen Bereich frei vom Stimulans unaufhörlicher Aktion und Reaktion, gibt es keine handlungsmäßigen Überraschungsmomente, keine Erfolge oder Rückschläge. Auch auf die äußeren Situationen wirkt sich diese Statik aus: Die Orte der Begegnungen, vermutlich die Kemenate (im zweiten Tagelied ausdrücklich, 512, 25), vielleicht auch der Tanzplatz, wechseln, soweit erschließbar, kaum, während sich die erste Handlung auf verschiedenen Schauplätzen abspielt: in der Kirche (33, 9 ff.), beim Ritt im Freien (34, 10 ff.), in der Kemenate (347, 21 ff.), im Speisesaal der Burg (355, 15 ff.). Der jahreszeitliche Wechsel zwischen Sommer und Winter, in der ersten Minnehandlung von grundlegender Bedeutung für unterschiedliches Tun und umschlagende Stimmung des Ritters (vgl. 13, 5 ff.; 43, 21 ff.; 102, 19 ff.; 105, 15 ff.; 398, 8 ff.; 411, 3 ff., ausgenommen nur 405, 25 ff.; 409, 11 ff.), ist für die allzeit gleichbleibende Hochgestimmtheit des Liebenden in der Minnegemeinschaft aufgehoben: in Lied 35 (446, 1–447, 12) ist Neidharts Winterlied-Konzeption – gegen das Dräuen des Winters *sul wir in die stuben wichen, dâ mit wiben wesen vro* (446, 19–20) – metaphorisch umge-

lige Erklärungen zur *untât*, mit dem lebhaften apologetischen Bedürfnis gegenüber *guoten wiben*, nicht umhin zu können, die *untât* nunmehr zu enthüllen, und mit der Ankündigung eines neuen Zornliedes (415, 27–416, 27); zwischen Lied 22 und 23 zwei epische Strophen; in der ersten: Schilderung der Wirkung der Schmählieder auf die Herrin, ihr zorniger Schmerz, seine Gleichgültigkeit und Ankündigung weiterer Anklage- und Rügelieder; in der zweiten: Vorschau auf das folgende Lied von der *staetikeit* (418, 15–30), in dem der Sänger nach dem Preis der *triwe* und *staete* die *untât* der Herrin als *'untriuwe'* entlarvt (419, 22–28, Lied 23); zwischen Lied 23 und 24 schließlich kündigt eine epische Strophe an, daß der Ritter der einstigen Herrin zum Verdruß wieder ein Lied über sie singen wolle (420, 8–15), womit Lied 24 jedoch nur mittelbar übereinstimmt: dessen Thema ist Abwendung von Sorge, Freudestrebem, Ersehnen des *guoten wibes* (420, 16–422, 12). Mit der epischen Strophe 422, 13–20, der Ankündigung des Leichs, ist die Liederfolge für die erste Herrin abgeschlossen. Wie aus der Übersicht hervorgeht, ist die Raffung der Lieder mit den sparsamen epischen Verbindungspassagen in der Endphase der ersten Minnegeschichte von inneren Gründen her motiviert, und ebendies dürfte, selbstverständlich aus ganz anderen Gründen, auch für die zweite Minnedarstellung zutreffen.

deutet: *wibes güete dëst ein dach, daz man nie für ungemüete alsô guotes niht gesach* (446, 21–24); Lied 39 (507, 11–509, 5) wird durch eine ausgedehnte Reflexion über Sommer und Winter vorbereitet (504, 19 ff.): der Ritter ist nicht wie andere ein *wetersorger* (504, 29), denn er ist durch sie *vrô vrô vrô, swie ez witer ze aller zît*, ihre *güete* schenkt ihm die *freude*, die ihm das Wetter nicht wenden kann (505, 30–506, 2); die Geliebte ist beständig seiner *freuden meyen zît* (505, 6) – dies im Gegensatz zu der wetterwendischen ersten Herrin (417, 27–33, Lied 22); das zweite Tagelied ist entgegen aller Tradition in den Winter verlegt (vgl. 513, 31 ff.). In der zweiten Minnedarstellung selbst ist keine fortschreitende Bewegung in der Zeit erkennbar, obwohl sie in den geschichtlichen Ablauf der Erlebnisse des Dichters eingefügt ist (s. u.), es findet sich keine Zeitraffung oder Zeitdehnung – außer im zweiten Tagelied, des Dichters berühmter Neuerung der Ausdehnung des Geschehens auf den Tag und um eine weitere Nacht (512, 18 ff., mit Kommentar 510, 31 ff.). Die Unmittelbarkeit der inneren Zugehörigkeit der Liebenden zueinander macht das Mitspielen und vor allem die Mittlerrolle dritter Personen (Gestalten) – mit der einzigen Ausnahme der *maget* in den beiden Tageliedern (448, 19; 512, 7 ff., mit Begründung zum zweiten Tagelied 510, 13 ff.) – überflüssig; welch Aufgebot hingegen in der ersten Handlung auf beiden Seiten: die hilfreiche Verwandte (*niftel*, 14, 10 ff.), der rügende und beratende Schwager Heinrich von Wasserberg (304, 30 ff.), der treue *vrunt* (118, 15 ff.), der mitfühlende Domvogt (303, 21 ff.), die Boten beider, der Augenzeuge der ungläubigen Herrin (24, 21 ff.; 26, 18 ff.) und der Späher der mißtrauischen Geliebten (320, 10 ff.), die Zofe der Dame (331, 30 ff.), der Wächter der Burgherrin (375, 9 ff.)! Dies alles hat schließlich Rückwirkungen auf das Ausscheiden bestimmter epischer Darstellungsweisen bzw. Gattungsformen: Wo das *herze* nicht mehr im Widerstreit mit seinem *lîp* liegt, da es die Geliebte in sich aufgenommen hat, hält das Ich des Liebenden einzig mit dem in seinen Herzensgrund gesunkenen *wort* der Liebsten Zwiesprache (523, 22–524, 13); der monologische Dialog zwischen *herze* und *lîp* (5, 13 ff.; 34, 12 ff.) hingegen, in der ersten Minnehandlung notwendig ringende Auseinandersetzung mit sich selbst und der Herrin, hat in der zweiten Minnebindung keine innere Berechtigung mehr. Wo die Liebenden sich jederzeit ungehindert von 'huote' oder Merkern sehen und miteinander sprechen dürfen und können – *si an sehen* (442, 27), *in ir ougen sehen*

(522, 30–31), *reden mit ir* (442, 26), *ir wort* (523, 1 ff.), *nâhen bî ir sitzen* (442, 25) und die Tageliedsituationen erwachsen ohne jegliche Vorbereitung –, erübrigen sich die umständlichen Formen der Kommunikation wie schriftliche Berichte der *niftel* über Ulrich an die Herrin (28, 30 ff.), Versbriefe (Herrin: 60, 25 ff.; 101, 17 ff.; *niftel*: 99, 29 ff.) und der Prosabrief der Herrin an die *niftel*, der dem Neffen eine Begegnung ermöglichen soll (32, 9 ff.); entbehrlich werden aber auch die kunstvollen Liebesbriefe des Minners, die drei 'Büchlein', deren jedes im Verlauf der Minnegeschichte seine ganz bestimmte Funktion zu erfüllen hat: das erste (44, 17 ff.) umgeht das Redeverbot und setzt auf diese Weise die von der Herrin bei der ersten Begegnung brüsk abgeschnittene *rede* fort (vgl. 40, 17–41, 24; 41, 25 ff.); mit dem zweiten sendet der Ritter seinen 'geopferten' Finger als Wahrheitsbeweis und Zeichen seines Minnemartyriums (142, 13 ff., dazu schon 140, 13 ff.); im dritten erklärt er seine bedingungslose Bereitschaft zur Kreuzfahrt in ihrem Dienst (382, 13 ff., vorbereitend 378, 21 ff.) und erfüllt damit ihre hybride Forderung – künstlerisch ein gewagtes freigeistiges Spiel mit der höchsten Aufgabe und vornehmsten Pflicht eines christlichen Ritters, das als Kontrast zur Metaphysizierung des *goten reinen wibes* in der zweiten Minnedarstellung zu betrachten ist. Damit hängt auch der tiefste Grund für deren Handlungslosigkeit zusammen (s. u.).

Obzwar im zweiten Teil notwendigerweise vieles, was den ersten Teil in seiner Art unterhaltsam macht, fehlt, kann man dem Dichter doch nicht Armut an Erfindungsgabe nachsagen: sie äußert sich nur auf andere Weise. Zunächst zeigt sich seine Befähigung, ingeniös zu variieren, gerade im grundsätzlich Gleichartigen. Wie der ersten Herrin zu Ehren und Dienst eine Turnierreise, die Venusfahrt, inszeniert ist, so auch für die zweite: die Artusfahrt. Wenn auch infolge der Ungunst der Überlieferung die Motivierung der Artusfahrt nicht so klar wie die der Venusfahrt zu erkennen ist, gibt es doch Hinweise genug, um deren Sinn zu erschließen. Wie aus den inmitten der Artusfahrt wiederholend vom Dichter mitgeteilten Bedingungen zu entnehmen ist:

als iu mîn munt gesagt ê hât,
 swer sunder vaelen wol driu sper
 mit mir verstach, seht, daz was der
 den man het verre deste baz:
 von reht ze der tavelrunde er saz (459, 12–16, dazu 463, 9–14),

denen sich sogar der Fürst Friedrich von Oesterreich freiwillig und aus eigenem Wunsch unterwirft (466, 17–24) – mit König Artus will er *driu sper verstechen ritterlîch. er wil durch diu vil reinen wîp urbaren hie ritterlîch den lîp* (496, 8–10) –, muß die am Anfang fragmentarische Darstellung (vgl. 450, 13 ff.) mit einem ähnlichen offiziellen Einladungsschreiben des Königs Artus an die Ritterschaft eingeleitet worden sein wie die Venusfahrt durch die Königin Venus (vgl. 162, 21 ff.): wie in diesem, und doch vielleicht nuanciert (von gewiß anderen Abweichungen abgesehen), dürfte König Artus vor allem zu Ritterdienst als Frauendienst betont für *guotiu wîp* aufgerufen haben, denn dafür zeugen seine Ansprachen an die Ritter vor Turnieren: *‘wir sûln ouch hiut durch guotiu wîp mit tjustiren müen den lîp: daz ist mîn rât und ouch mîn bet’* (481, 31–482, 1), und *‘ez ist gar ze êren guot, swâ êren gerndes ritters lîp ist hôch gemuot durch guotiu wîp’* (468, 14–16). Anders als bei der Venusfahrt, auf der kein Turnierlied gesungen wird – die erste *ûzreise* (Lied 16 = 403, 25–405, 14) folgt erst lange nach Abschluß der Venusfahrt (292, 32), zeitlich, wie angenommen wird, nach zwei Jahren (Venusfahrt a.1227, Lied a.1229) –, ist die zweite *ûzreise* (Lied 38 = 456, 25–458, 7) in die Artusfahrt hineingenommen, und an dieser Stelle erfüllt sie recht eigentlich ihren mit aller Deutlichkeit ausgesprochenen Sinn: *Tuot ritterschaft mit sinnen, und sît vrô, minnet hô: sô mügt ir lop gewinnen* (457, 5–8), *êren rîch wert ir von guoten wîben* (457, 1–2), *des schildes ampt gît êre* (457, 17). Es hat aber noch einen anderen, bedeutenderen Grund, daß die erste *ûzreise* außerhalb, die zweite innerhalb der Turnierfahrt steht. Im Rahmen der Venusfahrt, über deren Sinn sich der liebende Ritter persönlich froh bewegt zu Beginn ausspricht – *mîn minne gernde herze freut sich daz ich der vrowen mîn mit ritterschaft sold diende sîn* (166, 14–16, ähnlich 206, 26–28) –, für deren Erfolge er nicht nur die hohe Anerkennung seiner Herrin mit Worten findet (242, 1–16), sondern sogar mit einem persönlichen Geschenk, dem Ring der Geliebten, zum Lohn ausgezeichnet wird (242, 17–24; Wiederholung des Vorgangs 253, 25–254, 16), und die bis einschließlich der letzten vorgesetzten Station glücklich verläuft (284, 25 ff., dazu 164, 5–7), hätte das erste Turnierlied keine innere Stelle finden können: muß doch der enttäuschte Ritter hier erbittert gestehen, daß er mit seiner Herrin bereits im *langen kriege* (405, 8) liegt: *Si ist âne schulde mir hazlîch erbolgen, der ich ze dienste dem sildes wil volgen* (405, 1–2), und obwohl er nochmals all seine Minne-

tugenden aufbieten will – *mîn kamflîch gewaete für ir nîdetaete, daz sol sîn mîn staete* (405, 12–14) –, nähert sich diese Minnekriegsstimmung doch bereits bedrohlich dem Zerwürfnis, das ohne viel Zwischenhandlung zwei Jahre später, a. 1231, eintritt (411, 11 ff., zur Lied- und Erzählfolge vgl. o. S. 512 f., Anm. 5). Völlig anders kann der Ritter in der zweiten *ûzreise* – hier als Dichter ohne die Maske des Königs Artus (vgl. 456, 21–24) – beglückt singen: *Tuo her schilt: man sol mich hiute schowwen Dienen mîner herzenlieben frowwen* (457, 27–28), *sperâ sper! des twinget mich ir lachen: Daz kan si sîeze machen* (458, 5–7), und innerhalb der Fiktion als König Artus bekennt er: *Der reinen wolt ich dienen dâ* (456, 1, dazu 455, 27 ff.). Im Unterschied zu den disparaten Äußerungen in der ersten, discordialen Minneerfahrung ist die Kongruenz sämtlicher Aussagen in der zweiten, harmonischen Minnebindung bezeichnend. Von den Aussagen der Artusfahrt spannt sich der Bogen zurück zu Lied 32 vom *Hôhen muot*, in dem der Ritter bereits angekündigt hatte: *Uder schilden sper verswendet wirt durch si von mîner hant* (441, 9–10), und auf das Motiv der letzten Strophe – das vor Liebe schwellende, ungebändig pochende und springende *herze* (442, 1–7) – spielt der Schenk Heinrich von Habechspach, der das Lied gehört haben will, während der Artusfahrt scherzend an (469, 1–16), die Folie der Identität des Königs Artus mit dem Ritter Ulrich von Lichtenstein witzig wärend. Schließlich bestätigt auch der Artusritter *Kalocrîant*, alias Herr Liutfrit von Eppenstein (454, 17–21), seinem königlichen Gebieter – und ritterlichen Standesgenossen – dessen ganz persönlichen Frauendienst: *‘hie kumt der werde kûnec Artûs . . . er wil an mir der frowen sîn dienen’* (454, 23. 29–30). Die Invention und Imagination der Artusfahrt, romantisierend rückwärtsgewandte und gegenwartsbezogene Wiederbelebung des goldenen Zeitalters des Königs Artus zur Zeit Friedrichs II. von Oesterreich zugleich, zeigt männliche Existenz als Inkorporation idealen Rittertums: die Ritter sind *vor ritters wandel wol behuot* (463, 20; 497, 10. 17), *alles wandels vrî* (497, 25), ja engelhaft (453, 16) und entsprechen damit vollkommen dem unfehlbaren Wesen des *goten reinen wibes*: Ritter, die die Forderung der Tugend nicht erfüllen, werden unter Anprangerung ihrer Standeslaster scharf verurteilt (470, 19 ff.; 473, 17 ff.). Die Artusfahrt bewegt sich trotz ihrem heiter spielerischen Aspekt der Maskerade auf einer ernsteren, höheren Ebene als die rein aventiurenhafte, von gewagtem Leichtsinn nicht freie Venusfahrt: dies verbürgt das zwar

launige Mitspiel des Fürsten (466, 1 ff.; 493, 30 ff.; 496, 5 ff.), der aber aus Respekt vor seiner Persönlichkeit als einziger nicht 'umgetauft' wird und am Schluß in seiner Autorität und Souveränität als Landesherr auftritt, um die Beendigung der Artusfahrt aus geschichtlicher Notwendigkeit zu gebieten (500, 9 ff.; 503, 16 ff.); dies bezeugt ferner die Standeskritik, die der Dichter aus gegebenem Anlaß seiner Darstellung idealer Ritterschaft integriert (s. o.), und schließlich verweist das allegorisch eingekleidete Projekt des Rittertreffens in Böhmen im Namen der *frowe Êre* (477, 9 ff.), bei dem *diu werde Êre* für jeden Ritter, der *prîs* erlangt, sich selbst als *lôn* verspricht (478, 6–8), auf äußerste Steigerung der 'Artusfahrt' ins Ideologische. Innerhalb dieser typisch spätzeitlichen komplexen Schichtung ist im Hinblick auf die Idee der Minne entscheidend, daß die geplante Krönung der Artusfahrt nicht wie die beabsichtigte Glanzleistung des Turniers zu Neuenburg nach dem Abschluß der Venusfahrt (vgl. 164, 9–11; 254, 28 ff.; 293, 1 ff.) an der Trauer des Ritters über die Bezeichnungen der *unstaetikeit* (301, 17) und 'untruowe' (301, 31–302, 3) seitens der Herrin nahezu scheitert (vgl. 309, 23 ff.), sondern an der Wirklichkeit des drohenden Krieges König Wenzels von Böhmen mit Herzog Friedrich II. von Oesterreich (503, 20 ff.) zerbricht. Wie für diesen Fall, läßt sich grundsätzlich feststellen: niemals wird die Idee des Dienstes für das *guote wîp* von einem der Partner selbst von innen her bedroht, sondern stets nur durch Einwirkungen von außen auf Zeit unterbrochen. Dies der Grund, warum die Idee der Minnegemeinschaft auch in allgemeiner und persönlicher Not trägt (s. u.).

Wie der Dichter es versteht, strukturell, motivlich bzw. thematisch oder gattungsmäßig Gleichgerichtetes unter dem Blickwinkel zweier verschiedener Minneerfahrungen zu differenzieren, ließe sich unschwer weiter aufzeigen.

Ich verweise nur in Stichworten auf folgende charakteristischen Abwandlungen in der Lyrik (die römischen Ziffern bezeichnen die erste und zweite Minnedarstellung, die arabischen die Liednummern): A. Motive, Verhaltensweisen, Zustände: Werben und Preisen: I 3 Antragen von *dienst* und *sanc*, mit dem 1. Büchlein; II 32 *Hôber muot* durch das *guote wîp*; 34 das *wîpliche wîp*, die *frowe* von *geburt*. – *freude* durch *wûnschen*: I 14 *guotin wîp* sollen das *ungenaedic wîp* umstimmen; 17 reines Freudenlied bis auf den Wunsch am Schluß; II 57 der Wunsch nach *freuden hôchgezît*. – Ruf nach Hilfe: I 15 an die *guoten reinen wîp* gerichtet, denn die *frowe* tötet die *freude*; II 47 an die *wîbes gûete* in Gefangenschaft. – Frau und Herz: I 8 die Frau als

Gefangene im Herzen; II 41 Bitte um Aufnahme in ihr Herz als Paradies. – Frauendienst und Gottesdienst: I 9 Segenswunsch auf der Romfahrt; II 42 Segenswunsch für ihren *lîp*. – B. Liedtypen: Mailied: I 4 Hoffen, Wünschen, beim Turnier zu Friesach; 13 Appell an ihre *güete* nach dem Vorbild *guoter wibe*; II 28 *wânwîse* von *herzeliebe*. – Winterlied: I 5 Klage; II 35 *wibes güete* schützt gegen den Winter; 39 froh, unabhängig von der Jahreszeit; 40 Tagelied im Winter. – Tagelied: I 2 Lob des Tages, weil die Nacht nichts gewährt; II 36. 40 Liebeserfüllung. – Dialoglied: I 10 Gespräch mit der Minne, vor der Fingerepisode; II 30 Gespräch mit der *frowe*, ihre Abweisung; 33 Gespräche mit der *frowe*, Abweisung des *schamelop*. – Tanzlied: I 19 vom rechten *hüeten* der *frowe* (letztes Lied vor der *untât*), im *maere* 410,26 ff. ausdrücklich als *tanzwîse* erklärt; II 46 *vrowwen tanz*, im Lied erklärt; in beiden Liedern übereinstimmend: nur wer froh ist, soll danach tanzen dürfen. – Turnierlied: I 16 ihr *langer krieg*; II 38 *dienen mîner herzenlieben frowen*.

Weisen schon diese Beispiele aus, daß gleiche Motive oder Liedtypen, bedingt durch die ungleiche Minne, geradezu antithetisch oder 'verkehrt' verwendet sind, so tritt die gestaltende Bewußtheit noch auffallender und überzeugender hervor, wo der Dichter, die beiden Formen der Minne streng scheidend, bestimmte Themen oder Liedtypen der einen oder der anderen Erfahrung vorbehält.

Auch hierfür nur die wichtigsten Unterschiede: Von den zentralen Liedern des *scheiden* der *guoten wibe* von *boesen* (418, 1, Lied 22, und Leich) ausgehend, sind aus der Erfahrungsweise des Sängers heraus einzig der ersten Minne zugewiesen: dominierend Klagelieder aus verschiedenen Anlässen und Gründen (I 2 über die Nacht; 5 über den Winter; 6 auf dem Ritt nach Bozen zum Arzt; 15 *lange klage, trôstes blôz*; 20 nach der *untât*; 21 über vergeblichen Dienst – in der zweiten Minne gibt es nur Zeitklagen. – Hoffnung auf *trôst* spendet höchstens das Vorbild 'Tristram und Ysalde', 12. – *staete*-Bekennnis wird notwendig nach der Venusfahrt, 11. – Warnende Lieder: 18 die *frowe* soll 'rechte' merken; 19 'rechte' *hüeten*. – Zorn- und Rügelieder in Bildern des Liebeskrieges: 8 Gefangennahme der Herrin; 16 ihr *krieg* und *baz*; 20 die Räuberin. – Enthüllung der *untât*, 23. – Singulär: 7 Kunst im Dienst einer fremden Dame. – Bezeichnend für die erfolglose erste Minne: das Hinüberspielen des Blicks zu den *guoten wiben*, 13. 14. 15. 24. – Der zweiten Minne sind auf verschiedenartigen Stufen zugeordnet: Im Vorfeld des *vrowen vrien man* (26): die drei *wânwîsen* (27. 28. 29, s. o.); nach der Erfüllung: der Preis der erfahrenen *güete* (37), ihres Lachens, ihres *lîp* als *spiegel* (43), die Seligkeit über ihr *wort* (44), das Liebes- und Freudenlied nach der Gefangenschaft (48); in der Schlußphase der Metaphysizierung: der Blick in den *herzen grunt* (54), das *lebende himelrîche* (55), die Reflexion über das Küssen (56), das letzte *wünschen*, der *freuden hôchgezît* (57); im Stadium allgemeiner Not: Kampf gegen die *ungemuoten, unguoten* in der Gesellschaft (45), Zeitklage und Festhalten am *hôhen muot* (50), Vertreibung des

trûren aus dem Lande und Einholen der *freude* (53); vorbereitend für den Ausklang des Werkes: Belehrung und Raterteilung (31 *êren lêre*, 49 Werben mit *sin* und *fuoge*, 51 Räte für die Frauen, 52 *lop*, *wol spreken*, *wol gedenken*); und schließlich, im letzten Lied (58), beide Formen umgreifend: Verwundung durch die Minne – Heilung durch das *werde wîp*.

Im Ganzen ist beachtlich, wie konsequent der Dichter hinsichtlich dieser Trennung der Minnetypik verfahren ist, da das spätzeitliche Werk sonst reichlich Widersprüche aufweist. Um nochmals auf das Problem des Versickerns der zweiten Minnehandlung bzw. das des Verhältnisses von Epik und Lyrik zurückzukommen: als besonderes Merkmal im zweiten Teil zeigt sich, daß der Liedinhalt in den epischen Ausführungen zumeist recht ausführlich paraphrasiert wird, gleichsam als wolle der Dichter ebendiesen Liedern, in denen sich sein Ich zweifellos am echtsten ausspricht, durch eine Art von Doppelung der lyrischen Aussage Nachdruck verleihen. Dieses Verfahren ist in der überwiegenden Mehrzahl angewandt; nur selten gibt der Dichter eine literarisch-künstlerische Erklärung zu einem Liedtypus (444, 8–15 zu dem Gesprächslied 33; 458, 8–15 zur zweiten *ûzreise*, 38; 509, 7–512, 6 zum zweiten Tagelied, 40; beim *vrowen tanz* ist die Erläuterung in das Lied selbst verlegt, 46 = 536, 9–14). Die epischen Bindeglieder, die auch im zweiten Teil weder von Einfallslosigkeit noch von einem Dem-Abschluß-Zueilen zeugen – allein die ‘Artusfahrt’ und die ausladende Didaktik sprechen dagegen –, haben eine andere Funktion zu erfüllen, und daß der Dichter die im ersten Teil beabsichtigte und durchgeführte Funktion der Epik auch im zweiten Teil einzusetzen weiß, wo der Sinn dies erfordert, lehrt die dem Lied 47 als epische Handlung vorausgeschickte Schilderung der Gefangennahme (537, 10 ff.), so daß das Lied des Anrufs an die helfende *wîbes gûete* wieder aus einer ganz bestimmten Situation herauswächst (545, 1–2; 10–16; 24 ff.; dazu 546, 25 ff.) bzw. kompositorisch hervorzugehen scheint, und das gleiche gilt für Lied 48 nach der Darstellung der Befreiung aus der Gefangenschaft (547, 9 ff.).

Die Variationsbreite der Liedthematik ist im zweiten Teil ausgedehnter als im ersten (vgl. die oben gegebene Übersicht), und zwar nicht nur, weil der zweite Teil den ersten an Liedzahl um ein gutes Viertel überschreitet – I: 24 Lieder bis zum Leich (25); II: 33 Lieder nach dem Leich –, sondern weil die Introversion der ersten Minne-

erfahrung in der Hohen Minne durchbrochen ist zugunsten einer als allgemein verbindlich hingestellten und als gültig erklärten zweiten Minneerfahrung: der Minnegemeinschaft. Die Extraversion dieser Minne, die doch die ganz persönliche Verbundenheit zweier Liebenden betrifft, wird – und darin besteht das Eigentümliche der Darstellung Ulrichs von Lichtenstein – durch die Einbeziehung der geschichtlichen Wirklichkeit bewirkt und erreicht, und zwar in zwiefacher Richtung: allgemein und persönlich. Dieses Miteinander des Erlebens historischer Realität und Minne beruht auf einem Paradoxon: je konkreter das Geschichtliche in Erscheinung tritt – die Wirrnis im Land nach dem Tod des Herzogs Friedrich II. von Oesterreich in der Schlacht an der Leitha im Jahr 1246 (525, 27 ff.), das um sich greifende Raubrittertum (530, 14 ff.), die Gefangensetzung Ulrichs von Lichtenstein (537, 10 ff.) –, desto unrealistischer wird das Wirken des *goten wibes*: obwohl der Sänger die Gestalt der Geliebten in plastisch und farbenreich entworfenen Bildern vor Augen stellt (s. u.), tritt sie niemals mehr wie einst handelnd oder sprechend als 'Person' auf – und doch erfüllt das *gotte, reine, wandels vrie wip* nach der Idee des Dichters gerade kraft dieser entwirklichenden Entrückung die ihm zugedachte Aufgabe: tröstend, helfend, *hôhen muot* und *freude* schenkend in die Not des geschichtlichen Alltags hineinzustrahlen. Angesichts des drohenden Zusammenbruchs der zivilen Ordnung und der Zerstörung aller sittlichen Werte, geschweige der Pflege höfischer Kultur – *der vrowen dienst was gelegen* (555, 6) –, besinnt sich der Ritterdichter auf die geistigen Ursachen dieser Not: Verlust der 'edelekeit', der *gotes hulde* und *vrowen gunst* (530, 29 ff.), und er fühlt seine Verpflichtung, vor allem die 'edele jugent' zu allen bewährten Tugenden zu ermahnen, sie aufzurufen, *hôchgemuot durch ein guot wip* zu sein, und sie vor *trûren* – außer um der Sünde willen (534, 16 ff.; in Lied 46 = 536, 15–16) – zu warnen (532, 13 ff.). Den Frauen aber erteilt der Dichter Ratschläge, wie sie in einer unfrohen Welt leben sollen (556, 23 ff., und Lied 51 = 560, 7 ff.): *swelch wip ist mit zûhten hôch gemuot, diu hât êren vil, und ist si guot . . . diu wol kleiden wil ir lip, diu sol tuon ir herze gûete vol* (560, 11–12; 15–16). Die dringlichen Aufrufe zum *hôhen muot* und zur *freude*, beschwörend abgehoben von der *unsaelde* des *trûren* (532, 21 ff.; in Lied 50 = 555, 24 ff.; in Lied 53 = 565, 25–566, 2), und die Bedeutung, die den *goten wiben* dabei zugewiesen ist (Lied 53 = 566, 3–23) – *der werlde heil gar an in stât* hieß es im Eingang (1, 5) –, er-

gehen aus politischer Verantwortlichkeit (als Landeshauptmann der Steiermark) in schwerer Zeit: *got den grôzen kumber wende, sô daz noch die rîchen werden guot. die siht man unguetlich leben: trûren hât in ir grôz übel geben* (555, 29–556, 3) bittet Ulrich von Lichtenstein in seiner Zeitklage, und deshalb sagt er den *unguoten, ungemuoten* als destruktiven Elementen der Gesellschaft den Kampf an (533, 13 ff., Lied 45). Mit dem Glauben an die Tragfähigkeit der Idee des *guoten wîbes* in Notzeiten geht Ulrich von Lichtenstein über Walther von der Vogelweide hinaus: bei diesem bleibt das *'guote wîp'* an die persönliche Beglückung gebunden, es wird nicht berufen zur Bemeisterung der *'gemeinen nôt'*. Und vielleicht singt der spätzeitliche Dichter in bewußtem Gegensatz zu dem Meister, dem er für seine Gesamtkonzeption der Minnedarstellung das Entscheidende verdankt, fast starrsinnig von *freude* in Not, weil er das Verzagen für das Allergefährlichste hält, während jener angesichts der *gemeinen nôt* von Freude schweigen will (Wa. 58, 21 ff.).

Der Aufblick zum *guoten wîp*, gefordert zur Rettung des Landes, bewährt sich für den Ritter selbst in persönlicher Gefahr: während der Gefangenschaft in den Jahren 1248/49 ist es die Macht des *'gedenkens'* (546, 28–29) an die *güete* der Geliebten, die ihn vor Verzagtheit rettet: *Nu hilf, wîbes güete. mir ist nôt der helfe dîn. mir wil hôchgemüete sterben in dem herzen mîn . . . Miner vrowen güete und ir lieplich schoener lîp nert mir hôchgemüete* (545, 3–6; 24–26), und nach der Befreiung schmerzt es ihn nicht, daß er *starkez guot* verloren hat (547, 31), denn seine geliebte *vrowe* lächelt ihm zu (548, 5), und so singt er ihr eins seiner schönsten Liebeslieder (Lied 48 = 549, 17–550, 18). Die Ebene der Wirklichkeit scheint hier, aber auch nur hier, noch einmal besritten, jedoch der Freudentaumel, der ihn jetzt ergriffen hat, läßt die traurige Welt um ihn versinken: *swie ez doch in den landen gie, ich kom von mînen vreden nie* (550, 25–26; 555, 13 ff., dazu Lied 50 = 556, 8 ff.). Der Ehegattin, die er mitten während der Venusfahrt heimlich *mit freuden* aufsuchte, der er in *herzenliebe* zusetzen ist und die seine Liebe erwidert, von der er am dritten Tag wieder Abschied nahm und die ihn wie selbstverständlich auf seine *aventüre-Fahrt* zu Diensten der Minneherrin weiterziehen ließ (221, 29–222, 24), zu der er nach dem ihm durch die Herrin verdorbenen Turnier ritt, um Trost für Minneleid zu finden, ohne doch zu verhehlen, daß eine andere Frau Macht über ihn hat (318, 22–28), die mit

ihm, von Frauenburg mit ihren Kindern, außer dem Sohn, vertrieben, das Unglück des Raubüberfalls teilen mußte (541, 17–542, 14) – dieser in Freud und Leid bewährten *vil lieben konen* gedenkt der völlig vom Glauben an die *güete* der Einzigen benommene und überwältigte Ritter in seiner poetischen Fiktion nicht mehr. Nirgendwo könnte die Kluft zwischen gelebter Wirklichkeit und eingebildeter Lebenserfüllung tiefer aufgerissen sein – ein in spätzeitlicher Darbietungsform aufschlußreicher Kommentar zum gesamten Minnewesen.

Mit der Faszination von der *güete* der Geliebten – *güetlich güeten* (508, 16; 524, 22; 556, 12; 566, 22) lautet die komprimierte Formel hierfür – hängt es wohl zusammen, daß die Gestalt der Geliebten und die gesellschaftliche Basis, auf der sich die Minnegemeinschaft erfüllen soll, niemals eindeutig bestimmt wird. Walthers von der Vogelweide Idee von der ‘*herzeliebe*’ verpflichtet, schwankt die Vorstellung bei Ulrich von Lichtenstein, in den beiden frühesten Begegnungen bestimmt von der einer höfischen ‘*frowe wîplicher art*’ ausgehend, zwischen Anklängen an die zur ‘*frowe*’ erhöhte ‘*maget*’ und der *freundîn unde frowen in einer waete* (Wa. 63, 20), im ‘Frauendienst’ abgewandelt zu: *Wîp und frowen in einer waete sol man gerne schowwen* (566, 17–18).

Auf die erste Vorstellung verweisen Aussagen wie: *Von güete wirt ein arm wîp wol vrowe und dar zuo wîplich lîp* (565, 1–2); *man muozs eine vrowen nennen von ir hôhen art* (508, 28–29); wohl auch das überraschte *smielen* über das ihr vorgesungene Lied vom *Hôhen muot*, dessen Preis ihr vordem unbekannt war und nach dessen Weise sie tanzen möchte (442, 8–15), obwohl dies in gewissem Widerspruch steht zu der Erwählung der Frau aus den beiden ersten Begegnungen (s. o.); das ängstlich abgewehrte *schamelop* (443, 26), dessen Aufrichtigkeit der Ritter beteuert: *Iwer lop die wirde hât, daz ez wol ze hove gât* (444, 1 ff.). Überwiegend jedoch tendiert der Dichter zur zweiten Vorstellung, der Idee der Verwirklichung der Minnegemeinschaft im höfischen Bereich: *sist ein frowe von geburt: sô ist ir süezer lîp von ir tugenden ein vil wîplich wîp* (445, 20–21); *sist für wâr ein wîplich wîp unde ein frouwe* (447, 8–9); in den beiden Tageliedern sind es selbstverständlich *ritter* und *frouwe* (447, 13 ff.; 512, 7 ff.), wie überdies im Kommentar zum zweiten Tagelied durch persönliche Äußerung des Dichters unterstrichen wird (509, 30 ff.). Der Sensualismus, nicht ohne Einwirkung des zeitlich parallelen Liedschaffens Gottfrieds von Neifen, ist nicht auf die Lieder, die mehr zur ‘*maget*’ hinneigen, beschränkt, sondern auch und sogar vorwiegend wird die höfische *frowe* um ihrer körperlichen Reize willen gepriesen: *Roeter denne eine rôse ist ir munt süez unde heiz . . . prûn ir brâwe, wîz ir lîp. von gepurt ein vrowwe ist si, und von tugenden wîp.*

Kiuschlîch smielen lachen kan ir kleinvelrôter munt (546, 10–11. 14–18) – dies in der Gefangenschaft gesungen (vgl. noch 535, 17 ff.; im *vrowen tanz*: 536, 25 ff. *hœch geborner lip*). Im vielberufenen Sinnenzauber des *kleinvelhitzerôten* Mundes, häufig sprachlich variiert und einmal zum *kleinvelsûeze redenten munt* (575, 31), einmal zum *kleinvelwîzen hals* (521, 25) abgewandelt, enthüllt sich ein unverlierbares Merkmal der Geliebten, das zuerst im *reye*, der dritten *wânwîse* (433, 32), bis zum letzten Lied (58 = 584, 25) in verschiedenartigsten Bezügen wiederkehrt: bei der Bitte um Aufnahme in das *herze als paradîs* (Lied 41 = 516, 12), im Angriff auf die *ungemuoten* als Gegenwirkung gegen das *trûren* (Lied 45 = 534, 1), nach der Gefangenschaft (548, 13), im allgemeinen *lop* (562, 11; 563, 19 = Lied 52), in der Reflexion über das *kûssen* (577, 29). Von einem stilistischen Durchgangsstadium oder Nacheinander im Schaffen des Dichters kann keine Rede sein. Vielmehr erklärt sich die durchgängig stark sensualistisch geprägte Schilderung der Schönheit der Geliebten aus dem Zusammenhang mit dem Erweis ihrer *gûete* (Reflexionen über *schoene* und *gûete* vgl. u. a. 557, 15 ff.): für den Preis der ersehnten *gûete* vereinigt der Dichter alles ihm aus der Tradition sowie der zeitgenössischen Lyrik Verfügbare und verschmilzt es mit seinen eigenen Eingebungen.

Wie Walthers von der Vogelweide Idee der Minnegemeinsamkeit im höfischen Bereich als utopisch verklingt, so auch bei Ulrich von Lichtenstein. Und doch steigert dieser, anders als Walther, diese Idee in der Endphase ins Metaphysische, hierin an Heinrich von Morungen gemahnend, und doch nicht im gleichen Sinn wie dieser die Minne transzendierend. Die Aufgipfelung am Schluß ist von langer Hand her vorbereitet: Die Metapher vom *minnen paradîse* taucht im ersten Tagelied auf (448, 17–18) und wird im Kommentar zum zweiten Tagelied zur Metapher vom *himelrîch* erhöht (511, 11), und hier umschreibt der Dichter auch das Wesen der Tageliederfahrt als Herzenstausch und Vereinigung zur *una caro* (511, 15–22). Schon in der Reflexion, die dem Lied 41, der Bitte um Aufnahme in das *reine herze als paradîs* (515, 14–17), vorangeht, wird zwar die Verflüchtigung ins Wunschenken – die Wendungen *ich dâht, do gedâht ich, mit gedanken* werden von nun an immer häufiger (514, 8 ff.) – deutlich, aber auch die Abgrenzung zwischen dem Himmelsparadies und dem irdischen Minneparadies: *Ich dâht daz ich in dem pardîs niht wolde sîn deheinen wîs für ir herze* (514, 20–22, ähnlich wiederholt 575, 1–4; 583, 15–18). Erst sehr viel später werden all diese Gedanken wieder aufgenommen, nach der Befreiung aus der Gefangenschaft, bei der sich ihm die Geliebte als so *gûetlîch* erwies. Der Ritter wünscht sich, in den *herzen*

grunt aller *reinen wibe* blicken zu können (567, 19 ff., mit Lied 54 = 571, 7 ff.), wie um sich ihrer 'tugenden' zu vergewissern (568, 2 ff.; 571, 11 ff.): *Diu wîpheit muoz sîn getriu: dâ von êret vrowen lîp daz swâ man si nennet wîplîch wîp* (572, 10–12). Da er nun bei diesem *nâhen sehen* (567, 29) auch seiner *vrowen lîp unde ir herze wandels vrî* gefunden hat (572, 13–14), hebt er mit dem letzten, was er von der Minne zum *guoten wibe* zu verkünden hat, an: *ich freu mich des nu daz ich sol singen sprechen minneclîch von dem lebenden himelrîch: daz sint diu vil reinen wîp* (572, 28–573, 1). Das *herz* eines *hôch geborn wîp* in einem *unwandelbaeren lîp* ist *wol ein himelrîch* (573, 5–8), und in das *reine herze*, das *himelrîch*, kann nur ein ebenso makelloser Mann gelangen (573, 21–25), ja er muß frei von Sünde sein, wie der Dichter als religiöse Gewißheit erklärt (574, 13–16). Sollte der Ritter in ein solches Herz gelangen, so wäre dies seine Selbstvollendung: *sô wûrd ichz der ichz noch niht bin* (575, 9), er würde an *tugenden* engelgleich und wie die Engel *freuden rîche . . . sunder trûren* leben (575, 21–25). Die Beseligung darüber, *ûf der erde ein himelrîch* – das *tugentrîche*, von *genâden* erfüllte *herze* seiner *vrowe* (576, 5 ff.) – gefunden zu haben, besingt der Liebende in Lied 55. Sein innerstes *wûnschen* aber erfüllt sich auch für ihn nur in der Traumvision (582, 11 ff., Lied 57): *von dem wunsche ein wunder mir geschach, daz ich die vil minneclîchen mit des herzen ougen bî mir sach . . . Zuo uns kam diu werde Minne unde slôz uns beide vaste in ein. ich und si, wir wurden inne . . . wie si gemachet daz ein wîp und ein man von herzenlîcher liebe werdent niht niwan ein lîp . . . ez ist gar ein himelrîche* (582, 15–17. 25–26; 583, 1–5. 11).

Enthielte Ulrichs von Lichtenstein Dichtung im zweiten Teil nichts anderes als diese metaphysizierende Schilderung der Idee vom *guoten wibe*, so wäre der Wert der zweiten Minneerfahrung gegenüber dem der ersten bereits als gewichtiger erwiesen. Nun aber hat der Dichter sich darüber hinaus ja auch in Rat und Lehre für Frau und Mann speziell unter dem Blickpunkt des Leitbildes des *guoten wibes* ausgesprochen (556, 22 ff.; in Lied 51; 585, 13 ff.), so daß aus dieser distanzierenden Betrachtungsweise das Fundament für die zweite Form der Minne noch fester gegründet wird: als Rat und Lehre wirkt die Idee vom *guoten wibe* in die Lebensführung hinein, und wie unreal sie auch poetisch gestaltet ist, soll sie doch nach der Absicht des Dichters förder-

liche Konsequenzen haben, für das öffentliche wie für das private Leben. Von verschiedenen Seiten her, in Stufen und Graden, nicht als Handlung, hat der Dichter die Form der Minnegemeinschaft als erstrebens- und lebenswert hinzustellen gesucht: er denkt sich und lehrt die Idee vom *guoten wibe* als sittliches Mōvens einer besseren, heilen Welt.

In seiner Schlußbetrachtung über Lebenswerte, Lebenssinn und Dichtung beurteilt der Dichter sein Leben als ein *versûmtez* (589, 20): er meint damit, daß er von den vier Lebenswerten: *gotes hulde*, *êre* in der Welt, *gemach*, *guot* (588, 3–13) keinen einzigen besitze, weil er in törichtem Verlangen alle vier zusammen erringen wollte und noch wolle (589, 28 ff.), was doch nach der Erfahrung der *wîsen* unmöglich sei (587, 23 ff.). Das *versûmte leben* ist eine Gabe der *unsaelde* (589, 19), und wer ihm anheimfällt und nicht davon lassen kann, wird von falscher Hoffnung genarrt (590, 1–2): *Der selben bin ich einer gar* (589, 27). Aber obwohl er jeden Tag einem anderen Ziel nachjagt (590, 3 ff.) und auf solche Weise sich selbst zu verlieren droht, hat er doch soviel vernünftige Beherrschung bewahrt, daß er seine Zeit nicht völlig an Unerreichbares verschwenden will. Er kennt sein sinnvolles Ziel: *wan daz ich einem wibe noch diene . . . in der dienst die sêle mîn wil ich noch fürbaz wâgent sîn* (590, 14–15. 17–18), und er glaubt daran, Gott werde seiner *triwe* zu der *guoten* eingedenk sein (590, 19–26). Sieht man diese Zielsetzung und Erwartung im Zusammenhang mit der Selbstvollendung, die der Liebende von der Aufnahme ins *herze* der Geliebten als *himelrîch* erhofft (s. o.), so wird auch der Heilwunsch für alle Frauen (591, 11–14) und die Bitte um Fürbîte aller Frauen für ihn verständlich (591, 27 ff.): das engelhaft reine *wîp* wird zur Mittlerin bei Gott (591, 29–592, 2), und hier transzendiert Ulrich von Lichtenstein die Idee der Minnegemeinsamkeit tatsächlich auf seine Weise. Auf der anderen Seite äußert sich die irdische Gebundenheit an seine *vrowe* darin, daß er hoch und heilig bei Gott beteuert, alles, was er in seinem *buoch* gedichtet habe, sei auf Geheiß der *reinen sūezen*, die ihm dies nicht habe erlassen wollen, ausgesprochen worden, auch die ritterlichen Leistungen, deren sich ein Ritter nicht selbst rühmen sollte (592, 27–593, 10) – Selbstruhm liegt dem Ritterdichter fern, und dies ist für die Beurteilung der Aufgabe, die die Dichtung erfüllen soll, nicht ohne Bedeutung (s. u.). Zunächst aber ist folgendes wichtig: *kunst* im *dienst* des *guoten wibes*. Schon bei seinen Reflexionen über

den Blick in den *herzen grunt* der *guoten wîbe*, in dem der Dichter alle *tugenden* vereint schaut, stellt er aus ebendieser 'Einsicht' heraus den Anspruch, sie am vollkommensten loben zu können (569, 19–22, dazu Lied 54 = 571, 14–20), und auf die Einzige bezogen: *Ich wil si immer lobende sîn. mir hât diu sîeze vrowe mîn mit ir güete alsô getân, daz ich die kunst die ich kan . . . gar mit ir dienst verswenden wil* (570, 15–20). Den Antrieb, auch die Gesellschaft mit seiner *kunst* zu erfreuen, verdankt er dem *guoten wîbe*: *durch si ich bî der werlde bin* (590, 31), und in vielen Aussagen wird ihm bestätigt bzw. bestätigt er sich selbst, daß seine Lieder gute Aufnahme fanden, wohlgefielen und gern gesungen wurden (98, 21 ff.; 418, 15; 420, 8; 426, 4–5 usw.), sogar seine erste Minneherrin versagt seinen Liedern nicht die Anerkennung in ästhetischer Hinsicht (20, 24; 127, 10; 323, 14–15).

Aber ist es nur der Dienst des Künstlers an der Gesellschaft, an allen *vrowen* und der *seinigen*, was der Dichter mit seinem Gesamtwerk im Sinn hat? Die eigentümliche, literarisch neuartige, Tatsache, daß Ulrich von Lichtenstein Ausschnitte und Ereignisse aus seinem Leben, wie immer stilisierend und funktional der Minnehandlung unterordnend (vgl. K. L. Schneider a.a.O. S. 218 ff.), mit Preisgabe seines Namens erzählt, weist auf mehr. Wer seinen rechten Namen nennt – und dies ist im Mittelalter stets ein religiös und sittlich zu verantwortendes Bekenntnis zu sich selbst –, *stôht* für etwas ein. Das in der Dichtung mit Namen vor- und dargestellte Ich, das auf solche Weise mit dem geschichtlichen Ich identisch ist, muß etwas über sich selbst aussagen wollen, das einem Bekenntnis gleichkommt und, da mit der Namensnennung zugleich Aufnahme in der Öffentlichkeit verbunden ist, womit es auf sein Publikum wirken will. Im Leich erteilt der Sänger, der Dichter, das Ich – die Persönlichkeit – allen nach Ehre strebenden Männern den Rat: ein jeder *sol mit triwen guotiu wîp reht minnen als sîn selbes lîp* (423, 23–24). Das christliche Gebot der Nächstenliebe und Eigenliebe, hingeordnet auf die *guoten wîp* und das Selbst des Ritters, und der Ritter, der sonst einzig Gott sein Leben als Zins hinzugeben aufgefordert ist (vgl. Wa. 76, 38; Hartmann von Aue, MF 209, 37 ff.), unter dem Gebot, den *guoten wîben* sein *leben* zu *zinsen* (423, 19) – dies ist Bekenntnis und Rat zugleich. Die erste Minneherrin, erwählt, verehrt und begehrt unter der Prämisse, ein *guotez wîp* zu sein: *Si wás endelichen guot, bî der schoene wol genuot, dô ich mir nam ze*

trôst ir werden lîp. dem dient ich für elliu wîp mit der gir, des ir n á m was gehoehet âne scham (415, 15–22) – aus diesem Grund differieren unzählige Aussagen im ersten Teil nicht von entsprechenden im zweiten Teil –, hat diese Bedingung auf die Dauer nicht erfüllt: . . . *ir lîp und ir muot ist nú niht als ê sô guot* (415, 10–12), sie hat *lop* und ehrenhaften Namen verwirkt. Das Übermaß an *untugenden*, die sie in Wirklichkeit hat, wird schonungslos bloßgestellt:

wandel (416, 15), *diu wandelbaere* (418, 17), *ungüete* (413, 6), *untriwe* (417, 26; 419, 25), *unstaete* (417, 24), Wankelmüt (417, 27 ff.), *valsch* (417, 16), keine *êre* (417, 17), keine *scham* (417, 19); ihre ungnädigen Verhaltensweisen: Nichtannahme des *dienst* (412, 4; 414, 23 ff.); seine Gebundenheit mit *triwen*, während sie sich Freiheit gestattet (417, 22–23; 420, 1–2), keine Gewährung von *lôn* (414, 16–17; 415, 1 ff.); ihre schändlichen Taten: Beraubung des *hóhen muot* (412, 11), der *freude* (412, 1), ihre *untât* (413, 25; 415, 31; 416, 19.20), *missetât* (413, 23), ihr *unwîplichez* Handeln insgesamt (426, 25), ‘und noch mehr’ (412, 19) – ihr Verschulden (413, 27; 416, 18–19).

Die gigantischen Anstrengungen, die Minne dieser Herrin zu erringen, waren auf *tumben wân* (vgl. rückblickend schon 12, 18), auf Illusion aufgebaut – in subjektiv schmerzlichem Rückblick bekennt es das Ich. Daß das Ich des Dichters sich nicht scheut, unter seinem wirklichen Namen diesen Irrtum einzugestehen, sich selbst nicht schon bei der Aufdeckung seiner Torheiten und seiner ihm widerfahrenen Erniedrigungen, seiner Verirrungen, die die Hohe Minne ihm abforderte, kann kaum anders verstanden werden denn als warnende Belehrung, er selbst ein Beispielfall, der sich jederzeit an jedem Ritter wiederholen kann: gerade in der übertreibenden Verzerrung liegt die paränetische Wirkung. Literarisch gesprochen, auch für das Verständnis eines gebildeten höfischen Publikums, ist das Ideal der Hohen Minne zerbrochen, da diese Herrin als Repräsentantin dieser Form der Minne zu gelten hat, und damit ist der Unwert der Hohen Minne nach der Darstellung Ulrichs von Lichtenstein erwiesen. Das Verstellte, Unechte, Unwahre dieser Minne, wie der Dichter sie schildert, wird vor allem daran erkennbar, daß Frau und Gott nicht im rechten Verhältnis zueinander stehen: wie die Forderung der Herrin und die Bereitschaft des Ritters zur Kreuzfahrt im Dienst der *vrouwe* zeigen, sind beide Partner verblendet. Im zweiten Minnedienst ist die Relation zwischen Gott und Frau wieder zurechtgerückt: wenn auch im irdischen *paradis* und *himelrîch* das *guote wîp* allein *saelde* schenkt, kommt doch alles, was

es zu schenken hat, von Gott (591, 27–28), und der Dienst für ein *reinez wip* wird von Gott nicht übersehen werden und vor ihm bestehen dürfen. Auch da, wo die Vorstellungswelt der Minnegemeinschaft ins Utopische entschwebt, ist sie niemals trügerischer *wân*. *Hôhiu minne* ist *wân*-Minne, *herzeliebe* auf höfischer Ebene *wunsch*-Minne.

Die Hohe Minne, von Walther von der Vogelweide als der Würde des Mannes zuwider erkannt, ist von Ulrich von Lichtenstein als eine Selbsttäuschung begriffen, in der der Ritter in Gefahr ist, die gebotene Liebe zu sich selbst zu mißachten und sich an ein *valschez wip* zu verlieren: vor solcher Gefährdung und solchem Leid andere Ritter zu bewahren, indem der Dichter die Bedrohung der ritterlichen Existenz an seinem eignen Ich exemplifiziert, zeugt von Ernst, Verantwortlichkeit und Glaubwürdigkeit in einem höheren Verstand, als es das oft leichtsinnige Spiel mit sittlichen oder gar religiösen Werten glauben machen will. Die Idee der *herzeliebe* bewährt sich in Not und geleitet den Mann zur Vollendung seines Ich dank der *güete* des Du.

Nach dem Preis der *guoten wibe* hatte der Dichter sein *maere* einst im Namen Gottes begonnen und Gott gebeten, er möge der höfischen Gesellschaft soviel Verständnis für seine wahrheitsgetreue Erzählung eingeben, daß diese allen gut dünke – dies wäre Lohn genug für seine Mühe (2, 29–3, 4). Die Wahrheit bezieht sich aufs Ganze der Dichtung, und sie meint die höhere im *maere* und im *sanc* verborgene Wahrheit der Belehrung über Unwert und Wert der Minne, die zugleich Lebenssinn erschließt, für dessen Gültigkeit in Gegenwart und Zukunft der Dichter mit der Kraft seiner Überzeugung eintritt und für dessen Verifizierung er sein Ich und seinen Namen herleiht: die geschichtliche Persönlichkeit, die Ulrich von Lichtenstein heißt, stellt ihr Ich zur Verfügung und läßt es durch das Medium eines poetischen Ich gleichen Namens sprechen, nicht um Rühmliches oder Unrühmliches in autobiographischer Ambition zu verbreiten oder sich der Lächerlichkeit preiszugeben – wo er scherzt und wo gelacht werden darf und soll, sagt und bestimmt er selbst, und Selbstironie ist ihm gewiß nicht fremd –, sondern um Erfahrungen seines Ich in poetischer Form so darzubieten, daß sie zu einer sinnvollen höfischen Lebenshaltung verhelfen.

Verwundung und Heilung durch die Minne, Thema des letzten Liedes, versöhnen gleichsam für das Werk des Dichters die Gegensätze, die so schroff gegeneinander stehen: die Wunde, die die Hohe Minne

schlug, heilt die *herzeliebe*. Aber dies stellt das Lied selbst nicht dar. Es greift zurück auf das alte ovidische Motiv der Verwundung durch den Liebespfeil und die Heilung mit der Salbe – der Dichter erweist der Tradition seine Reverenz. Dieses Werk der Spätzeit hat alles Bedeutende der klassischen höfischen Dichtung in sich aufgenommen, um es in höchst eigenständiger Weise zu verarbeiten. Ist schon die Grundlage, die Verbindung der Gattungen Lyrik und Epik erstmalig, so ist die Verschmelzung der Leitbilder zu einem Sinngefüge, das noch einmal alle großen Konzeptionen des Minnesangs und des Artusromans vergegenwärtigt, eine eindrucksvolle Leistung. Die geistige Struktur dieses *mixtum compositum* ist durchsichtig: der Anforderung an den Ritter, der Herrin mit *sanc* und ritterlicher *tât* zu dienen, wird der Dichter durch die Verbindung von Lyrik und Epik gerecht. Im *sanc* folgt er Reinmar, Walther, Morungen und dem Zeitgenossen Neifen, im Ritterdienst Wolframs *schildes ambet*. Ideologisch orientiert er sich für die Gesamtkonzeption an Walthers Weg von der Hohen Minne Reinmarscher Prägung zur *herzeliebe*, deren Steigerung ins Metaphysische an Morungen erinnert. Die Beherrschung aller Stilarten, sinngemäß auf die Arten der Minneerfahrung angewandt, verleiht dem Werk eine reizvolle Beweglichkeit, die für die weniger gelungenen epischen Partien entschädigt. Hinter und über der Rezeption aber steht das ganz Eigene dieses Dichters Ulrich von Lichtenstein: die Verkündung des *Vrowen Dienst* als Ich-Erfahrung und persönliches Bekenntnis, ratend und lehrend hineinrufend in eine Gesellschaft, der die sittlichen Werte der höfischen Kultur entgleiten. Ulrich von Lichtenstein spricht in den Formen seiner Zeit ein Überzeitliches aus: er lehrt als Lebenssinn den Glauben an die stärkende und erhaltende Kraft des *guoten wibes* – er wirkt damit nicht ‘romantisch’ rückwärtsgewandt, sondern ‘realiter’ in die Zukunft.

WÖRTER, SACHEN UND EMBLEMATISCHE 'RES' IM 'ORBIS SENSUALIUM PICTUS' DES COMENIUS

Von Wolfgang Harms

Der 'Orbis sensualium pictus' des Johann Amos Comenius, mit deutschem Titel 'Die sichtbare Welt',¹ zeigt gewiß pädagogisch begründete Ansätze zu einem deduktiv-empirischen Umgang mit den einzelnen 'Sachen' der Welt. Doch es ist verfälschend simplifiziert, wenn behauptet wird, Comenius 'meint die dargestellte Welt wirklich, nicht als bloße Allegorie oder Analogie, als bloßen stellvertretenden Behelf'²; denn hiermit wird ihm eine unangemessen moderne, also von mittelalterlichem Denken völlig gelöste Fragestellung unterstellt³. Wenn Comenius den verba seines lateinischen Texts die mit den Augen wahrnehmbaren Abbilder der entsprechenden res gegenüberstellt, so handelt es sich dabei um einen Akt der Wirklichkeitserfassung, der weder mit den Methoden eines induktiven Empirismus, noch mit den pädagogischen Zielen eines modernen naturkundlichen Realienbuches oder Bilderlexikons gemeinsame Voraussetzungen hat. Die zu erfassende Wirklichkeit des 'Orbis sensualium pictus' ist für dessen Autor, den letzten Bischof der Böhmisches Brüder, die gottgeschaffene und

¹) Johann Amos Comenius, *Orbis sensualium pictus, Hoc est, Omnium fundamentalium in Mundo Rerum et in Vita Actionum Pictura et Nomenclatura . . .* (lat.-deutsch), Nürnberg 1658 (Neudruck Osnabrück 1964, mit dürftiger Wiedergabe der Holzschnitte). Wo nicht anders angegeben, beziehen sich Zitate auf diese erste vollständige Ausgabe. Über deren Vorgeschichte und über die zahlreichen späteren Auflagen und Bearbeitungen informiert K. PILZ: Johann Amos Comenius. Die Ausgaben des *Orbis sensualium pictus*. Eine Bibliographie, Nürnberg 1967.

²) A. SCHORB: *Bildwelt und Weltbild. Zum Erscheinen des 'Orbis pictus' von Johann Amos Comenius vor 300 Jahren*, *Ruperto-Carola*, 10. Jg., Bd. 23, Heidelberg 1958, S. 102–108, hier 105.

³) Auf Comenius' Distanz zum empirisch bestimmten 'sensualistischen Anschauungsprinzip' verweist schon J. MAHNKE: *Der Barock-Universalismus des Comenius*, *Zs. f. Gesch. d. Erz. u. d. Unterr.* 21 (1931) 97–128, 253–279, 22 (1932) 61–90, bes. 21, S. 98 ff.

daher potentiell bedeutungstragende Welt der Dinge⁴; er eröffnet das Werk mit dem Kapitel *Deus* und den Kapiteln über die Schöpfungstage und schließt es mit dem Kapitel *Iudicium extremum*. K. Schaller hebt mit Recht hervor, daß Comenius die Dinge nur 'an ihrem Orte in der Ordnung des Ganzen, die von Gott ausgeht und wieder zu Gott zurückschwingt', darstellt⁵, zieht aber nicht die Konsequenz, daß nach diesem mittelalterlich geprägten Weltverständnis die Dinge Träger erschließbarer Wahrheiten sein können und daß daher die Emblematisierung und der 'Orbis' von einem grundsätzlich gleichen Dingverständnis ausgehen. Zwar intendiert Comenius mit seinem 'Orbis' nicht, eine Art 'Mundus symbolicus' im Sinne seines Zeitgenossen Filippo Picinelli vor Augen zu führen; sein Werk aber läßt im Rahmen anderer Intentionen doch erkennen, daß es auch dort noch ein emblematisches Dingverständnis voraussetzt, wo der Autor nichts anderes als die Darstellung der gottgeschaffenen res der sichtbaren Welt beabsichtigt. Diese Diskrepanz zwischen tatsächlichem Ding- und Weltverständnis und spezieller pädagogischer Zielsetzung verkennt Friedemann Maurer⁶, so daß er eine emblematische 'Verweisungsmächtigkeit' der res des 'Orbis' generell bestreiten zu können glaubt. Auch mit dem leicht möglichen Nachweis, daß jenes mittelalterliche Dingverständnis längst von dem einen oder anderen Philosophen – etwa Nikolaus von Kues – aufgegeben worden sei, wäre die Verbindlichkeit der significatio von res und verbum in der Emblematisierung oder damit verbunden im 'Orbis' nicht allgemein in Frage gestellt. In der mündlichen Konfrontation mit Descartes, der die Verlässlichkeit des mittelalterlichen mundus symbolicus radikal bezweifelt, verteidigt Comenius sein Weltverständnis mit der These, daß 'alle menschliche Erkenntnis, die aus bloßen Sinneswahrnehmungen oder Vernunftschlüssen stammt, unvollkommen und zerspalten ist'⁷; sein Dingverständnis ist bewußt rezipiert, ist nicht unreflektiert wie eine bloße Konvention übernommen.

⁴) Zum Verhältnis von verbum und res in mittelalterlicher Bedeutungswelt s. F. OHLY: Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter (Libelli, 218), Darmstadt 1966 (zuerst ZfdA 1958), bes. S. 3 ff.

⁵) K. SCHALLER: Die Pädagogik des Johann Amos Comenius und die Anfänge des pädagogischen Realismus im 17. Jahrhundert, Heidelberg 1967, bes. S. 322 ff. und 360 f., hier 360.

⁶) F. MAURER: Abraham a Sancta Clara's 'Huy! und Pfuy! Der Welt'. Eine Studie zur Geschichte des moralpädagogischen Bilderbuches im Barock (Anthropologie und Erziehung, 23), Heidelberg 1968, hier S. 85.

⁷) hier nach D. TSCHEWESKI: Comenius und die abendländische Philosophie, in:

Daß grundsätzliche Gemeinsamkeiten zwischen dem 'Orbis' und der Emblemik bestehen könnten, hat Annelise Domnick mit der Frage erwogen, ob nicht vielleicht bei Comenius die 'Schlußbetrachtungen im Wesen barocker Emblemik begründet sind, wonach Mensch (= Mikrokosmos), All (= Makrokosmos) und Heilswahrheit (= Heilige Schrift) einander spiegeln'⁸. Bisher ist nicht nachgewiesen worden, daß die res, die Comenius als verba und als res pictae in engem Bezug zueinander darstellt, von Fall zu Fall noch ihren Ursprung in der emblematischen Erfassung der Welt haben. Eine 'konkrete Sachberührung'⁹ im empirischen Sinne ist Comenius und seinem Holzschneider Paul Creutzberger nicht immer gelungen und kann ihnen in diesem Sinne auch nicht als Absicht unterstellt werden¹⁰; denn für sie beide gilt noch die Auffassung, daß die Welt ein Buch¹¹ und die verba dieses Buches die res seien. Daß aufgrund dieser Voraussetzungen die Darstellung der res – und auch der gesta – der gottgeschaffenen Welt nicht

Aus zwei Welten. Beiträge zur Geschichte der slavisch-westlichen literarischen Beziehungen, 's-Gravenhage 1956, S. 155–164, hier 158; Belege hierzu bietet H. HORNSTEIN, Ausgabe des 'Prodrömus Pansöphiae' Düsseldorf 1963, S. 238.

⁸) ANNELISE DOMNICK: Der Orbis pictus des Amos Comenius als Grundlektüre des jungen Goethe, Jahrb. d. Wiener Goethe-Vereins 69 (1965) 159–179, hier S. 174, im Anschluß an ein Beispiel aus der Fortsetzung des 'Orbis', die Wolfgang Christoph Deßler zuerst 1719 in Nürnberg veröffentlicht und die später oft nur unter Comenius' Namen verbreitet wird.

⁹) So sieht es K. SCHALLER: Pädagogik, S. 324. Dabei führt SCHALLER u. a. ein Zeugnis des jüngeren Comenius an (S. 326), das ein Lob auf die Emblemik enthält, stellt dies aber mißverständlich in Zusammenhang mit einer Mnemonik, die von der Emblemik – auch im Sinne der *memoria* in SCHALLERS Zitat – entscheidend durch einen neuzeitlichen Dingbegriff getrennt ist; vgl. auch K. SCHALLER: Aus der Geschichte des Anschauungsbildes, Pädag. Rundschau 15 (1961) 74–85, hier S. 79 f., wo mit Recht die vorherrschenden Intentionen des Comenius weder aus der Emblemik abgeleitet noch mit realistischer Anschauungsdidaktik verbunden werden.

¹⁰) K. PILZ: Bibliographie, S. 79 f., verweist allgemein auf 'inhaltliche Verbindungen' und graphisch-technische Ähnlichkeiten (Format, Füllung des Bildfeldes u. a.) zwischen den Holzschnitten Creutzbergers und den zeitgenössischen Emblembüchern im allgemeinen; daß ein gleiches Welt- und Dingverständnis das eigentlich Verbindende ist, wird nicht erwogen. Letzteres wird vorausgesetzt, aber nicht für den Nachweis von emblematischer Herkunft einzelner verba und res im 'Orbis' genutzt von K. SCHALLER: Anschauungsbild, S. 78 f.

¹¹) s. u. a. Comenius, Pampaedia (ed. TSCIŻEWKIJ/GEISSLER/SCHALLER, Heidelberg 1960, S. 34, m. Anm. 16 auf S. 457), cap. II, 17: *De Mundi Libro nemo dubitavit, quem in conspectu omnium evolvi quotidie, omnes vident* (im Zusammenhang der Lehre von den drei Büchern *Mundus, Mens* und *Scriptura sacra*); vgl. auch Comenius, Schola ludens, I, 1, 1, und dazu H. SEMEL: Die Realienprogramme im 17. und 18. Jahrhundert, Diss. Hamburg 1964, S. 21 ff.

selten statt der unmittelbaren Anschauung der vorgeprägten emblematischen Form folgt, läßt sich an res und verba des 'Orbis' im Detail beobachten, wofür ich hier nur einige Beispiele vorführen kann.

Seit der Ausgabe von 1658 erscheint im Kapitel XXI (*Aves campestris et sylvestres*), also in einer der Ordnungsgruppen innerhalb des Tierreichs, der Kranich. Der Text zeichnet ihn durch das Adjektiv *pervigil* aus, der Holzschnitt dadurch, daß er ihn mit erhobenen Fuß einen Stein halten läßt; beide Attribute haben sich lange, auch bei späteren Ausgaben mit neuen Holzschnitten, erhalten¹². Es ist nicht die Regel, daß Comenius Adjektive zu den benennenden verba hinzufügt; wo er es tut, sind es oft geläufige, durch sinnliche Wahrnehmung in der Natur ohne weiteres nahegelegte und nachweisbare, wie etwa bei *Psittacus discolor*. Doch die Wachsamkeit des Kranichs, die sprachlich durch ein Adjektiv und graphisch durch eine Gebärde dargestellt wird, ist eine auf andere Weise erworbene feste Eigenschaft; der Kranich besitzt sie als Bedeutungsträger im mundus symbolicus der Emblematik aufgrund einer alten, auf Aristoteles und Plinius fußenden Beschreibungs- und Deutungstradition, nicht aufgrund neuer unmittelbarer Naturbeobachtung¹³. Die Emblematik nimmt als deutbare Eigenschaft der Kraniche an, es halte nachts stets einer von ihnen Wache und hebe dabei einen Stein in die Höhe, damit er, wenn er einzuschlafen drohe, vom dann niederfallenden Stein geweckt werde. Bildhafte Darstellung durch das signifikative Attribut auf dem Holzschnitt und verbale Darstellung durch das die significatio verratende Adjektiv des sparsamen Texts¹⁴ verweisen auf den Kranich als eine signifikative res, wie sie

¹²) z. B. noch in der viersprachigen Ausgabe Breslau 1805 und in der fünf-sprachigen Ausgabe Königgrätz 1833 (dort S. 58 f.; nach K. PILZ: Bibliographie, S. 274, ist dies die 177. lateinische, 135. deutsche, 9. tschechische, 20. polnische und 32. französische Ausgabe des 'Orbis': Durch solche Zahlen wird die Bedeutung dieses Werks als Traditionsvermittler offenkundig). Als ein Beispiel für die 'Orbis'-Nachwirkung in weiterem Sinne s. das anonyme, um 1700 bei Joh. Chr. Weigel in Nürnberg verlegte *BuchstabierBuch* Neu erfundener Lust-Weg zu allerley schönen Künsten und Wissenschaften . . ., Tafel 32 des 2. Teils: Kranich mit erhobenem Stein (Ex. Stadtbibl. Nürnberg).

¹³) Arist. Hist. animal. IX, 10; Plin., Hist. nat. X, 23; s. die – noch ergänzbare – Fülle von Beispielen u. a. aus dem Mittelalter bei H. M. VON ERFFA: *Grus vigilans*. Bemerkungen zur Emblematik, Philobiblon 1 (1957) 286–308, dort S. 297 f. auch Weiteres zu antiken und mittelalterlichen Quellen (ohne Bezug auf Comenius).

¹⁴) Auf zwei Beispiele für andere sprachliche Spuren emblematischen Dingverständnisses sei noch kurz verwiesen: Im Nachbarkapitel XXII heißt es vom Adler *Aquila Rex avium, Solem intuetur*; zum Blick des Adlers in die Sonne s. die zahl-

besonders durch die Emblematisierung ausgebildet und verbreitet worden ist. Dieser Bezug bleibt selbst dort noch erhalten, wo Comenius' Gruppierung nach *Universalia* aufgelöst ist zu einer wörterbuchartigen Gegenüberstellung von Einzelwort und Einzelding¹⁵. Dort ist der steintragende Kranich auch im neuen Holzschnitt (zur Vokabel *grus*) erhalten; der Anlage als Wörterbuch entsprechend, ist hier die Verbindung von *grus* und *pervigil* aufgehoben (Ausgabe 1722: S. 10; 1770: S. 14). Aber in anderem Zusammenhang wird ein ähnliches Adjektiv durch den gleichen Holzschnitt vom steintragenden Kranich illustriert (1722: S. 133; 1770: S. 199): Diese Darstellung und Deutung des Adjektivs *Wachsam. vigilans* ist einem graphischen Attribut gewidmet, das im Hintergrund der unmittelbar vorausgehenden Darstellung der personifizierten *Wachsamkeit. vigilantia* beigegeben ist; dort erscheint ein weiteres Mal der steintragende Kranich.

Im selben Kapitel XXI findet sich ein Beispiel für die Möglichkeit, daß sprachlicher und graphischer Bestandteil nicht von Anfang an gemeinsam auf emblematische Tradition deutlichen Bezug nehmen. In der Ausgabe von 1658 erscheint auf dem Holzschnitt eine einzelne Turteltaube, die von Comenius als *Turtur gemens* bezeichnet wird, was der deutsche Übersetzer dieser Originalausgabe (wahrscheinlich das Mitglied der Pegnitzschäfer Siegmund von Birken¹⁶) mit *die girrende Turteltaube* nur entstellend wiedergibt. Denn *gemens* verweist hier auf die Bedeutung, die die Turteltaube von der Tradition des Physiologus her in der Regel auch in der Emblematisierung trägt: Sie ist ein Zeichen treuer, auch über den Tod hinausreichender Gattenliebe; *turtur* wird

reichen Belege aus der Emblematisierung bei A. HENKEL/A. SCHÖNE: *Emblemata*, Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Stuttgart 1967, Sp. 773–779. – Im Kapitel XXIX beschreibt Comenius den Fuchs als *Caudata Vulpes, omnium astutissima*; des Fuchses List wird außer in Fabeln im Physiologus hervorgehoben, auch die Länge des Schwanzes ist früh als signifikatives Attribut angesehen und ist in der Emblematisierung dargestellt und gedeutet worden (s. HENKEL/SCHÖNE, a.a.O., Sp. 455).

¹⁵) *Teutsch=lateinisches Wörterbuch zum Nutz und Ergötzung der Schul=Jugend zusammen getragen/und mit 6000. darzu dienlichen Bildern gezieret*, Nürnberg (bei J. F. Rüdiger) 1722; *Versuch eines Elementarbuches für Kinder durch Abbildung der merkwürdigsten Dinge und derselben deutschen, lateinischen, französischen und italiänischen Benamungen*, Nürnberg 1770 (jeweils ohne Nennung des Comenius).

¹⁶) s. H. GEISSLER: *Comenius und die Sprache* (Pädag. Forschungen, 10), Heidelberg 1959, S. 113 f. (mit Lit.), wo Johann Michael Dilherr als Mitübersetzer angesehen wird.

daher entweder einsam trauernd auf dürrer Ast oder zu zweit als schnäbelndes Paar – oft auf grünem Zweig – dargestellt. Diese Tradition ist weder von dem Übersetzer noch von dem Holzschneider Creutzberger beachtet worden, der die einsame Taube auf grünem Zweig sitzen läßt. Die *mutua Amicitia ceu Turturum, concors, mansueta, et utrinque benevola* zusammen mit dem Bild eines Turteltaubenpaares kennt die Ausgabe von 1658 nur dort, wo die Taube nicht selbst Thema, sondern untergeordnetes Attribut ist¹⁷. In den modernisierend umstrukturierten Ausgaben von 1722 und 1770, also lange nach dem Höhepunkt der Emblematik, ist gerade diese Bedeutungs- und Formtradition der Turteltaube nachweisbar, obwohl dort die *res* und *verba* aus ihrer alten Zuordnung zu einem Thema bzw. einem Universale aufgelöst ist. Dort erscheint unter lauter Darstellungen einzelner Vögel nur die Turteltaube als Paar, was der Bedeutungstradition als Zeichen der Gattenliebe ebenso gerecht wird wie unter anderem Aspekt das Attribut *gemens* im Sinne von 'klagend', wie es Comenius eingeführt hatte. Unklarer ist der Bezug auf emblematische – und das heißt immer auch: mittelalterliche – Bedeutungstradition, wenn die Taube, nicht speziell die Turteltaube, in diesen späten, veränderten Ausgaben als Zeichen der Tätigkeit des *gemens* einzeln dargestellt wird (1722: S. 191; 1770: S. 287). Daß aber selbst diese Ausgaben, die nicht mehr Comenius' Vorstellung einer gottgeschaffenen Welt vermitteln wollen, noch emblematische Formen tradieren, ist nicht nur in Sonderfällen nachweisbar. Als ein letztes Beispiel hierfür sei nur der Vogel Strauß erwähnt, der gegen alle empirische Naturbeobachtung¹⁸ ein

¹⁷ Zu den Kapiteln, in denen besonders die attributiv gebrauchten *res* eine unmittelbare Nähe zur Emblematik verraten, s. unten S. 538 ff. – Zur Bedeutungsgeschichte der Turteltaube s. K. BURDACH: Vom Mittelalter zur Reformation, III, 1, Berlin 1917, S. 185–195; zur Taube s. zuletzt F. OHLY: Probleme der mittelalterlichen Bedeutungsforschung und das Taubenbild des Hugo de Folieto, Frühmittelalterl. Studien 2 (1968) 162–201 (mit Lit. S. 176, Anm. 26).

¹⁸ Die anhaltende Tradition emblematischer Formen wird nicht selten durch ähnlich beeinflusste naturwissenschaftliche Publikationen gestützt; für das Beispiel des Strauß s. etwa L. Carl: Kleine Naturgeschichte und einige Erzählungen für Kinder, Berlin ²1792, S. 37, wo berichtet wird, der Strauß verschlucke, um sich recht zu sättigen, auch *Holz, Steine, Leder, Eisen, Glas und Kohlen, zuweilen auch glühende*. Ähnlich, aber auf das Verschlucken von Eisen beschränkt, sind die Angaben des anonymen Werks Neuer Schauplatz der Natur oder Beiträge zur Verherrlichung Gottes und Verbreitung nützlicher Kenntnisse, in einem freien Auszuge des Plüchischen Werks mit neuesten Bemerkungen der berühmtesten Naturforscher . . ., Nürnberg (bei J. J. Monath/J. F. Kusler) 1789/90, hier Teil 2, S. 244.

Hufeisen im Schnabel trägt, um es zu verzehren; das Hufeisen ist in der Emblematik sein festes Attribut¹⁹ und erscheint ebenso in diesen späten Umarbeitungen des 'Orbis' (1722: S. 10; 1770: S. 14).

Neben solcher Bewahrung oder sogar Erweiterung emblematischer Elemente in späteren Ausgaben und Umarbeitungen des 'Orbis' gibt es auch Spuren einer Kritik an Wort- und Sachbestandteilen, z. T. sogar schon im Verlauf der Entstehung des 'Orbis' selbst. In der ersten vollständigen Ausgabe von 1658 erscheint z. B. das Einhorn wie selbstverständlich als eins unter den *Ferae pecudes* (Kap. XXVIII); nur seine Attribute *Unum, sed pretiosum* könnten auf seine Eigenschaften als *res significans* verweisen, doch daß es ein ebenso natürliches Geschöpf wie Eber, Hase, Kaninchen usw. (Kap. XXVIII) sei, wird in keiner Weise in Frage gestellt. Aber auch Comenius scheint schon Bedenken gehabt zu haben, ob das Einhorn als *creatura* exponiert werden dürfe. In dem Probedruck des 'Orbis' von 1653²⁰ erscheint das Einhorn noch allein neben dem Hasen (?) stellvertretend für alle Landtiere auf dem Schöpfungsbild *Mundus*; in der endgültigen Ausgabe von 1658 ist es an dieser Stelle durch den Hirsch ersetzt worden (Kap. II). Eigentliche Kritik am Einhorn als Bestandteil der geschaffenen Welt bzw. des 'Orbis sensualium pictus' findet sich erst seit der Bearbeitung durch Deßler (1719, mir bekannt aus der Auflage Nürnberg 1756). Dort werden die alte Benennung und Beschreibung des Einhorns um kritische Worte erweitert: *Das Einhorn, ein einiges / aber gar köstliches / wo es nicht eine Fabel ist*. Mit dieser Einschränkung hält sich das Einhorn auch noch in der Ausgabe Königgrätz 1833, nur rückt es dort auf dem neuen Holzschnitt weiter in den Hintergrund (dort S. 72)²¹.

¹⁹) zu dessen Bedeutung s. A. HENKEL/A. SCHÖNE: *Emblemata*, Sp. 806 f. (mit Lit.).

²⁰) Abdruck in der von H. ROSENFELD besorgten Ausgabe Osnabrück 1964. In seinem Nachwort vertritt ROSENFELD die Annahme, daß dieser Probedruck erst 1657 zustande gekommen sei.

²¹) vgl. ferner ein Beispiel aus einem Nachbarkapitel (XXX: *Serpentes et Reptilia*), das nicht gerade mit empirischen Naturbeobachtungen endet: *Salamandra, in igne vivax: Draco, Serpens alatus, halitu; Basiliscus, Oculis; Scorpius, venenatâ caudâ necantes*. Zum Verhältnis von empirisch faßbarer Tierwelt und bedeutungstragenden *res* des 'Orbis' vermißt man einen Beitrag in der Comenius-Literatur, besonders bei den Beobachtungen, die H. SEMEL: *Realienprogramme*, S. 28 ff., zu Gliederungsprinzipien in Comenius' Welt der *res* unternimmt.

Die bisher behandelten Erweiterungen oder Reduzierungen der emblematischen Elemente des Buches sind jeweils nur punktuell eingetreten, sind nicht Resultat umfassender prinzipieller Erwägungen, dürfen also um so verlässlicher als Spiegel einer nicht grundsätzlich als Problem empfundenen Weiterwirkung eines auf Bedeutungsgenauigkeit und -verlässlichkeit ausgerichteten, nicht auf ständig erneuerte empirische Kontrolle gestützten Dingverständnisses gelten.

Dagegen enthält Comenius' 'Orbis' auch Kapitel, die in der Zielsetzung, in der Methode sowie auch in der Dichte der nur als res significantes genutzten 'Sachen' direkt und offenkundig die allegorisch-emblematischen Traditionen fortsetzt, wie sie in dieser Weise, hier vom Thema der personifizierten Tugenden her besonders naheliegend, in den Ikonologien nach Cesare Ripa ähnlich vorgebildet sind. Bei Comenius sind es vor allem die Kapitel CIX–CXVII, in denen versucht wird, mit Hilfe von res (außer Personen auch Tiere, Pflanzen, Werkzeuge usw.) einen abstrakten Gegenstand präzise und verbindlich darzustellen. Als Beispiel sei hier das Kapitel CXI *Sedulitas. Die Aemsigkeit* herausgegriffen²². Wie die anderen Kapitel dieser Gruppe hat es trotz der Erneuerungen des Holzschnitts bis zu der genannten Königrätzer Ausgabe von 1833 hin keine prinzipiellen Änderungen erfahren; denn daß in den Nürnberger Umarbeitungen von 1722 und 1770 von den Attributen der Personifikationen nur wenige im alten Bildkontext erhalten bleiben (zur *Embsigkeit* dort 1722 S. 134, 1770 S. 200), hat besondere Gründe, u. a. auch die Verkleinerung des Formats, die es nötig macht, einigen Attributen der einzelnen Personifikationen nun gesonderte Darstellungen zu widmen²³. In den konservativeren Ausgaben erscheinen in diesen Kapiteln auch solche res im Umkreis der jeweiligen Personifikation, die an ihrem systematischen Ort (etwa unter *Aves campestris et sylvestres* oder *Ferae pecudes*) keine Anzeichen von emblematischer, also zeichenhafter Dingauffassung an sich tragen, jetzt aber ausschließlich als signifikative res im Sinne der Emblematik benutzt werden, die ja neben den jeweils bildbeherrschenden res auch eine signifikative Hintergrund- oder Trabantenbildlichkeit zu entfalten pflegt. Als engere Attribute, wie sie den signifikativen,

²²) Zum ersten dieser Kapitel (CIX *Ethica. Die Sittenlehre*) s. ausführlich W. HARMS, *Homo viator in bivio. Studien zur Bildlichkeit des Weges* (Medium aevum, 21), München 1970, S. 180 ff., auch S. 22 f.

²³) ein Beispiel s. oben S. 535.

detailliert ausgedeuteten Attributen der Personifikationen Ripas vergleichbar sind, trägt Comenius' *Sedulitas* Harke und Sichel. Im weiteren Bildbereich, den es bei Ripas Gestalten nicht gibt, erscheinen als positive Attribute Ameisen und Bienen, als negative Parallelfigur ein schlafender *ignavus* sowie als negative Kontrastattribute, die Warnfunktion haben, eine Heuschrecke und ein Rabe. Die Tiere sind ohne ihre Eigenschaft als Bedeutungsträger schon längst zuvor, aber ohne jede Spur von graphischer oder sprachlicher Verbindung zur Emblemantik in den 'Orbis' – und damit ins Vokabelpensum des Schülers – eingeführt worden; ihr erneutes Auftreten im selben Buch muß also einen besonderen Grund haben, eben allein ihre Funktion als emblematische *res*: Die *formica* (zuvor Kap. XXXI²⁴) führt Comenius als natürliches Exempel der *Sedulitas* ein: *Sedulitas amat Labores, fugit Ignaviam, semper est in opere ut Formica, et comportat sibi, ut illa, omnium rerum Copiam*. Dann folgen als warnende Exempel *ignavus*, dem auf dem Holzschnitt der Ausgabe Königgrätz 1833 ein Esel als signifikatives Attribut beigegeben wird²⁵, und *cicada* (zuvor Kap. XXXI, vgl. S. 4 im Bilderalphabet)²⁶, die *tandem premit Inopia*, sowie *corvus* (zuvor Kap. XXII), da die arbeitsfreudige *Sedulitas* nicht *cantat cantilenam Corvi, qui ingeminat cras, cras*²⁷. Die Schlußmoral führt von dem abstrakten Gegenstand *sedulitas* zum konkreten Beispiel, dem *diligens discipulus*, der mit den *apes* (zuvor Kap. XXIV und XLVII)²⁸ verglichen wird, womit ein positives Exempel in sichtbarer *res* und im Text der Auslegung das Kapitel *Sedulitas* abschließt. Die Tiere Ameise, Heuschrecke, Rabe und Biene sind hier nicht um

²⁴) In der Ausgabe Königgrätz 1833 ist das alte Prädikat *est laboriosa* ergänzt um *exemplum adsiduitatis* (dort S. 82). – Zur Ameise s. Beispiele bei A. HENKEL/A. SCHÖNE: *Emblemata*, Sp. 930 ff.

²⁵) Der Esel erscheint in gleicher Bedeutung in Kap. CIX (*Ethica*) schon seit der Ausgabe Nürnberg 1658; zu seiner Bedeutung als Zeichen der Trägheit s. V. PLAGEMANN/M. DENZLER: Art. 'Esel', in: *Reallex. z. dt. Kunstgesch.*, Bd. 5, Stuttgart 1967, Sp. 1484–1528, bes. 1508 ff.

²⁶) s. A. HENKEL/A. SCHÖNE: *Emblemata*, bes. Sp. 935 f. (mit Lit.).

²⁷) s. A. HENKEL/A. SCHÖNE: *Emblemata*, Sp. 881 f.; der *cras-cras*-Ruf des Raben ist der Emblemantik geläufiger, als es die dort berücksichtigten Beispiele vermuten lassen, und wurde schon im Mittelalter vielfältig ausgelegt (Belege dafür bei D. SCHMIDTKE: *Geistliche Tierinterpretation in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters [1100–1500]*. Diss. FU Berlin 1968, S. 382 f.; diese Arbeit ist generell zur Vorgeschichte emblematischer Tierdarstellungen heranzuziehen).

²⁸) s. A. HENKEL/A. SCHÖNE: *Emblemata*, bes. Sp. 919 (mit Hinweisen auf antike Tradition).

ihrer selbst willen – etwa als naturwissenschaftliches Anschauungsmaterial – und auch nicht zu unverbindlicher Ausschmückung in Text und Bild eingeführt, sondern machen den Inhalt des Begriffs sedulitas faßlich und geben einer solchen Aussage zugleich Überzeugungskraft; als Teil der emblematischen Dingwelt garantieren diese deutlich signifikativen res die Wahrheit der ihnen ablesbaren Inhalte. Dies ist ein Zeugnis emblematischer Denk- und Aussageweise; ob aber von Fall zu Fall noch in den späteren Ausgaben des 'Orbis' diese Darstellungsformen von einem gläubigen Vertrauen auf die Aussagekraft des 'Buches der Welt' getragen werde, ist eine andere Frage.

Der 'Orbis' enthält einerseits Anzeichen einer wohl unwillentlich bewirkten Vermischung von empirisch-natürlicher und emblematisch-signifikanter Darstellung der res, wobei die graphische und die sprachliche Darbietung beide in gleicher Weise emblematisch vorgeprägte Vorstellungen, meistens einzelne Attribute, in den neuen Zusammenhang tragen können. Andererseits gibt es ganze Kapitel, die ausschließlich von emblematischem Dingverständnis ausgehen, also durch die Wechselwirkung von res und verbum auf dem Boden des mundus symbolicus verbindliche Aussagen erreichen. Weit in die Neuzeit hinein – am Beispiel Goethes ist es gezeigt worden – dient dieser barocke 'Orbis sensualium pictus' seinen ungewöhnlich zahlreichen Lesern²⁹ als Mittel zur Erkenntnis der Natur und der allgemeinen Umwelt, obwohl er doch diejenigen Bestandteile bewahrt, die anzeigen, daß sein Weltverständnis im allgemeinen und seine graphisch und sprachlich gebundenen Darstellungen im besonderen nicht isoliert vom 'emblematischen Zeitalter' und dessen Ausdrucksformen zu verstehen sind.

Erst bei späten Umarbeitungen des 'Orbis' ist es die umfassende Intention der neuen Herausgeber, ein ausschließlich durch Empirie kontrolliertes Verhältnis von Wort und Sache³⁰ herzustellen, das das benennende Wort und die zu benennende Sache von allen geistigen Bedeutungstraditionen löst. Z. B. kritisiert 1784 ein Bearbeiter des 'Orbis'³¹, daß die alten Holzschnitte *öfters sehr unrichtig waren*, ver-

²⁹) s. oben S. 534, Anm. 12, die Angaben zur Auflagenzahl.

³⁰) Eine gleiche Auffassung liegt in einem aufklärerischen, für ein vergleichbares Publikum gedachten anonymen Werk vor: Unterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen Kindern auf Spatziergängen und in der Schule über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben, Schnepfenthal 1794 (Sperrung von mir).

³¹) Johann Christian Lederer: Neu umgearbeiteter Orbis Pictus, Leipzig 1784,

zichtet hier aber auf eine Ausstattung mit *richtigern Kupfern*; zugunsten einer enzyklopädisch benutzbaren Richtigkeit wird fast jede außerempirische Tradition und folglich zugunsten der 'richtigen' Sache auch die emblematische res fast völlig in Vergessenheit gebracht. Neben solchen aufklärerischen Bearbeitungen stehen noch einige Zeit über die Aufklärung hinaus konservative Ausgaben des 'Orbis'. Ist die Königgrätzer Ausgabe von 1833 trotz erneuerter Holzschnitte noch der ersten 'Orbis'-Ausgabe von 1658 sehr nahe, zeigt daneben im selben Jahr die Umarbeitung J. E. Gailers³² nur noch in wenigen Kapiteln Spuren emblematischer Formen. Zwar setzt dieser Bearbeiter seinem Werk ein Motto voran, das auf ein Weltverständnis eines Comenius oder zumindest eines Brockes deuten könnte³³, doch ist die Metapher vom Buch der Natur jetzt nicht mehr im Sinne der Emblemik gemeint; das erste Kapitel beginnt zwar noch mit dem Wort *Deus*, ist jetzt aber selbst mit *Mundus* überschrieben, und das letzte Kapitel behandelt nicht mehr das Jüngste Gericht, sondern das empirisch zugänglichere Thema *Tod und Begräbnis* (Kap. 320, S. 580) als Ende des Lebens im *Mundus*. Es ist nur konsequent, wenn weder im Wort noch im Bild bei den Einzeldarstellungen von Kranich, Eisvogel, Strauß, Turteltaube usw. irgendwelche Spuren der Emblemik wiederzufinden sind und wenn das Einhorn nun weder unter den Tieren der Schöpfungstage noch in anderen Tierkapiteln erscheint. Hier ist der Übergang zum modernen Anschauungsbild mit dessen 'bloßer Darbietungsfunktion' im Rahmen einer 'realistischen Pädagogik'³⁴ vollzogen; es gibt nicht mehr signifikative res und verba, sondern Sachen und deren Benennungen im Dienste empirischer Welterkenntnis. Aber

Vorwort, S. V; diese ist insofern die mittelalterfernste aller mir bekannten Ausgaben des 'Orbis', als sie die der Ikonologie Ripas und allgemein der Emblemik nahestehenden Kapitel stark reduziert bzw. deren Gegenstände in andere Kapitel mit konkreter, also empirisch faßbarer Thematik überträgt. In ihr ist auch das Einhorn mißdeutet als *Das Nashorn Eines, zwey Ellen langes aber kostbares, auf der Nase* (dort S. 44), wird vom Salamander (dort S. 48) schon einschränkend gesagt, daß er *eine kurze Zeit das Feuer aushalten kann*, erscheinen Kranich und Turteltaube nur innerhalb einer additiven Aufzählung (dort S. 37).

³²) Neuer Orbis Pictus für die Jugend oder Schauplatz der Natur, der Kunst und des Menschenlebens. . . nach der früheren Anlage des Comenius bearbeitet und dem jetzigen Zeitbedürfnisse gemäß eingerichtet von J. E. Gailer (lat.-deutsch-franz.), Reutlingen 21833 (zuerst 1832).

³³) Vor dem zweiten Titelblatt: *Lies oft im Buche der Natur! Es zeigt dir der Gottheit Spur, Und was die Welt dir beut zur Schau, Betrachte prüfend und genau!*

³⁴) Diese Terminologie nach K. SCHALLER: Anschauungsbild, S. 80.

in den Kapiteln über Personifikationen, die auch hier noch – jetzt neben Kapiteln über die Eisenbahn, den Telegraphen usw. – erhalten sind, ist in Wort und Bild kaum eine Änderung eingetreten: *Sedulitas / Die Emsigkeit / L'application* (dort Kap. 259, S. 477) hat in Wort und Bild weiterhin als Attribute die Ameisen, die Heuschrecke, den Faulen, den *cras-cras*-singenden Raben und die Bienen. Hier ist die gleiche Erscheinung wie in dem Verhältnis von Emblematisierung im engeren Sinne und Ikonologie zu beobachten: Länger als in den eigentlichen Emblembüchern bleiben emblematische res in den Ikonologien der von Ripa begründeten Tradition in ihren alten signifikativen Funktionen erhalten; nur als Attribute der Personifikationen überstehen in Bearbeitungen des 'Orbis' einige emblematische res die sonst gründliche Tendenz zur Verwandlung in die durch nichts als die Sinne erfassbaren realen Sachen. Die Wörter bleiben – wenn man von einer Reduzierung signifikativer Adjektive absieht – die gleichen; ihr Inhalt hat jedoch den gleichen Prozeß von der Vergegenwärtigung eines Teils des mundus symbolicus zur Benennung einer nur natürlichen Sache durchgemacht, wie es auch jenen res geschehen kann, die bis dahin noch Spuren eines emblematischen Dingverständnisses verrieten: Sie sind zu Sachen geworden, die dem Menschen real verfügbar, die aber nicht mehr Teile des wahrheitserschließenden Buches der Welt sind. Im 'Orbis' des Comenius dagegen können sprachgebundene und graphische Attribute einer res als bloße Spuren eine emblematische Vorstellungswelt bezeugen und sind darüber hinaus in mehreren Kapiteln sämtliche res und deren sprachlich formulierte Auslegung der emblematischen Formenswelt entnommen, ohne daß dort ein empirisch-sensualistisches Dingverständnis mit dem emblematischen in Konkurrenz träte.

VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN VON
WILLIAM FOERSTE

zusammengestellt von Marieluise Dusch

(Anordnung der Schriften in der Reihenfolge: Größere Veröffentlichungen – Beiträge zu Sammelwerken – Aufsätze – Arbeitsberichte – Rezensionen.)

1936

Bukstadin. Buxtehuder Heimatbücher I, 1936, S. 29.

Etwas über den Einfluß des Niederländischen auf das Hamburgische. Das Hamburger Wörterbuch. Weihnachtsgabe für die Mitarbeiter und Freunde des Hamburger Wörterbuches. Hamburg [1936], S. 6–10.

1937

De Grenzen van de "hollandsche expansie" in Oostfreesland. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Nd. Kbl.) 50, 1937, S. 4–6.

De Oostfresen un dat leve Broot. Nd. Kbl., Sonderheft, 1937, S. 4 f.

Hans Verhey: Waldmark und Holtingsleute in Niedersachsen im Lichte der Volkskunde, Diss. Köln 1935, Würzburg 1935. Zeitschrift für Mundartforschung 13, 1937, S. 124 f.

1938

Der Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren niederdeutschen Mundarten Ostfrieslands. (Forschungen hg. für den Verein für Niederdeutsche Sprachforschung, N.F. Reihe A: Sprache und Volkstum VIII) Hamburg 1938, 202 S.

Schwedische Wörter in den mnd. Urkunden Finnlands. Nd. Kbl. 51, 1938, S. 42 f.

Wilh. Tilgenkamp: Der Einfluß des Französischen und Niederländischen auf die Mundart des Kreises Jülich. (Sonderdruck aus der Heimatwochenschrift "Rur-Blumen" des Jülicher Kreisblattes) Jülich 1937. Nd. Kbl. 51, 1938, S. 46 f.

1939

Der gegenwärtige Stand der vor- und frühgeschichtlichen Forschung zur angelsächsischen Landnahme in England. Forschungen und Fortschritte 15, 1939, S. 312–314.

Erich Trunz: Dichtung und Volkstum in den Niederlanden im 17. Jahrhundert. Ein Vergleich mit Deutschland und ein Überblick über die niederländisch-deutschen Beziehungen in diesem Jahrhundert (Schriften der deutschen Akademie, H. 27), München 1937. Nd. Kbl. 52, 1939, S. 53 f.

Gerhard Cramer: Studien zu Lottmanns Roman "Dat Huus süner Lücht", Diss. Hamburg 1938. Nd. Kbl. 52, 1939, S. 54.

Hans Janssen: Die Gliederung der Mundarten Ostfrieslands und der angrenzenden Gebiete. (Deutsche Dialektgeographie, H. 25) Marburg 1937. Zeitschrift für Mundartforschung 15, 1939, S. 43–46.

1940

K. Heeroma: De Nederlandse Benamingen van de Uier. (Uit het Seminarie voor Vlaamsche Dialectologie van de Universiteit te Gent V.) = Overdruk uit de Handelingen van de Koninklijke Commissie voor Toponymie en Dialectologie, X, 1936, p. 113–184. Nd. Jahrbuch 65/66, 1939/40, S. 167–169.

1941

Zum "Holsteenschen Rüggeleoper". Nd. Kbl. 54, 1941, S. 19 f.

Jac. van Ginneken: De vornaamwoordelijke aanwijzing en het geslacht, Maastricht 1938, Uitgevers-Mij. Gebrs. van Aelst. (Sonderdruck aus Onze Taaltuin VII, 1 November 1938). Zeitschrift für Mundartforschung 17, 1941, S. 223 f.

1942

Das Niederdeutsche in der politischen Werbung des 17. und 18. Jahrhunderts. Nd. Jahrbuch 67/68, 1941/42, S. 22–78.

Pisacken. Nd. Kbl. 55, 1942, S. 116.

Pekka Katara: Die ursprünglich reduplizierenden Verba im Niederdeutschen. Beiträge zur Geschichte der deutschen Verbalflexion. Zeitschrift für Mundartforschung 18, 1942, S. 184–187.

J. W. Muller: De uitbreiding van het Nederlandsch taalgebied, vooral in de zeventiende eeuw, 's-Gravenhage 1939. Zeitschrift für Mundartforschung 18, 1942, S. 217f.

1944

Torsten Dahlberg: Studien über den Wortschatz Südhannovers. Erläuterungen zu Georg Schambachs Wörterbuch der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. [Lunds Universitets Årsskrift N. F. Avd. I. Bd. 37. Nr. 6] Lund/Leipzig 1941. DLZ 65, 1944, Sp. 263 f.

1948

Die westfälischen Mundarten. Westfälischer Bauernkalender 1949, Hilstrup 1948, S. 44–48.

1949

Über plattdeutsche Sprache und Dichtung. (Schriften zur Heimatkunde und Heimatpflege) Münster 1949, 15 S.

Een Woordatlas van Saxonía. Driemaandelijks Bladen, N. S. 1, 1949, S. 84–93.

Zu Erik Rooths 60. Geburtstag. Nd. Kbl. 56, 1943/49, S. 2–8.

Westfälische Sprachproben aus 1000 Jahren. Westfälischer Heimatkalender 1950, Münster 1949, S. 73–77.

1950

Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts. (Münstersche Forschungen, hsg. von Jost Trier und Herbert Grundmann, H. 2) Marburg 1950, 160 S.

Otfrieds literarisches Verhältnis zum Heliand. Nd. Jahrbuch 71/73, 1948/50, S. 40–67.

1951

Walther von Wartburg: Umfang und Bedeutung der germanischen Siedlung im Spiegel der Sprache und Ortsnamen. (Vorträge und Schriften der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, H. 36) Berlin, Akademie-Verlag, 1950. Nd. Jahrbuch 74, 1951, S. 139f.

Theodor Frings: Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, 2. erweiterte Auflage, Halle 1950. Nd. Jahrbuch 74, 1951, S. 140–143.

Torsten Dahlberg: Zum dänischen Lavrin und niederdeutschen Lorin. Mit einem Neudruck des einzig erhaltenen niederdeutschen Exemplars (Hamburg um 1560), Lund und Kopenhagen 1950 (= Lunder Germanistische Forschungen, 21. [Lunds Universitets Årsskrift N.F. Avd. 1. Bd. 45. Nr. 5]). Nd. Mitteilungen 7, 1951, S. 51–55.

1952

Lübeck und Fietsebohnen: zwei Fälle des palatalen k im Niederdeutschen. Nd. Kbl. 59, 1952, S. 60–62.

Literaturbericht zur Sprachgeschichte Westfalens 1939–1952. Westfälische Forschungen 6, 1943–1952, S. 231–240.

Der Stand der Arbeiten zum Westfälischen Wörterbuch. Muttersprache 1952, S. 94–96.

Gustav Korlén: Norddeutsche Stadtrechte I. Das Stader Stadtrecht vom Jahre 1279 (Lunder Germanistische Studien, hg. von Erik Rooth, Bd. 22), Lund und Kopenhagen 1950. AfdA 65, 1951/52, S. 75–77.

Richard Drögereit: Sachsen und Angelsachsen. Sonderdruck aus dem "Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte", Bd. 21, 1949, S. 1–61.

Ders., Werden und der Heliand. Studien zur Kulturgeschichte der Abtei Werden und zur Herkunft des Heliand, Essen 1951. Nd. Jahrbuch 75, 1952, S. 142–147.

1953

Der älteste Text der Buxtehuder Knochenhauer-Statuten von 1387. Nd. Jahrbuch 76, 1953, S. 16–20.

Zur Heimat des Osnabrücker Osterspiels. Nd. Kbl. 60, 1953, S. 10 f.

Märta Åsdahl-Holmberg: Studien zu den niederdeutschen Handwerkerbezeichnungen des Mittelalters. Leder- und Holzhandwerker. (Lunder Germanistische Forschungen, hg. von Erik Rooth, 24), Lund und Kopenhagen 1950. AfdA 66, 1952/53, S. 113–116.

1954

Geschichte der niederdeutschen Mundarten. In: Deutsche Philologie im Aufriß II, ¹1954, Sp. 1905–2062; ²1957, I, Sp. 1729–1898.

Die niederländischen und westniederdeutschen Bezeichnungen des Klees. Festschrift für Jost Trier zu seinem 60. Geburtstag am 15. Dezember 1954, hg. von Benno von Wiese und Karl Heinz Borch, Meisenheim/Glan 1954, S. 395–416.

1955

Isengrimus. Das flämische Tierepos aus dem Lateinischen verdeutscht von Albert Schönfelder. Mit einem Nachwort hg. von W. Foerste. (= Niederdeutsche Studien 3) Münster/Köln 1955, 160 S.

De nederlandse expansie in Westfalen. In: Westfaalse en Nederlandse expansie. Lezingen, gehouden voor de Dialectencommissie der Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen op 27 oktober 1954 door W. Foerste en K. Heeroma. (= Bijdragen en mededelingen der Dialectencommissie van de Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, XV) 1955, S. 1–38.

1956

Niederländische Philologie. In: Aufgaben Deutscher Forschung, Bd. I: Geisteswissenschaften, Köln/Opladen ²1956, S. 166–171.

1957

Die Vorlage des mnd. Volksbuches Lorin. Nd. Kbl. 64, 1957, S. 40–42.

Het Dumbar Handschrift, Idioticon van het Overijsels in het einde der achttiende eeuw samengesteld door Gerhard Dumbar – Deventer, Hermann Scholten – Haaksbergen en Jan Arend de Vos van Steenwijk – Vollenhove. Uitgegeven door Dr. H. L. Bezoen. Nd. Jahrbuch 80, 1957, S. 135 f.

1958

Altsächsische Literatur. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte I, 21958, S. 39–46.

Der wortgeographische Aufbau des Westfälischen. In: Der Raum Westfalen IV/1, Münster 1958, S. 3–117.

1959

Micke 'Gabelholz'. Nd. Jahrbuch 82, 1959, S. 196–206.

Haaiman. Taal en Tongval 11, 1959, S. 138–153.

Das westfälische Flurnamenarchiv. Mitteilungen für Namenkunde 4, 1958/59, S. 7–10.

1960

Einheit und Vielfalt der niederdeutschen Mundarten. (Schriften zur Heimatkunde und Heimatpflege, H. 4) Münster 1960, 16 S.

Von Reinaerts Historie zum Reinke de Vos. (Niederdeutsche Studien 6: Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie) Köln/Graz 1960, S. 105–146.

Pökel. Nd. Wort 1, 1960, S. 11–13.

Die Tiernamen Frosch und Kröte. Nd. Wort 1, 1960, S. 13–20.

Mundartwörterbücher Niederdeutschlands und der angrenzenden Gebiete. Nd. Wort 1, 1960, S. 32–40.

Chronik. Nd. Wort 1, 1960, S. 88–101.

Vom westfälischen Flurnamenarchiv. Die Warte 21, 1960, S. 23 f.

Das westfälische Flurnamenarchiv. Westfälische Forschungen 13, 1960, S. 179 f.

J. H. van Dale: Groot woordenboek der nederlandse taal. Achtste, geheel opnieuw bewerkte en zeer vermeerderde druk. Afl. 1-8. 's-Gravenhage 1958-59. Germanistik 1, 1960, S. 32 f.

1961

Wressem. Driemaandelijkse Bladen, N. S. 13, 1961, S. 36 f.

Niederdeutsche Bezeichnungen des Schrankbetts. Nd. Wort 2, 1961, S. 23-64.

Putzig. Nd. Wort 2, 1961, S. 74 f.

Chronik. Nd. Wort 2, 1961, S. 75-112.

Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch hg. v. Hans Kuhn und Ulrich Pretzel, bearbeitet von Käthe Scheel. Lfg. 1-3, Neumünster 1956-60. Germanistik 2, 1961, S. 33 f.

Lars-Erik Ahlsson: Die altfriesischen Abstraktbildungen, Uppsala 1960. Germanistik 2, 1961, S. 172.

Philologia frisca anno 1959. Lezingen en debatten fan it 2de Fryske Filologekongres Augustus 1959, Groningen 1960. Germanistik 2, 1961, S. 173 f.

C. B. van Haeringen: Netherlandic language research. Men and works in the study of Dutch. Second edition, Leiden 1960. Germanistik 2, 1961, S. 181 f.

Fryske studzjes. Oanbean oan J. H. Brouwer op syn sechstichste jierdei 23 augustus 1960, Assen 1960. (= Studia Germanica 2.) Germanistik 2, 1961, S. 476-479.

H. T. J. Miedema: Bruijel en de grensdialecten van Elten en Bergh, Zuidlaren 1960. Nd. Jahrbuch 84, 1961, S. 119.

1962

Die Herausbildung des Niederdeutschen. Festschrift für Ludwig Wolff zum 70. Geburtstag, hg. von Werner Schröder, Neumünster 1962, S. 9-27.

Wer kennt noch weitere mnd. Vokabularien? Nd. Kbl. 69, 1962, S. 43-45.

J. H. van Dale: Groot woordenboek der nederlandse taal. Achtste, geheel opnieuw bewerkte en zeer vermeerderde druk door C. Kruyskamp. Afl. 19. 20. 's-Gravenhage 1960. Germanistik 3, 1962, S. 337 f.

Willy Krogmann: Helgoländer Wörterbuch. Lfg. 1–3. [Mainz]: Verl. d. Akademie d. Wissenschaften u. d. Literatur; Wiesbaden: Steiner in Komm. [1957–61] = Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Veröffentlichungen der Kommission für germanische Sprach- und Literaturgeschichte, Bd. I. Germanistik 3, 1962, S. 524 f.

1963

Der Flurname Block. Nd. Wort 3, 1963, S. 27.

Kinkel 'Eiszapfen'. Nd. Wort 3, 1963, S. 28.

Das Münsterländische. Nd. Wort 3, 1963, S. 29–36.

Das Ravensbergische. Nd. Wort 3, 1963, S. 74–84.

Zur Geschichte des Wortes Dorf. Studium Generale 16, 1963, S. 422–433.

Tönnies Fenne's Low German manual of spoken Russian, Pskov 1607. Edited by L. L. Hammerich, Roman Jakobson, Elizabeth van Schooneveld, T[aylor] Starck and Ad. Stender-Petersen. Vol. I. Copenhagen: The Royal Danish Academy of Sciences and Letters; Munksgaard in Komm. 1961 (= Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.) I. Facsimile copy. Prefaced by Roman Jakobson and Elizabeth van Schooneveld. Germanistik 4, 1963, S. 31 f.

1964

Bild. Ein etymologischer Versuch. Festschrift für Jost Trier zum 70. Geburtstag, hg. von William Foerste und Karl Heinz Borck, Köln/Graz 1964, S. 112–145.

Kalenbergisch Doin 'Krummstroh'. Nd. Kbl. 71, 1964, S. 9 f.

Petzen. Nd. Wort 4, 1964, S. 77–79.

Schummeln. Nd. Wort 4, 1964, S. 79.

Mittelniederdeutsch *ker 'lieb'? Nd. Wort 4, 1964, S. 91.

Sebber 'Maikäfer' und Sabbe 'Engerling'. Nd. Wort 4, 1964, S. 92–94.

Erich Nörrenberg †. 20. Januar 1884 – 10. Februar 1964. Nd. Wort 4, 1964, S. 95–98.

1965

Niederdeutsche Bezeichnungen des Kettengliedes. Nd. Wort 5, 1965, S. 51–109. – Einleitungskapitel unter dem Titel: Der römische Einfluß auf die germanische Fesselungs-Terminologie, Frühmittelalterliche Studien 1, 1967, S. 186–199.

Zwei Etymologien: Fitze und Klops. Nd. Wort 5, 1965, S. 110–112.

Dialektologische Unternehmungen an der Universität Münster. Zeitschrift für Mundartforschung 32, 1965, S. 157–159.

1966

Zwei wendische Wörter im Niederdeutschen. Nd. Wort 6, 1966, S. 55 f.

Die Herkunft des Wortes Driesch. Nd. Wort 6, 1966, S. 57–69.

1967

Ostobersächsisch Klawatsch 'altes Messer'. Nd. Wort 7, 1967, S. 101–105.

Ein französisches Fischerwort an der Ostsee. Nd. Wort 7, 1967, S. 135.

Priel. Nd. Wort 7, 1967, S. 135.

Die Mundarten. Westfälische Rundschau vom 7./8. Januar 1967. – Abgedruckt in: F. Michael, Westfalen. Bilder und Berichte aus seiner Geschichte, Dortmund [1967], S. 113–115.

Die Münsterschen Wörterbuchunternehmungen. Nd. Kbl. 74, 1967, S. 35 f.

1968

Woordenboek der Zeeuwse dialecten. Bijgebracht door de Zeeuwse Vereniging voor Dialectonderzoek. Redactie H. C. M. Ghijssen. Afl. 1–3, Den Haag: van Goor [1959–65]. Germanistik 9, 1968, S. 33 f.

Veröffentlichungen aus dem Nachlaß

Die germanischen Stammesnamen auf -varii. Frühmittelalterliche Studien 3, 1969, S. 60–70.

Germanisch **war-* 'Wehr' und seine Sippe. Nd. Wort 9, 1969, S. 1–51.

Herausgebortätigkeit

Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, H. 8–10 (H. 9 und 10 zusammen mit J. Schepers), Münster 1949–1952.

Niederdeutsche Studien, 16 Bde., Münster/Köln und Köln/Graz 1954–1968.

Niederdeutsches Wort. Kleine Beiträge zur niederdeutschen Mundart- und Namenkunde, 7 Bde., Münster 1960–1967.

Westfälisches Wörterbuch. Hg. im Auftrage der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe von William Foerste und Dietrich Hofmann. Bisher erschienen: Beiband, bearb. von Felix Wortmann, Neumünster 1969.

Mitherausgeber von: Frühmittelalterliche Studien. Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster, hg. von Karl Hauck, Bd. 1 (1967) und 2 (1968).